



MICHELLE  
JABÈS CORPORA

HIS  
FACE  
IS THE  
SUN

DER THRON  
VON KHETARA

KARIBU

MICHELLE JABÈS CORPORA

HIS  
FACE  
IS THE  
SUN

DIE »THRON VON KHETARA«-  
TRILOGIE

Aus dem Englischen von  
Sarah Heidelberger und Knut Krüger

KARIBU

*Für meinen Vater,  
ohne dessen Geschichten über seine Vergangenheit  
in Ägypten dieses Buch nicht existieren würde.*

*Und für Toth.*

*Danke.*

*Für die Worte.*

*Für die Weisheit.*

*Für die Magie.*



# PROLOG

## MAU

Die Beute der Nacht lag der Katze noch schwer im Magen. Ihre Pfoten hinterließen feucht schimmernde Spuren auf dem gewienernten Palastboden, und ihr Schwanz zuckte nervös. Sie war im Garten auf der Jagd gewesen und hatte sich gerade auf ihr Opfer gestürzt, als plötzlich ein heftiges Gewitter losbrach. Zwar hatte die Maus ihren Appetit gestillt, dafür war nun aber ihr Fell durchnässt. Einmal abgesehen von dem Tag, an dem sie in den Fluss gefallen war, und damals, als ihr einer der kleinen Zweibeiner, die im Palast herumkrabbelten, am Schwanz gezogen hatte, war es das Schlimmste, was ihr je im Leben widerfahren war.

Draußen heulte der Sturm noch immer gegen die Palastwände. Der Laut erinnerte sie an das Rascheln des Chamsinwindes im Papyrusgras. Bereits zum dritten Mal blieb die Katze stehen, um

sich vom Kopf bis zum Schwanz zu schütteln. Diese ganzen Unannehmlichkeiten verstimmten sie.

Feuchte Luft wehte durch den Gang und brachte das Fackellicht zum Tanzen. Es flackerte über die Szenen, die auf den Wänden abgebildet waren, sodass es fast so wirkte, als würden sich die aufgemalten Könige, die in satten Farben aus gelbem Ocker, Umbra und Malachit bei der Jagd oder der Götterverehrung gezeigt wurden, aus eigener Kraft bewegen.

An mehrere der aufgemalten Pharaonen konnte sich die Katze noch erinnern. Da war der mit dem finsternen Blick und den großen Ohren und der Perlhuhnstimme. Dann der, den sie bereits als Jungen gekrönt hatten und der niemals das Mannesalter erreicht hatte. Beide hatte sie gekannt. Während sie unter den schrillen Befehlen des einen immerzu die Ohren angelegt hatte, fraß sie dem anderen unter dem Tisch Fleischstückchen aus der Hand.

Nach ihnen war der vorige König abgebildet. Er hatte den Waffenarm erhoben, um einen Feind zu erschlagen, der ihm zu Füßen kniete. Während seiner Regentschaft war es im Palast laut und so eng wie in einem Bienenstock zugegangen. Mehr als einmal war ihr Schwanz unter stampfenden Füßen eingequetscht worden, und die Palastbewohner waren zu jener Zeit zu beschäftigt gewesen, um ihr Beachtung zu schenken. Aber dann war auch dieser Pharao verschwunden.

Den neuen König gab es noch nicht sehr lange, dennoch mochte ihn die Katze schon jetzt lieber als seinen Vorgänger. Einmal hatte er sich sogar gebückt, um sie zu streicheln. Außerdem ließ er häufig seine halb vollen Teller stehen, damit jemand die Reste entfernte – eine Aufgabe, bei der die Katze nur allzu gern behilflich war.

Manchmal fragte sie sich, ob sie nicht schon viel zu lange lebte. Jedes Mal, wenn ein neuer König mit seiner Gefolgschaft und seiner Familie in den Palast einzog, überlegte sie, ob sie in all der Aufregung womöglich einfach vergessen hatte zu sterben. Allerdings

schien sich niemand an ihrer beständigen Anwesenheit zu stören. Im Gegenteil: Man behandelte sie fast wie eine Göttin. Sogar ein besonderes Fest veranstalteten die Menschen Jahr für Jahr zu ihren Ehren. An diesem Tag tönte auf den Straßen Musik, und Diener brachten ihr große, dampfende Teller voller Fleisch.

Ein schönes Fest, wie die Katze fand.

Eines Tages hatte sie an der Blumengirlande geschnüffelt, die ihr ein Priester um den Hals gelegt hatte, und sich gedacht: *Vielleicht bin ich wirklich eine Göttin.* Nach all den Jahren, die man ihr nun schon gehuldigt hatte, erschien ihr der Gedanke nicht gänzlich abwegig.

Als sie an der Wand des Gangs vor ihrem eigenen Bildnis angekommen war, blieb sie stehen. Sie wusste, dass es sie zeigte, weil man sie mit ihrem liebsten Goldperlenhalsband gemalt hatte. Auf dem Porträt stand sie inmitten des Sumpflands auf den Hinterläufen und hatte das Maul geöffnet, um sich einen auffliegenden Vogel zu schnappen.

*Ein gelungenes Abbild, dachte sie. Edel und beeindruckend. Doch sind meine Streifen noch immer so schwarz und meine Zähne so scharf?*

Vielleicht hatte die Zeit sie schlussendlich doch noch eingeholt.

Die Katze seufzte. Sie war nass und müde und durchgefroren. Jahr um Jahr schienen die Mäuse schneller zu werden. Und hatte ihr die lange Reihe an Königen nicht längst alles gegeben, was dieser Ort zu bieten hatte? Was nutzte es schon, eine müde Göttin in einer ermüdenden Welt zu sein?

Erfüllt von Selbstmitleid setzte sie ihren Weg fort und machte sich weiter auf die Suche nach einem weichen Fleckchen, wo sie sich den Regen vom Fell lecken konnte.

Gerade hatte sie den Weg zum Trakt der Dienerschaft eingeschlagen, da hallte ein hoher Klagelaut durch den Gang. Der Schrei verstummte kurz, als würde der Zweibeiner, der ihn von sich gegeben

hatte, Luft holen müssen, dann wurde er mit gleicher Lautstärke wieder aufgenommen.

Die Ohren der Katze zuckten. Sie lauschte. Wie sie sich danach sehnte, sich in der warmen Kuhle auf dem Schoß einer Dienerin zusammenzurollen, ihrem liebsten Schlafplätzchen während der Nächte! Aber dieses Wehklagen ... Es zog sie zu sich hin. Und so ließ sie sich schließlich auf leisen Pfoten von ihrer Neugierde zur Quelle der grauenerregenden Klänge führen.

Sie folgte den markerschütternden Schreien bis zu einem Durchgang, vor dem ein bauschiger Vorhang hing. Flackernder Feuerchein drang durch den dünnen Stoff. Dahinter waren neben dem Wehklagen noch andere, sorgenvoll gedämpfte Stimmen zu hören. Die Katze schlüpfte durch den Vorhang, der sich hinter ihrem schmalen Körper sofort wieder schloss.

Die Hitze im Inneren des Gemachs war drückend, die Luft salzig vor Schweiß. Es war mit einem Tisch und einem flachen, golden lackierten Bett eingerichtet. In der Mitte des Gemachs hockte eine nackte Frau auf zwei großen Ziegeln, die hüftbreit voneinander entfernt auf dem Fliesenboden ruhten. Ihre kupferfarbene Haut schimmerte. Sie wurde flankiert von zwei Leibdienerinnen in weißen, taillierten Tuniken, die ihr immer wieder die Stirn trocken tupften, während sie einen ihrer lang gezogenen Schreie nach dem nächsten von sich gab. Der Bauch, so groß und rund wie der Mond, hing ihr zwischen den Beinen.

Eine der Dienerinnen nickte rhythmisch und murmelte dabei: »Mache stark ihr Herz, schenke Leben dem Kind. Mache stark ihr Herz, schenke Leben dem Kind ...«

Die andere Dienerin blieb stumm und sah unruhig zwischen ihrer Herrin und der Tür hin und her. Sie war kräftig, und ihre schwieligen, starken Hände stützten die Frau mit unerschütterlicher Kraft.

Als der nächste Schrei der nackten Frau verklang, atmete die Die-

nerin tief durch. »Die Dämpfe sind erkaltet, meine Königin«, sagte sie und deutete auf die wassergefüllte Schale zwischen den Geburtsziegeln. »Soll ich frisches heißes Wasser holen? Vielleicht lindern die Düfte euer Leid.«

Die Königin keuchte. An ihrer Nasenspitze hing eine einzelne Schweißperle. »Das Einzige, was mein Leid zu lindern vermag«, knurrte sie, »ist die Ankunft meiner Amme. Wo steckt sie, Nebet? Und wo sind die Priester? Es ist ein schlechtes Omen, wenn ein Kind geboren wird, ohne dabei das Wort der Götter zu vernehmen. Aber ich kann nicht mehr länger warten.«

Nebet wirkte verzweifelt. »Ich weiß es nicht, meine Königin. Der Sturm gleicht keinem, den ich je erlebt habe. Selbst für die Zeit des Sprießens ist er außergewöhnlich. Vielleicht hat er die Amme und die anderen aufgehalten, und nun kommen sie zu spät ...«

»Zu spät?« Die Königin stöhnte, als die nächste Wehe nahte. »Zur Geburt eines Königs? Da bleibt nur, für sie zu hoffen, dass sie *tot* sind!« Ihr Gesicht war qualverzerrt, und sie setzte zu ihrem nächsten gespenstischen Schrei an. Nebet und die andere Dienerin zuckten zusammen und hielten die Königin fest an den Armen gepackt, während der Schmerz seinen Gipfel erreichte und dann abebbte.

Als die Königin wieder sprechen konnte, keuchte sie: »Zieht die Vorhänge auf, ich kann nicht atmen!«

»Aber der Sturm!«, protestierte die andere Dienerin.

»Verflucht sei der Sturm!«, fauchte die Königin. »Öffnet sie. Jetzt!«

»Ja, Königin Bintanat.«

Das Mädchen hastete zum Fenster, sodass Nebet die Königin nun allein stützte. Die Dienerin zerrte den Fenstervorhang beiseite, und eine feuchte Brise fegte in das Gemach. Die Königin gab einen erleichterten Seufzer von sich, und ihr Körper sackte schwer gegen Nebet, der es nur unter Mühen gelang, ihr Gewicht zu halten, bis das andere Mädchen wieder an seinen Platz zurückgekehrt war.

»Ah ... Das fühlt sich gut an«, murmelte die Königin.

Kurz vor dem Bett reckte die Katze ihre rosafarbene Nase in die Luft. Etwas hier roch seltsam. Etwas, das nichts mit den Düften von Sand und Stein und Grün, das sich durch schwarze Erde schob, gemeinsam hatte. Es war ein rauchiger Brandgeruch, schwer von Honig und Wein, Wacholder und Myrrhe, und er wurde vom Westwind herangetragen. Woher er wohl stammen mochte?

»Königin Bintanat ...«, sagte Nebet behutsam, nachdem sie sich hinge kniet hatte, um ihrer Herrin zwischen die Beine zu schauen.

»Was? Was gibt es?«, fragte die Königin. Ihre Lider waren schwer vor Erschöpfung.

»Ich fürchte, ich sehe bereits den Kopf des Kindes. Euch bleibt keine Zeit mehr.«

Die Königin biss die Zähne zusammen. »Nein«, stieß sie mit einem Anflug von Verzweiflung in der Stimme hervor. »So darf es nicht kommen. Das ist nicht richtig ... Ein König muss seinen Segen erhalten ... den Namen, den die Götter für ihn gewählt haben. Wo stecken sie denn bloß, Nebet?«

Nebet wandte sich noch einmal zur Tür. Ihr Blick war dabei so flehend, als könnte sie durch reine Willenskraft die Ankunft ihrer Retter heraufbeschwören.

Eine heftige Bö drang durchs Fenster, hob den Vorhang an der Tür und bauchte ihn in den Gang dahinter. Im gleichen Augenblick betraten drei Frauen den Raum. Zwei von ihnen waren groß und schlank – die eine mit dunklen Augen, die andere mit hellen. Beide hatten der Mode entsprechend dunkelblau gefärbtes Haar. Die dritte war gedrunken und sonnenegerbt und hatte fleckige, von Warzen übersäte Haut. Alle drei Frauen trugen lange, weiße Gewänder, Gürtel aus Türkis und Lapislazuli und perlenbesetzten Kopfschmuck auf ihrem geflochtenen Haar.

Königin Bintanat hob ruckartig den Kopf. Doch ihre erleichterte Miene wich einem verwirrten Ausdruck. »Wer seid ihr?«, herrschte

sie die drei Frauen an. »Wie könnt ihr es wagen, dieses Gemach ohne meine Erlaubnis zu betreten?«

»Beruhigt Euch, werte Herrin«, sagte die Gedrungene. Ihre Stimme war tief und rau. Ihre rechte Brust ragte aus dem Ausschnitt ihres Kleides und wippte sanft, als sie sich der Königin näherte. »Wir sind gekommen, um zu helfen.«

Doch die Verwirrung der Königin vertiefte sich nur. »Um zu helfen? Hat die Amme euch geschickt?«

Die Frau mit den hellen Augen, die das leuchtende Blau von Lotus hatten, lächelte. »Man hat nach uns geschickt, ja.«

Die Königin sah zwischen den Frauen hin und her. Ihr Misstrauen war noch nicht besänftigt. »Ihr seht nicht aus wie Ammen ...«

»Meine Schwester und ich sind Mütter vieler Kinder«, fügte die mit dem dunklen Blick sanft hinzu. Trotz ihrer unterschiedlichen Augen – ihre waren schwarz wie Obsidian – sahen sich die beiden hochgewachsenen Frauen recht ähnlich. »Und unsere Begleiterin war bei unzähligen Geburten zugegen. Wir sind nur drei einfache Tänzerinnen, Herrin, gekommen aus einem fernen Land. Aber wenn Ihr uns Euer Vertrauen schenkt, wollen wir Euch helfen, Eure Kinder in dieser Welt willkommen zu heißen.«

»Kinder?«, fragte die Königin verblüfft über die Mehrzahl.

Die Gedrungene nickte. »Nicht eines, sondern drei.«

Die Königin öffnete ihren Mund, vermutlich, um zu widersprechen. Doch was herauskam, war ein tiefes Stöhnen. »Die nächste Wehe!«, rief sie. »Es geht zu schnell!« Der Schmerz ließ sie jeden Protest vergessen. »Ja, helft mir«, flehte sie die Frauen an. »Bei den Göttern, so helft mir!«

Wortlos nahmen die drei Frauen mit anmutigen, einstudierten Bewegungen ihre Plätze ein – die Lotusäugige vor der Königin und die mit den Obsidianaugen wie ein Schatten hinter ihr, während sich die Gedrungene hinkauerte und mit ihren ledrigen Händen

zwischen die Beine der Gebärenden fasste. Nebet und die andere Dienerin wichen mit großen Augen zurück. Die drei Tänzerinnen aus der Fremde flößten ihnen Angst ein.

Gnadenlos brach der Schmerz nun in Wellen über die Königin ein, und die Gedrungene krächzte: »Pressen!«

Die Königin packte die Lotusäugige bei den Armen, presste die Augen zu und schrie.

Die Schwestern hielten sie von vorn und von hinten und wiegten sie, besänftigten sie mit geflüsterten Worten, die sie nicht verstand.

»Pressen!«

Die Königin atmete stockend ein, dann schrie sie erneut. Einen Moment später fiel der Gedrungenen ein winziges Bündel in die Hände und gab einen durchdringenden Schrei von sich. Mit einem Stück geschliffenem Flintstein durchtrennte sie die Nabelschnur und reichte der Schwester mit den Obsidianaugen das nasse, schreiende Kind.

»Ein Junge«, sagte die Frau und betrachtete das Neugeborene aus ihren funkelnden dunklen Augen. »Meriamun – er, dessen Gesicht die Sonne ist.«

Die Dienerinnen wechselten einen entsetzten Blick. Diese Frauen halfen dem neuen König nicht nur auf die Welt, sondern schenken ihm auch noch einen Namen? Jeder wusste, dass diese Ehre einzig dem Hohepriester des Amun gebührte! Wer waren sie, dass sie sich eine derart dreiste Ketzerei anmaßten?

Aber die Königin, die noch immer von Wehen gebeutelt wurde, protestierte nicht. »Die Schmerzen ... Wieso enden sie nicht?«, rief sie stattdessen.

Die Gedrungene schob erneut die Hand zwischen die Beine der Königin. »Weil es noch nicht zu Ende ist, Herrin. Und jetzt presst!«

Die Königin brüllte und bäumte sich auf, ihre Zehen bohrten sich in die Ziegel unter ihren Füßen. Gleich darauf glitt ein zweites Kind in die gefleckten Hände der Gedrungenen. Nachdem sie die

Nabelschnur durchtrennt hatte, überreichte sie das Neugeborene der Schwester mit den Lotusaugen.

»Ein Mädchen«, sagte diese und lächelte, als das Kind leise brabbelte.

»Sitamun – sie, die alle Namen kennt.«

Der Körper der Königin erschlaffte, und sie sank in sich zusammen. Die beiden Dienerinnen eilten ihr zur Seite und packten sie bei den Schultern, um sie zum Bett zu tragen. Doch die Gedrungene hielt sie auf. »Noch nicht«, sagte sie heiser. »Eines kommt noch.«

Königin Bintanat sah auf und schüttelte den Kopf. »Die Schmerzen sind vorbei. Wie kann da noch eines kommen?«

Die Gedrungene zuckte mit den Achseln. »Vielleicht nimmt dieses Kind den Schmerz freiwillig auf sich.« Widerstrebend stieg die Königin wieder auf die Geburtsziegel und nahm ihre ursprüngliche Haltung ein.

»Bitte, meine Herrin, presst.«

Auch wenn die Königin nach wie vor ungläubig wirkte, schloss sie gehorsam die Augen und spannte ihren Leib an.

Die Gedrungene streckte die Hände aus, sodass das dritte Kind, das kleiner war als die ersten beiden, hineinfiel. Es gab keinen Laut von sich, während sie die Nabelschnur durchtrennte.

»Geht es ihm gut?«, fragte die Königin mit einem nervösen Blick nach unten.

Die Gedrungene nahm das winzige Kind selbst auf den Arm und gab ihm den Finger zum Saugen. Der Junge sah sie aus seinem ersten kleinen Gesicht an. »Ja. Ein zweiter gesunder Junge. Bakenamun – er, dessen Herz verborgen ist.«

Die Königin gab einen tiefen Seufzer von sich und lächelte zufrieden. Draußen wusch der peitschende Regen den Schmutz von der Welt und brachte sie zur Ruhe wie eine Mutter ihr Kind.



Als wenig später die Amme und die Priester unter Entschuldigungen und ehrfürchtigen Verbeugungen triefnass und zerzaust in die Kammer stürmten, lag die Königin bereits mit einem Kind an jeder Brust in ihrem Bett. Meriamun trank gierig, während Sitamun beim Saugen ihre kleinen Händchen dem flackernden Fackelschein entgegenstreckte. Bakenamun, das dritte Kind, beobachtete sie von den Armen der Dienerin aus und wartete geduldig, bis es an der Reihe war. Jedes Neugeborene trug eine Halskette aus Gold- und Karneolperlen auf einer Leinenkordel.

Nebet war damit beschäftigt, die benutzten Tücher aufzusammeln und die Vorhänge zu schließen, damit der Wind nicht durch die Fenster pfliff. Draußen hatte sich ein durchscheinender Nebel über das Land gesenkt. Nebets Augen waren geweitet, ihr Blick entrückt. Als hätte sie etwas Heiligem und Unerklärlichem beige-wohnt.

Die Tänzerinnen waren wieder in die Nacht verschwunden.

Die zuvor noch so dringlich erwartete Amme stand reumütig vor dem Bett, ihre Miene die eines Hundes, der mit Prügeln rechnete.

»Meine Königin«, stammelte sie. »Wir haben alles getan, um eher zum Palast zu gelangen, das schwöre ich! Aber die Tempelstraße war überflutet, und ich ...«

»Die Frauen, die du mir geschickt hast. Die Tänzerinnen«, unterbrach sie die Königin. Ihre Stimme klang ungewöhnlich gelassen. »Sie waren gut. Seltsam ... Aber gut.«

Die Amme, die nichts von irgendwelchen Tänzerinnen wusste und ganz sicher auch keine geschickt hatte, blinzelte. Dann verneigte sie sich, ohne sich etwas anmerken zu lassen. »Ich bin erfreut, dass sie Euch genehm waren, Königin Bintanat.« Der Zorn der Königin war besänftigt worden, und es war nicht ratsam, diesen Umstand infrage zu stellen.

»Sagt dem König, er soll kommen, um seine Söhne und seine Tochter willkommen zu heißen«, befahl Königin Bintanat. »Sicher-

lich wird er erfreut sein über die Nachricht, dass es drei an der Zahl sind. Die Götter haben uns heute gesegnet.«

»O ja, das haben sie, meine Königin«, stimmte die Amme ihr zu und verneigte sich. Dann hastete sie schnell wie der Wind den Gang entlang.

Die Katze beobachtete die Geschehnisse voller Interesse aus ihren Goldaugen. Sie hatte es warm und trocken und fand die Betriebsamkeit um sie herum belebend. *Vielleicht gibt es hier ja doch noch das ein oder andere zu sehen, ehe ich sterbe*, dachte sie. *Vielleicht sollte ich doch noch ein Weilchen länger bleiben.*

Mit einem eleganten Bogen um das Geburtsblut, das noch immer in großen Pfützen auf den Kacheln schimmerte, bahnte sie sich den Weg zu einem Haufen benutzter Leintücher, drückte sie mit den Pfoten zurecht und begann, sich mit ihrer rauen rosafarbenen Zunge zu putzen.



# 1

## SITA

Sitamun lag bäuchlings am Teichrand und beobachtete die Fische. Es waren vielleicht ein Dutzend, manche so groß wie ihre Hand, andere so lang wie ihr Arm. Träge ließen sie sich durch das kristallblaue Wasser treiben. Sita strich mit den Fingerspitzen über die Oberfläche, und sofort kamen die Fische angeschwommen, um mit ihren runden, hungrigen Mäulern daran zu saugen. Für Sita spielte es keine Rolle, ob die Fische ihre Finger für Futter hielten oder sie nach ihren jahrelangen täglichen Besuchen hier im Lustgarten einfach nur gut kannten. Sie liebte es, sich zwischen Duftlotus, Alraunen und Mohnblumen die sengende Mittagssonne auf Beine und Schultern scheinen zu lassen. Um diese Tageszeit war der Lustgarten ein Ort der Stille und Einkehr, an den sie sich zurückziehen konnte, wenn ihr das geschäftige Gedränge im Palast zu viel wurde.

Ihr Karneol-Amulett, das die Form eines Isisknotens hatte, baumelte von ihrem Hals und streifte beinahe das Wasser. Als die oberste Priesterin aus Bubas angereist gekommen war, um es ihr an ihrem dreizehnten Geburtstag zu überreichen, hatte Sita es zunächst für ein Anch gehalten. Aber die Frau hatte missbilligend mit der Zunge geschlulzt. »Seht Ihr die Arme, kleine Prinzessin?«, hatte sie gefragt. »Sie deuten nach unten. Es ist kein Kreuz, sondern ein Stoffknoten. Stoff, der mit dem ersten Blut des Frauseins getränkt wurde – eine Schwelle, die Ihr bald überschreiten werdet. Mit diesem Amulett, dem Blut, den Zaubern und den magischen Worten der Isis schützen wir Euch vor all jenen, die Euch Böses wollen. Tragt es zu jeder Zeit.«

Vier Jahre waren seit jenem Tag verstrichen. Vier Jahre, in denen Sita das Amulett niemals abgelegt hatte.

Einer der Fische schien es für ein besonders saftiges Stück Fleisch zu halten und knabberte daran herum, sodass Sita es wieder in den Falten ihres Kleids verschwinden ließ. Die übrigen Fische hatten inzwischen das Interesse am Geschmack ihrer Fingerspitzen verloren und schwammen langsam davon. Als sich die Wasseroberfläche wieder beruhigt hatte, betrachtete Sita ihr Spiegelbild und strich sich das Haar glatt, das von der warmen Brise zerzaust worden war.

Ihre langen, schwarzen Haare waren ihr größter Stolz. Sie waren so dick, dass sie keine Haarteile benötigte und ihre Mutter sie damit in Ruhe ließ. Sita trug ihr Haar in dem traditionellen Stil für Mädchen ihres Alters: zwei Strähnen fielen ihr über die Schultern, der Rest war auf dem Rücken mit einem Goldring zusammengefasst. Eine der Dienerinnen hatte Goldfäden und rote Karneole hineingeflochten, die bei jeder Bewegung leise klirrten. Anfangs hatte sie sich durch die Geräusche noch gestört gefühlt und gejamert, dass sie sich vorkomme wie eine der Palastkatzen, deren Ankunft stets vom Klimpern ihrer perlenbesetzten Halsbänder angekündigt

wurde. Doch als sich nun das Sonnenlicht in ihrem Haarschmuck verfang, musste sie selbst zugeben, dass er hübsch aussah.

Sie hatte schon früh begriffen, wie besonders ihr Äußeres war, aber eher dadurch, wie sich die anderen ihr gegenüber verhielten. Denn ihrer eigenen Meinung nach war sie nicht hübscher als all die jungen Dienerinnen im Palast. Jede von ihnen wäre ähnlich anziehend gewesen wie sie, hätte man auch ihre Haut mit den feinsten Ölen behandelt und sie in Leinen gekleidet und mit Schmuck behängt. Manchmal missfielen ihr ihre aggressiven Gesichtszüge sogar – die stolze Nase, die starken Brauen, das ausgeprägte Kinn. Doch in den vergangenen Jahren hatte sich ihre Meinung zu ihrem Spiegelbild gewandelt, weil ihr aufgefallen war, wie die jungen Männer auf ihre Gegenwart reagierten.

Noch immer verhielten sie sich respektvoll und ehrerbietig. Aber da war noch etwas anderes, Neues in ihren Blicken. Etwas, das Sita daran erinnerte, wie die getigerte Palastkatze die dicken kleinen Vögelchen beobachtete, die durch den Garten schossen.

*Gier. Hunger.*

Anfangs hatte Sita diese Veränderung noch als beängstigend empfunden, weil sie dadurch gezwungen war, diese Männer – die sie teilweise kannte, seit sie Jungen gewesen waren – in einem neuen Licht zu sehen. Die Männer, aber auch sich selbst. Was, wenn ihr auffälliges Aussehen kein Nachteil war, sondern eine Stärke? Nachdem ihr das bewusst geworden war, hatte es nicht mehr lange gedauert, bis sie denselben Hunger verspürte, den sie aus den Blicken der Männer las. Und nun sehnte sie sich danach, ihn auch zu stillen.

Nur die Umsetzung gestaltete sich schwierig. Abgesehen von offiziellen Veranstaltungen kam Sita nur selten aus dem Palast, und innerhalb seiner Mauern gab es nicht einen Mann, der für ein Stelldichein – und sei es noch so spielerisch – zur Verfügung gestanden hätte, ohne dass ernste politische Konsequenzen drohten.

Mit Ausnahme der Diener natürlich.

Und der Wachen.

Eine der Enten im Teich quakte und schlug mit den Flügeln, so dass die Wasseroberfläche in Bewegung geriet. Sita hielt die Luft an und regte sich nicht. Lauschte.

Das leise Kichern einer Frau drang an ihre Ohren.

Mit hämmerndem Herzen drückte sich Sita flach auf den Boden. Sie war nicht die Einzige, die wusste, dass der Garten um diese Tageszeit Privatsphäre bot. Und so gern sie die Fische auch beobachtete – sie waren nicht der wahre Grund für Sitas Besuche.

Sie spähte durch eine Öffnung zwischen den Rosenbüschen, die das gegenüberliegende Teichufer säumten. Durch die Lücke hatte sie freie Sicht auf die Platane an der Gartenmauer. Zwei Gestalten erschienen – eine Dienerin und ein Wachmann. Beide sahen sich verstohlen um und versicherten sich, dass sie auch wirklich allein waren.

Sita lächelte in ihrem Versteck zwischen den Lotusblüten.

Zufrieden wandte sich die Dienerin wieder zu ihrem Begleiter um und schlang ihm die Arme um den Hals. »Ich habe dich vermisst«, sagte sie. Sie war zart und hatte eine schmale Taille, aber ihre Arme und Schultern waren muskulös vom Tragen der Tablett voller Essen und Getränke, die sie dem König zu seinen Mahlzeiten brachte.

Der Mann warf ihr ein gieriges Grinsen zu, ein Ausdruck, den Sita sofort erkannte. Seine Brust war nackt, darunter trug er einen Schendit, einen weißen Faltschurz, der kurz überm Knie endete. In der Scheide an seiner Hüfte steckte die geschwungene Klinge eines Cheschs, und um den Hals trug er ein Band mit dem Horusaugesymbol.

»Und was genau hast du vermisst?«, flüsterte er, während er ihren Anblick in sich aufzog.

»Deine Berührungen«, entgegnete sie schüchtern.

»Was noch?«, fragte er weiter, den Mund bereits auf ihrer Halsbeuge.

»Deine Lippen.« Sie legte den Kopf in den Nacken und schloss die Augen.

»Es tut mir leid, dass ich dich habe warten lassen«, murmelte er heiser und schob dabei eine Hand zwischen die Falten in ihrem Kleid, suchte einen Weg unter den Stoff.

Sita beobachtete das Geschehen mit leicht geöffneten Lippen. In ihrem Bauch breitete sich eine herrliche Wärme aus. Über dem Paar saßen zwei Langschwanzmakaken in den Zweigen und verfolgten die Geschehnisse am Fuß des Baums ebenfalls mit großem Interesse.

»Schnell«, sagte das Mädchen. »Wir haben nicht viel Zeit.«

»Wie du wünschst«, erwiderte der Wachmann und drückte sie mit dem Rücken gegen die raue Baumrinde. Die Affen keckerten, doch die beiden Liebenden schienen es gar nicht zu bemerken.

Sitas Wangen wurden rot. Sie wusste, dass sie besser wegsehen sollte, doch sie konnte nicht. Wie gebannt beobachtete sie die beiden weiter, hypnotisiert vom Wiegen ihrer Hüften, dem Schwung seines Rückens, der Hand, die sich die Dienerin auf den Mund presste, um ihre Schreie zu ersticken. Der Anblick faszinierte Sita so, dass sie sich vergaß und ein leises Stöhnen über ihre Lippen drang und durch den Garten schwebte wie eine Rauchschwade.

Sita schlug sich nun ebenfalls die Hand vor den Mund. *Du dummes Ding!*, schalt sie sich in Gedanken. *Hast du den Verstand verloren?* Nun konnte sie nur zu den Göttern beten, dass die beiden nichts mitbekommen hatten.

Doch zu ihrem Entsetzen hielten die Dienerin und der Wachmann inne.

»Hast du das auch gehört?«, flüsterte das Mädchen.

Bei der Vorstellung, erwischt zu werden, wurde Sita flau im Magen. Denn sie mochte zwar die Tochter des Königs sein, und die beiden waren nur einfache Diener – aber sie wusste, wie die Dinge in diesem Palast liefen. Das Mädchen brauchte die Geschichte nur

einer ihrer Freundinnen zuzuflüstern, die in der Küche arbeiteten, und schon würden es die Leibdienerinnen wissen. Von dort aus würde das Gerücht zu den Nebenfrauen und ihren Hofschranzen gelangen, und noch vor Sonnenuntergang würde auch Sitas Mutter davon erfahren haben. Königin Bintanat würde dieser unziemliche Zeitvertreib ihrer Tochter mit Sicherheit nicht glücklich stimmen.

*Sicher waren es nur die Affen*, dachte sie und schickte den Gedanken in die leichte Brise hinaus, in der Hoffnung, dass er zu der Dienerin oder dem Wachmann hinübergeweht wurde. *Nur die Affen, nichts weiter.*

»Da kommt jemand!«, flüsterte der Mann dringlich. »Schnell, nimm den Seitenausgang für die Gärtner. Ich Sorge dafür, dass dich niemand sieht.«

Sita war verwirrt. Wenn die beiden nicht sie gehört hatten, wen dann? Sie beobachtete, wie das Mädchen dem Wachmann einen flüchtigen Kuss auf die Wange drückte und anschließend zwischen den Rosenbüschen verschwand. Gerade wollte sie selbst davon schleichen, da hörte sie Schritte auf dem steinernen Pfad, gefolgt von einer vertrauten Stimme.

»Ah, Femi! Genießt du den Frieden des Gartens?«

Der Wächter räusperte sich. »So ist es, meine Königin.«

Sita spürte, wie ihr die Farbe aus dem Gesicht wich.

*Von allen Menschen in diesem Palast musste es ausgerechnet meine Mutter sein?*

Sie spähte über die Blumen hinweg. Königin Bintanat leuchtete mit den Mohnblüten um die Wette. Sie trug ein langes rotes Kleid und einen goldenen Gürtel. Zwei breite Streifen bedeckten lose ihre Brüste, darüber schimmerte ein breites Halsband aus Lapislazuli und Obsidian, das die Form eines Geiers hatte, der die Flügel über ihre breiten Schultern ausbreitete. Die Lieblingsperücke ihrer Mutter war von einem zarten Netz bedeckt, das ihr vor vielen Jahren von einem Abgesandten geschenkt worden war, der den Palast

besucht hatte. Sita konnte sich nur deshalb an ihn erinnern, weil er die ersten Granatäpfel ins Königreich gebracht hatte, Früchte, die nun in Thonis und in den Gärten des Amun-Tempels angebaut wurden. Sita war noch ein Kind gewesen, als sie ihre ersten Granatapfelkerne gekostet hatte, und hielt sie noch immer für das Herrlichste, was sie je gegessen hatte.

Der Gesandte hatte – wie so viele vor ihm – geäußert, Sita und ihr Bruder müssten ihr gutes Aussehen wohl von ihrer Mutter geerbt haben. Und als Sita die Königin nun sah, musste sie ihm zustimmen. Wobei sie hoffte, dass die Zeit ihr eines Tages etwas freundlicher gesonnen sein würde als ihrer Mutter. Denn Gesicht und Körper der Königin mochten zwar lang und elegant sein, aber gleichzeitig wirkte es auch so, als wären sie im Lauf ihres Lebens zu einer Ansammlung flintsteinscharfer Kanten verwittert.

In diesem Moment sprangen beide Affen aus dem Baum und kreuzten den Weg der Königin. Kurz schreckte sie auf, und ihre ocker bemalten Lippen zogen sich angespannt zusammen. Doch schon im nächsten Moment hatte sie die Fassung zurückgewonnen. Seufzend klopfte sie sich einen unsichtbaren Dreckkrümel vom Kleid und richtete ihre Aufmerksamkeit wieder auf Femi. In seinem drahtigen schwarzen Haar, das wie bei den meisten Palastwachen kurz geschnitten war, schimmerte der Schweiß.

»Ich bin auf der Suche nach der Prinzessin«, sagte die Königin zu ihm. »Und ich weiß, dass sie ihre Nachmittage gern hier verbringt. Sie sollte sich auf das Fest heute Abend vorbereiten, anstatt sich mit den Affen im Staub zu wälzen.«

Femi schüttelte den Kopf. »Ich bitte um Verzeihung, Königin Bintanat, aber ich habe sie nicht gesehen.« Seine Haltung war ungelink, das eine Bein halb mit dem anderen überkreuzt. Er sah aus, als wäre er am liebsten vom Erdboden verschluckt worden.

Die Königin gab ein entnervtes Schnauben von sich. »Aber überall sonst habe ich schon gesucht. Sie muss einfach hier sein.«

Sitaaaa!« Ihr Ruf war so laut, dass sogar die Affen wieder zurück auf ihren Baum sprangen.

Sitas Gedanken rasten. Ihr blieben nur noch wenige Momente, danach war es zu spät, um noch zu handeln. Was sollte sie nur tun? Ohne weiter darüber nachzudenken, drehte sie sich auf den Rücken, umfasste ihr Amulett und schickte ein Stoßgebet zu Isis. Dann setzte sie sich auf.

Femi und die Königin entdeckten sie sofort.

»Da bist du ja!«, rief die Königin verärgert.

Femi starrte sie entsetzt an. »Prinzessin Sitamun ...«, murmelte er leise und verneigte sich ehrerbietig.

»Oh, guten Tag, Mutter. Femi.« Sita gähnte absichtlich laut und reckte sich, dann stand sie auf. »Ich war im siebten Schlaf. Der Lehrer hat mich heute Abschnitte aus der Geschichte von Sinuhe auf-sagen lassen. Von der vielen Leserei bin ich ganz müde geworden.«

Königin Bintanat verdrehte die Augen. »Ich werde ein ernstes Wort mit diesem Mann wechseln müssen. Wieso besteht er darauf, deine Zeit mit albernem Geschichten zu verschwenden, wo du dich doch auf Politik und Steuern konzentrieren solltest? Eine Königs-tochter sollte sich mit derlei Dingen auskennen.«

*Aber ich liebe die Geschichten, dachte Sita. Und sie sind eindeutig unterhaltsamer als Steuern.* Aber sie wusste, dass Widerspruch zwecklos war. »Ja, Mutter«, entgegnete sie nur.

»Da sind ja die Palastkatzen besser vorbereitet als du!«, fuhr ihre Mutter fort, als hätte sie nichts gesagt. »Du stinkst nach Fisch. Sag deinen Leibdienerinnen, sie sollen Cyprinum-Öl in dein Badewasser geben. Und deine Haare ...«

Sita folgte ihrer Mutter aus dem Garten, spürte dabei aber Femis suchenden Blick auf sich ruhen.

»Macht Ihr öfter Euer ... ähm ... Schläfchen im Lustgarten, Prinzessin?«, fragte er vorsichtig.

»O ja, ständig sogar«, erwiderte Sita verschmitzt. »Hier habe ich

immer besonders lebhaft Träume.« Sie warf ihm einen vielsagen-den Blick zu.

Der Wachmann schluckte merklich. Dann öffnete er den Mund, als wollte er noch etwas fragen, warf aber einen Blick zu Königin Bintanat, die bereits außer Hörweite war, und schloss ihn wieder.

Sita musste ein Lächeln unterdrücken. Das Schicksal hatte sich gewendet. Noch vor wenigen Augenblicken hatte sie sich um ihren Ruf gesorgt, nun war es der arme Femi, der sich Gedanken machen musste. Es war die ideale Gelegenheit, um ihm zu versichern, dass sie auf seiner Seite war. Dass seine Geheimnisse bei ihr sicher waren. Dass er ihr vertrauen konnte ...

»Besuchst du heute Abend das Bastet-Fest?«, fragte sie bemüht beiläufig.

»Ja«, antwortete Femi. »Alle Wachen werden im Einsatz sein, um die Sicherheit der Feiernden zu gewährleisten.«

»Auch das letzte Fest musst du besucht haben«, fuhr Sita fort und beobachtete dabei ihre Mutter aus dem Augenwinkel, die von einer der Nebenfrauen abgefangen worden war und nun mit Fragen ge-löchert wurde. »Und die beiden davor ebenfalls. Denn du bist jetzt seit vier Sommern Mitglied der Wache.« Den letzten Teil sagte sie, ohne darüber nachgedacht zu haben, und bereute ihn, kaum dass die Worte heraus waren. *Wieso solltest du so genau wissen, wie lange er schon hier ist? Nun wird er denken, du hast mitgezählt!*

Femi lächelte, als wäre ihm bewusst, dass nun wieder er die Oberhand hatte. »Aber ja, so ist es«, erwiderte er. »Wie schön, dass Euch das aufgefallen ist.«

Sita fuhr sich mit der Zunge über die Lippen. Warum verhielt sie sich in Anwesenheit dieses Mannes wie ein Dummerchen? Er war ein Nichts, ein Diener. Eine Waffe, wenn auch eine aus Fleisch und Blut. Sie hätte ihn haben können, wann immer sie wollte. Sie brauchte nur ein Wort zu sagen.

*Nur willst du ihn nicht auf diese Weise.*

*Du willst, dass er von selbst zu dir kommt.*

*Du willst das Spiel spielen. Genauso wie alle anderen auch.*

»Und wie war es?«, fragte sie.

»Das Bastet-Fest?«

»Ja.«

Femi lachte leise auf und schüttelte den Kopf. Dann musterte er sie aus seinen grünen Augen mit den schweren Lidern. »Wie ein Traum, aus dem man nicht mehr aufwachen will.«

Sita blinzelte. Ihre Wangen wurden heiß.

»Sitaaaa!«, rief ihre Mutter.

»Ich ... Ich muss jetzt gehen«, stammelte sie.

»Das müsst Ihr in der Tat, meine Prinzessin.« Femi verneigte sich erneut.

»Vielleicht ...«, sagte sie und setzte sich wieder in Bewegung, um der Königin zu folgen, ließ Femi dabei aber nicht aus dem Blick, »... sehe ich dich ja dort?«

»Vielleicht«, antwortete er. Sein Kopf war noch geneigt, sodass sie sein Gesicht nicht sehen konnte, aber sie hätte schwören können, dass er lächelte.

Sie verließ den ummauerten Garten und schloss zu ihrer Mutter auf, die zu einer ganzen Litanei an nötigen Vorbereitungen ansetzte. Doch Sita hörte nur mit halbem Ohr zu. Das Flattern in ihrem Bauch war wieder da. Sie hatte genügend geflüsterte Unterhaltungen zwischen den Dienerinnen belauscht, um zu wissen, wie beliebt Femi bei ihnen war. Er hatte mit gleich mehreren von ihnen gelegentliche Liebeleien, war aber Ehrenmann genug, um die Einzelheiten für sich zu behalten.

Seit sie davon gehört hatte, schenkte sie ihm mehr Aufmerksamkeit. Versuchte, einen Blick auf ihn zu erhaschen, wenn er im Dienst war und mit den anderen Wachen lachte. Und dann, als sie eines Tages auf dem Weg von ihrem Schlafgemach zu ihrem Lehrer gewesen war, hatte sie ihn dabei erwischt, wie er sie mit dem

vertrauten gierigen Ausdruck im Blick musterte, den sie auch von anderen Männern kannte.

Und so hatte das Spiel begonnen.

Kurz darauf hatte sie herausgefunden, dass er nachmittags regelmäßig Mädchen in den Lustgarten brachte. Doch es gab neben der Dienerin, die sie gerade beobachtet hatte, noch zwei weitere, welche Sita in Femis Gesellschaft aufgefallen waren. Zu ihrer Überraschung schienen die Mädchen davon zu wissen und hatten nichts an dem Arrangement auszusetzen. Vielleicht, weil sie selbst mehrere Partner trafen. Dies war eine Form von Freiheit, die ihr als Prinzessin auf ewig verwehrt bleiben würde, und sie beneidete die Dienerinnen darum. Auch sie wollte einen Schluck aus Femis Tasse trinken.

Kichernd betrat sie nun das kühle Dämmerlicht des Palastes und sah sich dabei noch ein letztes Mal um. Doch Femi war bereits fort. Der Garten lag leer und in leuchtend gelbes Licht getaucht da. Die beiden Affen, nun auf sich gestellt, jagten einander über die Steinfliesen, während am wolkenlosen blauen Himmel über ihnen ein Falke langsam seine Kreise zog.

Beinahe ein ganzes Jahr lang hatte sie nicht den Mut aufgebracht, den nächsten Schritt zu wagen.

Bis zum heutigen Tag.

»Achte darauf, heute Abend bei klarem Verstand zu bleiben«, sagte Königin Bintanat, während sie gemeinsam mit Sita durch die Haupthalle des Palastes zu den Frauengemächern eilte. Sonnenlicht fiel durch die hohen, quadratischen Fenster auf die üppig bemalten Wände, Säulen und breitblättrigen Palmen, die in der Mitte der Halle wuchsen. Um sie herum gingen Diener und Adlige ihren Angelegenheiten nach und nickten Königin und Prinzessin im Vorbeilaufen respektvoll zu.

Eine schwarz getigerte Palastkatze tapste an ihnen vorbei. Sie

erinnerte Sita an die Katze, die sie als kleines Mädchen am liebsten gehabt hatte. Aber es konnte nicht dieselbe sein – dafür war es viel zu lange her. Die Katze trug ein edelsteinbesetztes Halsband und wirkte verschlafen und vollgefressen. Wie all die anderen Katzen auch genoss sie heute am Tag der Bastet vermutlich Sonderbehandlung.

»Die Menschen kommen aus ganz Khetara, um den Festlichkeiten beizuwohnen«, fuhr die Königin fort. »Und nicht mit allen teilen wir gemeinsame Werte. Wenn du es zulässt, verschleppen sie dich bis ans Meer und bringen dich durstig wieder zurück, Prinzessin hin oder her.«

»M-hm«, machte Sita unverbindlich. Die Königin hatte viele Fähigkeiten – insbesondere die, so gut wie jedes Vergnügen im Keim zu ersticken.

»Ich habe Meri die Aufgabe erteilt, dich im Auge zu behalten«, sagte die Königin. »Er hat das Fest bereits im vergangenen Jahr besucht. Solange du dich an ihn hältst, dürfte dir also nichts passieren.«

Sita fluchte lautlos in sich hinein. Sie war immer noch wütend, weil ihr Bruder letztes Jahr bereits hatte mitfeiern dürfen und sie nicht, obwohl sie beide genau gleich alt waren. Überraschend war die unterschiedliche Behandlung allerdings nicht, schließlich war er ein Junge und der Liebling ihrer Mutter.

*Meri, der Schöne.*

*Meri, der Kluge.*

*Meri, der zukünftige König.*

Aber auch durch die wachsamen Blicke ihres Bruders würde sie sich nicht davon abhalten lassen, den heutigen Abend zu genießen.

»Und was ist mit Kenna?«, fragte sie.

Die Königin seufzte. »Bakenamun wünscht, den Abend allein mit seinen Schriftrollen im Tempel zu verbringen.«

»Wirklich?« Sita konnte den Anflug von Enttäuschung in ihrem

Tonfall nicht verbergen. Ihr zweiter Bruder war zwar immer schon eher gelehrig und mürrisch gewesen. Dennoch hätte sie sich gewünscht, er würde ebenfalls an den Feierlichkeiten teilnehmen. Aber in letzter Zeit schien er sich einzig für seine Studien bei den Sem-Priestern zu interessieren.

»Ich habe versucht, ihn zu überreden, aber er behauptet, er sei ›beschäftigt‹. Zu beschäftigt, um zu leben, wie es scheint.« Die Königin schnalzte missbilligend. »Neuerdings bezeichnet er sich als ›Mann des Anubis‹. Es gibt durchaus Familien, für die diese ... *Position*«, bei dem Wort verzog sie leicht angewidert das Gesicht, »... angemessen wäre. Aber doch nicht für unsere! Ich werde nie verstehen, weshalb euer Vater ihm das durchgehen lässt.«

Sita mied ihren Blick. Kenna tat ihr leid. Als einzige Tochter genoss sie immerhin einen kleinen Bruchteil der Gunst der Königin, auch wenn der Löwenanteil Meri gebührte. Doch ihr stiller, kleiner Bruder hatte sich niemals im warmen Licht der Liebe ihrer Mutter sonnen dürfen. Nicht einen Moment lang. Und so war es kein Wunder, dass er sich lieber in den schattigen Räumlichkeiten des Tempels aufhielt.

Auf einmal schien das geschäftige Treiben in der Halle zum Erliegen zu kommen. Königin Bintanat blieb so plötzlich stehen, dass Sita fast in sie hineingerannt wäre.

»Sieh an«, sagte die Königin. »Kaum spricht man von der Katze, da kommt sie auch schon angesprungen. Dort ist dein Vater.«

Sita spähte um die Schulter ihrer Mutter herum. Der König wurde in seiner Sänfte vorbeigetragen. Es war eine seiner Alltagsänften, die nur von vier Dienern getragen wurde und nicht von zwölf wie seine Festtagssänften. Dennoch war es ein Anblick, der eines Pharaos würdig war. Der Thron war vergoldet. In die Seiten war eine Parade von Bittstellern graviert, die vor Amun niederknieten. Die Armlehnen hatten die Form zweier sich aufbäumender Kobras.

Darin saß König Amunmose, den Kopf auf eine Faust gestützt. Er trug einen grünen Schendit, goldene Sandalen und ein Leopardenfell über der Schulter. Sita fiel auf, dass das Fell stellenweise kahl war und die Kleidung des Königs, die sich einst über einen massigen, gut genährten Leib gespannt hatte, inzwischen schlaff an ihm herabhing. Ein einfacher goldener Stirnreif, verziert mit einem Schlangenkopf aus Juwelen, hielt den grün-golden gestreiften Kopfschmuck, der sein Gesicht umrahmte. Seine leuchtend bunte Kleidung bildete einen harten Kontrast zu seinem bleichen Gesicht, dem auch die dunklen Linien aus schwarzem Khol und grüner Farbe um die Augen nicht zu mehr Lebendigkeit verhelfen vermochten.

Er wirkte ausgehöhlt, wie die abgeworfene Haut einer Schlange.

Die Veränderung war anfangs nur langsam vorangeschritten, so dass sie Sita eine Zeit lang gar nicht aufgefallen war. Und auch sonst niemandem. Aber dann war sie immer offensichtlicher geworden, nicht nur für sie, sondern für jeden, der dem Pharao begegnete. Ihr Vater, der noch vor einem Jahr sein stattliches, geselliges und für sein unziemliches Verhalten berühmtes Selbst gewesen war, siechte dahin.

Und so sehr er auch versuchte, seine Krankheit geheim zu halten, breitete sich die Kunde im Flüsterton in den Palastgängen aus, und die Gerüchte wurden mit jedem Tag lauter und beharrlicher. Auch die regelmäßigen Besuche der Heilpriester und die wachsende Zahl an Heilamuletten um den Hals des Königs waren schwer zu ignorieren.

Erst an diesem Morgen hatte Sita gehört, wie die Leibdienerinnen leise über ihn sprachen, als sie den Boden ihres Schlafgemachs fegten. »Ich habe gehört, der Pharao befindet sich in den Fängen eines Dämons«, hatte eines der Mädchen gesagt. »Und dass sich sein Zustand einfach nicht bessern will, obwohl die Priester alles versucht haben.«

Sita achtete nicht auf das Gerede. Die Dienerschaft liebte nichts

mehr als Klatsch und Tratsch, und das, obwohl sie wussten, dass eine derartige Blasphemie für sie mit Peitschenhieben geendet hätte, wären ihre Worte einer anderen als Sita zu Ohren gekommen. Aber sie sah keinen Grund, es zu melden. Denn letztlich waren die Dienerinnen nur beunruhigt.

Manchmal fragte sich Sita, ob sie vielleicht doch Grund zur Sorge hatte. Aber dafür war ihr Vertrauen in die Macht der Priester zu tief. Sie waren die besten der Welt. Außerdem: Ihr Vater, der Gottkönig von Khetara, sollte sich von etwas so Gewöhnlichem wie einer Krankheit vom Thron abhalten lassen? Die Vorstellung war einfach nur lächerlich.

Also versuchte Sita, nicht darauf zu achten, wie er aussah. Genauso wie sie nicht darauf zu achten versuchte, wie er sie behandelte. Denn das war es, was von einer braven Tochter erwartet wurde.

Königin Bintanat beugte sich zu ihrem Ehemann vor. »Solltet Ihr nicht gerade mit den Wesiren über die Getreidesteuer verhandeln?«, fragte sie so leise, dass niemand sonst sie verstehen konnte.

König Amunmose schlug träge nach dem halbmondförmigen Fächer, mit dem ihm ein Diener Luft zuwedelte, und musterte seine Frau desinteressiert. »Seid gegrüßt, meine Vermählte. Von ebenjenem Treffen komme ich gerade. Es war sehr kurz. Die Wesire sagten: *Mein König, wir haben nicht genügend Getreide*, worauf ich in meiner unendlichen Weisheit antwortete: *Dann baut mehr davon an.*« Er zwinkerte einer Leibdienerin zu, die gerade vorbeikam.

Sita sah die Kaumuskulatur ihrer Mutter arbeiten. »Aber, aber, *imi-ib*«, sagte Königin Bintanat honigsüß. Diesen Kosenamen nutzte sie besonders häufig, wenn sie wütend war. »Auch wenn ich im Traum nicht daran denken würde, Euer Urteilsvermögen infrage zu stellen, so habe ich doch gehört, dass sich die Lage in Unterkhetara täglich verschlimmert. Und hier oben im Norden sieht es kaum besser aus. Meine Boten berichten, dass die Dorfmärkte

in Per-Amun und Menef zu kämpfen haben, und Bubas befindet sich auf demselben Weg. Du hättest sehen sollen, wie mager die Waren gewesen sind, die mich mit der letzten Lieferung flussabwärts erreichten. Dürres Vieh, kümmerliche Feldfrüchte und kaum ein Dutzend Töpfe Ocker und Ölflaschen.«

Der König hob die Brauen. »Was höre ich da? Ich soll mich wegen ein paar verschrumpelter Salatköpfe in Unruhe versetzen lassen? Meine Liebe, es schmerzt mich sehr, dass Euch die Delikatessen und die Farben, die Ihr bestellt habt, nicht zufriedengestellt haben. Aber ich werde deswegen doch keinen Krieg beginnen.«

Die Königin schloss die Augen, als müsste sie erst die nötige Kraft sammeln, um fortfahren zu können. »Ich sage ja auch nicht, dass Ihr einen Krieg beginnen sollt, mein König«, entgegnete sie in übertrieben geduldigem Ton. »Ich befürchte nur, dass die Umstände Symptome eines größeren Problems sein könnten. Eines Problems, das womöglich weiterwächst, wenn es nicht gelöst wird. Ich möchte damit einzig nahelegen, dass es vielleicht nicht verkehrt wäre, etwas genauer darüber nachzudenken. Denn ohne das Wort des Pharaos sind die Wesire nicht mehr als Beine ohne einen Kopf, der ihnen die Marschrichtung vorgibt.«

»Und *vielleicht*«, entgegnete der König, wobei er den Tonfall der Königin nachahmte, »sollten Eure Ohren etwas genauer darüber nachdenken, was sie zu hören belieben.« Seine Stimme hatte eine gewisse Schärfe angenommen. »Die Wesire haben Angst vor ihrem eigenen Schatten. Wir haben Unterkhetara unter Kontrolle. So ist es seit Beginn meiner Herrschaft, und so wird es auch bleiben. Bis zum Ende.« Das letzte Wort sprach er voller Entschlossenheit.

Dann wurde seine Miene weicher, und er lächelte. »Ehrlich, Binta. Es ist Bastets Nacht, und das ist Eure Sorge? Heute ist ein Tag der Anbetung. Ein Tag, an dem wir feiern!« Er stieß einen der Sänfenträger mit dem Ellenbogen an. »Und um ein paar Röcke zu heben, hab ich nicht recht, Tabu?«

Der Sänfenträger grinste. »Allerdings, mein Pharaos.«

»Seht Ihr?« König Amunmose schlug dem Mann herzhaft auf den Rücken. »Selbst Tabu hier weiß, worauf es im Leben wirklich ankommt. Und das sind nicht die Wesire und ihre verfluchten Getreidesteuern.«

Königin Bintanat schloss die Augen und verzog die Lippen zu einem harten Strich. »Wie Ihr meint, mein König.«

Der Blick des Pharaos glitt weiter zu Sita. »Ich wette, du freust dich schon auf den Tag, an dem du zum ersten Mal die Festlichkeiten besuchen wirst, stimmt's, Sitamun?«

Sita blinzelte. »Aber ich besuche die Festlichkeiten doch heute Abend, Vater«, erwiderte sie. »Zum ersten Mal.«

Der König musterte sie mit einem merkwürdigen Blick. Als würde er sie plötzlich in einem neuen Licht sehen. »Nein«, dröhnte er dann. »Nein, ist es denn möglich, dass die Zeit so schnell verstrichen ist?« Die Worte mochten wehmütiger Natur sein, doch im Tonfall des Königs klang eine Spur von Entsetzen mit. Und Sita hatte das Gefühl, dass es ihrem Vater dabei weniger um ihr Älterwerden ging als darum, wie sein eigenes Leben verstrich.

Der König hatte nie sonderlich auf seine Kinder geachtet. Dazu war er meistens zu beschäftigt damit, den Freuden des Lebens zu frönen – Essen, Trinken, Spiele und Frauen. Königin Bintanat mochte zwar seine erste Frau sein, doch der Palast platzte vor Nebenfrauen, Konkubinen und den Konsequenzen, die es hatte, dass er sich regelmäßig mit ihnen vereinte, beinahe aus allen Nähten. Während er die Gesellschaft der Frauen zwar genoss, überließ er es lieber anderen, sich ihre Beschwerden anzuhören. Und so kam es, dass selbst Sita nur selten mit ihm sprach, obwohl ihr die Ehre zuteilwurde, die wichtigste Frau im gesamten Palast zu sein, da durch ihre Adern das reinste königliche Blut floss.

»Ja, während der Zeit des Sprießens sind meine Brüder und ich siebzehn geworden«, erklärte Sita, dann fügte sie hinzu: »Ich bete

dafür, der Göttin heute Nacht alle Ehre zu erweisen und ihre Gunst zu erlangen.« Sie konnte ja wenigstens den Anschein wahren, eine anständige Tochter zu sein, auch wenn sie in Gedanken selbst bei den Freuden des Lebens war – insbesondere bei jenen, auf die sie im Garten gestoßen war.

Der Blick des Königs wurde weich, als er an die Vergangenheit dachte. »Ach, ja ...«, sinnierte er. »Ich erinnere mich noch genau an die Nacht, in der ihr drei geboren wurdet. *Und der Sturm ließ trockenes Land zu Meer werden, und Priester und Amme trotzten zu Fuß der Flut, und als sie den Palast erreichten, jubelten sie ob dessen, was sie dort erblickten: nicht nur ein Kind, sondern drei, dem Königreich geschenkt durch die Hände der Götter.*«

Sita lächelte, als sie die vertrauten Wörter ihrer Geburtsgeschichte hörte. Seit sie ein kleines Mädchen gewesen war, hatte Nebet ihr wieder und wieder von jener Nacht erzählt, in der Khetara von einem tosenden Gewitter heimgesucht worden war, wie es das Land nie zuvor und nie danach gesehen hatte. Ihre Brüder und sie waren zu Anfang der Herrschaftszeit ihres Vaters geboren worden, und die Geschichte hatte inzwischen Legendenstatus erlangt. Viele Menschen glaubten, bei den drei Tänzerinnen, die ihrer Mutter während der Geburt beigestanden hatten, hätte es sich um Göttinnen gehandelt. Das gesamte Königreich hatte sich in die Drillinge und die Geschichte ihrer scheinbar übernatürlichen Geburt verliebt, was wiederum die Glaubwürdigkeit ihres Vaters beachtlich verstärkt hatte.

Und das war auch mehr als nötig gewesen. Denn der große Semataui, der vor ihm König gewesen war, hatte die zwei Länder vereint und war im Kampf gefallen – ein Held, der keine lebenden Thronfolger hinterlassen hatte. Ihr Vater war Sematauis Großwesir gewesen, und auch wenn es durchaus nachvollziehbar gewesen war, dass er auf den Thron nachrückte, so floss in seinen Adern doch kein königliches Blut.

Um die Nachfolge dieser Legende antreten zu können, hatte Amunmose eine eigene Legende benötigt.

Und diese hatten ihm die Drillinge verschafft.

König Amunmose schüttelte den Kopf und lachte leise auf. »Manchmal frage ich mich, wie viel davon wirklich meiner Erinnerung entspringt und wie viel der Geschichte, die man sich seitdem darüber erzählt. Aber vielleicht spielt das ja auch keine Rolle. Wenn man etwas nur oft genug wiederholt, wird es irgendwann zur Wahrheit.« Er brach ab und überlegte. »Das erinnert mich an etwas, das sich vor vielen Jahren ereignet hat, kurz nach eurer Geburt. Ein Wüstenpriester bat mich um Audienz. Er schwadronierte von irgendeinem uralten Orakel und dass dieses in Zusammenhang mit eurer Geburt stehe. Keiner der Priester des Amun hatte je von ihm oder seiner Familie gehört. Er war nicht mehr als ein Taugenichts auf der Suche nach Macht. Selbstverständlich haben wir ihn vor die Tür gesetzt. Doch nicht einmal vor den Palasttoren wollte er aufhören, von Tod und Zerstörung zu sprechen. Er glaubte diesen ganzen Unsinn wirklich.« Der König beugte sich von seiner Sänfte herab und zog Sita an der Schulter zu sich.

Beim Geruch seines Atems rümpfte sie unwillkürlich die Nase. Er stank nach Wein und noch etwas anderem. Genauso hatte es damals in dem Quartier der Nebenfrau gerochen, die über Nacht unerwartet gestorben und erst am nächsten Morgen, als sie schon steif und kalt war, gefunden worden war. Säuerlich und nach Fäulnis.

»Von allen Menschen sind sie die gefährlichsten, Sitamun. Vergiss das nie. Menschen, die so von ihrem Glauben überzeugt sind, dass sie nicht mehr auf ihren Verstand hören.« Er nahm eines seiner Amulette ab und drückte es ihr in die Hand. »Hier, nimm das«, sagte er. »Du brauchst es dringender als ich.«

Sita betrachtete den Malachit in ihrer Hand. Er war zu einem Skarabäus zurechtgeschnitten, nicht anders als die Unmengen an ähnlichen Amuletten, die sie ihr Leben lang an den Menschen hier

im Palast gesehen hatte. Warum schenkte ihr Vater es ihr ausgerechnet jetzt?

»Weißt du, was der Skarabäus bedeutet, Tochter?«, fragte er.

Sita rief sich in Erinnerung, was sie von ihrem Lehrer gelernt hatte, der Jahre damit verbracht hatte, ihr beizubringen, die Götterworte zu lesen und zu schreiben und Geschichte, Mythen und Götter Khetaras zu verstehen. Die Namen und Krönungsdaten der Könige auswendig zu lernen, hatte sie zwar fast zu Tode gelangweilt, aber der Rest hatte ihr Freude bereitet, auch wenn ihre Mutter stets der Meinung gewesen war, sie hätte besser andere Dinge lernen sollen.

»Er ist ein Symbol für Transformation und Wiedergeburt«, antwortete sie. »Das Skarabäusweibchen rollt eine Dungkugel und legt seine Eier darin ab, so wie Chepre jeden Morgen die Sonne über den Horizont rollt und Tag für Tag von Neuem das Leben erschafft.«

Der König wiegte seinen Kopf, als wäre er nur teilweise zufrieden mit dieser Antwort. »Ja, das ist alles richtig. Aber was du dir wirklich über diesen Käfer merken solltest, ist Folgendes: Wenn du bis zu den Ohren in der Scheiße steckst, dann musst du in dir selbst nach dem Unerwarteten suchen. Nur dort wirst du die Lösung finden.« Er musterte sie eindringlich. »Hast du das verstanden, Sitamun?«

Sita spürte, wie sich ihre Brauen hoben. »Ähm ...«

Die ernste Miene ihres Vaters wich einem Grinsen. Er lachte, bis er einen Hustenkrampf bekam und sich wieder in seinen Thron zurücksinken lassen musste. Nachdem er einen großen Schluck Wein aus seinem Becher getrunken hatte, sagte er: »Na, Tabu? Hat dir das gefallen? *Bis zum Hals in der Scheiße?* Wie es aussieht, ist dein Pharao ein Mann mit ungeahnten Talenten, was?«

»Unermessliche Talente sogar, mein König«, stimmte Tabu ihm zu.

Königin Bintanat warf einen ungeduldigen Blick zu den Fenstern, hinter denen die Sonne bereits ein beträchtliches Stück tiefer stand, und wippte mit dem Fuß. »Ich bin mir sicher, dass Sitamun die Gaben Eurer Weisheit zu schätzen weiß, *imi-ib*«, sagte sie. »Doch sie muss sich jetzt wirklich für die Festlichkeiten zurechtmachen.«

Ohne auf die Worte seiner Frau zu achten, reckte der König den Hals, um einem niedlichen kleinen Mädchen nachzusehen, das dicht gefolgt von einer jungen Frau durch die Halle rannte.

»Ist das Maet?«, rief er. »Ja, ist das meine kleine Pflaume?«

Das kleine Mädchen quietschte und schoss auf die Sänfte zu, so dass ihr Seitenzopf tanzte, den sie wie die meisten Kinder im Reich trug. Rasch wurde sie von einem der Sänfentträger hinaufgehoben und dem König auf den Schoß gesetzt. Maet war die Tochter einer seiner Nebenfrauen und sein persönlicher Liebling.

Sita bemühte sich, nicht allzu eifersüchtig zu sein. Schließlich war die Kleine erst sechs Jahre alt.

Maet umschloss das Gesicht des Königs mit ihren winzigen Händen und musterte ihn voller Ernst. »Du siehst lustig aus, Yati«, verkündete sie.

Der König streckte ihr die Zunge heraus und schielte. Maet kicherte. »Komm, mein kleines Kätzlein«, sagte er. »Suchen wir uns etwas Leckeres zu essen, ja?« Dann wandte er sich noch einmal an Sita. »Genieß die Festlichkeiten heute Nacht, Sitamun«, sagte er. »Binta«, fügte er mit einem kurzen Blick zu seiner Frau hinzu, dann bedeutete er seinen Dienern, ihn weiterzutragen.

Sita sah der Sänfte hinterher, die langsam ihren Weg durch die Halle fortsetzte. Seine Worte hatten sie beunruhigt. *Er ist krank, und vermutlich obendrein betrunken*, sagte sie sich. Was für Medizin war das eigentlich, die ihm die Priester verabreichten? Ob sie der Grund dafür war, dass er so seltsame Geschichten erzählt hatte?

»Komm jetzt«, sagte die Königin und zog sie weiter. »Wir haben schon genug Zeit verschwendet.«



»Sita? Sitamun!«

Sita fuhr so ruckartig hoch, dass nach Blüten duftendes Badewasser über den Rand des Alabasterbeckens schwappte. »Was?«

Ihre Leibdienerin Nebet, eine Frau mittleren Alters, saß am Beckenrand. Auf ihren Lippen lag ein nachsichtiges Lächeln. »Wenn du fertig bist, solltest du aus dem Wasser kommen. Es wird bereits kalt.«

»Oh, Ja, entschuldige bitte, Nebet.« Sita stieg aus dem Becken. Ihre kupferfarbene Haut schimmerte von dem Olivenöl im Wasser.

»Vorsichtig.« Nebet reichte ihr eine Hand, um ihr herauszuhelfen und zu verhindern, dass Sita auf dem Fliesenboden ausrutschte.

Ihre Berührung war kraftvoll und vertraut, mehr noch als die von Sitas Mutter. Nebet war seit ihrer Geburt stets an ihrer Seite gewesen. Hatte sie vom ersten Tag an gefüttert, bewacht, ins Bett gebracht. Ihr einst dunkles Haar war grau geworden, und ganz gleich, wie oft Sita auch wiederholte, sie könne es doch mithilfe von Wacholderbeerensud wieder braun färben – Nebet weigerte sich beharrlich. Wann immer Sita das Thema aufbrachte, betonte Nebet, sie habe sich ihre grauen Haare »verdient« und werde sie sich von niemandem mehr wegnehmen lassen.

Nebet nahm ein weiches Leintuch von dem Schemel, auf dem sie gesessen hatte, und rieb damit Sitas Haut trocken. »Träumst du von heute Abend?«, fragte sie.

»Ja«, antwortete Sita. Was genau sie sich gerade ausgemalt hatte, war ihr allerdings zu peinlich, um es Nebet gegenüber preiszugeben. Denn ihre Gedanken waren bei Femi und einigen der Dinge gewesen, die sie heute im Lustgarten mit angesehen hatte.

Nachdem Nebet die anderen Leibdienerinnen herbeigerufen hatte, damit sie das Bad reinigten und das Festgewand vorbereiteten, setzte sie Sita vor den Messingspiegel, der an der Wand ihres Gemachs hing. Sita beobachtete, wie Nebet ihr nasses Haar zu Zöpfen flocht, auf die sie dünne Goldzylinder fädelt.

»Du solltest dich heute während der Festlichkeiten amüsieren«, sagte Nebet nach einer Weile in nachdenklichem Ton. »Aber vergiss nicht ihren wahren Zweck. Denn sie dienen nicht allein deinem Vergnügen.«

Bei dem Wort *Vergnügen* stieg Sita die Röte in die Wangen. Es kam ihr vor, als würde Nebet die Bilder von Femi sehen können, die ihr durch den Kopf gingen. »Aber Bastet ist doch die Göttin des Vergnügens«, erwiderte sie. Sie dachte an die schlanke Frau mit dem Katzenkopf, die auf Schriftrollen und Palastwänden abgebildet wurde. »Je ausgiebiger wir feiern, desto mehr ehren wir sie damit, oder etwa nicht?«

»So ist es«, stimmte Nebet zu. »Sie betrachtet unsere Musik, unseren Tanz und unsere Festlichkeiten als Huldigung an das Leben und belohnt uns dafür mit ihrem Schutz. Aber hat dir dein Lehrer denn nicht Bastets anderen Namen beigebracht?«

Sita runzelte die Stirn. Nebet war eine sehr gläubige Frau. Sitas Gutenachtgeschichten hatten neben ihrer Geburtslegende stets von den Göttern und ihren Abenteuern gehandelt, und Nebet hatte es nie auch nur einen Tag lang versäumt, an ihre Opfertaten zu denken. Entsprechend überraschte die Frage Sita nicht. Nur machte es sie ein wenig verlegen, die Antwort nicht zu kennen.

»Ich fürchte, nein.«

Nebet schnalzte mit der Zunge. »Wir beleidigen Bastet mit dieser verharmlosten Darstellung ihrer wahren Macht. Als wäre sie eine Katze ohne Klauen! Man kann kein Licht auf die eine Seite von etwas werfen, ohne dass auf der anderen ein Schatten entsteht.«

Sita war verblüfft über die plötzliche Leidenschaft in der Stimme ihrer Leibdienerin. Nebet war doch sonst immer so sanftmütig und zart.

»Wie meinst du das? Wie lautet Bastets anderer Name denn?«

Nebet hielt mit dem Flechten inne und sah auf. Im Spiegel suchte sie Sitas Blick. »Sie ist die Herrin des Gemetzels. Die Beschützerin der Unschuldigen und Rächerin all jener, denen Unrecht widerfahren ist.«

Sita schluckte.

»Sie ist es, die das Haus vor bösen Geistern schützt«, fuhr Nebet fort und fuhr dabei eine Spur zu heftig mit dem Kamm durch Sitas Haar. »Geistern wie jenem, der deinen Vater krank macht. Und du, mein Mädchen, würdest gut daran tun, heute Nacht, wenn du singst und tanzst, zu der Göttin zu beten, damit sie ihn von diesem Dämon erlöst, ehe ... ehe ...«

»Ehe was?«

Nebet schwieg eine ganze Weile lang. Ihr Gesicht war blass geworden.

»Ich muss mich entschuldigen, Prinzessin«, sagte sie schließlich und legte Sita eine Hand auf die Schulter. »Ich weiß nicht, was in mich gefahren ist. In letzter Zeit überkommt mich hin und wieder dieses schreckliche Gefühl ... dieses ... Grauen. Aber das ist keine Entschuldigung. Ich habe meine Grenzen überschritten. Wenn Ihr mich entlassen wollt, kann ich Euch verstehen.«

»Nein, nein, das ist schon in Ordnung«, antwortete Sita hastig und legte ihre Hand auf Nebets. Sie mochte es nicht, wenn ihre Leibdienerin so ehrfürchtig mit ihr sprach. »Du wolltest mir doch nur helfen. Ich würde dich niemals fortschicken, um nichts auf der Welt. Ich verspreche, dass ich mein Bestes geben werde, um die Göttin zu ehren. Vater zuliebe.«

»Und dir selbst«, fügte Nebet leise hinzu. »Denn du bist es, die mir am meisten am Herzen liegt.«

In diesem Moment kehrten die anderen Leibdienerinnen zurück. »Euer Kleid, Prinzessin Sitamun«, sagte eine von ihnen.

Sita erhob sich. Bis auf den Isisknoten und das Skarabäus-Amulett war sie nackt. Die Frauen legten ihr ein Untergewand aus hauchzartem weißem Leinen um, so dünn, dass der Schatten ihres nackten Körpers noch darunter zu sehen war. Darüber zogen sie ein fein gearbeitetes Kleid aus einem perlenbesetzten Netz, das ihr bis zu den Knöcheln reichte. Es bestand aus roten, blauen und schwarzen Keramikperlen, die zu einem Diamantmuster angeordnet waren. Es folgten ein breites Perlenhalsband, in das ein goldener Skarabäus eingearbeitet war, sowie je ein goldener Reif für jeden Arm. Während ihr eine der Frauen goldene Ohringe anlegte, umrandete eine zweite ihre Augen mit schwarzem Kajal und bemalte ihre Lippen und Wangen mit rotem Ocker.

Nebet war einen Schritt zurückgewichen, beobachtete mit ver-schränkten Armen das Geschehen und griff nur hin und wieder ein, um einen Zopf oder eine Falte zurechtzustreichen.

»Und du bist sicher, dass du heute Nacht dieses Kleid tragen willst, Sitamun?«, fragte Nebet. »Es ist entzückend, aber ein wenig ...«

»Ich bin jetzt siebzehn, Nebet«, antwortete Sita und hob das Kinn. »Eine Frau. Da sollte ich auch das Kleid einer Frau tragen.«

»Wie du wünschst«, erwiderte Nebet sanft.

Sie tupfte gerade Rosenöl an Sitas Schläfen und Halsbeuge, als aus der Richtung des Gangs ein Schatten, lang und schmal wie eine Klinge, den Boden zerschnitt.

Sita fuhr herum und sah einen jungen Mann in der Tür lehnen. Vor der Glut des Sonnenuntergangs war nur seine Silhouette zu erkennen. Er trug einen weißen, knielangen Schendit und einen Gürtel mit einem meisterlich gearbeiteten Schmuckanhänger aus denselben Obsidian- und Straußeneierschalenperlen, die auch seinen Halsschmuck zierten, den er über einem durchsichtigen, locker fallenden Hemd trug, durch das seine nackte Brust zu erkennen

war. Sein Haar war wie Sitas dick und schwarz und fiel ihm in glänzenden Wellen auf die Schultern. Er beobachtete sie aus Augen, kaum anders als jene, die ihr gerade noch aus dem Spiegel entgegengesehen hatten. Es waren Augen voller Feuer und Schalk – daran hatte sich seit damals, als sie noch Wiegenkinder im Arm ihrer Ammen gewesen waren, nichts geändert.

»Ich grüße dich, Schwester«, sagte Meriamun. Seine Stimme war glatt und süß wie Honig. »Bist du bereit?«

Sita stand auf. Ihre goldenen Zöpfe klimperten wie Glöckchen. Ihre Leibdienerinnen wichen mit verneigten Köpfen zurück. Sita warf noch einen kurzen Blick zu Nebet. Die ältere Frau bemühte sich zu lächeln, doch ihre Augen blieben ernst.

»Die Göttin erwartet uns«, sagte der Prinz.

Sita grinste. Die Vorfreude überwog ihren Ärger darüber, dass man ihr einen Beschützer an die Seite gestellt hatte, und bezwang selbst die angespannte Wachsamkeit, die sich nach dem merkwürdigen Gespräch mit ihrem Vater über sie gelegt hatte. War sie bereit, sich mit Leib und Seele in diese Nacht zu stürzen? In die wilden, herrlichen Freuden, mit denen die Festlichkeiten einhergingen? War sie bereit, vom Leben zu kosten, bis es ihr die Kehle hinabrann und sie von innen mit Feuer erfüllte? War sie bereit, sich fallen zu lassen? Ihre Manieren zu vergessen und in die Arme eines Liebhabers zu sinken, in den Himmel zu schreien und bis zum Morgen grauen zu tanzen?

»Ja!«, rief sie.



## 2

## NEFF

*Es war eine mondlose Nacht, und sie war allein inmitten der Wüste.*

*Die Luft regte sich nicht, war unberührt vom Atem anderer Lebewesen. Da waren nur die Dünen, die sich in die Ewigkeit erstreckten wie das Urwasser, das einst die Erde bedeckt hatte, als sie noch neu gewesen war.*

*Frische Hufspuren führten vor ihr über den Grund. Sie waren klein und gespalten, und sie folgte ihnen. Bei jedem mühseligen Schritt sanken ihre Füße tief im Boden ein.*

*Das Lamm lag in einem Lichtfleck, und da kein Mond am Himmel stand, wusste sie, dass das Licht von dem Tier selbst ausgehen musste. Blut floss aus einer klaffenden Wunde an seiner Seite und trankte seine weiße Wolle dunkelrot. Dennoch gab das Lamm keinen*

Laut von sich, sondern richtete nur seine seltsam horizontalen Augen auf sie.

»Hütet Euch!«

Das Maul des Lamms bewegte sich nicht. Dennoch wusste sie, dass die Stimme ihm gehörte. Sie hatte einen trübseligen Klang. Den Klang unliebsamer Neuigkeiten. Den Klang wahr gewordener Alpträume.

»Hütet Euch, denn bald schon wird der große Fluss von Khetara mit Blut gefüllt sein.«

Sie wich einen Schritt zurück und presste sich die Hände auf die Ohren, um die Stimme nicht mehr hören zu müssen. Aber das Lamm sprach weiter.

»Die Lügen werden so prächtig gedeihen wie der Weizen auf den Feldern, und wo einst Ordnung herrschte, wird das Chaos regieren. Aus den Tiefen der Erde wird ein Geheimnis heraufsteigen, und die rote und die weiße Krone werden für immer zerbrechen.«

»Schluss!«, rief sie, doch die Stimme versiegte nicht, geriet nicht einmal ins Stocken, obwohl sich immer mehr Blut um das Lamm sammelte und in gewaltigen Mengen aus dem kleinen Leib herausströmte, sodass es die Wüste tränkte und sich über dem gesamten Land ausbreitete.

»Sei gewarnt, Thonis, großes Haus des Amun! Hütet Euch vor alledem, was ungesehen unter Euch weilt!« Das Lamm brüllte auf, und die Wüste verwandelte sich in ein wildes rotes Meer aus schreckenerregenden, zähflüssigen Dünen.

»Sei gewarnt, Sakesch! Hütet Euch vor alledem, was brennt und Euch zerstört!«

Sie begann zu versinken. Das Lamm schwebte über der Oberfläche des neuen Meers, ohne sie aus dem Blick seiner gespenstischen grünen Augen zu lassen. Sie schrie und warf sich in dem zähen Wasser herum, bis der metallische Geschmack von Blut ihren Mund füllte.

»Hütet Euch! Leid und Verderben den Kindern beider Länder!«

Nefermaat schnappte nach Luft und fuhr aus dem Schlaf hoch.

Sie setzte sich auf der Schilfgrasmatte auf, die ihr als Schlafunterlage diente, und sah sich keuchend und mit verquollen Augen in dem bescheidenen Heim ihrer Familie um.

Morgenlicht fiel durch die quadratischen kleinen Fenster an den Längsseiten. Die Schlafmatten ihrer Mutter und ihres Vaters waren leer. Verzweifelt versuchte sie, die letzten Fäden ihres Traums zu fassen zu bekommen. An den Worten und Bildern festzuhalten, ehe ...

»Oh, gut, du bist wach!«, sagte ihre Mutter, die gerade mit zügigen Schritten die Lehmziegeltreppe aus dem Erdgeschoss hinaufkam. Unter einem Arm trug sie einen Bierkrug, unter dem anderen einen stoffumwickelten Brotlaib. »Wir wollten gerade essen. Schnell, mach dich bereit, Neff. Du weißt, wie sehr es dein Vater hasst, zu spät zum Markt zu kommen.«

Neff rieb sich die Augen. Das wenige, an das sie sich von ihrem Traum noch erinnern konnte, war verfliegen. Geblieben war ihr nur das kalte, beklemmende Gefühl, etwas überaus Wichtiges vergessen zu haben.

»Ich komme ja schon, Mamet«, murmelte sie und schlüpfte in die gewebten Papyrussandalen, die am Fuß ihrer Schlafmatte bereitstanden. Dann glättete sie die Falten in ihrem weißen Kalasiris-Kleid und rückte die Träger zurecht. Nachdem sie sich das Gesicht am Wasserbecken gewaschen und mit den Fingern ihre kinnlangen, braunen Locken gekämmt hatte, nahm sie die Treppe nach oben aufs Dach.

Es war noch früh, sodass die Sonne angenehm und nicht zu heiß war. Neff sog die frische Luft tief in sich auf und sah sich um. Aus Lehmziegeln gemauerte Häuser, die an ihr eigenes erinnerten, standen eng an eng in geraden, nach Süden ausgerichteten Reihen, durchbrochen nur vom großen Tempel der Bastis an der südlichen Grenze von Bubas. Dahinter lagen die Lande von Unterkhetara –

Hurwar, Per-Abu und Sakesch. All diese Namen kannte sie aus den Geschichten, die abends am Feuer erzählt wurden. Geschichten über den großen Krieg, der sich Jahre vor ihrer Geburt ereignet hatte. Es waren Geschichten über Macht und Ruhm und König Sematauis legendären Sieg über den Regenten aus dem Süden. Im Westen wand sich wie ein breiter, blauer Finger der Iteru, und im Norden am Ufer des Flussdeltas lag Thonis, Heimat des Pharaos und Hauptstadt des Königreichs.

Bei allem, was sich westlich des Iterus befand, handelte es sich um das Rote Land. Manchmal kamen von der anderen Seite des Flusses bärtige Stammesleute in wallenden dunklen Roben ins Dorf, um mit den khetarischen Händlern Waren zu tauschen. Doch sie blieben niemals lang. Ihr Vater traute ihnen nicht, und so hielten es auch sonst alle, die sie kannte.

»Es freut mich, wenn ich mit ihnen ins Geschäft komme«, hatte einer der Gemüsehändler in Neffs Gegenwart einmal gesagt, »aber deswegen lade ich sie noch lange nicht zum Abendessen ein.« Neff selbst war noch nie einem Stammesmitglied begegnet. Meist kamen sie, um Lebensmittel, Werkzeuge und Stoff zu tauschen. Für die magischen Schriftrollen, mit denen ihr Vater handelte, interessierten sie sich in der Regel nicht. *Vermutlich glauben sie nicht an solche Kräfte*, dachte Neff. Einen Augenblick lang blickte sie noch auf die goldenen Hügel der Wüste, die sich bis zum Horizont zu erstrecken schienen. An den Rändern ihrer Erinnerung lauerten noch immer die Geister ihres Traums.

»Nun hör doch endlich auf zu trödeln, Neff!«, rief ihr Vater und winkte sie ungeduldig zu sich. »Setz dich und iss.«

Er saß unter einem großen, gewebten Baldachin, der einer ganzen Ecke des Dachs Schatten spendete, und bediente sich bereits an dem Bier und dem Brot, die ihre Mutter aus dem Keller für sie heraufgebracht hatte.

Er war kahl und hatte ein rundes Gesicht mit einer hervorsprin-

genden Nase. Wie immer trug er eine steife Leinentunika, die ihre Mutter Abend für Abend aufhängte, damit sie über Nacht nicht zerknitterte. An der Taille wurde sie von einem sorgsam bestickten Gürtel zusammengehalten, ein Luxus, den er sich vor einigen Monaten geleistet hatte, nachdem er eine ganze Woche lang mit dem Lederhändler herumgefeilscht hatte. »Wir steigen auf in der Welt, Ahura«, hatte er zu ihrer Mutter gesagt, als sich diese über den Preis beschwerte. »Und so muss ich auch aussehen. Wie ich stets zu sagen pflege: Wenn man respektiert werden will, dann muss man sich diesen Respekt auch verschaffen.«

Neff setzte sich zu ihm unter den Baldachin und brach sich einen Kanten Brot ab. Dazu trank sie eine Tasse Bier.

»Es versteht sich wohl von selbst, dass sich unsere Wohlstandsrollen am besten verkaufen«, sagte ihr Vater mit vollem Mund zu ihrer Mutter. Offenbar führte er damit ein Gespräch fort, das die beiden bereits begonnen hatten, ehe Neff sich zu ihnen gesetzt hatte. »Aber du würdest staunen, wie viele Liebes- und Schönheitsrollen ich verkaufe. Kaum zu fassen, nicht? Die Menschen stehen kurz vor dem Hungertod, und doch tauschen sie ihre letzte Zwiebel bei mir ein, um straff und schön für ihren Liebhaber oder ihre Liebhaberin zu sein. Pah! Aber na ja, ein Narrenhandel ist nicht weniger wert als jeder andere auch, wie ich zu sagen pflege ...«

Neffs Mutter schüttelte traurig den Kopf. Sie war klein und zart, und ihr Haar und ihre Haut waren von dem hellen Braun einer Trauertaube. »Es wird mit jedem Tag schlimmer. Schon jetzt gibt es kaum mehr etwas, das man anbieten kann, und noch weniger, was man dafür tauschen könnte! Weißt du, wie viel ich für die Bohnen und das Gemüse für diese Woche eintauschen musste?«

»Deswegen müssen wir ja auch größer denken, verstehst du? Uns an den wandelnden Markt anpassen. Imeni hat mir berichtet, dass auf dem Markt in Thonis das Geschäft mit Flüchen floriert.«

»Flüche?«, rief Neffs Mutter entsetzt auf und verharrte mit dem

Besen, mit dem sie das staubige Dach gekehrt hatte, mitten in der Bewegung. »Pepi. Aber das kann doch unmöglich dein Ernst sein.«

»O doch, Ahura, wenn die Flüche sich verkaufen, dann verkaufe ich sie auch. In Zeiten wie diesen darf man nicht zimperlich sein. Wenn wir den Kopf über Wasser halten wollen, meine Liebe, dann müssen wir den Leuten geben, was sie wollen. Ob es nun gut für sie ist oder nicht.«

Neffs Mutter blickte zwar missmutig drein, fegte aber mit einem resignierten Seufzer weiter. »Wie du meinst, *imi-ib*. Wer war noch gleich dieser Imeni?«

»Der Juwelier. Du weißt schon, der mit der Frau mit dem Muttermal hier.« Ihr Vater deutete auf seine Wange.

»Ach ja, natürlich. Die mit dem versalzenen Fisch.«

Ihr Vater lachte schelmisch. »Mit den beiden werden wir niemals wieder essen, was?«

Neff aß ihr Brot und lauschte dabei mit halbem Ohr dem Geplauder ihrer Eltern. Die Spruchrollen ihres Vaters waren nicht immer so beliebt gewesen, doch im vergangenen Jahr hatte er in Bubas den Ruf eines wahren Glückshändlers erlangt, was er einer Mischung aus Zufall und Gerissenheit zu verdanken hatte. Zufall, weil zwei Frauen aus dem Dorf kurz nach der Verwendung seiner Liebesrollen Ehemänner gefunden hatten, Gerissenheit, weil Pepi dafür gesorgt hatte, dass die beiden auch der letzten Seele in ihrem Dorf davon erzählten. Indem er Tag für Tag auf dem Markt den Geschichten der Leute lauschte, hatte ihr Vater ein Gespür für ihre Wünsche und Ängste entwickelt. Dieses Wissen nutzte er nun, um zu verkaufen, zu verkaufen und noch mehr zu verkaufen. Wirkte ein Zauber, kam der Kunde stets zurück, weil er mehr davon wollte. Wirkte der Zauber nicht, und der Kunde kehrte zum Verkaufsstand ihrer Familie zurück, um sich zu beschweren, ließ sich ihr Vater eine logische Erklärung einfallen – und zwar stets eine, welche die Schuld beim Kunden sah.

Pepi schrieb die Zauber in der Volksschrift, einer stark vereinfachten Version des »Wortes der Götter«, die die Händlerschicht benutzte, um Geschäfte zu machen. Doch ein Großteil der Bevölkerung konnte nicht einmal sie lesen. Schreiben zu können galt selbst als eine Art Magie, und die meisten Khetarer brachten Personen, die diese Kunst beherrschten, eine gewisse Ehrfurcht entgegen. Dadurch war es für Neffs Vater ein Leichtes, den verärgerten Kunden einzureden, dass sie wohl nicht die richtigen Worte gesagt hatten. »Wenn ihr den Zauber nicht auf die rechte Weise sprecht«, verkündete er in solchen Fällen, »dann kann die Magie keine Wirkung zeigen!«

Was dazu führte, dass die Kunden eine neue Rolle kauften und verzweifelt versuchten, diesmal alles richtig zu machen.

Und so kannte die ganze Stadt seinen berühmten Marktschrei, den er inzwischen schon so oft gerufen hatte, dass Neff manchmal hörte, wie er ihn noch im Schlaf murmelte.

»Spruchrollen! Äußerst wirksam! Sie haben schon Tausende Male gewirkt!«

Der Erfolg seines Handels hatte es ihnen ermöglicht, das zweigeschossige Haus zu errichten, das ihre Mutter jeden Morgen so liebevoll fegte und aufräumte. Ihr Vater war allerdings nur selten zu Hause. Er war stets der erste Händler auf dem Markt und der letzte, der abends ging, und nach dem gemeinsamen Abendessen schrieb er neue Schriftrollen, bis auch das letzte Licht am Himmel verblasst war.

Als Neff sechs Jahre alt war, hatte ihr Vater angefangen, ihr die Volksschrift beizubringen, sodass sie ihm eines Tages würde helfen können, das Unternehmen fortzuführen. Nun, mit dreizehn, war sie schon beinahe alt genug, um den Marktstand allein zu betreiben. Allerdings war ihr Vater noch nicht so recht überzeugt, dass sie das Zeug zur guten Verkäuferin hatte. »Du gibst zu schnell auf«, hatte er noch am Tag zuvor gesagt, als sie eine Frau mit leeren Händen

hatte ziehen lassen. »Noch eine Spur mehr Überzeugungsarbeit, und diese Kundin hätte zugeschlagen.«

»Aber sie hat doch Nein gesagt!«, hatte Neff widersprochen. »Was sollte ich denn da machen?«

Pepi drohte ihr mit dem Finger. »Der Mund mag Nein sagen, aber das Herz ruft Ja! Konntest du es denn wirklich nicht hören? Dein Problem, mein Mädchen, besteht darin, dass du nicht an die Ware glaubst.«

Neff hatte auf die zu ordentlichen Stapeln sortierten Schriftrollen hinabgeblickt. Heilmittel für Kopfschmerzen, Unfruchtbarkeit, gebrochene Herzen. »Aber die Rollen wirken doch auch nicht wirklich, oder, Yati?«

Ihr Vater hatte missbilligend mit der Zunge geschlulzt. »Hüte deine Zunge, Nefermaat. Hast du denn gar nichts von mir gelernt? Habe ich dich nicht gelehrt, welche Macht Worte haben?« Er schüttelte den Kopf. »Du verkaufst viel mehr als nur die Rollen, Kind. Was du verkaufst, ist Hoffnung. Ich kann nicht garantieren, dass meine Kunden immer genau das bekommen, was sie sich wünschen. Aber wenn ich ihnen den nötigen Glauben schenke, dann ... nun ja, dann verbessern sich zumindest ihre Chancen.«

»Es tut mir leid, Yati«, hatte sie gesagt. »Nächstes Mal mache ich es besser.«

Nun, auf dem Dach, musste Neff wieder an das Gespräch denken, während ihre Mutter ihr durchs Haar wuschelte und ihr einen liebevollen Kuss auf den Scheitel drückte. *Wenn die Magie wirkt, dachte sie, warum kann sie Mamet dann nicht die große Familie schenken, die sie sich wünscht?* Denn im Augenblick konzentrierte sich die Liebe ihrer Mutter, die gut und gern für drei, vier Kinder mehr gereicht hätte, auf Neff allein, und manchmal wurde es ihr etwas zu viel.

»Geht es dir gut, Neff?«, fragte ihre Mutter. »Du wirkst heute etwas blass.«

»Ach, nur wieder ein schlechter Traum«, antwortete sie und nahm einen Schluck von dem süßen, schweren Bier.

»Wirklich?« Ihre Mutter runzelte die Stirn. »Und weißt du noch, worum es ging?«

Neff seufzte. »Nein, sobald ich aufwache, vergesse ich es immer sofort.«

»Ich hatte früher einen wiederkehrenden Traum von einer Dattelpalme«, erzählte ihre Mutter mit verschleiertem Blick und stützte sich dabei auf ihren Besen. »Ich pflückte die Früchte und aß und aß, ohne jemals satt zu werden. Dein Vater hatte verschiedene Ideen, was er bedeuten könnte, aber er ist nun einmal kein Stundenpriester. Vermutlich war ich einfach nur hungrig.«

*Selbst wenn ich es mir leisten könnte, einen Stundenpriester zu besuchen, um meinen Traum interpretieren zu lassen, wüsste ich gar nicht, was ich ihm erzählen soll,* dachte Neff.

Anfangs war ihr der Traum nur selten gekommen, doch inzwischen wiederholte er sich fast jede Nacht. Und obwohl sie keinerlei Erinnerungen mehr an den Inhalt hatte, wusste sie aus irgendeinem Grund, dass es stets derselbe war, wieder und wieder und wieder.

Inzwischen fürchtete sie sich schon fast davor, schlafen zu gehen.

Neff wusste, dass Träume ebenso wie Worte mächtig waren. Botschaften der Götter. Und ein unerklärliches, nagendes und hartnäckiges Gefühl verriet ihr, dass sie diesen Traum hier nicht ignorieren durfte. Wenn sie nicht herausfand, was er zu bedeuten hatte, würde er sie niemals wieder loslassen, da war sie sicher.

Ihr Vater leerte sein Bier und schmatzte mit den Lippen. »Vielleicht will der Traum dir ja sagen, dass du früher aufstehen solltest. Wie dein Yati! Dann würden wir nicht zu spät auf den Markt kommen«, brummte er, während er vom Tisch aufstand und sich die Krümel von den Händen rieb. »Und nun komm, es ist Zeit zu gehen.«

Neff schob sich das restliche Brot in den Mund, spülte es mit den letzten Tropfen Bier herunter und klopfte sich das Kleid sau-

ber. Dabei fiel ihr auf einmal wieder ein, welcher Tag heute war. »Warte!«, rief sie. »Wir können jetzt nicht auf den Markt. Bastet kommt doch heute früh durchs Dorf!«

Jedes Jahr wurde dem Dorf Bubas die Ehre zuteil, zusehen zu dürfen, wie seine Schutzgöttin Bastet aus ihrem Schrein geholt und den Fluss hinauf nach Thonis gebracht wurde, wo das Fest zu Ehren der Göttin ausgerichtet werden sollte. Neff war noch nie in der Hauptstadt von Khetara gewesen, aber ihre Freundinnen hatten ihr erzählt, dass die Straßen mit Gold und bunten Edelsteinen geschmückt waren. Sie hoffte, es eines Tages mit eigenen Augen sehen zu können. Aber bis dahin würde sie sich – so wie alle aus Bubas – am jährlichen Besuch der Göttin erfreuen müssen, bei dem einige wenige Glückliche die Möglichkeit hatten, ihr eine Frage stellen oder ein Gebet an sie richten zu dürfen.

*Eine Frage ... dachte Neff. Ihr kam eine Idee.*

Aber natürlich! Warum war sie nicht schon eher darauf gekommen?

*Weil du dich damit in Schwierigkeiten bringst.*

Aber wie groß mochten diese Schwierigkeiten schon sein?

Neff rannte zu ihrem Vater und fasste ihn beim Arm. »Bitte, Yati, wir müssen uns Bastet unbedingt ansehen! Wir haben sie noch nie verpasst, und alle meine Freundinnen werden dort sein. Heute geht doch sowieso niemand zum Markt, um einzukaufen. Alle im Dorf warten auf die Göttin!«

Ihr Vater rieb sich die Schläfen. »Aber ... Wir haben gestern doch nur fünf Rollen verkauft!«, brummte er. »Ich hatte gehofft, das schlechte Geschäft heute auszugleichen.«

»Wir können doch sofort zu unserem Marktstand eilen, wenn die Göttin wieder fort ist«, versuchte Neff, ihn zu überzeugen. »Und dann bleiben wir bis Einbruch der Nacht. Meinetwegen sogar bis Mitternacht. Wir werden viel mehr Rollen verkaufen als sonst, weil so viele Leute aus den umliegenden Dörfern zu Besuch sind.«

*Bitte, dachte sie. Bitte lass mich hingehen.*

Ihr Vater ließ den Kopf in den Nacken sinken und sah empor in den wolkenlosen Himmel. »Hast du das gehört, Ahura? Ich war ein zu guter Lehrer.« Dann nickte er. »Du bist eine harte Verhandlungsgegnerin, mein Mädchen. Na gut, wir gehen hin. Vermutlich würde es sowieso keinen sonderlich guten Eindruck machen, wenn wir uns dort nicht blicken lassen. Aber wir bleiben keinen Moment länger als unbedingt nötig.«

Neff grinste und ging auf die Zehenspitzen, um ihrem Vater einen Kuss auf seinen schimmernden, kahlen Schädel zu drücken. »Danke, Yati. Vielen, vielen Dank!«

Hastig half sie ihrer Mutter mit dem Haushalt. Schon bald würde die Göttin ihren Tempel verlassen, und sie mussten sich einen guten Platz auf der Straße sichern, ehe es zu voll wurde. Denn zum ersten Mal in ihrem Leben hatte Neff vor, Bastet selbst eine Frage zu stellen.

Wenn ihr jemand mit ihrem Traum helfen konnte, dann war es die Göttin höchstpersönlich.



Auf der Hauptstraße von Bubas wimmelte es bereits von Dorfbewohnern, als Neff und ihre Eltern dort eintrafen. Sie hatten etwas länger als üblich gebraucht, weil ihr Vater auf dem Weg bei jedem bekannten Gesicht stehen blieb, um zu plaudern. So gelangte er an die persönlichen Informationen, die er benötigte, um seinen Kunden später die passenden Zauber anbieten zu können.

»Wie lange bist du nun schon mit Khabak verheiratet?«, fragte er eine junge Frau, die mit ihrem Ehemann an einer Straßenecke wartete. »Da ist es doch sicher langsam an der Zeit, darüber nachzudenken, eine Familie zu gründen. Falls du es noch nicht wusstest: Für diesen Fall habe ich Rollen im Angebot. Ein Monat, und du trägst ein Kind in dir.«

Neff verdrehte die Augen. *Bitte*, dachte sie. *Doch nicht jetzt!*

Schließlich gelang es ihnen, eine günstige Stelle zu finden, um einen Blick auf Bastet zu erhaschen. Sie befand sich nahe dem Stadtrand, wo sich die Straße zum Iteru hin krümmte. Am Ende dieser Straße wartete ein Boot darauf, die Göttin in die Hauptstadt zu bringen.

In der Menge hatte Neff zwei ihrer Freundinnen entdeckt – die Bäckerstochter Henhen und Istara, deren Vater Papyrushändler war. Sie kannte die beiden bereits ihr Leben lang und besuchte sie regelmäßig an den Marktständen ihrer Familien, wenn Yati ihr eine Pause genehmigte. Sie winkte, und die zwei winkten strahlend vor Vorfreude zurück.

»Neff!«, rief Henhen. »Kommst du heute Abend auch zum Fest?«

Doch leider hatte sie ja versprochen, bis Mitternacht auf dem Markt zu bleiben. Sie knabberte sich auf der Lippe herum. »Das hoffe ich!«, rief sie zurück.

Da Bastet nur einmal im Jahr zu Besuch kam, wurde in dieser Nacht im gesamten Dorf gefeiert. Es gab Gesang und Tanz und manchmal sogar Süßigkeiten. Bei dem Gedanken an die kleinen Kugeln aus Tigernüssen, Datteln und Honig lief Neff das Wasser im Mund zusammen. Ihre Mutter war nicht das einzige Schlemmermaul in der Familie.

»Mein Vater hat Erlaubnis erhalten, der Göttin eine Frage zu stellen!«, plauderte Istara weiter. »Ist das nicht aufregend? Er wartet schon seit zwei Jahren, dass ihn der Nomarch endlich auswählt. Er möchte Bastet bitten, uns noch einen Bruder zu schenken. Nicht, dass ich gern einen hätte.« Sie lachte auf.

Neff ignoriert den kleinen Stich, den ihr die Eifersucht versetzte. »O ja, das ist wirklich aufregend.«

Während sie sich von ihrer Freundin abwandte, wuchs in ihrem Herzen der Stachel des Zweifels. Selbst wenn sie sich mit einer unerlaubten Frage an die Göttin nicht in Schwierigkeiten brachte –

wer hatte behauptet, dass die Göttin ihre Frage auch beantworten würde?

*Denk einfach nicht darüber nach*, wies sie sich streng zurecht. Auf den Zehenspitzen versuchte sie, über die Menge hinwegzusehen. Dort drüben würden Bastet und ihr Gefolge vorbeikommen. *Jetzt ist es jeden Augenblick so weit!*

Und schon geriet die Menge der versammelten Dorfbewohner in Aufruhr.

»Sie kommt!«, rief jemand.

Einen Moment später sah Neff sie: eine herrlich gearbeitete Holzsäufte, die von vier kahlköpfigen Männern in weißen Leinenschurzen getragen wurde. Auf der Säufte ruhte ein heiliges Boot. Es war vielleicht fünf Ellen lang und an Heck und Bug mit geschnitzten Katzenköpfen verziert. Die Mitte des Bootes war von einem Baldachin bedeckt, und hinter den bauschigen durchsichtigen Vorhängen konnte Neff einen Blick auf die Göttin erhaschen.

Bastet war wunderschön. Eine herrlich gearbeitete, dunkle Bronzestatue, die eine katzenköpfige Frau in einem reich verzierten gestreiften Kleid zeigte. In der einen Armbeuge hielt sie einen Korb, in der anderen ein Sistrum. Zu ihren Füßen saßen vier Bronzekätzchen, drei große und ein kleines.

Eine hochgewachsene Frau mit scharfem Blick und dunkelbrauner Haut führte die Prozession an. Sie war ebenso kahlköpfig wie die Säufträger. Eine schwarze Tätowierung in Form des Udjat-Auges zierte jede ihrer Schultern. Über ihrem einfachen weißen Kleid trug sie eine schwere Goldkette – ein breites Halsband in Form eines Halbmonds, verziert mit einem Katzenkopf.

Es war die Hohepriesterin der Bastet. Neff fragte sich, wie alt die Frau wohl war. Denn ganz gleich, wie oft sie sie schon bei den jährlichen Festlichkeiten gesehen hatte, sie schien niemals zu altern.

Die Priesterin lief gemessenen Schrittes vor Bastets Boot her, das durch die Menge zu segeln schien, und schüttelte dabei das Sistrum.

Das rhythmische Klirren der Kupferringe an der kleinen Handraschel brachte die Menge überall dort, wo sie vorbeikam, zum Schweigen. Neff sah zu, wie die Sänfte in regelmäßigen Abständen zum Halten kam, damit die Dorfbewohner vortreten und ihre Bitten an die Göttin richten konnten.

»Wird mein Vater von seiner Krankheit geheilt?«

»Soll ich mich an jenen, die mir Unrecht getan haben, rächen?«

»Werde ich jemals Liebe finden?«

Bei jeder Frage hielt die Sänfte kurz inne und beugte sich für ein Ja nach vorn und für ein Nein nach hinten. Nachdem die Fragenden ihre Antwort erhalten hatten, verneigten sie sich zum Dank und kehrten wieder in die Menschenmenge zurück.

Die Fragen schienen kein Ende zu nehmen, obwohl nur eine begrenzte Anzahl an Personen Erlaubnis hatte, vor die Göttin zu treten. Der Andrang war wenig überraschend, denn Armut und Hunger hingen wie ein bedrohlicher Schatten über Bubas. Und so dauerte es eine gefühlte Ewigkeit, bis die Göttin es zu dem Straßenabschnitt geschafft hatte, an dem Neff und ihre Eltern warteten. Ihr Vater betrachtete bereits mit zunehmender Ungeduld den Sonnenstand.

Schließlich sagte er: »Wir haben die Göttin nun gesehen. Die Zuschauer am Anfang der Straße verabschieden sich bereits. Wir sollten zu unserem Verkaufsstand gehen, wenn wir nicht den gesamten Vormittag verpassen wollen.«

»Noch nicht«, bettelte Neff. »Nur noch ein kleines bisschen.«

Ihr Vater gab ein verzweifeltes Schnauben von sich, sagte aber nichts mehr.

Neff wandte sich wieder der Straße zu – gerade im richtigen Moment. Denn Bastets Prozession befand sich nun direkt vor ihnen. Sie hatte diesen Augenblick so sehnlich erwartet, doch nun, wo es so weit war, fand sie die Vorstellung, auf die Straße hinauszutreten, auf einmal beängstigend.

*Es war doch nur ein Traum.*

Die Prozession zog an ihr vorbei, und das Klirren des Sistrums der Priesterin hallte durch ihre Ohren.

*Nur ein Traum.*

Noch ein Moment, und die Gelegenheit war ungenutzt verstrichen.

Neff war sich beinahe sicher, dass sie ihren Plan besser aufgeben sollte, als ihr eine Windbö, die den Geruch von Honig, Rauch und Wein mit sich trug, durch die Haare fuhr. Sie schloss die Augen und sog den Duft tief in ihre Lunge. Als sie die Augen wieder öffnete ...

Sie schnappte nach Luft. Ohne es zu merken, war sie direkt vor der Hohepriesterin auf die Straße hinausgetreten!

Die Frau musterte sie gebieterisch aus ihren dunklen Augen.

Um Neff herum brach aufgeregtes Getuschel aus.

»Liebes?«, hörte sie ihre Mutter leise und verängstigt sagen. »Was machst du denn da?«

»Komm sofort zurück!«, knurrte ihr Vater. Sie spürte seine Hand auf ihrem Arm, aber ehe er sie in die Menge zurückzerren konnte, ergriff die Hohepriesterin das Wort.

»Du hast eine Frage an die Göttin, Kind?« Ihre Stimme war sanft, fast, als würde sie schnurren.

Neff schluckte. »Ja, ehrenwerte Hohepriesterin. Ich habe nicht die Erlaubnis erhalten zu fragen, aber ...« Im Augenwinkel sah sie, wie Henhen und Istars sie mit offenem Mund beobachteten. Sie nahm allen Mut zusammen und ballte die Fäuste. »Aber ich glaube, es ist wichtig.«

Nachdem sich die Priesterin ihre Worte einen Augenblick lang durch den Kopf hatte gehen lassen, nickte sie und deutete mit dem Arm auf die Sänfte. »Du darfst dich dem heiligen Boot nähern.«

Vor Erleichterung drohten Neffs Knie nachzugeben. Ihr ganzer Körper war von kaltem Schweiß bedeckt, und das Gewicht der vielen Blicke aus der Menge lastete schwer auf ihr.

»Mein Anliegen ist aber keine Ja-oder-nein-Frage«, sagte sie.  
»Darf ich sie trotzdem stellen?«

Neugierig neigte die Hohepriesterin den Kopf zur Seite. »Du darfst jede Frage stellen, die dir einfällt, Kind. Ob du aber eine Antwort erhältst?« Sie zuckte mit den Achseln. »Das liegt allein in Bastets Händen.«

Neff nickte und richtete ihre Aufmerksamkeit wieder auf die Sänfte. In einer flehentlichen Geste verschränkte sie die Hände zum Gebet, einerseits aus Respekt, doch auch, um zu verhindern, dass sie zitterten. Dann sank sie in die Knie und sprach: »Gelobt seist du ...« Sie brach kurz ab. Es beschämte sie, wie schwach ihre Stimme klang. »Gelobt seist du«, wiederholte sie etwas fester. »O Bastet, große Herrin von Bubas, geliebte Herrin des Vergnügens und der Geheimnisse. Bitte erhöre meine Gebete. Jede Nacht habe ich einen Traum. Es ist stets derselbe. Ich weiß, dass er wichtig ist, aber nach dem Erwachen kann ich mich nicht an ihn erinnern. Bitte verzeih mir, wenn meine Bitte zu groß ist. Aber ich dachte, vielleicht könntest du mir helfen, mich zu erinnern.« Angespannt wartete sie die Antwort ab.

Doch nichts geschah.

Die Leute in der Menge traten vor Unbehagen von einem Bein aufs andere. Aus dem Augenwinkel konnte Neff erkennen, dass ihr Vater vor Wut und Verlegenheit rot angelaufen war.

Auch ihr brannte die Scham in der Brust. *Du dummes Ding, dachte sie verächtlich. Wie konntest du dir nur einbilden, die Göttin würde ausgerechnet zu dir sprechen?*

Da kam auf einmal ein starker Wind auf, der wie das Flüstern des Papyrusgrases klang. Er trug denselben betörenden Geruch mit sich, den sie schon vorher wahrgenommen hatte, nur dass er nun noch stärker war. Viele der Zuschauer schrien auf und bedeckten sich die Gesichter, als der Chamsin Sandwirbel hochpeitschte und ihnen die beißenden Körnchen in die Augen wehte.

Neff nahm all ihren Mut zusammen und blickte zur Sänfte empor.

Anders als die Zuschauer standen die Sänfenträger reglos da und ließen den Sand gegen ihre Körper peitschen. Der Wind ließ die zarten Vorhänge an der Sänfte langsam wiegend tanzen und hob die einzige Barriere zwischen Neff und der Göttin schließlich an. Neff starrte Bastets dunkles Gesicht unverwandt an.

Hinter ihr nahm die Priesterin das Schlagen der Rassel wieder auf, deren Klang immer lauter und unheilvoller wurde.

Das Katzengesicht der Göttin ragte hoch über ihr empor. In einem Moment war es noch das ruhige, sanfte Antlitz einer Mutter, die ihr Kind betrachtete, und im nächsten – wurde die Katze zur Löwin und brüllte auf!

Neff schrie. Bilder prasselten auf sie ein, Visionen von Dunkelheit und Trostlosigkeit und Blut, so viel Blut.

*Das Lamm.*

*Das Lamm.*

*Das Lamm.*

Die Bilder waren erbarmungslos.

Sie wusste, dass sie all das schon zuvor gesehen hatte, aber niemals auf diese Weise. Niemals mit ihrem zerbrechlichen, wachen Ich.

Neff versuchte, die Augen zu schließen, doch ihr Körper reagierte nicht. Es fühlte sich an, als wäre eine unsichtbare Hand hinter dem Schleier hervorgekommen und würde sie festhalten. Ihre Schreie wichen entsetztem Schluchzen.

*Das Lamm.*

*Das Lamm.*

*Das Lamm.*

Sie sah alles. Die Wüste. Die klaffende Wunde und die blutrote Wolle. Das Blutmeer, eingebrannt in ihren Kopf. Und dann hörte sie die Worte des Lammes.

So plötzlich, als hätte sie jemand vom Meeresgrund emporgezogen, war es vorbei. Die Bilderflut brach ab, das Sistrum verstummte, der Wind flaute ab, und die zarten Vorhänge fielen wieder herab und verbargen die Göttin vor den Blicken des Publikums.

Neff schnappte nach Luft wie eine Ertrinkende.

Sie blinzelte verwirrt. Ihr war schwindelig, und ihr Gesicht war tränennass. Schwankend kam sie auf die Beine, ihre Gedanken schwebten irgendwo zwischen Wachsein und Traum. Ein kleines, verängstigtes Stöhnen drang über ihre Lippen, dann brach sie auf der staubigen Straße zusammen.

Die Hohepriesterin war sofort bei ihr, während in der Menge Verwirrung ausbrach.

»Was ist passiert, Kind?«, fragte die Frau und kniete sich neben sie.

Neff rollte sich auf der Seite zusammen und drückte sich die Handflächen auf die Augen. »Ich erinnere mich ... an ... an alles!«, rief sie wieder und wieder. »Das Lamm ...«

Ein halbes Dutzend Leute, darunter auch Neffs Eltern, kamen näher. Sie alle wollten die Ereignisse mit eigenen Augen verfolgen.

»Verschwindet!«, rief die Priesterin erbost. »Lasst ihr einen Augenblick für sich.«

Die Menge wich einige Schritte zurück.

»Komm.« Vorsichtig löste die Priesterin Neffs Hände von den Augen und half ihr auf die Beine. »Steh auf, wenn du kannst. Wir können dich doch nicht hier liegen lassen, mitten auf der ...« Ruckartig richtete sich die Priesterin auf. Ihr Mund stand vor Überraschung offen. Hinter ihr verstummte die Menge.

Neff blinzelte ins grelle Sonnenlicht. Warum sahen all die Leute sie mit großen Augen an?

Und warum wirkten sie so verängstigt?

Verlegen setzte sie sich auf und wischte sich die Tränen weg. Erst da bemerkte sie die roten Flecken auf ihren Händen. Bei dem

Anblick begann sich alles zu drehen. Ob sie sich bei ihrem Sturz verletzt hatte? Aber nein, an ihren Händen befanden sich keine Wunden.

Doch woher stammte das Blut dann?

Zitternd berührte sie ihr Gesicht, die Tränen, die immer noch aus ihren Augen rannen, wodurch ihre Finger karneolrot schimmerten.

Neff klopfte das Herz bis zum Hals.

Dann rief jemand: »Die Götter mögen uns beistehen! Das Mädchen weint Tränen aus Blut!«



Die Kunde von Neffs Begegnung mit Bastet verbreitete sich wie ein Lauffeuer in der Menge. Die Leute drängten immer dichter heran, jeder wollte einen Blick auf sie erhaschen. Der Lärm und die Masse an Körpern waren beängstigend, und Neff klammerte sich Schutz suchend an der Hohepriesterin fest.

Diese hob das Sistrum hoch in die Luft und rief: »Genug jetzt!«

Eingeschüchtert durch ihren Zorn wichen die Menschen erneut zurück und verstummten. »Ihr wagt es, der Göttin an ihrem Ehrentag mit solcher Respektlosigkeit zu begegnen? Geht zurück nach Hause und an eure Arbeitsplätze. Und wenn ihr nicht von den Göttern für eure mangelnde Vorsicht verurteilt werden wollt, dann verliert ihr kein Wort über das Vorgefallene!« Es folgte eine Pause, in der sie sich einmal im Kreis drehte, als wollte sie sicherstellen, dass auch wirklich alle Anwesenden ihre Worte vernommen hatten. »Folgt meinem Rat. Und nun geht.«

Unter leisem Gemurmel löste sich die Menge auf. Nachdem die Hohepriesterin kurz mit den Sänftenträgern gesprochen hatte, wandte sie sich an Neff, die nach wie vor im Straßenstaub saß. Die Miene der Frau, die gerade noch gebieterisch gewirkt hatte, nahm

einen freundlichen Ausdruck an. »Komm mit mir, Kind«, sagte sie und reichte Neff die Hand.

Zögernd griff Neff zu und ließ sich von der Priesterin auf die Beine ziehen.

Diese drehte sich daraufhin zu Neffs leichenblassen Eltern um, die sich mit einigen Schritt Abstand verängstigt aneinanderdrängten, und sagte: »Ihr werdet mich zum Fluss begleiten.« Sie formulierte es nicht als Frage, sondern als Befehl.

Neffs Eltern nickten wortlos und folgten ihnen zum Flussufer.

Dort lag ein großes Boot mit Besatzung vor Anker, das darauf wartete, Bastet und ihre Beschützer zu den abendlichen Festlichkeiten nach Thonis im Norden zu fahren.

»Geh und reinige dich im Fluss«, sagte die Hohepriesterin zu Neff. »Ich muss mit deinen Eltern sprechen.«

*Wieso?* Das Wort lag Neff auf der Zunge wie ein kleiner Kieselstein. Sie wollte es aussprechen, doch es klebte schwer hinter ihren Lippen, gebannt durch den eindrucksvollen Blick der Priesterin.

Gehorsam kniete sie sich an die Wasserkante.

Mit einem seltsam betäubten Gefühl tauchte sie die Hände in den kühlen Fluss und beobachtete, wie das Blut davongespült wurde. Als ihre Hände sauber waren, spritzte sie sich Wasser ins Gesicht. Die Kälte vertrieb das benebelte Gefühl aus ihrem Kopf, und sie schnappte nach Luft. Schlagartig wurde ihr bewusst, was gerade geschehen war – und es machte ihr Angst.

*Was, wenn Bastet sich durch meine Frage beleidigt gefühlt hat? Hat die Göttin mich verflucht? Vielleicht berichtet die Hohepriesterin Ma-met und Yati gerade, welches Schicksal mich erwartet. Was, wenn ich auch sie mit in den Abgrund gerissen habe?*

Tränen stiegen Neff in die Augen, aber sie wischte sie hastig fort. Sie hatte panische Angst davor, dass wieder Blut an ihren Händen kleben würde, doch diesmal waren es ganz normale, durchsichtige Tränen. Was ihr gerade auch widerfahren war – es war vorbei. In-

zwischen fühlte es sich bereits weit weg an, wie ein Traum. Doch anders als bei ihren früheren Träumen waren die Bilder, die ihr die Göttin gezeigt hatte, diesmal nicht verblasst.

Jedes Mal, wenn sie die Augen schloss, sah sie das Lamm vor sich und hörte seine Unheil verkündende Stimme.

*Jetzt erinnere ich mich.* Die Göttin hatte ihre Gebete erhört – wohin auch immer das führen mochte.

Sie sah sich nach ihren Eltern um. Zwar konnte sie nicht hören, was die Hohepriesterin zu ihnen sagte, doch die Wirkung war ihren Gesichtern anzusehen. Ihre Mutter hatte die Augen weit aufgerissen und sich beide Hände auf den Mund gepresst, ließ sie nun aber zu einer flehenden Geste sinken.

»Bitte«, jammerte sie so laut, dass Neff es hören konnte. »Ich flehe Euch an. Das könnt Ihr uns nicht antun. Sie ist doch unser einziges Kind!«

»Ahura! Nun reiß dich zusammen, Weib«, grollte ihr Vater.

Dann nahm er ihre Mutter bei den Händen und entschuldigte sich leise bei der Hohepriesterin. Sein Gesichtsausdruck wirkte versteinert und ernst – ganz anders als der, den er seinen Kunden gegenüber trug. Aber entsetzt wirkte er nicht. Eher ... aufgeregt?

Mit einem kurzen Nicken in Pepis und Ahuras Richtung beendete die Hohepriesterin das Gespräch, wandte sich von ihnen ab und suchte Neffs Blick. »Du kannst jetzt zu uns kommen.«

Neff erhob sich auf wackligen Beinen und trat näher. Ihr Blick glitt zwischen den dreien hin und her. Wie würde es nun weitergehen? Der Stolz in den Augen ihres Vaters verwirrte sie, und die Sorge in denen ihrer Mutter erfüllte sie mit Schrecken. Der Gesichtsausdruck der Priesterin dagegen war nicht zu deuten. Als sie nun das Wort ergriff, fackelte sie nicht lange.

»Du bist von der Göttin berührt worden, Nefermaat«, sagte sie. Noch nie hatte Neff jemanden ihren Namen mit einem solchen Gewicht aussprechen hören. »Dein Leben gehört nun Bastet und

den Göttern dieses Landes. Ich habe mit deiner Mutter und deinem Vater gesprochen, und wir haben uns darauf geeinigt, dass du mich flussabwärts nach Thonis begleiten wirst, wo man dich auf ein Leben als Priesterin vorbereiten wird.« Sie brach kurz ab, um ihre Worte sacken zu lassen.

Neff starrte sie sprachlos an. »A...aber ...«, stammelte sie. »Ich ... Ich bin doch nicht ...«

»Es ist kein leichtes Leben«, fuhr die Hohepriesterin fort. »Nicht für ein Mädchen und auch für niemanden sonst. Aber es ist das Leben, das die Götter für dich auserwählt haben. Widersetzt du dich ihrem Urteil, wirst du mit den Konsequenzen ihres Missfallens leben müssen. Hast du das begriffen?«

Neff schluckte und versuchte erfolglos, die Gedanken und Fragen zu fassen zu bekommen, die ihr durch den Kopf wirbelten.

»Und was ist mit meinen Sachen?«, platzte es schließlich aus ihr heraus. »Ich habe doch nichts bei mir bis auf die Kleider auf meinem Leib.« Sie sah an sich herunter auf das weiße Kleid. Zu ihrer Verlegenheit prangten Blutflecken darauf.

»Du brauchst nichts mitzunehmen außer deiner unsterblichen Seele«, entgegnete die Hohepriesterin. »Alles andere wird man dir im großen Tempel zur Verfügung stellen. Und nun komm. Ich habe bereits zu lang verweilt, die Göttin wartet.«

Neff schüttelte den Kopf. Das ging ihr alles zu schnell. Ihr Haus, ihre Schlafmatte, die kleine Paddelpuppe, die sie als Wiegenkind bekommen hatte ... Würde sie irgendetwas davon je wiedersehen? Und was war mit Henhen und Istara? Und der Marktstand! Wer würde ihrem Vater helfen, ihn zu führen? Als sie heute Morgen das Haus verlassen hatte, wäre sie im Leben nicht darauf gekommen, dass es womöglich das letzte Mal war.

Sie wandte sich an ihre Mutter. »Mamet?«, fragte sie mit zitternder Stimme.

»O mein süßes Mädchen.« Sie schloss Neff in die Arme. »Du

musst gut auf dich aufpassen, ja? Trag draußen stets deine Sandalen, achte auf die Schlangen und vergiss nicht, wie du den Glanz in deinem Haar erhältst, ja?« In ihren Augen schimmerten Tränen.

»Mamet.« Neff drückte den zarten Körper ihrer Mutter an sich. »Ich habe Angst. Ich will euch nicht verlassen.«

Nun spürte Neff die Hand ihres Vaters an ihrem Kopf.

»Aber begreifst du denn nicht, was das bedeutet?«, fragte er, als sie sich zu ihm wandte. »Das sind doch wunderbare Neuigkeiten! Ja, wahrlich wunderbar! Ich war so wütend auf dich, als du aus der Menge getreten bist. Aber jetzt erkenne ich, dass du von göttlicher Hand geführt wurdest! Wenn nun die Leute zu unserem Marktstand kommen, kann ich ihnen alles über dich erzählen. Meine Neff, auserwählt von der Göttin, um Großes zu vollbringen. Ich habe es von Anfang an gewusst. Noch am Tag deiner Geburt habe ich es zu deiner Mutter gesagt, richtig, Ahura?« Er wandte sich an seine Frau, die nur stumm nickte. Offenbar war sie zu überwältigt, um auch nur ein Wort herauszubringen. »Ich sagte zu ihr: *Gib ihr den Namen Nefermaat* – wunderschöne Wahrheit. Und das bist du. Du wirst uns stolz machen. Hörst du? Aus ganz Bubas werden sie herbeikommen, um mich zu sehen. Ach was, aus dem ganzen Königreich! Und alles nur, um deine Geschichte zu hören.«

»Aber ...«

»Geh jetzt«, unterbrach ihr Vater sie. »Wir wollen die Göttin doch nicht warten lassen, oder?«

*Aber ich dachte, du wärst längst stolz auf mich*, wollte Neff sagen. Doch stattdessen atmete sie nur tief durch, presste die Lippen zusammen und sagte dann: »Nein, Yati, das wollen wir nicht.« Und damit wandte sie sich zu der Hohepriesterin um.

»Bist du bereit?«, fragte die Frau und deutete auf das schlanke Gefährt, das sanft in der Strömung schaukelte.

»Nein«, flüsterte Neff. »Nein, das bin ich nicht.«

Und damit betrat sie das Boot.



### 3

## RAI

Zwei!«, rief der alte Mann und hob triumphierend zwei Finger in die Luft.

Rait-tai drückte sich auf den flachen Händen hoch und spuckte blutigen Staub auf den Boden. Keuchend hob sie den Blick zu ihrem Gegner. Er umkreiste sie und lächelte dabei immer wieder in die Menge, die sich versammelt hatte, um den Kampf zu verfolgen – und ihre Wetten abzugeben. Ihr Gegenüber war groß und schnell und hatte durch seine langen Arme eine beachtliche Reichweite. Aber er war auch dürr, und seine Arroganz machte ihn unaufmerksam.

»Einmal Boden für Rai, zweimal für Buto!«, verkündete der alte Mann. Sein Gesicht wirkte seltsam verbeult, und die Nase schien so oft gebrochen worden zu sein, dass sie inzwischen krumm war.

In der Hand hielt er einen verschwitzten Papyrusfetzen, auf den er Dutzende Wetteinsätze gekrakelt hatte. »Sieg bei drei!«

*Steh auf*, befahl sich Rai, ohne auf die Schmerzen in ihrem Fuß zu achten, den sie sich verdreht hatte. *Lass dir nichts anmerken*.

Sie erhob sich, zupfte Tunika und Gürtel zurecht und glättete sich das schulterlange schwarze Haar, das sich aus dem Leinenstreifen gelöst hatte, mit dem sie es zurückgebunden hatte. Als sie in Kampfhaltung ging, verstummte die Menge in der Erwartung, dass die nächste Runde begann.

»Du willst mehr?«, fragte Buto. Seine Freunde in der Zuschauertraube johlten. »Von mir bekommst du so viel, wie du möchtest.«

Rai warf ihm einen herablassenden Blick zu. »Oh«, knurrte sie, »ich bezweifle, dass du dafür genug zu bieten hast.«

Ihre Worte brachten die Menge zum Grölen, und Butos Miene verfinsterte sich. »Wart's nur ab, gleich liegst du wieder auf dem Rücken, wo du hingehörst.« Und mit diesen Worten stürzte er sich auf sie.

Rai schlitterte auf einem Knie unter seinem Arm durch, umschlang seine Beine und rammte ihm dabei den Kopf gegen die Hüfte, sodass er zu Boden ging.

Die Menge feuerte sie überrascht an.

»Treffer für Rai!«, rief der alte Mann über den Lärm hinweg. »Gleichstand!«

Buto hatte sich bereits wieder aufgerappelt. Sein Gesicht war puterrot. »Was hält dein Vater eigentlich davon, dass du herkommst, Rai, hä? Weiß er überhaupt, dass sich seine Tochter wie eine Hure mit den Männern dieser Stadt auf dem Boden herumrollt?«

Rai stieg die Hitze ins Gesicht. »Pass auf, was du sagst.«

Buto grinste hämisch. »Man möchte meinen, er würde zumindest versuchen, dich davon abzuhalten. Oder haben sie ihm auch die Eier abgeschnitten?«

Mit einem Wutschrei ging Rai auf Buto los, um ihm das Grin-

sen aus seiner überheblichen Visage zu dreschen. Aber er packte sie an Arm und Handgelenk und schleuderte sie über seine Schulter. Die Welt drehte sich mit einem Übelkeit erregenden Ruck auf den Kopf, und Rai prallte so hart auf den Boden auf, dass ihr der Schmerz durch Mark und Bein ging.

»Sieg für Buto!«, verkündete der alte Mann.

Ihr Gegner reckte die Faust in die Luft. »Ha!«

Die Zuschauer jubelten und drängten sich um den alten Mann, um ihre Gewinne einzustreichen.

Rai lag auf dem Boden und starrte hoch in den Himmel, der durchzogen war vom Zickzack der Wäscheleinen, die zwischen den flachen Leimbauten von Sakesch aufgespannt waren. Zwei Trauertauben spähnten mit neugierig zur Seite geneigten Köpfen von einer der Leinen hinab.

Ein vertrauter Schatten, der die Mittagssonne fast vollständig ausblendete, fiel auf Rai. Als ihr der bullige junge Mann mit der dunkelbraunen Haut auf die Beine half, rauschte ihr immer noch das Blut in den Ohren. »Komm«, sagte ihr Freund Omari. »Hoch mit dir.«

»Nächstes Mal hast du vielleicht mehr Glück, was, Schätzchen?« Buto zwinkerte ihr zu, dann wandte er sich seinen Freunden zu, die unter Gelächter und Schulterklopfen mit ihm davonzogen.

Rai war kurz davor, ihnen hinterherzusetzen, aber Omari hielt sie zurück.

»Rai«, sagte er warnend.

»Dieser verfluchte Hundesohn!« Rai beförderte mit der Sandalenspitze einen kleinen Tontopf gegen die nächste Wand, wo er scheppernd in tausend Scherben zersprang. Die beiden Trauertauben flogen erschrocken auf, und die letzten Zuschauer warfen Rai finstere Blick zu, ehe sie durch den breiten Durchgang verschwanden. Dann waren Rai und Omari allein und musterten die traurigen Überreste des kleinen Töpfchens, das niemals jemandem auch nur ein Haar gekrümmt hatte.

»Bist du fertig?«, fragte Omari nach kurzem Schweigen.

Rai schluckte. Langsam ebte die Wut in ihr ab. »Ja«, antwortete sie wie betäubt.

»Gut. Können wir dann gehen?«

Sie warf ihm einen wütenden Blick zu. Trotz ihrer beeindruckenden Größe überragte er sie um einiges. Sein kantiges Gesicht und die breite Nase erweckten den Eindruck, dass er sich deutlich lieber prügelte als sie. Sie waren Nachbarn, beide während des großen Kriegs geboren und zusammen aufgewachsen. Allerdings war Rai ein Jahr älter und ließ sich kaum eine Gelegenheit entgehen, diesen Umstand zu erwähnen.

»Gut.« Seufzend holte sie ihr Bündel aus der Ecke, in der sie es vor dem Kampf verstaut hatte. Dann kehrten sie Seite an Seite auf die Straße zurück. »Sag nichts, ja?«, fügte sie hinzu.

»Was sollte ich denn sagen?«, fragte er in liebenswürdigem Ton. »Dass du seine Taktik sofort erkannt hättest, wenn du nicht blind vor Wut gewesen wärst?«

»Ach, fress dich doch der Löwe, Omari!« Rai versetzte ihm einen Stoß. »Ich hab dich doch gerade gebeten, *nichts* zu sagen!«

»Oh, tut mir leid«, erwiderte Omari spöttisch. »Ich hatte ganz vergessen, dass du deine Ohren lieber mit Schmutz als mit Wahrheit fütterst.« Er grinste. »Du weißt genau, dass Buto dir den Köder nur hinwirft, weil du jedes Mal zubeißt.«

»Aber, Omari! Er hätte es so verdient, gebissen zu werden.«

Sie folgte ihm auf die überfüllte Straße, wo die Händler lautstark ihre wenigen Waren feilboten und sich Frauen mit mageren Kindern auf der Hüfte zwischen Männern mit beladenen Ochsenkarren hindurchschoben. In der Luft hing der schwere Duft von gebratenem Fleisch, Dung und Schweiß.

Omari antwortete nicht, sondern hob nur die Brauen zu dem vertrauten Wie-oft-muss-ich-es-dir-eigentlich-noch-sagen-Ausdruck, der sie so auf die Palme brachte.

»Ist ja gut!«, knurrte Rai schließlich und hob abwehrend die Hände. »Du hattest recht, ich hatte unrecht. Zufrieden?«

Omari schloss mit seliger Miene die Augen. »Sag es noch mal. Aber bitte langsamer.«

Rai gab einen frustrierten Laut von sich. »Nächstes Mal lasse ich mich nicht ködern. In Ordnung?«

Omari lachte leise auf. »Nächstes Mal?« Er schüttelte den Kopf. »Du willst wirklich damit weitermachen, Ay?«

Sie musste lächeln. *Ay – Esel*. Den Spitznamen hatte er ihr schon gegeben, als sie noch Kinder gewesen waren. Weil sie damals schon stur gewesen war und selbst den größeren Jungen die Stirn geboten hatte.

»Warum nicht? Es beruhigt mich und hilft mir, meine Gedanken zu ordnen. Stell dir nur mal vor, wie ich wäre, wenn ich damit aufhören würde.«

»Mit Sicherheit unerträglich. Trotzdem bin ich überzeugt, dass es auch andere Möglichkeiten gäbe, deine Wut in den Griff zu bekommen.« Omari musterte vielsagend ihre aufgeplatzte Lippe.

Rai fuhr sich mit der Zunge über die Stelle und schmeckte Blut. Mit einer ruppigen Geste wischte sie es weg. »Was denn zum Beispiel?«

Nach kurzem Nachdenken erwiderte Omari: »Ich muss noch kurz in der Weberei vorbei, ehe wir nach Hause gehen.«

Rai fiel auf, dass er ihre Frage nicht beantwortet hatte, ließ es ihm aber durchgehen. Stattdessen sah sie auf, um den Sonnenstand zu prüfen, und schnalzte mit der Zunge. »Ich hoffe, es dauert nicht allzu lang. Ich muss Vater noch helfen, vor Sonnenuntergang die Ernte einzuholen. Vermutlich fragt er sich schon, wo ich bleibe.«

»Ich beeile mich«, versicherte ihr Omari und bog in eine Straße ab, in der sich einstöckige, aus Lehmziegeln gemauerte Werkstätten reihten. »Du brauchst nicht mit reinzukommen. Vielleicht wäre es sogar besser, wenn du draußen wartest.«

Rai funkelte wütend Omaris kantigen Hinterkopf an. *Jetzt gehe ich erst recht mit nach drinnen! Der Ochse hat vielleicht Nerven! Seit wann hat er mir zu sagen, was ich tun und lassen soll?* Ganz abgesehen davon, dass sich in der Weberei eine Person aufhielt, die sie gern sehen wollte.

Die zwei schlängelten sich durch die Menschenmenge im Handwerkerviertel. Die Gebäude, deren Fenster und Türen einst mit bunten Kacheln verziert gewesen waren, bröckelten und waren von der Sonne ausgebleichen. Rai betrachtete sie seufzend. Sakeschs Tage als Juwel von Unterkhetara waren vorbei. Dafür hatte der große Krieg gesorgt. Sein Ende lag nun zwar bereits neunzehn Jahre zurück, doch die Stadt hatte sich bis heute nicht von den Wunden ihrer Niederlage erholt. Unterkhetara hatte nicht nur ihren König an Semataui und seine Armee verloren, sondern auch sein Gesicht.

Ein zerlumpter Mann mit vernarbtem Gesicht kauerte vor der Wand einer Bäckerei. In seiner knorrigen Hand hielt er einen Stock. In der Stadt wimmelte es nur so von Männern wie ihm – ehemaligen Soldaten, die weder Land noch eine Aufgabe hatten, nachdem ihnen die Oberkhetarer Waffen und Stand entzogen hatten. Als König Rahotep der Plage aus dem Norden zum Opfer gefallen war, hatte Rai gerade erst das Licht der Welt erblickt. Aber sie war aufgewachsen mit den Geschichten ihres Vaters über sein Leben im Palast, wo er als königlicher Schreiber gearbeitet hatte. In ihrer Kindheit hatte sie die Geschichten spannend gefunden. So voller Klänge und Farben und Wunder, von denen sie nur träumen konnte. Aber je älter sie geworden war, desto besser hatte sie verstanden, was sie durch den Krieg verloren hatten. Bis die Geschichten sie schließlich nur noch wütend gemacht hatten und ihr Vater aufhörte, sie zu erzählen.

Mit etwas anderem aber hatte er nie aufgehört: dem Versuch, ihr alles beizubringen, was er wusste. Mit den Jahren hatte er ihr auf diese Weise eine Bildung vermittelt, die in Unterkhetara inzwischen

so selten war, dass sie selbst den meisten Männern vorenthalten blieb. An ihrem zehnten Geburtstag hatte Rai bereits das Wichtigste über khetarische Geschichte und Religion gewusst und konnte die Volksschrift gut genug lesen und schreiben, um die Buchführung für den Bauernhof zu übernehmen. Die Oberkhetarer hatten ihrem Vater zwar die Möglichkeit genommen, selbst zu schreiben, doch durch seine akribischen Beschreibungen, wie die Buchstaben und Worte aussehen sollten, hatte er sein Wissen dennoch weitergeben können.

Das Einzige, was ihr Vater ihr nie beigebracht hatte, waren die Götterworte – die wahre Sprache der Schriftgelehrten. Die Götterworte waren der Ursprung von allem, was in Khetara geschrieben wurde. Sie waren die heiligen Vögel und Schlangen, Becher, Augen und Hände, aus denen die Volksschrift abgeleitet worden war. Vielleicht hatte Vater sie aus schlichtem Zeitmangel nie gelehrt, diese Gelehrtenschrift zu lesen und zu schreiben. Oder er hatte es einfach nicht für nötig gehalten. Aber Rai hegte den Verdacht, dass mehr dahintersteckte. Ihr Vater mochte nicht so gebrochen sein wie der zerlumpte Mann auf der Straße – doch die Risse im Gewebe seiner Seele waren immer noch da, wenn auch tief unter der Oberfläche verborgen. Rai hatte den Verdacht, dass er glaubte, es habe keinen Sinn, mit den heiligen Worten zu schreiben, weil die Götter ohnehin nicht mehr zuhörten.

Omari betrat bereits die benachbarte Weberei, als Rai dicht an dem alten Soldaten vorbeikam. Der Bettler nickte im Takt vor sich hin und starrte mit trüben Augen ins Nichts.

»Das Lamm«, murmelte er. Seine Miene nahm einen beunruhigten Ausdruck an.

Rai bekam Mitleid und holte einen halben Laib Brot aus ihrem Bündel, den sie dem Mann in die leere Hand drückte.

Falls er die milde Gabe registriert hatte, ließ er es sich nicht anmerken, sondern packte das Brot, ohne hinzusehen, so fest, dass

die Kruste knackte. »Das Lamm, das Lamm«, murmelte er atemlos vor sich hin.

Rai schüttelte düster den Kopf und betrat die Weberei, wo sie in eine Frau hineinlief, die den Arm voller Spindeln mit feinem weißen Faden hatte. Die Frau fluchte. »Pass doch auf!«

»Entschuldigung! Oh, tut mir leid!« Rai hob eine heruntergefallene Spindel vom Boden auf und legte sie zurück auf den Stapel in den Armen der Frau. Die Weberin schnalzte nur missbilligend mit der Zunge, dann kehrte sie zu ihrem Webstuhl zurück.

In der Weberei herrschte emsige Betriebsamkeit. Überall saßen Frauen, die Flachs zu Fäden spannen oder auf langen Holzwebstühlen Stoff webten. Alles war so weiß und makellos, dass Rai sich für den Zustand ihrer Kleidung schämte. Ihre Tunika war mit einem abstrakten Muster aus Staub und Blut versehen. Und ihre Sandalen? Sie verzog das Gesicht. Die Dinger trotzten jeglicher Beschreibung.

Rai räusperte sich und strich sich ein paar widerspenstige Haarsträhnen aus der Stirn, was ihre Frisur vermutlich aber eher verschlimmerte.

Omari unterhielt sich gerade mit einer der Weberinnen, einer üppigen älteren Frau mit runzlicher, hellbrauner Haut und ergrauten Schläfen. Mamet Mut. Während sie mit Omari redete, ließ sie in einem steten Rhythmus das Weberschiffchen zwischen den straffen Kettfäden hindurchgleiten, während eine kleinere Frau das hölzerne Weberblatt nach unten schob, um die Fadenreihen dicht zusammenzuschieben. Die Bewegungen erfüllten die Weberei mit einem rhythmischen *Ssst – Klack! Ssst – Klack!*, das gemeinsam mit dem Stimmengewirr einen solchen Radau machte, dass Rai kaum verstehen konnte, worüber sich Omari und Mamet Mut unterhielten. Nur einige wenige Worte drangen zu ihr vor.

»... Treffen heute Abend ...«

»Nein, die Medjau werden ...«

»Aber Asim hat gesagt ...«

Rai runzelte die Stirn. Die Medjau? Omari war der Sohn eines Webers. Was hatte er mit den Gesetzeshütern des Pharaos zu schaffen?

Als sie gerade zu den beiden gehen und nachfragen wollte, was in Ras Namen er vorhatte, fiel ihr Blick auf eine junge Frau, die auf der anderen Seite des Raums einen Faden spann.

Schlagartig waren Omari und seine Geheimnisse vergessen.

Die junge Frau schien einzig und allein aus weichen Kurven zu bestehen, von den kleinen Löckchen bis zu den Rundungen ihres Körpers. Zu ihren Füßen stand ein kleiner Keramiktegel mit einer Masse aus feuchten Flachsfasern. Sie zog eine einzelne raue Faser heraus, wickelte das Ende um die Spindel in ihrer Hand und hielt mit der anderen das lose Ende des Fadens fest. Dann rollte sie die Spindel auf ihrem nackten Schenkel, bis die Faser zu einem Faden gesponnen war. Die Bewegung erinnerte an einen langsamen, wogenden Tanz, und Rai konnte nicht anders, als zu starren.

Die junge Frau bemerkte ihren Blick und lächelte. »Hallo, Rai.«

Rais Wangen begannen zu brennen. »Tam.«

»Was führt dich zu uns?«

»Ich ... Omari wollte ...« Sie hustete. Ihre Kehle war auf einmal trocken wie die Wüste. Sie kannte Tamerit erst seit einem Jahr. Damals war ihre Familie aus Per-Abu nach Sakesch gezogen, um näher bei der Verwandtschaft zu sein. Wenig später hatte sich Tam den Weberinnen angeschlossen. Rai hatte sie auf dem Markt kennengelernt, als sie zufällig gleichzeitig in denselben Korb voll Feigen gelangt hatten. Ihre Finger hatten sich berührt, ihre Blicke waren einander begegnet, und Rai hatte das Gefühl gehabt, ihr ganzer Körper würde weich werden wie Olivenöl. Seit jenem Tag ließ Rai sich keine Gelegenheit entgehen, in der Weberei vorzuschauen, um Tam wiederzusehen.

»Oh.« Tam zog einen Flunsch. »Wegen Omari also? Und du?

Bist du sicher, dass du nicht auch einen Grund hattest, vorbeizuschauen?«

»Natürlich. Schließlich gibt es hier etwas, das ich nirgends sonst finde«, erwiderte Rai vielsagend.

»Was du offenbar ebenfalls nirgends sonst finden könntest, ist eine Badewanne«, scherzte Tam.

Rai musste lachen und schlug sich die Hand vor den Mund.

»Wenn du sauber bist«, fuhr Tam ungerührt fort, »könnten wir ja vielleicht ...«

Ehe sie ihren Satz zu Ende bringen konnte, trat Mamet Mut zwischen sie und musterte Rai streng. »Omari!«, rief sie barsch. »Du hast ja gar nicht erzählt, dass du deine kleine Freundin dabei hast. Und? Heiratet ihr jetzt endlich?«

Rai sah zu Omari hinüber und merkte, wie ihr das Blut aus dem Gesicht wich. Er erwiderte ihren Blick mit einem merkwürdigen Ausdruck in den Augen und kam mit abwehrend erhobenen Händen angelaufen.

»Nein, nein, doch nicht heute, Mamet Mut.«

In Wahrheit war sie gar nicht Omaris Mutter. Genau genommen hatte sie gar keine Kinder. Vielleicht benahm sie sich ja deshalb so, als wäre sie *jedermanns* Mutter. Sie behauptete von sich, jede einzelne lebende Seele in Sakesch zu kennen und darüber hinaus auch stets zu wissen, was das Beste für ihre Mitmenschen war. Mut war ebenfalls nicht ihr richtiger Name, aber alle nannten sie so, weil sie wie die große Himmelsgöttin alles sehen zu können schien, was in der Stadt vor sich ging, und sich nie davor scheute, ihre Meinung darüber zu äußern.

Wieder schnalzte Mamet Mut mit der Zunge. »Wie kann man nur so langsam sein, Omari? Du hast nun schon dein ganzes Leben Zeit, sie zu fragen. Und dennoch wartest du. Nur Ra weiß, auf was genau. Nun tu uns hier in der Weberei doch den Gefallen und sorg für ein bisschen Aufregung.«

Rai konnte nicht anders, als über die Verlegenheit ihres Freundes zu lachen. »Genau, Omari!« Sie stieß ihm den Ellenbogen in die Rippen. »Wieso kannst du nicht ein bisschen aufregender sein? So wie deine Freundin, die Kampfeselin?«

Omari rieb sich den Hinterkopf und mied ihren Blick.

*Was hat er denn nur?*, fragte sich Rai. *Mamet Mut setzt ihm doch nicht zum ersten Mal so zu. Wieso benimmt er sich diesmal so seltsam?*

Omari drehte sich zu der älteren Frau um und verbeugte sich leicht. »Ich werde mein Bestes tun, Mamet«, sagte er. »Aber jetzt müssen wir erst einmal nach Hause. Die Arbeit wartet.«

Mamet Mut und die anderen Frauen lachten und winkten ihm hinterher.

Rai wandte sich noch einmal zu Tamerit um, weil sie hoffte, dass diese ihren Satz von vorhin noch beenden würde. Aber die junge Weberin hatte sich wieder an die Arbeit gemacht und drehte weiter den Faden auf die Spindel. Rai suchte ihren Blick und formte lautlos mit den Lippen ein *'tschuldigung*. Doch Tam zuckte nur gelassen mit der Schulter. Jede ihrer Bewegungen kam Rai vor wie eine wortlose Einladung.

Rai biss sich auf die Lippe und stöhnte leise in sich hinein. *Ich komme wieder*, schwor sie sich, während sie Omari nach draußen folgte. Sobald die Ernte eingebracht war, würde sie zurückkehren, um nach dem Weizen auch das zu ernten, was dieser unvollendete Augenblick gesät hatte.



Sie verließen das Handwerkerviertel und folgten der Straße am Fluss hinaus der Stadt. Schon bald wurde der Menschenstrom dünner, und Rai und Omari liefen in befangenes Schweigen gehüllt nebeneinanderher. Solange sich Rai erinnern konnte, sprachen

alle Leute um sie herum davon, wie sie eines Tages Omari heiraten würde. Als sie noch den Seitenzopf getragen und nackt und sorglos mit den anderen Kindern gerangelt und bis Sonnenaufgang im Iteru gebadet hatte, war das Gerede für sie noch ein Scherz gewesen. Doch dann waren sie älter geworden und das Gerede ernster. Und damit ein Problem.

Rai liebte Omari. Aber heiraten wollte sie ihn nicht.

Warum, das hatte sie erst begriffen, als sie Tamerit begegnet war. Nicht, dass sie Omari davon erzählt hätte. Zu groß war ihre Angst, dass er kein Verständnis zeigen würde.

Außerdem war Rai ziemlich sicher, dass Omari sie genauso wenig heiraten wollte wie sie ihn. Schließlich entsprach sie so gar nicht dem Bild einer Frau, das die meisten khetarischen Männer von einer angemessenen Ehefrau hatten. Sie war groß und grob gebaut und hatte breite Schultern von der täglichen Arbeit auf dem Hof. Sie ölte und frisierte sich nicht die Haare, hatte raue Hände und schwielige Knöchel, und wenn sie freihatte, kämpfte sie in dunklen Gassen gegen Männer und gab ihren Gewinn für Bier aus.

Wobei es Rai herzlich gleich war, was andere von ihr hielten. Denn sie hatte ganz sicher nicht vor, sich für jemanden zu ändern.

Omari jedenfalls war mehr wie ein Bruder für sie. Und sie war sich sicher, dass er keinerlei romantische Hintergedanken hegte. Nicht, was seine sture alte Freundin aus Kindertagen betraf. Es gab eine Menge junger Frauen, die viel besser zu ihm passten, und Rai ließ es sich nicht nehmen, ihn regelmäßig darauf hinzuweisen, wenn sie geeigneten Kandidatinnen begegneten. Omari begutachtete die Frauen zwar jedes Mal gehorsam, aber soweit sie wusste, hatte er noch nie versucht, einer von ihnen den Hof zu machen. Falls doch, hätte er ihr sicher davon erzählt.

Schließlich erzählten sie einander sonst auch alles.

*Apropos Geheimnisse ...*

Rai räusperte sich. »Worum ging es eben eigentlich?«

»Was meinst du?«

Rai stieß ärgerlich einen Fluch aus. »Hör auf mit den Spielchen. Worüber hast du mit Mamet Mut geredet? Es ging um die Medjau. Was hast du vor?«

Omari runzelte die Stirn. Sein Blick war fest auf die Straße vor ihm gerichtet. Die Sonne hatte den Zenit bereits überschritten und warf ihre langen Schatten auf den staubigen Boden. Im Westen schlängelte sich der Iteru in beide Richtungen davon, so weit das Auge sehen konnte. Handelsschiffe und kleine Fischerboote schaukelten im Wasser. Einige folgten der Strömung flussaufwärts nach Oberkhetara, andere fingen den Wind in ihren Segeln und fuhren in Richtung Süden zu den Stromschnellen, in deren wildem Wasser sich reichlich Fische tummelten. Zu beiden Seiten des großen Flusses erstreckten sich grüne Felder. Das Wasser verwandelte den Wüstensand in satten, dunklen Lössboden, auf dem alles wuchs, wovon sie lebten. Schon jetzt stieg Rai der schwere Erdgeruch in die Nase, der nach dem heftigen Gestank in der Stadt eine willkommene Abwechslung bedeutete. Gemeinsam mit dem sanften Gluckern des Iteru reichte dieser Duft meist aus, um Rais Laune steigen zu lassen. Doch das seltsame Verhalten ihres Freundes schlug ihr auf den Magen.

»Omari«, sagte sie leise. »Wir haben keine Geheimnisse voneinander, schon vergessen?«

Dieses Versprechen hatten sie einander als Kinder gegeben, kurz nach dem Tod von Rais Mutter. Sie war lange krank gewesen, und die Eltern hatten es bereits, weit bevor sie ihrer kleinen Tochter davon erzählten, gewusst. Sie hatten geglaubt, Rai damit einen Gefallen zu tun. Doch der plötzliche, unerwartete Verlust hatte sie tief getroffen, und ein ganzes einsames Jahr lang hatte sie kaum ein Wort mit ihrem Vater gewechselt. Ihr Kopf war angefüllt mit Gedanken darüber gewesen, was sie alles anders gemacht hätte, wenn sie von der Krankheit gewusst hätte. Wie sie in jenen letzten Tagen länger

an der Seite ihrer Mutter geblieben wäre. Ihr all die Dinge gesagt hätte, die sie nun für immer für sich behalten musste. Wie sie sich auf das letzte Lebwohl vorbereitet hätte.

An einem jener finsternen Tage war Omari zu ihr gekommen, hatte sich neben sie gesetzt und gemeinsam mit ihr dabei zusehen, wie die Boote den Fluss entlangglitten.

»Ich werde dir nie etwas verheimlichen«, hatte er gesagt. »Versprochen.«

Rai hatte den Kopf an seine Schulter gelehnt und geflüstert: »Ich dir auch nicht.«

Als sie ihn nun ansah, erkannte sie in ihm immer noch den kleinen Jungen von damals. Beim Gedanken an Tamerit – und damit an all das, was Rai selbst Omari verschwiegen – bekam sie Gewissensbisse, die sie aber hastig verdrängte.

Wie immer, wenn Omari nervös war, rieb er sich den Hinterkopf, sagte aber nichts.

»Und?«, bohrte sie nach.

Er schob das Kinn vor. »Was ich dir jetzt erzähle, musst du unbedingt für dich behalten. Hast du verstanden?« Er sah sich um. Aber abgesehen von zwei Bauern mit einem getreidesackbeladenen Esel weit vor ihnen hatten sie die Straße für sich.

Rais Herz pochte eine Spur schneller. »Ja, natürlich«, antwortete sie. »Ich schwöre.«

Omari blieb stehen und drehte sich zu ihr. Sie hatten den Rand des Grundstücks seiner Familie mit dem Haus und der Zimmerei aus Lehmziegeln erreicht. »Es gibt eine Gruppe Gleichgesinnter, die Unterkhetara von den Fesseln des Pharaos befreien wollen. Sie treffen sich abends an unterschiedlichen geheimen Orten, um an einem Schlachtplan zu feilen, der hier in Sakesch seinen Anfang nehmen soll. Über die Weberei können diese Menschen Botschaften austauschen, um zu verhindern, dass sie zusammen auf der Straße gesehen werden. Nicht alle Frauen in der Weberei wissen

davon. Nur Mamet Mut und noch eine Handvoll weitere. Die Medjau sieht es nicht gern, wenn sich Bewohner von Sakesch in Gruppen versammeln. Deshalb ...« Er verstummte.

»Moment. Bist du auch einer dieser ... dieser *Gleichgesinnten*?«

Omari straffte die Schultern. »So ist es.«

Obwohl die Sonne heiß vom Himmel brannte, lief es Rai kalt den Rücken hinunter. »Ich verstehe das alles nicht. Seit wann interessierst du dich für Politik?«

»Seit mir die Augen für Ungerechtigkeiten geöffnet wurden, die ich nicht länger hinnehmen kann.«

»Omari.« Rai schnaubte. »Ich weiß ja, dass es nicht gut um Sakesch steht, aber was ...?«

»Sieh dich doch um!«, unterbrach Omari sie. »Unsere Stadt zerfällt zur Ruine. Einst stolze Männer betteln auf den Straßen und müssen sich in Lumpen hüllen, während die Oberkhetarer im Luxus leben und mit Goldfäden durchwebte Gewänder tragen – Gold, das sie *unserem* Land abgenommen haben! Denkst du denn nie darüber nach, Rai? Fragst du dich nie, weshalb du so wütend bist?«

Rai war wie vor den Kopf gestoßen. Es kam ihr vor, als würde sie mit einem Fremden sprechen. Omari war immer so sanftmütig und umgänglich gewesen. So ... so *anders* als sie. Doch als sie ihn jetzt ansah, fragte sie sich, was für Tiefen wohl noch unter seiner gelassenen Oberfläche warteten. Was sie sonst noch alles übersehen hatte, weil sie zu beschäftigt mit ihren eigenen Problemen gewesen war.

»Natürlich denke ich darüber nach«, erwiderte sie trotzig. »Nur bin ich leider zu viel damit beschäftigt, etwas Essbares auf den Tisch meines Vaters zu schaffen, um Geheimtreffen mit fremden Leuten zu besuchen.« Als Omari nicht antwortete, fragte sie: »Und wie lautet euer Plan?«

Doch er schüttelte nur den Kopf. »Ich habe jetzt schon zu viel

gesagt. Ich will nicht, dass Anchu und du in Schwierigkeiten gerätet, falls etwas schiefläuft.«

»Schieflaufen?«, wiederholte Rai besorgt. »Omari, was habt ihr denn nur vor? Und woher weißt du überhaupt, dass du diesen Männern trauen kannst? Wer sind sie? Ich schwöre dir, wenn du dein Leben aufs Spiel setzt, dann ...«

»Leise!«

Rai war schockiert über die Heftigkeit, mit der er plötzlich mit ihr sprach und sie mit seiner schwieligen Hand am Unterarm gepackt hielt. Ihr Instinkt wollte ihr befehlen, ihn an sich zu ziehen und auf den Rücken zu befördern, wie sie es vorhin mit Buto getan hatte – aber sie hielt sich zurück. Omari musste ihre Anspannung trotzdem bemerkt haben, denn er ließ sie hastig los.

»Tut mir leid«, sagte er, nun wieder in seinem üblichen, leiseren Tonfall. »Aber es sind gefährliche Zeiten, Rai. Ich würde dir raten, deine Dummheit vorübergehend auf ein Minimum zu beschränken.«

Omaris kleine Gemeinheiten brachten sie normalerweise zum Lachen, aber heute wurde sie von sengender Wut geflutet. »Du bezeichnest *mich* als dumm? Als wäre ich hier diejenige, die sich mitten in der Nacht aus dem Haus schleicht, um mir ein Feuer zu suchen, in das ich mich stürzen kann!«

Omari warf ihr einen vernichtenden Blick zu. Einen Moment lang wirkte er ähnlich wütend wie Rai, doch dann entspannte er sich mit einem tiefen Seufzer wieder. »Tut mir leid. Ich wollte dich nicht ...«

Aber sie war zu wütend und zu verletzt, um ihm zuzuhören. »Keine Sorge«, unterbrach sie ihn. »Sogar jemand so Dummes wie ich weiß, wann es besser ist, den Mund zu halten.« Und mit diesen Worten stapfte sie davon in Richtung ihres Hofes.

»Warte, Rai!«, rief ihr Omari hinterher.

Aber sie drehte sich nicht um.

»Rai!«

Danach musste er aufgegeben haben und im Haus verschwunden sein. Denn auf ihrem Heimweg war nichts mehr zu hören außer dem Rauschen des Flusses.



Schon bald lagen die schlanken Palmen, die das Grundstück von Omaris Familie säumten, hinter ihr, und vor ihr erstreckten sich die vertrauten goldenen Weizenfelder. Die niedrigen Stängel waren fast brusthoch, und Rai strich mit der flachen Hand darüber, um sich an den Fingern kitzeln zu lassen. Sie versuchte, nicht an den Streit mit Omari zu denken. *Du hast schon genügend Probleme, auch ohne dir Sorgen um ihn zu machen.*

Bereits beim bloßen Gedanken an all die Arbeit, die es auf dem Hof noch zu erledigen gab, tat ihr der Rücken weh. Das Feld im Süden hatten ihr Vater und sie schon abgeerntet – doch es war das kleinere der beiden. Dazu kam, dass ihre Ernte dieses Jahr, so wie bei allen anderen auch, bestenfalls leidlich ausgefallen war, sodass sie alles bis auf die letzte Ähre einholen mussten, um die Steuern des Königs bezahlen zu können. Wenn sie für das Nordfeld mehr Zeit benötigten, dann war es eben so. Sie machte sich daran, den restlichen Tag durchzuplanen. Und den darauf und den darauf. Die geordneten, alltäglichen Gedanken beruhigten sie.

Sie traf auf ihren Vater, als er gerade eins der Zebus zurück in den Pferch brachte. Ihr Vater ähnelte ihr in fast allem, von der breiten, muskulösen Statur bis hin zu seinen großen Händen mit den knubbeligen Knöcheln und der bronzefarbenen, sonnengebräunten Haut. Nur sein krauses, ergrauendes Haar, das ihn viel älter wirken ließ, als er in Wahrheit war, unterschied sich deutlich von ihrem.

»Siehst du?«, sagte er zu dem Buckelrind, als er Rai den Weg entlanglaufen sah. »Ich hab dir doch gesagt, dass sie gesund und mun-

ter wiederkommt.« Sein Blick fiel auf ihr Gesicht, und er musterte sie mit zur Seite geneigtem Kopf. »Halbwegs zumindest.«

Rai hob die Hand an ihr Gesicht und zuckte zusammen, als sie die Schwellung unter ihrem Auge berührte. *War wohl doch nicht nur die geplatze Lippe.* War sie auf dem Gesicht gelandet, als Buto sie geworfen hatte? Sie konnte sich nicht erinnern. Achselzuckend warf sie ihrem Vater ein verlegenes Grinsen zu. »Bin auf der Straße über einen Stein gestolpert. Kennst mich ja.«

»Ja, ja, ich weiß. Das tollpatschigste Mädchen in ganz Unterkhetara.« Ihr Vater lachte gutmütig auf, verpasste dem Zebu einen Klaps auf den Rumpf und schloss das schmale Holzgatter hinter dem Tier. Dann fummelte er fluchend am Riegel herum, bis Rai ihm zu Hilfe kam.

»Ich habe dir frische Salbe vom Markt mitgebracht.« Nachdem sie das Gatter gesichert hatte, holte sie einen kleinen Tontiegel aus ihrem Bündel hervor und öffnete den Korkdeckel, um ihrem Vater die weiße Masse zu zeigen, die nach Bienenwachs und Olivenöl roch.

»Hast dir ja ganz schön Zeit gelassen«, bemerkte er mit einem flüchtigen Blick auf die Salbe. »Scheint jede Woche ein bisschen länger zu dauern.«

»Der Markt ist ... ziemlich überfüllt um diese Tageszeit«, log sie und tupfte sich etwas Salbe auf den Finger. Ihr Vater konnte in ihr lesen wie in einem Buch, und sie brachte es nicht über sich, ihm in die Augen zu sehen. »Komm, lass uns deinen Arm einsalben, ehe wir anfangen. Damit deine Haut nicht wund wird.«

»Später.« Ihr Vater winkte ab. »Sie ist schon festgeschnallt.«

Rai betrachtete seinen rechten Arm, dessen Stumpf in einer geschwungenen Holzsichel endete. Als er vor Jahren einmal geäußert hatte, wie lästig es war, einhändig Weizen ernten zu müssen, hatte Omaris Vater die Sichel einzig zu diesem Zweck für ihn angefertigt. Seitdem benutzte ihr Vater sie bei jeder Ernte.

»Eins muss ich dir lassen, Anchu«, hatte der Zimmerer gesagt, als er die Sichel erstmals am Arm ihres Vaters befestigt hatte. »Du bist mindestens so stur wie dein Zebu.«

Und da hatte er recht. Nach dem Ende des großen Krieges hätte ihr Vater leicht einer der gebrochenen Männer werden können, die auf den Straßen der Stadt herumlungerten. Er hatte so viel verloren – seine gehobene Stellung als Palastschreiber, sein Haus in der Stadt, seine rechte Hand. Seitdem hatte er kein einziges Wort mehr geschrieben. Dafür hatten die Soldaten aus Oberkhetara gesorgt.

Viele Khetarer sammelten die Hände ihrer Gegner als Trophäen, mit deren Hilfe sie den Überblick behielten, wie viele Tote sie auf dem Kerbholz hatten. Anchu aber hatten sie aus irgendeinem Grund am Leben gelassen. Vielleicht hatte der Soldat, der dafür verantwortlich war, gedacht, ihm eine Gnade zu erweisen. Aber Rai wusste, dass ihr Vater damals zwar mit dem Leben davongekommen war, ein Teil von ihm aber dennoch gestorben war.

Einige Jahre später hatte er auch noch seine Frau verloren.

Danach hatte er noch genau zwei Dinge besessen: ein wenig Land vor den Toren der Stadt und eine mutterlose kleine Tochter. Also hatte er sich nicht auf den Grund des Bierkrugs verirrt, sondern sich eine Sichel an den Arm geschnallt und dafür gesorgt, dass sie beide etwas zu essen hatten.

Rai liebte ihn dafür. Von allen Sonnen an ihrem Himmel strahlte er am hellsten.

»Komm, Rai«, sagte ihr Vater nun. »Der Tag wird nicht länger, und wir haben noch einiges vor.«

Seufzend griff Rai nach einem Stück Seil und folgte ihrem Vater auf das Nordfeld. »Ich wünschte, du würdest mir erlauben, dir beim Sensen zu helfen.« Sie zerdrückte eine Mücke in ihrem Nacken. »Wir wären so viel schneller ...«

»Nein, wären wir nicht«, unterbrach ihr Vater sie ungeduldig, so wie jedes Mal, wenn sie dieses Gespräch führten. »Wir bräuch-

ten doch trotzdem jemanden, der den Weizen einsammelt und zu Garben schnürt. Und du weißt, dass ich das nicht kann. Außerdem ist Sensen Männerarbeit. Lass mir meinen Stolz, einverstanden, Mädchen?«

Rai verdrehte die Augen. Was das Einsammeln betraf, hatte er zwar recht, aber sie wusste auch, wie gut es sich anfühlen würde, die Sense zu schwingen, mit weit ausholenden Bewegungen die Ähren zu durchtrennen und zuzusehen, wie sie ihr vor die Füße fielen. Wer weiß, vielleicht würde sie dann nicht mehr das Bedürfnis verspüren, sich in Straßenkämpfe zu stürzen.

*Fragst du dich nie, weshalb du so wütend bist?*

Omaris Worte nagten an ihr.

*Denkst du denn nie darüber nach, Rai?*

Was für eine dämliche Frage. Natürlich dachte sie darüber nach. Jeden einzelnen Tag. So wie alle anderen auch. Sakesch zerfiel, schneller und immer schneller. Aber was sollte sie dagegen schon ausrichten? Sie oder irgendjemand sonst? Da hätte sie genauso gut versuchen können, das Wehen des Windes zu verhindern.

Omaris verschwendete seine Zeit. Und brachte dabei auch noch seine Familie in Gefahr! Rai warf ihrem Vater einen Blick zu. Er hatte gerade erst angefangen, die Sichel durch den Weizen zu schwingen, und doch stand ihm bereits der Schweiß auf der Stirn. Trotz ihrer wöchentlichen Behandlung mit der Salbe war die Haut um den Gurt rau und nässte. Rai fand es unerträglich, ihn so sehen zu müssen. Aber was blieb ihnen schon für eine Wahl? Ihr Vater hätte im Krieg gegen Oberkhetara beinahe sein Leben verloren. Und ihr fiel nichts ein, was es wert sein würde, es erneut aufs Spiel zu setzen.



Die Sonne hing tief über dem Horizont, wie eine goldene Scheibe, die in einem See aus blutrotem Licht glomm. Rai und ihr Vater standen inmitten des Nordfelds und beobachteten, wie ein großes Segelboot den Fluss hinaufkam. Das weiße Segel blähte sich in der Brise, sodass das in Schwarz und Ockerrot gehaltene Widderkopf-Emblem darauf deutlich zu erkennen war. Das Boot durchschnitt zügig das Wasser und hielt dabei auf das an ihr Land grenzende Ufer zu.

Rais Vater schirmte seine Augen vor der Sonne ab, um mehr erkennen zu können. »Es ist der Nomarch.«

Rai ließ die Weizengarbe, die sie gerade gebündelt hatte, auf den restlichen Haufen fallen und stand heftig atmend und mit in die Seiten gestemmtten Händen da. »Aber er sollte doch erst in zehn Tagen kommen! Wir sind nicht bereit!«

»Ich kümmere mich darum«, murmelte ihr Vater und lief auf das Boot zu.

Rai wischte sich den Schweiß von der Stirn und folgte ihrem Vater dicht auf den Fersen.

Der Nomarch und seine Entourage aus Soldaten und Schreibern waren bereits von Bord gegangen, als Rai und ihr Vater die Straße am Fluss erreichten. Sakeschs Vertreter der Krone war ein kurzer, stämmiger Mann mit kinnlangem schwarzem Haar, bei dem es sich vermutlich um eine Perücke handelte, und einer geröteten Knollennase. Er trug eine lange Robe aus einem Stoff, der so fein und weiß war, dass die Kleidung von Rai und ihrem Vater daneben grau wirkte. Vor ihnen blieb er stehen, und seine Männer bildeten um ihn herum eine Formation.

»Anchu«, sagte er zum Gruß und kaute dabei schmatzend auf einem Stück Mastix herum.

»Nomarch«, antwortete Rais Vater mit einer knappen Verbeugung.

»Wir sind gekommen, um die Steuern für den König einzutrei-

ben«, fuhr der Nomarch immer noch kauend fort. »Bitte führe meine Männer zu deinem Lager.«

Rai sah, dass ihr Vater mit den Kiefern mahlte. Aber als er sprach, schlug er einen ruhigen Tonfall an. »Das würde ich ja wirklich gern. Doch heute sind erst achtzig Heqat Weizen bereit. Die übrigen zwanzig beschaffen wir innerhalb der nächsten zehn Tage, wenn es Euch recht ist.«

Der Nomarch hörte auf zu kauen und schwieg. Dann erwiderte er mit beiläufiger Bösartigkeit: »Recht ist mir nur eins: zu bekommen, was ich will, sobald ich es will.«

»Bei allem Respekt«, entgegnete Rais Vater. »Aber Ihr seid zehn Tage zu früh und ...«

Doch der Nomarch sprach weiter, als hätte er ihn nicht gehört. »Zudem beträgt die Steuer jetzt einhundertfünfzig Heqat. Neuer Erlass von König Amunmose.«

Rai spürte, wie ihr das Blut aus dem Gesicht wich. *Einhundertfünfzig Heqat. Aber das ... Das können wir unmöglich ...*

Als hätte ihr Vater ihre Gedanken gehört, schnaubte er verächtlich. »Das kann nicht Euer Ernst sein. Einhundertfünfzig Heqat wären mehr als die Hälfte unserer Ernte. Der König muss doch wissen, wie schlecht die Ernte dieses Jahr ausgefallen ist. Wovon sollten wir dann leben?«

Der Nomarch musterte ihn scharf. »Ich kann dir versichern, dass mich das keinen Deut interessiert, Anchu. Aber wenn du deine zweite Hand behalten willst, beschaffst du innerhalb der kommenden vier Tage die fehlenden siebzig Heqat Weizen. Eigentlich wollte ich sie ja heute schon mitnehmen. Aber was soll ich sagen? Ich habe wohl einen großzügigen Tag.« Er spuckte ihrem Vater den Mastix-Kaugummi vor die Füße. »Solltest du nicht genügend Weizen zusammenbekommen, nehme ich vielleicht deine Tochter als Zahlung mit.«

Er schlenderte zu Rai hinüber und ließ seinen trägen Blick über

ihren Körper wandern. Als er sich vorbeugte und ihr sein bitterer heißer Atem in die Nase stieg, musste sie ihre gesamte Willenskraft aufbringen, um ihn nicht in den Schwitzkasten zu nehmen und ordentlich zuzudrücken. »Kräftig scheint sie ja zu sein«, sinnierte der Nomarch. »Solche wie sie kann ich auf meinem Anwesen immer brauchen.«

Rai sah zu ihrem Vater, dessen Miene einer ausdruckslosen Maske glich – ein Ausdruck, den er lange geübt hatte. »Ihr bekommt Eure siebzig Heqat.«

Erst nachdem die Soldaten des Nomarchen den bereits fertigen Weizen auf das Boot getragen und die königlichen Schreiber die Zahlen auf ihren Schriftrollen eingetragen hatten. Nachdem sie fortgesegelt waren und ihr Vater stumm vor sich hin brodelnd im Haus verschwunden war. Nachdem sie die Geräte verstaut und überprüft hatte, dass die Zebus sicher in ihrem Pferch eingesperrt waren – erst da lief Rai zwischen den Feldern hindurch in die Wüste hinaus, ließ sich auf die Knie fallen und brüllte ihre Wut hinaus in die Nacht.



## 4

# KARIM

Ein Strauß getrockneter Blumen, von Stoffstreifen zusammengehalten.

Ein Tierknochen, vom Feuer geschwärzt.

Ein geschärfter Feuerstein mit geschnitztem Holzgriff.

Eine Tonscherbe von der Farbe des Himmels.

Karim legte diese Gegenstände nebeneinander auf den sandigen Boden, betrachtete sie und hoffte, sie würden ihre Geheimnisse preisgeben, wenn er sie nur lange genug ansah. Doch bislang schwiegen sie. Er kniete in einem Tal, an dessen Flanken sich goldene Felsen auftürmten, grub mit den Händen im Sand, siebte die Körner und ließ sie durch seine Finger rieseln.

»Wie lange sollen wir es in dieser Hitze noch aushalten, hm?«, murmelte Hager und wischte sich mit dem Handrücken über

die Brauen. »Ich werde bei lebendigem Leib gebraten.« Wie eine Spinne, mit dünnen abgewinkelten Beinen, hockte er auf einem kleinen Felsen. Wie auch die anderen Schakale trug Hager ein dunkles, an der Brust offenes Gewand, dessen weite Ärmel er bis zu den Ellbogen aufgekrempt hatte. Ein Tuch aus ähnlichem Stoff bedeckte seinen Kopf und schützte sein langes, schmales Gesicht vor der glühenden Sonne.

»Bis ich fertig bin«, antwortete Karim, erhob sich und klatschte sich den Sand von den Handflächen. Nachdenklich strich er sich über sein Kinn mit den dunklen Bartstoppeln. »Hier ist irgendwas. Ich weiß es.«

»Ach, er *weiß* es!«, höhnte Babu. »So wie er es auch gestern und vorgestern gewusst hat. Und trotzdem stehen wir hier mit leeren Händen. Wir verschwenden doch nur unsere Zeit, Karim. Hier sind nichts als Steine!«

»Ja, hier sind viele Steine«, gab Karim ihm recht. »Manche auf dem Boden, andere in deinem Kopf. Aber da ist noch mehr, Babu.«

Babu schüttelte den Kopf. »Du sagst ihm, es ist ein Ochse, und er will ihn trotzdem melken«, bemerkte er zu Hager. »Warum lassen wir ihn nicht einfach hier zurück? Soll er doch mit seinem Zeug hier schlafen und glücklich sein.«

»Weil du ohne mich verloren bist, Babu-Sen«, antwortete Karim mit Wärme in der Stimme. »Du würdest nicht mal eine Oase finden, wenn du direkt davorstehst.«

Babu war einundzwanzig Jahre alt – nur wenige Monde älter als Karim –, doch überragte er ihn um zwei Handbreit und war gebaut wie ein Nilpferd. Dennoch konnte Karim der Versuchung nicht widerstehen, ihn aufzuziehen. Das Auffinden von Gräbern in der Wüste war seine Spezialität. Warum sollte er also seinen Mund halten?

»Pah!«, stieß Babu aus und spuckte auf den Boden. »Hüte deine Zunge, Sen, oder du wirst noch Bekanntschaft mit meinem Dolch

machen. Du magst ein Schakal sein, aber meine Geduld hat Grenzen. Wenn die Sonne den Zenit überschritten hat, brechen wir auf.«

Karim verkniff sich eine Antwort und nickte. »In Ordnung.«

»Du glaubst wirklich, dass es hier was zu finden gibt, oder?«, fragte Djet und neigte sich Karim entgegen, der zum hundertsten Mal seinen Blick über das Tal schweifen ließ.

Djet hatte ein glattes Gesicht, war gedrungen und fast noch ein Junge. Er hatte Babu angefleht, ihn trotz seines Alters bei den Schakalen aufzunehmen. Nachdem er seine Eltern einen Sommer zuvor bei einem Überfall auf ihr Lager verloren hatte und keine besonderen Fähigkeiten besaß, war sein neugieriges Wesen das Einzige, was ihn auszeichnete. *Für eine Tragödie ist man nie zu jung*, hatte Karim damals gedacht. Auf Karims Drängen hatte sich Babu damit einverstanden erklärt, Djet vorerst in ihre angesehene Vereinigung aufzunehmen, die im gesamten Roten Land dafür bekannt war, die Khetarer von ihren vergrabenen Schätzen zu befreien.

»Ja, ich glaube, dass hier etwas ist«, antwortete Karim. Wie sollte er dem Jungen oder irgendjemandem von den Schakalen nur erklären, dass es eine Sache des Gefühls, nicht der Überlegung war? Wann immer er auf Grabsuche war, spürte er, dass ihn etwas in die richtige Richtung zog – als würde sich ein unsichtbares Seil um seine Brust spannen.

Besser, er sparte sich die Worte und vertraute seinem Instinkt. Er hatte ihn nie im Stich gelassen, warum sollte es also heute anders sein? Er hatte mehrere Orte aufgespürt, die infrage kamen, doch bisher kein Glück gehabt. Die Schakale hatten schon ein Dutzend verborgener Gräber im Tal entdeckt, doch waren sie bereits alle zuvor geplündert worden. Dennoch hatten auch sie vereinzelt Schätze entdeckt, was sie anspornte, ihre Suche fortzusetzen. Sie hatten die gesamte Gegend durchkämmt, und Babu war davon überzeugt, dass es hier nichts mehr zu finden gab.

Karim war da anderer Meinung.

Er spähte in den Himmel. Die Zeit lief ihm davon.

»Ich werde die Gegend erkunden«, sagte Karim zu den anderen.  
»Ihr bleibt hier, in Ordnung?«

»Meinetwegen«, antwortete Hager mit einem Gähnen.

»Ich komm mit!«, rief Djet aus.

»Keine gute Idee«, erklärte Babu seufzend und griff nach seinem Speer. »Ich wollte den Jungen eigentlich als Schießscheibe benutzen.«

Djet wurde blass, die übrigen Schakale lachten.

»Komm, Sen«, sagte Karim und zerzauste dem Jungen die dunklen Haare. »Hilf mir, die Werkzeuge zusammenzusuchen.«

Nachdem er seinen Talisman an sich genommen und sein Bündel über die Schulter geworfen hatte, machte sich Karim auf den Weg in Richtung Berge. Djet trippelte wie ein aufgeregter Welpen neben ihm her.

»Wenn es irgendjemand schaffen kann, dann du«, erklärte er strahlend. »Das weiß ich.«

Karim lächelte und berührte zum Dank mit dem Fingerknöchel Djets Nase. Grabräuberei war vielleicht keine sehr ehrenwerte Tätigkeit, doch für ihn von mehreren unangenehmen Optionen immer noch die beste Wahl. Die Männer des Anen-Stammes kümmerten sich entweder um die Herden, die ihre Lebensgrundlage waren, oder sie griffen zu ihren Speeren, um diese zu verteidigen. Dem Drängen seines Vaters zum Trotz hatte Karim in seiner Jugend gezögert, einen bestimmten Weg einzuschlagen. Seine Unentschlossenheit hatte sich gerächt, als ihr Lager vor mehreren Jahren mitten in der Nacht von einer Horde Shass-Plünderer überfallen worden war, die ein Dutzend Schafe gestohlen und drei ihrer Männer getötet hatten.

Einer dieser Männer war Karims Vater gewesen.

So musste er sich um seine Mutter und seine drei jüngeren Geschwister kümmern, ohne irgendein Handwerk zu beherrschen

oder nennenswerte Fähigkeiten erlangt zu haben. Sein Bruder, mehrere Jahre jünger als Karim, hatte sich schnell der Klinge gewidmet, hungrig darauf, den Tod seines Vaters zu rächen, sollten die Shass sie erneut angreifen. Karim verstand diesen Wunsch, doch er teilte ihn nicht. Die Aussicht, Krieger in die Schlacht oder Schafe durch das Weideland zu führen, klang für ihn wenig verlockend. Beides endete so oder so in einem Blutbad.

Seine beiden kleinen Schwestern, zehn und elf Jahre alt, schienen über Nacht gealtert zu sein. Die letzten Spuren ihrer Kindheit waren mit dem Vater gestorben.

Nach dem Überfall war der Stamm weitergezogen. Ein paar Tage später saß Karim in der Abenddämmerung am Feuer und lauschte gedankenversunken den Speerwurfübungen seines Bruders sowie dem Knistern der Flammen. Als er seinen Blick schweifen ließ, erblickte er in der Ferne die Umrisse einer Pyramide. Der Anblick erinnerte ihn daran, was sein Vater ihm über die Khetarer erzählt hatte, über ihr Königreich am Fluss, das jeden Kontakt zu den Stämmen im Roten Land mied.

»Sie glauben, dass der Fluss ihnen die Vorherrschaft garantiert«, hatte sein Vater immer gesagt. »Für sie sind wir wie Ungeziefer, doch wohin bringen sie ihre Toten, um sie zu bestatten? Zu *uns*. In *unser* Land. Sie glauben, dass alles, was die Sonne berührt, ihnen gehört.«

Es liege an den Khetarern, war Karims Vater überzeugt, dass ihr eigenes Leben voller Not und Mühsal sei. Die Khetarer seien aufgeblasen und gierig und von den Reichtümern verdorben, die der Fluss ihnen beschert habe – ganz anders als die bodenständigen Anen, die keine Zeit für Aberglauben und Firlefanz hätten. Und damit nicht genug; die Khetarer seien so anmaßend, das Rote Land als ihren persönlichen Friedhof zu benutzen und dort riesige Monumente und unterirdische Grabanlagen zu errichten, ohne den Einheimischen auch nur den geringsten Respekt entgegenzubringen.

Am Feuer legte Karim auch seine eigene Trauer über den Verlust seines Vaters und den Kummer seiner Familie den Khetarern zu Füßen.

Vielleicht war er zu feige, um zu kämpfen, und zu unbeständig, um eine Herde zu hüten, doch eines wusste Karim: dass er schlau genug war, um die Gräber der Khetarer ausfindig zu machen und sich das zurückzuholen, was sie ihm und seinem gesamten Volk schuldig waren. Ein bisschen Gold zum Ausgleich für all das Blut, das sie zu verantworten hatten. Außerdem genoss Karim die Aufregung, die mit dem Plündern von Gräbern verbunden war – allemal besser, als Tag für Tag durch eine Horde von Schafen zu waten.

Hierin lag auch der wahre Grund, warum er sich für Djet eingesetzt hatte – weil dessen Tragödie ein Spiegelbild seiner eigenen war.

»Wonach suchen wir genau?«, wollte Djet wissen, als sie einen steinigen Hügel am Fuße des Tals hinaufstiegen. Ihre Füße wirbelten mit jedem Schritt eine Staubwolke auf.

»Nach etwas, das nicht hierhergehört«, antwortete Karim mit zusammengekniffenen Augen und richtete den Blick nach vorne.

Sie blieben stehen und musterten die Gegend. Dann sagte Djet: »Hier sieht doch alles gleich aus.«

»Schau genauer hin«, entgegnete Karim mit dem Anflug eines Lächelns in der Stimme, »und sag mir, was du siehst.«

Djet streckte den Rücken, sein rundes Gesicht plötzlich ernst, während er die vor ihm liegende Landschaft studierte. Es war ein Test, den er unbedingt bestehen wollte.

»Ich sehe ein bisschen Liebesgras, hier und dort«, begann er langsam. »Einen Steinhaufen. Einen alten Akazienbaum. Ein kleines Loch, vielleicht von einer Schlange. Und ... und ...« Er verstummte und seufzte frustriert auf. »Ich sehe nichts, Karim-Sen. Tut mir leid.«

»Du siehst mehr, als du denkst.« Karim zeigte auf den Stein-

haufen, den Djet erwähnt hatte. »Wie, meinst du, ist er dort hingekommen?«

Djet zuckte mit den Schultern.

Karim winkte ihn näher heran, bückte sich und nahm ein paar kleine Steine in die Hand, roch an ihnen und ließ sie durch seine Finger fallen. Er richtete sich auf und ließ seine Hand nachdenklich an einem Felsen entlanggleiten.

»Die Natur erschafft keine Hügel von dieser Größe«, sagte Karim. »Den haben Männer errichtet. Die Steine sind anders als die übrigen in dieser Gegend. Sie müssen also aus dem Inneren des Felsens stammen ...« Er machte ein paar Schritte, ehe er sich hinkniete. Er rief Djet zu sich und zeigte auf eine schmale Spur von Sandkörnern, die aus einem Riss in der Felswand zu rieseln schienen.

»Sag mir, gehört das hierher?«

Djet zog konzentriert die Augen zusammen. »Durch eine Felswand kann kein Sand rieseln. Das bedeutet ...«

»Das bedeutet«, unterbrach ihn Karim, trat einen Schritt zurück und musterte die Struktur des Felsens, »dass dies keine Wand, sondern eine Tür ist.«



Zeit verging, die Schatten wurden länger.

Die Sonne hatte ihren Zenit überschritten, und Karim wusste, dass Hager und Babu immer ungeduldiger auf ihre Rückkehr warteten.

*Das Warten wird sich lohnen*, dachte Karim und verdrängte seine sorgenvollen Gedanken an die übrigen Schakale.

Er und Djet arbeiteten unermüdlich und hämmerten mit ihren Kupfermeißeln die Kanten einer Tür frei, die man mit feinem Sand gefüllt hatte, damit sie eins mit der Felswand wurden. Danach kon-

zentrierten sie sich darauf, den Spalt auf der einen Seite zu vergrößern. Als er breit genug war, pressten sie zwei starke Äste eines Baumes in die Öffnung und versuchten gemeinsam, die massive Steinplatte aufzuhebeln.

»Schieb!«, ächzte Karim, während er das Gefühl hatte, sich zum hundertsten Mal gegen den Ast zu stemmen. Djet warf seinen ganzen Körper nach vorne, der Schweiß lief ihm über das Gesicht. »Jetzt ziehen!«

Sie verlagerten ihre Füße weiter nach vorne, lehnten sich zurück und zogen mit aller Kraft an den Ästen. Schließlich spürte Karim, wie die Steinplatte nachgab und sich einen Fingerbreit über den Boden bewegte.

»Noch mall!«, rief Karim. Die beiden stießen und zogen mit frischem Elan. Die Platte bewegte sich langsam, aber sie bewegte sich.

»Genug, genug«, stöhnte Karim nach einer Weile, entfernte seinen Ast aus dem Spalt und lehnte sich erschöpft an die Felswand. Seine Muskeln schmerzten. Er versuchte, seinen Arm zu lockern, indem er ihn kreisen ließ.

Djet ließ seinen Ast fallen und stellte sich vor die schmale Öffnung in der Felswand. »Was meinst du, was dadrinnen ist?«

Karim zog das Tuch zurück, das seinen Kopf bedeckte, und wischte sich mit dem Handrücken über seine Brauen. Er suchte in seinem Bündel nach seinem Bohrwerkzeug, kniete sich hin und drehte den Bohrer so schnell, bis er an den sprühenden Funken eine Kerze entzünden konnte. Sobald der Docht brannte, legte er eine Hand an die Felswand, streckte seinen Kopf durch die Öffnung und hielt die Kerze vor sich. Dann drehte er seinen Körper zur Seite, hielt die Luft an und zwängte sich durch den Spalt. Als er den ersten tastenden Schritt ins Innere machte, fegte ein Windstoß durch die Öffnung und in den dahinterliegenden Tunnel, fuhr ihm durch seine lockigen braunen Haare und hätte fast die Kerze ausgeblasen. Es klang wie ein Flüstern. Da war auch ein schwacher Geruch, der

ihn an ein längst zu Asche gewordenes Feuer denken ließ, sowie an etwas Süßliches und Berausches.

Karim beschrieb mit der Kerze einen Halbkreis und vertrieb die Finsternis. Anfangs konnte er nicht viel erkennen, nur weitere Steine und von Axthieben übersäte Wände. Doch dann erhellte das Licht etwas auf dem Boden. Er bückte sich, um es aufzuheben.

»Was ist?«, rief Djet ungeduldig. »Was siehst du?«

Karim hielt den Gegenstand vor die Flamme. Es war ein massiver goldener Ring, dessen Band mit Golddraht umwickelt war. In jede der vier Seiten war ein Symbol eingraviert.

Eine Kobra.

Eine Feder.

Ein Auge.

Ein Skarabäus.

Karim steckte ihn sich an den Finger und lächelte.

»Etwas Wunderbares«, murmelte er. »Bring mir die Fackel.«

Im nächsten Moment quetschte sich auch Djet mitsamt ihrer Bündel durch den Spalt. Aus einem davon nahm er einen Gegenstand aus Ton, der am oberen Ende eine Schale enthielt, die er mit trockenem Gestrüpp gefüllt hatte. Karim nahm sie ihm ab und entzündete es mit der Kerze. Als es knisternd Feuer fing, gab er Djet die Kerze und streckte die brennende Fackel in Richtung des vor ihm liegenden Korridors.

»Da sind Stufen, die nach unten führen«, sagte Karim, während sich in seinem Bauch ein aufgeregtes Kribbeln ausbreitete. »Bleib dicht hinter mir.«

Es war kühl, kein Luftzug regte sich, als sie die rauen Stufen hinabstiegen. Es gab kein Geräusch außer dem, das sie selbst machten. Es war die Art von Stille, an die Karim sich nie gewöhnen würde, ganz gleich, wie oft er sich in einem dunklen Grab wiederfand. Sein Atem kam ihm ungewöhnlich laut vor, und das Pochen seines Herzens brachte ihm den Strom seines eigenen Blutes unan-

genehm zu Bewusstsein. Wenn man in die Ruhestätte der Toten eindrang, fiel es schwer zu vergessen, an welchem seidenen Faden auch das eigene Leben hing.

Dennoch war es nicht angebracht, dem empfindsamen jungen Djet seine morbiden Gedanken zu offenbaren.

»Also dann«, sagte Karim fröhlich. Seine Stimme hallte durch den Tunnel. Sie erreichten die unterste Stufe und gingen einen Korridor entlang, der tiefer unter die Erde führte. »Was willst du mit deinem Anteil an diesen Reichtümern anfangen, hm?«

Djet kicherte nervös. »Nun ja, da ist dieses Mädchen ...«

Karim lachte. »Ist das nicht immer so?«

Er konnte nahezu hören, wie Djet errötete. »Ich dachte, ich könnte sie vielleicht gegen eine Flasche Jasminöl eintauschen oder gegen einen feinen Stoff für ein neues Kleid ...«

»Luxus, der jedes Kind der Wüste entzücken würde«, sinnierte Karim.

Sie erreichten das Ende des Tunnels und standen vor dem Eingang zu einer großen Kammer. Karim streckte seine Fackel nach vorne, setzte einen Fuß in das Innere der Kammer und blieb abrupt stehen. Angesichts des Anblicks, der sich ihm bot, dröhnte sein Herz schwer in seiner Brust.

»Djet-Sen«, sagte er mit sanfter Stimme, »du wirst das und noch viel mehr für deine Liebste haben. Viel, viel mehr.«

Djet kam zu ihm, warf einen Blick in die Kammer und schnappte nach Luft.

Es gab so viele Schätze hier, dass es fast unmöglich war, bei einem Gegenstand zu verweilen. Sie verschlangen alles mit den Augen, als wären sie Hungernde, denen sich ein üppiges Festmahl darbot. Da waren goldene Streitwagen, goldene Liegen und Betten, deren Füße die Gestalt von Löwentatzen hatten, ein goldener Stuhl und goldene Truhen, die mit Vögeln und Lotusblumen verziert waren, Statuen, Waffen, Fächer aus Straußenfedern, die Stäbe mit Juwelen besetzt ...

Gold, Gold, alles aus Gold.

Sein Anblick erfüllte Karim mit einer unbeschreiblichen Gier, die an Lust grenzte. Er wollte das Gold berühren, wollte seine Glätte unter den Fingern spüren – im Bewusstsein, dass diese Reichtümer ihm gehörten.

Eine irritierende innere Stimme erinnerte ihn an *Djet, Babu und Hager*. Er verscheuchte diesen Gedanken. Es gab keinen Grund, sich mit den anderen Schakalen zu streiten. Hier gab es mehr als genug Schätze für alle. Die Gräber, die er in der Vergangenheit entdeckt hatte, hatten ein paar vereinzelte Gegenstände enthalten, dies aber ... dies war eine Entdeckung, die das Leben eines Mannes für immer veränderte.

Djet juchzte auf und schlüpfte in die Kammer, eilte von einem Wunder zum nächsten und brabbelte immer lauter von allem, was er erblickte.

»Schau dir das an, Karim-Sen! Hier gibt es nicht nur Stühle und Truhen ... Flaschen mit wohlriechenden Ölen, Edelsteine und Perlen und Stoffe, wie ich sie noch nie gesehen habe! Jede Menge Essen und Amphoren mit Wein!«

Karim folgte Djet durch den Raum und ließ hier und da eine Hand über einen Stuhl oder eine Truhe gleiten. Er nahm eine Amphore mit Schwanenhals zur Hand, zog mit seinen Zähnen den Stopfen heraus und spuckte ihn auf den Boden.

»Scheint immer noch gut zu sein«, stellte er fest, nachdem er an der Amphore gerochen hatte. Er legte den Kopf in den Nacken und nahm einen langen gierigen Schluck.

»Da sind tote Vögel, die in Tücher eingeschlagen sind, Sen!«, rief Djet von der anderen Seite des Raumes. »Sehr viele ... und auch ein Pferd, Karim-Sen! Das tote Pferd trägt ebenfalls Gold!«

Während er immer wieder am Wein nippte, warf Karim einen näheren Blick auf den goldenen Stuhl und beleuchtete mit seiner Fackel die kunstvollen Gravuren und Verzierungen auf seiner

Oberfläche. Sie waren genauso farbenfroh wie alle anderen Verzierungen, die er in den Gräbern der Khetarer vorgefunden hatte, aber der Stil war anders. Im Gegensatz zu den starren und nüchternen Figuren, die er gewohnt war, waren diese geschwungen und besaßen überlange Köpfe und Gliedmaßen. Sie schienen vor Aktivität zu vibrieren, als wollten sie sich der erzwungenen Stille widersetzen. Neugierig geworden, stellte Karim die Amphore mit Wein ab und kniete sich hin, um die Verzierungen genauer zu betrachten. Die dargestellte Szene auf der Rückseite des Stuhls hatte er schon in anderen Gräbern gesehen. Er wusste nicht, was sie bedeuten sollte, doch üblicherweise zeigte sie einen Mann oder eine Frau, die einem Gott mit Falkenkopf gegenüberstanden, der ihnen ein geschwungenes Kreuz entgegenhielt. Diese Abbildung unterschied sich davon in einem Punkt.

Statt des falkenköpfigen Gottes besaß die Figur, die das Kreuz hielt, den Kopf einer bizarren Kreatur. Sie war schwarz und sah mit ihrer langen, nach unten gerichteten Schnauze und den großen hochstehenden Ohren fast wie ein Hund aus. Irgendetwas an der dunklen Figur führte dazu, dass Karim der Wein auf einmal sauer aufstieß.

»Dieses Grab ...«, flüsterte er mehr zu sich selbst als zu Djet, der immer noch auf Erkundungstour war, »... irgendwas ist hier ziemlich seltsam.«

Dass der Mann auf dem Bild einen gestreiften Kopfschmuck trug, erschien Karim ganz normal. Sehr ungewöhnlich war jedoch, dass aus seiner Stirn zwei Tierköpfe hervorwuchsen – ein Geier und eine Kobra. Karim wusste nicht viel von der Kultur der Khetarer, doch wusste er, was es bedeutete, wenn diese Tiere im Zusammenhang mit einer Krone erschienen.

Aufgrund der Lage im Tal hatte Karim mit dem Grab eines Adligen oder bestenfalls dessen Frau gerechnet. Doch diese Grabstätte war bedeutender.

Er hatte das Grab eines Königs entdeckt.

Karim war schwindelig, aber nicht vom Wein.

»He!«, rief Djet mit einem Anflug von Furcht in seiner Stimme.  
»Karim-Sen, sieh dir das mal an!«

Karim richtete sich auf und bahnte sich seinen Weg durch die Ansammlung von Schätzen, indem er Djets Stimme folgte. Er gelangte an ein Portal zu einer kleineren Kammer, in der Djet stand, sein Körper vom Kerzenschein teils erhellt. Als Karim seine Fackel über den Kopf hob, sah er, dass die Wände mit ganzen Reliefs von Bildern bedeckt waren, die ebenso erstaunlich und seltsam wie die Darstellung auf dem goldenen Stuhl waren. Es gab Jagdszenen auf dem Fluss und Darstellungen üppiger Feste sowie Reihe um Reihe mit den rätselhaften Schriftzeichen der Khetarer – Hände, Löwen, Krummstäbe, Vögel und offene Münder, deren Bedeutung Karim allesamt unbekannt war. Und auch der Stil dieser Abbildungen war äußerst ungewöhnlich. Die Figuren sahen verbogen und entstellt und – es gab kein anderes Wort dafür – einfach *falsch* aus.

Falsch.

Im Gegensatz zu der anderen Kammer war diese, abgesehen von einer massiven Steintruhe in der Mitte, vollkommen leer.

Djet starte sie an.

»Der tote Mann ... ist er dadrin?«

Karim nickte. Er ging zu der hüfthohen Granittruhe und bestaunte die komplizierten schraffierten Gravuren, mit denen jeder Fingerbreit der Oberfläche bedeckt war. Die Khetarer legten sich für ihre Toten wirklich ins Zeug. Die Menschen des Roten Landes begruben ihre Toten an Ort und Stelle unter einem Steinhaufen und gaben ihre Körper so der Wüste zurück, aus der sie stammten. Karim schien dies natürlicher und auch viel einfacher zu sein. Andererseits hatte er den exzentrischen Bräuchen der Khetarer seinen Lebensunterhalt zu verdanken.

»Halt mal«, sagte er zu Djet und gab ihm die Fackel.

»Was ... was hast du vor?«, stotterte Djet. Seine weit aufgerissenen Augen funkelten im Widerschein des Feuers.

»Was wir Schakale eben tun.« Karim griff mit beiden Armen um alle vier Ecken des steinernen Deckels. »Geh zur Seite.«

Er holte tief Luft und stemmte sich ächzend mit seinem ganzen Gewicht gegen den Deckel. Mit lautem Knirschen, das den ganzen Raum erfüllte, glitt er ein Stück zur Seite. Karim ließ nicht locker, bis der Granitdeckel mit ohrenbetäubendem Lärm zu Boden stürzte. Eine Ecke der Truhe brach ab und bröckelte ein wenig, doch ansonsten blieb sie unversehrt.

Keuchend und mit schweißnasser Stirn nahm er Djet die Fackel aus der Hand und leuchtete in die Truhe hinein. Darin befand sich ein hölzerner Sarg, der die Gestalt eines Mannes hatte und fast vollkommen mit glänzender roter Farbe überzogen war. Das goldene Gesicht starrte Karim undurchdringlich an. Goldene Hände waren über der Brust gekreuzt und hielten einen Krummstab sowie ein Flagellum, das mit schwarzen und blauen Flecken übersät war. Dazwischen, ungefähr dort, wo das Herz sein musste, befand sich ein großes blaues Amulett aus Lapislazuli. Es hatte die Form eines Skarabäus und trug auf der Oberfläche weitere khetarische Schriftzeichen.

»Das könnte sein Name sein«, flüsterte Djet und warf einen näheren Blick darauf. »Glaubst du auch?«

»Du könntest recht haben.« Karim zog einen Kupfermeißel aus seinem Bündel. Er schob ihn unter den Rand des Amuletts und begann, es herauszuhebeln. Der Meißel rutschte an seiner schwitzigen Handfläche ab und bohrte sich kurz in seinen Finger.

»Verdammt!«, stöhnte er auf und zog seine Hand zurück.

»Alles in Ordnung, Sen?«, fragte Djet.

»Geht schon«, antwortete Karim. Der Schnitt war nicht tief, doch es blutete, und ein paar Tropfen landeten auf dem Sargdeckel. Er

lutschte an seinem Finger und umwickelte ihn mit einem Streifen Stoff, den er von seinem Bündel abgerissen hatte. Er setzte den Meißel an und versuchte es erneut. Karim blinzelte. Die Blutstropfen waren verschwunden. Vielleicht spielten ihm seine Augen im Halbdunkel einen Streich.

Er war nun vorsichtiger mit dem Werkzeug, und nachdem er den Meißel mit größerer Präzision angesetzt hatte, löste sich das Amulett vom Sargdeckel.

»Na also«, sagte Karim lächelnd. Er hielt den blauen Stein in das Licht des Feuers. Er fühlte sich warm und schwer an.

Dann war da ein Seufzen. Wie ein befreiter Atemzug, direkt neben seinem Ohr.

Karim zuckte zusammen. Er trat einen Schritt zurück und spähte zu Djet hinüber. Der Junge stand ein paar Schritte entfernt und hielt den Kerzenstummel in der Hand. »Warst du das?«

»Was war ich?« Djet legte verwirrt den Kopf schief.

Karin blinzelte und schüttelte sich. »Ach, nichts«, murmelte er und wandte sich wieder dem Amulett zu. Es war das größte Stück Lapislazuli, das er je gesehen hatte – mindestens zehn Mal so groß wie alles, was er kannte –, und musste allein ein Vermögen wert sein. Er lachte ungläubig auf. »Was für ein Tag!«

Djets Augen betrachteten begierig den Stein in Karims Hand. »Wir sind also reich, Sen? Reich wie Könige?«

»So in der Art«, bestätigte Karim. Er blickte zur Fackel auf. Wie auch die Kerze würde sie bald erlöschen, wenn sie kein Brennmaterial nachlegten. Doch er musste wissen, was es noch zu finden gab und was er in sein Bündel stecken konnte, bevor sie zu den anderen zurückkehrten.

Er dachte an die übrigen Schakale und überdachte seinen früheren Plan, alles gleichmäßig aufzuteilen. Nicht, dass er Babu nicht traute ...

Doch, genau so war es. Er traute Babu nicht. Dieser Mann war

eine Schlange, und wahrscheinlich würde er Karim in der Nacht die Kehle durchschneiden, statt die Beute mit ihm zu teilen.

Natürlich war es auch denkbar, dass Babu die Schätze gerecht verteilte, doch wenn nicht?

*Ich muss an mich selbst denken.*

»Geh zurück in den ersten Raum«, wies er Djet an. »Verstau alles, was du finden kannst, in deinem Bündel. Edelsteine, Gold ... alles, was wertvoll ist. Ich kümmere mich um die andere Kammer. Wenn ich fertig bin, dann gehen wir. Wir müssen zu den anderen zurückkehren und ihnen erzählen, was wir gefunden haben.«

Djet nickte und wollte sich in Bewegung setzen, als Karim ihm die Hand auf die Schulter legte. »Wir erzählen ihnen von dem Grab, das schon. Aber wir sagen nicht, was wir in unseren Bündeln haben, verstanden? Das behalten wir für uns.«

Djet grinste, seine Augen blitzten verschmitzt. »Ich verstehe sehr gut, was du meinst, Sen«, entgegnete er und verschwand dorthin, woher sie gekommen waren.

Karim ließ das Skarabäus-Amulett mitsamt den anderen Schätzen in seinem Bündel verschwinden und wandte sich der letzten Tür zu. Trotz des Weins war sein Mund plötzlich trocken. Dieser Raum war dunkler als die anderen, erfüllt von einer undurchdringlichen Finsternis.

*Deine Augen halten dich zum Narren*, dachte er. Wer zu lange in der Finsternis blieb, konnte verrückt werden. *Beeil dich, sonst wirst du dich wirklich wie ein Idiot benehmen.*

Er trat durch das Portal und wurde von einer schwindelnden Verwirrung ergriffen. Normalerweise befand sich der Schatz in der innersten Kammer. Doch es gab keinen weiteren Schatz. Keine wertvollen Juwelen, keine edlen Stoffe, keine Gegenstände aus Gold. Die Kammer war kleiner als die beiden anderen und wirkte fast leer – abgesehen von einer großen Statue, die den Raum dominierte.

Karim machte einen weiteren Schritt nach vorne und stolperte

über etwas, das auf dem Boden lag. Er ging in die Knie und fand eine kleine Holzfigur, deren eines Bein abgebrochen war. Hunderte dieser kleinen Holzfiguren, die alle gleich aussahen, waren in langen Reihen angeordnet und bevölkerten den ganzen Raum. Sie blickten alle zur gegenüberliegenden Wand und zur Statue des seltsamen Gottes mit dem Tierkopf, dessen Bildnis er auch auf der Rückseite des goldenen Stuhls gesehen hatte – seine massive lange Schnauze und die großen Ohren waren aus demselben Granitblock geschlagen wie die Steintruhe in der anderen Kammer. In einer Hand hielt er ein verschnörkeltes goldenes Kreuz, die andere Hand hob er zum Gruß der Armee der kleinen Holzfiguren entgegen.

*Hier gibt es nichts, das sich zu stehlen lohnt.* Doch irgendetwas veranlasste Karim, seine Suche fortzusetzen. Das unsichtbare Seil um seine Brust zog ihn weiter.

Er steckte die zerbrochene Figur in sein Bündel, bahnte sich auf Zehenspitzen seinen Weg durch die Holzarmee und näherte sich der Statue. Auf der offenen Handfläche der Statue befand sich eine ovale Fläche, die mit Schriftzeichen bedeckt war. Karim vermutete zunächst, dass es sich um dieselben Schriftzeichen handelte, die auch das Amulett zierten. Vielleicht stand dort der Name des Mannes, dessen Grabmal sie gerade ausraubten.

*Nicht Mann, sondern König*, korrigierte er sich.

Zufrieden damit, in diesem Raum keine weiteren Schätze entdeckt zu haben, wandte er sich zum Gehen. Etwas Feuchtes sickerte durch seine Sandale. »Was ...?«, stieß er verwundert aus und hob seinen Fuß. Vielleicht das Wasser einer unterirdischen Quelle. Er strich sich mit der Hand über die Sohle, hielt jedoch inne, als er den klebrigen roten Fleck erblickte, den er hinterlassen hatte.

Karim richtete die Fackel auf den Boden und betrachtete die Stelle vor der Statue, wo er gestanden hatte. Unter dem Sockel drang etwas hervor und hatte bereits eine Lache gebildet, die aussah wie ...

»*Karim!*«

Karims Herz setzte einen Schlag aus, als Djets Schrei durch die Stille gellte. »Was ist?«, rief er zurück, fuhr herum und hätte fast hundert kleine Soldaten umgetreten.

»Hast du das gehört?« Djeds Stimme bebte vor Angst.

»Was gehört?«

Und da war es wieder.

*Klopf.*

*Klopf.*

*Klopf.*

Karim seufzte. »Hör auf mit dem Quatsch. Für so was haben wir jetzt keine Zeit.« Er bemühte sich, einen heiteren Ton anzuschlagen, doch die rote Lache hatte ihn verunsichert. Was spielte Djet für ein Spiel mit ihm?

»Ich bin das nicht.« Djets Stimme war leiser geworden, es klang fast wie ein Schluchzen. »Das ... das kommt aus dem Sarg.«

»Das was?«

*Klopf.*

*Klopf.*

*Klopf.*

Karim lief ein kalter Schauer über den Rücken. Das war doch nicht möglich. Das konnte nicht ...

Ein Hauch von Wein und Honig strich über sein Gesicht. Seine Fackel flackerte und erlosch.

In der beklemmenden Finsternis hörte Karim, wie Holz knackte und splitterte und etwas Schweres krachend zu Boden fiel.

Er stand reglos im Dunkeln und atmete nicht.

Dann nahm er ein sanftes Rascheln wahr, so leise, dass es fast vom Donnern seines Herzens übertönt wurde.

Ein weiteres Geräusch explodierte in seinen Ohren. Es war so laut und markerschütternd, dass Karim glaubte, es müsse das Grabmal zum Einsturz bringen.

Es war Djets Schrei.



## 5

### NEFF

Als Bastets Boot das Umland von Thonis erreichte, hatte die Sonne ihren Zenit bereits überschritten. Die Strömung hatte sie auch ohne Ruder und Segel rasch den Fluss hinabgetragen – als hätte selbst der Iteru gespürt, dass die Göttin eine wichtige Verabredung einhalten musste.

Neff hatte sich im Fluss das Blut vom Kleid gewaschen, und in der Nachmittagsshitze war der Stoff bereits wieder getrocknet. Wirklich sauber war er nicht, aber es würde reichen müssen. Sie lehnte sich gegen die Bootswand und sah zu, wie die Hauptstadt von einem verschwommenen kleinen Klecks zu einer weitläufigen, pulsierenden Metropole anwuchs, die sich auf einer Ebene erstreckte, die so flach war, dass man ungehindert bis weit in die Ferne blicken konnte.

Anfangs lagen noch grüne Felder und Höfe und Rinder mit langen Hörnern am Flussufer. Es folgten Lehmbauten mit Flachdächern, nicht viel anders als ihr eigenes. Nur waren es so viele! Die meisten waren heruntergekommen und schlampig gebaut, aber je tiefer sie nach Thonis vordrangen, desto größer und eleganter wurden die Gebäude. Statt aus den typischen braunen Lehmziegeln waren die herrschaftlichen Häuser aus weißem Kalkstein errichtet, der in der Wüstensonne förmlich zu glühen schien. Die Eingänge waren mit geometrischen bunten Bildern aus Malachitfarbe, gelbem und rotem Ocker bemalt, und überall wuchsen blühende Büsche und Bäume, die das Farbspiel um Pastellkleckse in Rosa, Orange und Cremeweiß erweiterten. Die Straßen waren zwar nicht vergoldet, wie ihre Freundinnen behauptet hatten – aber einem Wunder glich die Stadt dennoch.

Sie kamen an gewaltigen Handelsschiffen vorbei, die ihre Ladung aus fernen Königreichen löschten – Straußenfedern und Pelze und Gewürze, deren Duft vom Wind davongetragen wurde. Neff schnupperte, und aus einem der Schiffe stieg ihr ein rauchiger, benebelnder Duft in die Nase, der ihr gänzlich unbekannt war. So musste Magie riechen.

Bei dem Gedanken hatte sie unwillkürlich ihr Zuhause vor Augen.

Sie senkte die Lider, verbot sich zu weinen. Nicht, weil sie Angst hatte, dass wieder Blut aus ihren Augen tropfen könnte. Vor allem wollte sie vor der Göttin keine Schwäche zeigen. Die Vision, die Bastet ihr gezeigt hatte – die Vision aus ihrem Traum –, war zwar beängstigend gewesen, aber sie war ihr aus einem Grund übermittelt worden. Neff hätte ihr Leben in Bubas niemals freiwillig von heute auf morgen zurückgelassen. Aber wenn sie herausfinden wollte, was die Vision zu bedeuten hatte, dann war sie im Tempel des Amun am richtigen Ort. Sie wusste nicht viel über ihn – nur, dass alle großen Weisheiten Khetaras hinter seinen Wänden verborgen lagen.

Sie kamen an einem belebten Marktplatz voller Verkäufer vorbei, die lautstark ihre Waren anpriesen, gefolgt von einem Handwerkerquartier und mehreren gewaltigen Wohnhäusern, die mindestens dreimal so groß waren wie das größte Haus, das Neff je gesehen hatte. Weitläufige Privatgärten mit Dattelpalmen und Obstbäumen und sogar ein Haus mit einem winzigen eigenen Tempel zogen an ihr vorbei. Gerade näherte sich ein älterer Mann mit einem Tablett voller Opfergaben dem Tempel. In Bubas gab es nichts auch nur annähernd Vergleichbares. Auch wenn Neff bewusst war, dass sie nur einige Stunden flussabwärts gereist war, hatte sie das Gefühl, in eine andere Welt eingetreten zu sein.

Als sie sich dem Stadtkern näherten, versammelten sich am Flussufer Menschenmengen, um einen Blick auf die Göttin zu erhaschen, bevor sie den Tempel erreichte. Obwohl das Bastet-Fest erst bei Sonnenuntergang beginnen sollte, war die Luft bereits getränkt mit Vorfreude. Die Menschen jubelten und winkten, und Kinder rannten ins Wasser, so weit, dass ihre Mütter sie streng zurückriefen. Die meisten hatten den Blick auf die Göttin gerichtet, aber einige musterten auch Neff neugierig.

Ein kleiner Junge, der ins Wasser gewatet war, rief ihr zu: »Wer bist du?«

Neff wollte schon antworten, überlegte es sich aber anders. Stattdessen schüttelte sie den Kopf und wandte den Blick ab, während die Mutter des Jungen so lange schimpfte, bis er zurück zum Ufer schwamm.

In Khetara bedeuteten Namen Macht. Die Qualität der Zaubersprüche ihres Vaters mochte fragwürdig sein – doch so viel hatte er ihr mitgegeben. An diesem neuen Ort und allein unter Fremden würde sie klug daran tun, sich genau zu überlegen, wem sie ihren Namen anvertraute. Abgesehen davon, dass sie die Frage gar nicht so leicht zu beantworten fand.

*Wer bist du?*

Als Neff an diesem Morgen zu Hause bei ihrer Familie aufgewacht war, hatte sie noch geglaubt, die Antwort auf diese Frage zu kennen. Aber jetzt, wo ihr altes Leben wie eine Fata Morgana am fernen Horizont verblasste, während sie auf Bastets Boot ins Unbekannte fuhr, war sie sich da nicht mehr so sicher.

Als sie Kurs auf das Flussufer nahmen, griff Neff Halt suchend nach der Reling. Die kahlköpfigen Priester, die sie aus Bubas begleitet hatten, sprangen leichtfüßig an Land und vertäuten das Boot. Die oberste Priesterin kam aus ihrer Kabine am Bug und blinzelte ins grelle Sonnenlicht. Dann streckte sie die Arme aus, nickte der Göttin respektvoll zu und hielt Neff die Hand hin.

»Komm, mein Kind«, sagte sie. »Wir sind da.«



Sie folgten Bastet und ihrem Tross die Tempelstraße entlang. Neff musste sich zwingen, etwas Abstand zu der Hohepriesterin zu wahren. Sie wusste nicht, was sie am Ende dieser Reise erwartete, und sich an der Priesterin festzuklammern wie ein kleines Kind, das noch den Seitenzopf trug, war das Letzte, was sie gerade wollte. Also versuchte sie, die kerzengerade Haltung und den unverwandt nach vorne gerichteten Blick der älteren Frau nachzuahmen. Dennoch konnte sie nicht anders, als immer wieder die unglaublichen neuen Eindrücke überall um sie herum in sich aufzusaugen. Die Straße war von Löwenstatuen mit Widderköpfen gesäumt. Mindestens ein Dutzend pro Seite! Die Statuen schienen sie zu mustern. Ihre gewundenen Silberhörner schimmerten im Sonnenlicht, und ihre Augen wirkten so echt, dass Neff unter ihren Blicken schauderte.

Zwischen den Statuen hatte sich eine große Zuschauermenge versammelt, die sich bis weit in die dahinterliegenden Straßen erstreckte, um Bastets Einzug in den Tempel mitzerleben. Viele hiel-

ten smaragdgrüne, frische Palmwedel in den Händen, mit denen sie der Prozession langsam zuwinkten, sodass die Blätter sich in einem langsamen, hypnotisierenden Rhythmus hin und her bewegten. Andere klatschten mit den Händen und sangen Lieder, die Neff unbekannt waren. Sie folgten dabei den Schlägen des Sistrums der Hohepriesterin, das sie seit dem Aufbruch der Prozession wieder schüttelte. Überall war Klang und Bewegung und Farbe, und Neff war so überwältigt, dass sie wegsehen und den Blick wieder starr geradeaus richten musste. Wobei die Aussicht, die sich ihr dort bot, nicht weniger schwindelerregend war.

Der Tempel wurde von zwei gigantischen Pylonen flankiert – viereckigen Türmen mit flachen Dächern, die von oben bis unten mit heiligen Inschriften und Bildern von siegreichen Königen und Göttern bedeckt waren. Rechts und links des Steintors ruhten auf rosafarbenen Granitthronen gigantische Zwillingstatuen, die Amun darstellten.

Wie jedes andere Kind Khetaras kannte Neff seinen Namen und seine Titel. Der König von allem. Beschützer des Pharaos. Der Verborgene. Der Unsichtbare. Sie wusste auch, dass er blaue Haut hatte und eine Federkrone trug. In Oberkhetara stand er über allen anderen Göttern, und seine immaterielle Form diente als Symbol für alles Geheimnisvolle auf dieser Welt. Als Neff nah an den Statuen vorbeikam, spürte sie einmal mehr ganz deutlich, dass sich die Antworten, nach denen sie suchte, in Amuns großem Haus verbargen.

Sie wusste selbst nicht, weshalb sie sich ihrer Sache so sicher war. Irgendwo machte ihr diese Sicherheit sogar Angst. Sie hatte nie einen auffällig starken Willen besessen und meistens getan, was ihre Eltern von ihr erwarteten. Selbst Henhen und Istara war aufgefallen, wie umgänglich Neff war. Henhen war laut und ungestüm und rannte für ihr Leben gern, also rannte Neff einfach mit, wenn sie Zeit mit ihr verbrachte. Istara war ruhiger und mochte Brett-

spiele wie Mehen und Senet. Also wurde in ihrer Gegenwart auch Neff ruhiger. Sie ging den Weg des Wassers, passte sich an die Menschen an, die sie umgaben.

Aber dann waren die Träume gekommen, zusammen mit dem ersten Blut der Fraulichkeit. Die Veränderung war fast über Nacht über sie hereingebrochen. Wie eine weiche Tonfigur, die nun in der Sonne gebacken wurde, hatte sich Sita zu einer Gestalt verhärtet, die sie kaum wiedererkannte. *Aber wer genau werde ich?*, hatte sich Neff gefragt. Die starken neuen Empfindungen, die ihren Geist und Körper erfüllten, erschreckten sie ebenso wie das Wissen, dass ein fremder Wind sie in eine neue Richtung trieb.

Als sie sich dem Tor näherte, betrachtete sie Amuns blaues Gesicht. Auch er war verborgen und undurchschaubar. Nicht nur für die Welt, sondern auch für sich selbst. Vielleicht würde ihre Zeit im Tempel ja Licht ins Dunkel bringen.

Bevor Neff und die Hohepriesterin das Tor passieren konnten, trat ein breitschultriger Mann mit einem Leopardenfell über seiner Tunika hervor, um sie aufzuhalten. Er war vollkommen unbehaart, und seine Haut sah aus, als wäre sie auf Hochglanz poliert worden.

»Was soll das?«, fragte er die Priesterin barsch. »Das Kind darf hier nicht hinein.«

»Meister Mentuhotep, ich bitte um Verzeihung«, sagte die Hohepriesterin. »Aber das Mädchen gehört zu mir.« Sie legte Neff die Hand auf die Schulter, als wollte sie sie segnen.

Doch den Mann namens Meister Mentuhotep schien das wenig zu beeindrucken. Mit seiner gebräunten Haut und den dick mit schwarzem Kajal umrandeten Augen wirkte er auf beinahe schon unmenschliche Weise alterslos. »Dir ist sicher bekannt, dass nur Angehörige der Priesterschaft oder der königlichen Familie dieses Tor passieren dürfen, Herrin Karo«, antwortete er, als würde er mit einem ungezogenen Kind sprechen.

Die Hohepriesterin sah den Mann herausfordernd an, aber ihr Tonfall blieb formell und höflich. »Natürlich, Hohepriester. Ich wollte die Angelegenheit mit dir besprechen, nachdem das Mädchen das Reinigungsritual abgeschlossen hat. Sie wurde von Bastet erwählt, in den Priesterinnenstand erhoben zu werden, und da heute der Festtag der Göttin ist, hielt ich dies für einen besonders günstigen Zeitpunkt. Ich bin sicher, darin wirst du mir zustimmen.« Die letzten Worte sprach sie mit derselben Herablassung, die gerade noch er an den Tag gelegt hatte.

Meister Mentuhoteps Nasenflügel bebten.

»Auserwählt?« Er warf Neff einen zweifelnden Blick zu. »Sie ist nur ein Mädchen. Aus dem einfachen Volk noch dazu. Wie bist du auf sie gekommen?«

»Sie hat die Göttin gebeten, ihren Traum zu deuten, und eine Vision erhalten.«

»Und?«

»Und sie hat Tränen aus Blut geweint.«

Meister Mentuhoteps Augenbraue zuckte nach oben. »Blut, sagst du?«

»Wenn du mir nicht glaubst, kannst du jeden im Dorf Bubas danach fragen«, entgegnete Hohepriesterin Karo ungerührt. »Sie alle haben es gesehen.«

Meister Mentuhotep schluckte. Er schien Neff nun mit ganz neuen Augen zu sehen. Sein Blick wanderte über ihren Körper, und Neff musste zu ihrer Bestürzung feststellen, dass immer noch Blutflecken auf ihrem Kleid prangten. Instinktiv schlang sie die Arme um sich, um sie zu verdecken.

»Ich verstehe«, sagte der Hohepriester. »Und ich nehme an, du hast sie hierhergebracht, damit ich sie unter meiner Anleitung ausbilde?«

Die Hohepriesterin senkte den Kopf. »Als höchster Stundenpriester von Khetara hielt ich es für das Beste, Meister. Vielleicht

kann sie die Botschaft der Göttin deuten, wenn du sie unterrichtest.«

Neff war verblüfft. In ihrem alten Leben hätte sie sich niemals die Dienste eines Priesters leisten können, um ihre Träume deuten zu lassen. Und jetzt sollte sie selbst eine Stundenpriesterin werden? Bei aller Angst breitete sich ein aufgeregtes Kribbeln in ihrer Magengrube aus.

Meister Mentuhotep verschränkte die Arme vor der Brust und schüttelte den Kopf. »Ich weiß nicht. Ein gewöhnliches Mädchen ...«

»Sie wäre nicht die Erste«, unterbrach ihn Hohepriesterin Karo. »Es gibt Aufzeichnungen über andere Kinder, die eine besondere Verbindung zu den Göttern hatten und den Menschen den Willen der Götter verkündeten.« Nach kurzem Schweigen fügte sie hinzu: »Vergiss nicht, dass auch ich einmal ein gewöhnliches Mädchen war. Oder zweifelst du etwa auch an *meinem* Recht auf das Priesteramt?«

Der Meister gab einen abfälligen Laut von sich. »Natürlich nicht. Aber du weißt genauso gut wie ich, dass diese Ehre zumeist vom Vater an den Sohn weitergegeben wird. Diese Entwicklung hier ist ... höchst ungewöhnlich.«

Die Hohepriesterin lächelte und hielt die ausgestreckten Handflächen zum Himmel. »Die Wege der Götter sind unergründlich.«

Meister Mentuhotep sah aus, als hätte er in etwas Bitteres gebissen. Aber er nickte. »Nun gut. Ich werde tun, was ich kann.«

Hohepriesterin Karo neigte den Kopf. »Nicht mehr und nicht weniger erwartet die Göttin.« Neff hätte schwören können, dass in ihren Worten eine leise Drohung mitschwang.

Meister Mentuhotep wandte sich an Neff. Um seine Lippen lag ein verächtlicher Zug. »Du kommst mit mir. Diese Mauern sind heilig, und man muss von dem ... dem Schmutz der Außenwelt gereinigt werden, um sich in ihrem Inneren aufhalten zu dürfen. Hast du verstanden?«

»Ja ... ähm ... Meister«, antwortete Neff und folgte ihm.

»Einen Moment noch, bitte«, sagte die Hohepriesterin. Sie legte Neff den Arm um die Schultern und zog sie beiseite. In Amuns Schatten blieb sie stehen. »Jetzt hör mir gut zu, Kind«, sagte sie leise und in dringlichem Ton. »Die Priester hier sind zwar heilige Männer, aber sie sind immer noch Männer. Der Meister wird sein Wort halten, aber das bedeutet nicht, dass er und die anderen deine Anwesenheit in ihrem Reich schätzen. Dass du den Tempel betreten darfst, heißt noch lange nicht, dass du dort willkommen bist. Sei vorsichtig, was du tust. Beobachte. Höre zu. Verrate nichts, was du nicht unbedingt verraten musst. Und vor allem – wähle deine Freunde mit Bedacht. Ein guter Freund ist eine unbezahlbare Gabe. Ein schlechter aber kann dich ins Verderben führen.«

Bei ihren Worten schlug Neff das Herz bis zum Hals. Was die Hohepriesterin da sagte, erinnerte sie zu sehr an die Ermahnungen ihrer Mutter. Aber Herrin Karo war nicht ihre Mutter. Genau betrachtet kannten sie einander sogar erst seit wenigen Stunden.

»Warum helfst Ihr mir?«, fragte Neff.

Die Hohepriesterin dachte über die Frage nach. »Weil ich einmal so war wie du. Und weil ich hoffe, dich vielleicht vor einigen der Fehler bewahren zu können, die ich damals begangen habe.« Ein trauriges Lächeln huschte über ihr Gesicht. »Aber eigentlich tue ich das mehr für mich als für dich. Du musst deine eigenen Fehler machen, Nefermaat. So wie wir alle. Denk immer daran: An dir selbst darfst du zweifeln, niemals aber an der Göttin. Du hast diesen Weg eingeschlagen, weil sie es so wollte. Folge ihm, ganz gleich, wohin er dich führt.«

Neff war den ganzen Tag über den Tränen nahe gewesen, und nun drohten sie erneut überzulaufen. »Das werde ich«, erwiderte sie mit bebender Stimme. »Ich verspreche es.«

»Möge Bastet – Beschützerin der Unschuldigen, Rächerin jener,

denen Ungerechtigkeiten widerfahren, Herrin der Schlacht, Gebieterin der Geheimnisse – auf all deinen Wegen mit dir sein«, sagte Hohepriesterin Karo und berührte Neff dabei leicht an Stirn, Kehle und beiden Schultern. Dann wandte sie sich ab.

Neff sah der Hohepriesterin nach, wie sie sich wieder Bastets Tross anschloss und ihm durch das Tor folgte. Hier würde die Göttin bleiben, um Huldigungen und Gaben entgegenzunehmen, bis es an der Zeit für ihre Rückkehr zum Boot war, mit dem sie am Abend zu den Festlichkeiten weiterfahren würde.

Meister Mentuhotep wartete mit grimmiger Miene gleich hinter dem Tor. Er sah der Göttin nach und wandte sich dann Neff zu, die genau an der Grenze zwischen der Außenwelt und der Welt der Götter stand.

Sie tat einen Schritt und lief unter dem geflügelten Skarabäus hindurch, der auf den Torbogen über ihr gemalt war.

Ein Schritt noch durch den Schatten, dann trat sie ein in das Licht.



Neff folgte Meister Mentuhotep durch einen großen offenen Innenhof und weiter in einen Gang, der von dicken Säulen gesäumt war, die so gemeißelt und bemalt waren, dass sie wie grüne Papyrusgarben aussahen. Zusammen mit der purpur-schwarzen, mit Tausenden Sternen verzierten hohen Decke verlieh ihr der Gang das Gefühl, durch einen großen Wald aus Stein zu gehen.

Dann führte der Meister sie zu einer kleinen Kammer auf der linken Seite, wo ein halbes Dutzend Frauen in weißen Leinenkleidern aufblickten und sie neugierig musterten. Wie Meister Mentuhotep waren auch sie kahl und hatten sich die Augen mit schwarzem Kajal umrandet. Aber sie trugen auch blaugrünen Lidschatten und Rouge auf den Lippen. Als der Meister eintrat, sprangen die

Frauen auf und standen Spalier. In der Luft lag der süßlich-herbe Geruch von Honig und Salz.

»Die Hohepriesterin der Bastet hat uns dieses Mädchen gebracht, das wir in den Lehren des Priestertums unterweisen sollen«, sagte Meister Mentuhotep mit unverhohlenem Verdruss. »Ihr werdet sie den Reinigungsritualen unterziehen.«

Mehrere Frauen warfen Neff mitleidige Blicke zu, und auf einmal wurde ihr bewusst, was diese Rituale wahrscheinlich mit sich bringen würden. Schützend berührte sie ihre weichen Locken. Plötzlich fiel ihr das Atmen schwer.

Meister Mentuhotep musste die Blicke bemerkt haben. »Es schert mich nicht, dass sie jung ist«, fügte er mit Nachdruck hinzu. »Wenn sie in den königlichen Tempel aufgenommen werden will, dann unterliegt sie denselben Bräuchen wie wir alle. Außerdem ist sie starr vor Dreck. Nicht, dass sie noch Läuse in diesen Ort der Götter einschleppt.«

*Läuse?*, dachte Neff beleidigt. *Dass ich in einem Dorf lebe, bedeutet noch lange nicht, dass ich Läuse habe!*

Eine der Frauen senkte den Kopf. »Ja, Meister. Überlasst sie uns.«

»Ich hole sie später wieder ab.« Und damit verließ Meister Mentuhotep den Raum.

Erst jetzt nahm Neff ihre neue Umgebung richtig wahr. Den langen, niedrigen Tisch voller kleiner Gefäße und Stoffstreifen in der Raummitte. Die Reihe von Kupferklingen mit Holzgriffen. Das dunkle Wasserbecken in der hinteren Ecke.

»Wir sind die Wabet.« Die Frau klang freundlich, aber ernst. »Anwärterinnen auf das Priesterinnenamt im Haus des Amun. Bitte zieh dein Kleid aus.«

Neff schlang die Arme um ihren Leib. Ihr Herz raste. Langsam schüttelte sie den Kopf.

»Du musst jetzt mutig sein, Kind.« Die Priesterin nahm sie an der Schulter und führte sie sanft zu dem langen Tisch. »Um in

diesem Tempel willkommen geheißen zu werden, musst du den Schmutz der Welt von deinem Körper entfernen. Aber ich will dir nichts vormachen. Es wird wehtun.«



Als sie ihr warmen Honig auf die Haut strichen und Stoffstreifen darauf drückten, hielt sie ganz still. Aber als sie die Streifen abrissen und dabei jedes einzelne Härchen auf ihrem Arm mitnahmen, mussten sie sie festhalten.

Heiße Tränen rannen Neff übers Gesicht, doch sie taten es wieder und wieder und hinterließen dabei rote, wunde Stellen auf ihrer Haut. Und als sie ihr die weichen Härchen vom Bauch und die Haare zwischen ihren Beinen ausrissen, konnte sie die Schreie nicht länger unterdrücken. Aber erst als sie die Kupferklingen hervorholten und ihr in dicken Strähnen die Locken absäbelten, weinte sie wirklich.

Die Wabet hüllten sich in Schweigen. Sie schimpften nicht mit ihr, weil sie ihr Leid zeigte, boten ihr aber auch keinen Trost an, sondern handelten wie ein einziges Wesen mit vielen Armen, die alle zusammenarbeiteten, um das Ritual so schnell und effizient wie möglich zu vollenden. Neff sparte sich die Mühe, sie anzuflehen, dass sie aufhören sollten. Ein Blick auf ihre Gesichter reichte, um ihr klarzumachen, dass es nichts gebracht hätte. Wenn sie hier an diesem Ort nach Freunden suchte, dann waren sie mit Sicherheit nicht unter den Wabet zu finden.

Als sie fertig waren, halfen sie Neff auf und führten sie zu dem Becken in der Ecke. Salzgeruch stieg ihr in die Nase, und als sie ins Wasser stieg, brannte es auf ihrer gereizten Haut. Sie schrie vor Schmerz und wollte zurückweichen, doch die Wabet drückten sie sanft, aber bestimmt zurück ins Wasser.

»Du musst gesäubert werden«, sagte die Priesterin. »Danach bist du rein, und die Götter werden dich willkommen heißen.«

»Bitte!«, schluchzte Neff. Sie konnte nicht mehr an sich halten, empfand die Verzweiflung eines in die Enge getriebenen Tiers. »Bitte zwingt mich nicht dazu.«

»Du musst gesäubert werden«, sagte die Priesterin erneut. »Das Wort ist die Tat.«

»Das Wort ist die Tat«, wiederholten die anderen Wabet im Chor, und die Priesterin drückte ihren Kopf unter Wasser.



Neff gab keinen Mucks von sich, als die Wabet sie mit rauen schwarzen Bimssteinen abrieben, um auch die letzten Härchen von ihrem Körper zu entfernen. Sie starrte nur stumm geradeaus auf die Wand, an der sich ein riesiges Bildnis der großen Mutter Isis befand. Die Göttin kniete gekrönt von der Sonnenscheibe auf einem Podest und breitete ihre goldenen Flügel aus, als würde sie jeden Moment davonfliegen.

Neff hatte ein solches Bildnis noch nie aus der Nähe gesehen, und seine leuchtenden Farben und die Detailtreue faszinierten sie und halfen ihr, die körperlichen Qualen zu ertragen. Sie fuhr sich mit der Zunge über die Lippen und schmeckte Salz. Stammte es vom Wasser aus dem Becken oder von ihren Tränen? Sie wusste es nicht.

*Isis, dachte sie. Königin des Throns. Göttin der Magie.*

*Sie, die alle Namen kennt.*

Sehnsüchtig starrte sie auf das Gemälde und wünschte sich, auch sie könnte ihre Flügel ausbreiten und einfach davonfliegen. Der Funken Hoffnung, den sie auf dem Boot verspürt hatte, drohte zu erlöschen. Würde ihr neues Leben womöglich nichts als Schmerz und Leid für sie bereithalten?

Schließlich beendeten die Wabet ihre Aufgabe, halfen Neff aus dem Wasser, tupften sie mit Leinentüchern trocken und kleideten

sie in ein einfaches Kleid, das nicht viel anders war als jenes, das sie üblicherweise trug. Sie trugen schwarzen Kajal und grünen Puder auf ihre Augen und rote Ockerfarbe auf ihre Lippen auf. Als sie damit fertig waren, überprüften sie Neff noch einmal von Kopf bis Fuß und erklärten sie für bereit für die Aufnahme in den Tempel.

»Warte auf Meister Mentuhoteps Rückkehr«, sagte die Priesterin. »Er wird dir unsere Unterkünfte zeigen und dir erklären, was man von dir erwartet.«

Neff nickte benommen und folgte der Priesterin zur Tür, wobei sie vor dem weichen Haufen zurückschreckte, den ihre Haare auf dem Boden bildeten. Er hatte etwas von einem toten Tier an sich.

Auf dem Weg erhaschte sie in dem Messingspiegel an der Wand einen Blick auf sich selbst. Sie blieb stehen. Die Person, die ihr entgegensah, war eine Fremde.

Sie war vollkommen kahl, ihre Haut glänzte, und ihr Gesicht war wie eine der Wandmalereien bunt bemalt. Aber was sie am meisten beeindruckte, waren ihre Augen. Sie wirkten riesig, dunkel und gequält und erinnerten kaum mehr an ihre eigenen. Es waren Augen, die Dinge gesehen hatten. Wunderbare Dinge. Schreckliche Dinge.

Innerhalb eines einzigen Tages hatte sie alles hinter sich zurückgelassen, was ihr vertraut war. Einschließlich ihres Spiegelbildes.

Von der Wand aus beobachtete Isis sie mit Augen, die ihren eigenen nicht unähnlich waren.

*Wer bin ich jetzt?, fragte sie die Göttin. Wenn du alle Namen kennst, kannst du mir dann meinen verraten?*

Es war einfach zu viel. Zu viel für ein junges Mädchen, das noch am Morgen mit seiner Mutter und seinem Vater zu Hause gewesen war und damit gerechnet hatte, den Tag wie schon so viele zuvor auf dem Markt zu verbringen. *Doch wer, fragte sie sich, ist aus dem Holz gemacht, das dieser Veränderung standhalten könnte?* Niemand, da war sich Neff sicher.

Sie wich vor ihrem Spiegelbild zurück. Einen Schritt, dann noch einen. Drängte sich durch die Gruppe ahnungsloser Priesterinnen und rannte los.



Neff lief den Gang entlang. Ihr Atem ging stoßweise. Sie hatte keine Ahnung, wohin sie laufen sollte, passierte weitere kleine Kammern und mehrere junge Priester, die beinahe die hohen Papyrusrollenstapel auf ihren Armen verloren hätten und ihr aufgebracht hinterherschrien.

Doch Neff hielt nicht an.

Sie war müde und verängstigt und wollte nur noch eines: eine lange Umarmung von ihrer Mutter und die Geborgenheit ihres Zuhauses. Bastet war doch selbst Mutter – wer, wenn nicht sie, würde Neff verstehen?

Sie bog nach rechts ab, dann nach links, dann wieder nach rechts, bis sie schließlich nicht mehr wusste, wo sie war und wie sie den Weg zurückfinden sollte. Der Gang führte nun nach unten. Offenbar führte er in einen unterirdischen Tunnel unter dem Tempel. Sie zögerte. Wartete ab, bis sich ihre Augen an die plötzliche Dunkelheit gewöhnt hatten. Zum Glück war niemand sonst da.

Als sich ihr Puls wieder beruhigt hatte, bedauerte sie ihr unüberlegtes Verhalten. *Es ist aussichtslos. Ich kann nicht nach Hause zurück. Ich muss umkehren. Wenn Meister Mentuhotep herausfindet, dass ich weggelaufen bin, werde ich noch in Schwierigkeiten geraten!*

Der Gedanke löste ganz neue Ängste in ihr aus. Wie würde die Strafe des Hohepriesters wohl aussehen? Gerade wollte sie kehrtmachen, als leiser, monotoner Gesang an ihr Ohr drang. Er entsprang einer Kammer am Ende des Ganges. Flackerndes Fackellicht fiel durch die Türöffnung und warf tanzende Schatten an die Wände und auf den Boden.

Neugier und Angst kämpften in ihr um die Vorherrschaft, während sie dastand und lauschte.

»Heka«, sangen die Stimmen. »Öffne uns die Tür zu den Worten und dem Wirken der Magie. Öffne unsere Augen, segne uns mit deiner Weisheit, und wir werden deine demütigen Diener auf dieser Erde sein.«

Die Neugierde gewann die Oberhand.

Neff schlich auf das Licht zu. Ihre nackten Füße machten auf dem glatten Steinboden keinen Laut. Dann drückte sie sich gegen den Rand der Türöffnung und atmete mehrmals tief durch, um sich zu beruhigen, bevor sie in den dahinterliegenden Raum spähte.

Die unterirdische Kammer war düster, nur zwei Fackeln an der gegenüberliegenden Wand spendeten etwas Licht. Trotzdem konnte Neff erkennen, dass die Wände mit den Worten der Götter bedeckt waren. Die schwarze Schrift kroch wie eine Armee von Spinnen vom Boden bis zur Decke. In der Raummitte standen einander an einem Tisch zwei maskierte Priester mit erhobenen Armen gegenüber. Der Tisch war mit einer Vielzahl seltsamer Gegenstände bedeckt, deren Bedeutung Neff nicht entschlüsseln konnte. Ein dritter Priester hatte ihnen den Rücken zugewandt. Sie sangen alle drei – jetzt so leise, dass Neff die Worte nicht mehr verstehen konnte. Die beiden Männer, die sie erkennen konnte, trugen Halbmasken mit Tiergesichtern: ein Ibis mit langem Schnabel wie Thot, der Gott der Schrift, und ein Falke mit stechendem Blick und einem scharfen Schnabel wie der Himmelsgott Horus.

Im Schein des Feuers wirkten sie einerseits furchterregend, doch gleichzeitig war Neff wie verzaubert. Ihr Vater hatte ihr von den vielen verschiedenen Arten von Priestern in Khetara erzählt, und so wusste sie sofort, wer diese Männer waren und was sie hier taten.

*Heka-Priester.*

»Magie«, flüsterte Neff. »Echte Magie.«

Gebannt beobachtete sie, wie sich nun auch der dritte Mann zu den anderen umdrehte. Er trug ebenfalls eine Maske, aber seine hatte die Form eines Widderkopfes. In einer Hand hielt er etwas, das wie ein Flusspferdhauer aussah, der an den Rändern rund geschliffen und mit feinen Gravuren verziert war. Während sie ihn betrachtete, schienen sich die in den Zahn gravierten Worte zu bewegen und in einem unnatürlichen Licht zu leuchten.

*Bilde ich mir das nur ein?* Oder hatte sie vielleicht wieder eine Vision? Nein, die Szene hatte nichts von der surrealen Atmosphäre eines Traums. Sie konnte deutlich die raue Wand unter ihren Fingern spüren. Den kühlen Boden unter ihren Füßen.

»Öffne dich mir, Isis«, sang der Priester, »hauche jenen Orten Leben ein, die keines beherbergen.«

»Das Wort ist die Tat«, stimmten die beiden anderen Priester mit ein.

Das Licht wurde heller und beleuchtete den Gegenstand, den er in seiner anderen Hand hielt: einen langen Stab, der in einen Schlangenkopf mündete. Der Priester hielt den Stab vor seinen Mund und spuckte darauf.

Neffs Augen weiteren sich. Moment – war das überhaupt ein Stab? Und wenn ja, wie konnte er sich dann so bewegen? Wellenförmig und windend wie ein Lebewesen aus Fleisch und Blut?

Neff schnappte nach Luft.

Die Priester erstarrten. Alle drei Tiergesichter, die im flackernenden Licht der Fackeln seltsam grotesk wirkten, fuhren zu ihr herum.

»Wer ist da?«

Neff machte einen Satz fort von der Tür und drückte sich gegen die Wand. *Wenn sie mich hier erwischen, stecke ich noch tiefer in der Patsche!* Sie versuchte, sich davonzuschleichen, kam aber nur einige Schritte weit, bevor ihr eine schwere Hand auf die Schulter fiel. Instinktiv versuchte sie, sich loszureißen, aber der Griff wurde nur umso fester.

Neff drehte sich um. Vor ihr stand mit funkelnden Augen der Heka-Priester mit der Widdermaske.

»Was machst du hier?«, fragte er. »Du wagst es, ein heiliges Ritual auszuspionieren?«

Neffs Schulterknochen knirschten unter dem Griff des Mannes. Sie gab ein leises Wimmern von sich, weil sie wusste, dass ihr niemand, weder im Tempel noch in der Stadt, jetzt noch helfen konnte. Sie war absolut und vollkommen allein.

»Es tut mir leid.« Sie schloss die Augen und wartete auf den ersten Schlag. Die wütenden Worte. Die Verkündung ihrer Strafe.

»Ah, Herihor!«, sagte eine neue Stimme, die herrisch und ein wenig heiser klang. »Wie ich sehe, hast du meine Helferin gefunden.«

Neff öffnete die Augen. Die Stimme kam von einer Tür am Ende des Gangs, in der ein junger Mann mit einer Rolle weißen Tuchs unter dem Arm stand. Obwohl er im Dunkeln stand, konnte sie erkennen, dass er klein und schwächling war, nur eine Handbreit größer als sie. Sein Gesicht verriet, dass er älter war als sie – vielleicht siebzehn oder achtzehn. Er hatte eine stark nach unten gekrümmte Nase und Augen, die so groß waren, dass sie Neff an ein Wesen erinnerten, das zu lange in der Dunkelheit gelebt hatte. Aber trotz seiner hageren Erscheinung lag ein freundlicher Zug um seine Lippen.

Außerdem trug er ein Nest aus dunklem, wirrem Haar auf dem Kopf, das Neff, wie ihr später bewusst wurde, als erster Hinweis darauf hätte dienen müssen, dass sich dieser Priester grundlegend von den anderen hier unterschied. Denn warum sonst hätte dieser seltsame junge Mann inmitten einer Menge kahler Priester sein Haar behalten dürfen?

»Helferin?«, fragte der Priester namens Herihor und lockerte seinen Klammergriff um Neffs Schulter ein wenig.

»Ja, ich ersticke dieser Tage förmlich in Arbeit«, sagte der Fremde

und kam mit einem merkwürdig schiefen Gang auf sie zu. »Und für uns Einbalsamierer ist es nicht leicht, gute Helfer zu finden. Nicht wahr, junge Herrin ...?« Er warf ihr einen auffordernden Blick zu.

»Nefermaat«, platzte Neff heraus.

»In der Tat«, fuhr der kleine Mann fort, als wäre ihm ihr Name nur kurz entfallen. »Die junge Herrin Nefermaat und ich sind nur vorbeigekommen, um frische Bandagen zu holen. Sie muss sich verlaufen haben, während ich im Lagerraum war.«

»G...genau«, bestätigte Neff, die langsam in ihre Rolle gefunden hatte. »Bedauerlicherweise habe ich mich verlaufen. Ich bin noch neu hier.«

Ihr Retter nickte. »Es dauert, bis man sich im Tempel zurechtfindet.«

Herihor hob seine Maske und enthüllte ein schmales, ausgemergeltes Gesicht. Er musterte den zierlichen jungen Mann mit deutlich mehr Ehrerbietung, als Neff erwartet hätte. »Eure ... Helferin«, wiederholte er, als wäre ihm das Wort in diesem Zusammenhang fremd.

»So ist es«, erwiderte der junge Mann mit einer Endgültigkeit, die keine Widerrede duldete. »Verzeiht, dass wir eure ...«, er reckte den Hals, um in die Kammer zu spähen, und Neff tat es ihm gleich. Die beiden anderen Priester standen kerzengerade und schweigend da. Der Schlangenstab war nirgends zu sehen. »... Kommunion mit Heka unterbrochen haben. Amun weiß, wie wichtig es ist, dass alles genau nach Vorschrift verläuft. Es wird nicht wieder vorkommen.«

Herihors Blick huschte von dem jungen Mann zu Neff und zurück. Schließlich nickte er und ließ sie los.

Der junge Mann verneigte sich, und wieder tat Neff es ihm gleich.

»Dann gehen wir jetzt besser«, sagte er und reichte ihr das Bündel Bandagen. »Einen schönen Tag noch, Herihor.«

Der Priester verneigte sich ebenfalls. »Euch auch, Prinz Bakenamun.«

Neff machte zwar große Augen, sagte aber nichts, sondern eilte dem jungen Mann nur stumm den Gang entlang hinterher und zurück hinauf in den Tempel.

In Khetara wusste jedes Kind von den Drillingen des Königs. Ihre Geburt, bei der drei Göttinnen höchstpersönlich anwesend gewesen waren, war eine beliebte Gutenachtgeschichte. Prinz Meri und Prinzessin Sita waren bekannter, da sie an Feiertagen und bei Festen das Volk begrüßten. Ihr entfremdeter Bruder Prinz Kenna dagegen war geheimnisumwittert. Einmal hatte Neff den Papyrusverkäufer auf dem Markt in Bubas sagen hören, dass Bakenamun das Leben im Palast hinter sich gelassen habe, um den Göttern als Sem-Priester zu dienen – nicht als Hohepriester, sondern als Einbalsamierer. Doch ihr Vater hatte dieses Gerücht als lächerlich abgetan.

*Schätze, der Papyrusverkäufer hatte doch recht.*

Wie ein Prinz wirkte der junge Mann aber wahrlich nicht. Er schien sogar zu versuchen, so wenig Platz wie möglich einzunehmen, und war es offenbar gewohnt, unbemerkt zu bleiben. Aber ganz gleich, ob er nur wie ein Prinz aussah oder sich so benahm – er war einer. Ansonsten hätte der Heka-Priester sie wohl nicht ungestraft davonkommen lassen.

»D...danke, mein Prinz«, murmelte sie, plötzlich verunsichert, wie sie sich verhalten sollte. »Ich bin Euch zutiefst dankbar für Eure Hilfe.«

Prinz Kenna zuckte mit den Schultern. »Ich habe eine Schwäche für Außenseiter, da ich selbst einer bin. Du bist Mentuhoteps neue Novizin, oder?« Er lachte leise auf. »In deiner Lage kann man gar nicht genug Hilfe bekommen.«

»Woher wisst Ihr das alles?«, fragte Neff überrascht. »Ich bin doch gerade erst angekommen.«

»Oh, das ist ganz einfach. Ausgesprochen einfach sogar. Erstens habe ich einen von Mentuhoteps Dienern mit einem Krug Wein

zu seinem Gemach laufen sehen, und der Hohepriester trinkt nur, wenn er verärgert ist. Zweitens sieht man an deiner Haut, dass du gerade von den Wabet kommst, was bedeutet, dass du neu sein musst. Drittens hast du Sommersprossen, was mich vermuten lässt, dass du viel Zeit in der Sonne verbracht hast, was wiederum dafür spricht, dass du nicht aus der Oberschicht stammst. Was bist du wohl? Die Tochter eines Handwerkers? Oder vielleicht eines Händlers? Eine recht ungewöhnliche Wahl für eine Anwärtlerin auf das Priesterinnenamt. Aber wie dem auch sei, wir fassen zusammen: Ein Mädchen aus dem einfachen Volk wurde als Novizin hier im Tempel aufgenommen, was Mentuhotep, der Kinder nicht ausstehen kann, Grund zum Trinken gibt.« Er zuckte erneut mit den Schultern. »Ich habe einfach nur eins und eins zusammengezählt.«

Er musste die Besorgnis in Neffs Gesicht bemerkt haben, denn er fuhr fort: »Mentuhotep bellt zwar laut, aber er beißt nur selten, und die meisten anderen Priester sind zu sehr mit ihrer Arbeit beschäftigt, um dir das Leben schwer zu machen. Trotzdem solltest du in Zukunft vorsichtiger sein.« Er drohte ihr mahnend mit einem langen, dünnen Finger. »Schließlich werde ich nicht immer da sein können, um dir aus der Klemme zu helfen.«

Neff nickte. Die Kombinationsgabe des Prinzen hatte sie beeindruckt. Er schien kaum etwas mit den eleganten, ernsten und reinen Priestern gemeinsam zu haben, die sie bisher gesehen hatte. Ein wenig erinnerte er sie an einen Geier unter Reihern – ein wenig abschreckend, vermutlich aber nur missverstanden.

Außerdem fühlte sie sich bei Prinz Kenna, anders als bei den übrigen Priestern, denen sie bisher begegnet war, seltsam sicher.

Als sie eine Gabelung im Gang erreichten, blieb der Prinz stehen. »Du kannst die Bandagen jetzt zurückgeben. Geh dort entlang und biege links ab. Du solltest zu Mentuhotep zurückkehren, ehe er sich in seinen Ärger hineinsteigert.«

Neff sah auf die Bandagen hinab und bemerkte zu ihrer eigenen

Überraschung, dass sie sie gar nicht zurückgeben wollte. Denn dann wäre ihr Aufeinandertreffen mit dem Prinzen vorbei.

»Braucht Ihr wirklich eine Helferin?«

Der Prinz blinzelte. »Das war vielleicht eine Spur übertrieben«, sagte er in entschuldigendem Ton. »Den Großteil meiner Arbeit erledige ich selbst. Die meisten Leute empfinden meine Tätigkeit als ... unangenehm.«

Neff dachte an scharfe Klingen und Leichen und schluckte gegen das flauere Gefühl an, das sie dabei überkam. Aber alles war besser, als alleine zu sein.

»Aber *ich* könnte Euch doch dabei helfen«, bot sie an und versuchte, dabei nicht allzu eifrig zu wirken.

»Ich weiß nicht«, erwiderte der Prinz. »Mentuhotep wird dich für den Unterricht brauchen und schickt dich sicherlich im ganzen Tempel herum, um Besorgungen für ihn zu erledigen. So machst du das immer mit den Novizen. Du wirst kaum einen Moment für dich haben. Und ich bezweifle, dass du deine wenigen freien Stunden mit mir verbringen willst.«

Er wandte sich ab, und Neff verließ der Mut. Doch dann erinnerte sie sich an die Worte ihres Vaters. *Du gibst zu schnell auf. Noch eine Spur mehr Überzeugungsarbeit, und diese Kundin hätte zugeschlagen.*

*Lass ihn nicht gehen*, dachte Neff bei sich. *Der Mund mag Nein sagen, aber das Herz ruft Ja!*

»Ich habe gern zu tun«, platzte es aus ihr heraus. »Wenn ich nicht bei Mentuhotep bin, könnte ich Euch doch helfen! Euch Dinge holen. Was immer Ihr braucht!«

Prinz Kenna blieb stehen und musterte sie interessiert. »Und was würdest du im Gegenzug dafür von mir verlangen?«

Neff zögerte. Um seine Freundschaft konnte sie ihn schlecht bitten. Aber um Informationen? »Wenn ich Fragen zum Leben hier im Tempel habe, würdet Ihr sie mir beantworten?«

»Warum stellst du solche Fragen nicht dem Meister?«

Neff beschloss, ehrlich zu sein. »Weil der Meister mir Angst macht. Und Ihr nicht.«

Prinz Kennas Augenbrauen schossen nach oben, und er lachte leise auf. »Dieser Logik habe ich nichts entgegenzusetzen. Ganz, wie du willst. Du kannst mir helfen, indem du mich zurück in meine Gemächer begleitest und die Bandagen trägst. Aber wir sollten uns beeilen.«

Überglücklich drückte Neff das Bündel an sich und ging wieder neben dem Prinzen her, während er sie von der Seite musterte. »Warum habe ich das Gefühl, dass dir bereits eine erste Frage auf der Zunge liegt?«

»*Das Wort ist die Tat*«, sagte sie. Diesen Satz hatte sie schon mehr als einmal gehört. »Was bedeutet das?«

»Ah, ja«, sagte er. »Das ist der zentrale Grundsatz der Magie von Khetara. Letztlich bedeutet er, dass Worten allein eine große Macht innewohnt. Wenn wir auf dieser Welt etwas aussprechen, formen unsere Worte dabei in mancherlei Hinsicht die Realität. Das ist die Funktionsweise eines jeden Fluchs, eines jeden Segens, eines jeden Gebets. Was wir sagen, erschafft die Welt.«

Wieder erinnerte sie das an etwas, das ihr Vater ihr gesagt hatte. *Man muss an die Ware glauben*. Vielleicht wusste ihr Vater ja doch mehr über Magie, als sie gedacht hatte.

»Heka wird erschaffen, indem man Gegenstände, Worte und Handlungen kombiniert«, fuhr der Prinz fort. »Wie genau man sie kombinieren muss, um eine bestimmte Wirkung zu erzielen, wissen nur jene, denen in diesem Tempel Zugang zu dem geheimen Wissen gewährt wird. Die Papyrusrollen, die wir hier aufbewahren, enthalten so etwas wie Kochrezepte – nimm diesen Gegenstand, bewege dich so, sprich jene Worte – und siehe da, die Götter geben deiner Bitte statt! Wenn man weiß, wie es geht, ist es so einfach wie Atmen. Hat man aber keine Ahnung, könnte man genauso gut versuchen, Tag in Nacht zu verwandeln.« Nach kur-

zem Überlegen fügte er hinzu: »Wobei man für Königskinder wohl eine Ausnahme machen kann. Denn angeblich werden all jene von königlichem Blut mit Heka geboren, während die Priester erst die Schriftrollen studieren müssen, um Magie praktizieren zu können.« Er schnaubte. »Ich persönlich habe zu diesen angeblichen Kräften bislang allerdings noch keinen Zugang gefunden.«

Neff war fasziniert und wollte unbedingt mehr erfahren. »Aber woher wisst Ihr so viel über Magie, wenn Ihr kein Heka-Priester seid?«

»Als mir klar wurde, dass ich mich der Priesterschaft anschließen will, war ich mir nicht sicher, worauf ich mich konzentrieren sollte. Also habe ich einfach alles gelernt.«

»Alles?!«, rief Neff aus.

»Natürlich. Wie hätte ich eine fundierte Entscheidung treffen sollen, ohne alle Fakten zu kennen?«

Auf diese Frage wusste Neff keine Antwort.

»Du scheinst mir etwas Besonderes zu sein, Nefermaat«, sagte Prinz Kenna nachdenklich und blieb vor einem Durchgang stehen, der wohl zu seinem Arbeitsbereich führte. »Neugierig. Ungewöhnlich. Wie ich bereits erwähnt habe, kommt es nicht jeden Tag vor, dass Meister Mentuhotep die Aufgabe erhält, jemanden wie dich in den Lehren des Stundenpriestertums zu unterweisen. Daraus schließe ich, dass etwas ausgesprochen Außergewöhnliches passiert sein muss, das dich hierhergeführt hat.« Seine Worte hingen wie eine stille Frage zwischen ihnen.

»Ich hatte ... eine Vision«, erklärte Neff.

Die Augen des Prinzen funkelten vor Neugierde. »Und von was?«

Im nächsten Moment zuckten Bilder von Blut und Gewalt an Neffs innerem Auge vorbei.

Wieder schien der Prinz ihre Gedanken so mühelos lesen zu können, als wäre sie eine seiner Papyrusrollen. »Ich verlange dir zu viel ab. Du hast einen langen Tag hinter dir und musst müde sein.«

*Den längsten Tag meines Lebens sogar, dachte Neff.*

»Vielleicht kannst du mir morgen ja mehr erzählen. Ich bin sicher, dass sich hier bei mir ein paar weltliche Aufgaben für dich finden lassen, sobald der Meister mit dir fertig ist.«

»Das würde ich sogar gern«, entgegnete Neff erleichtert.

Der Prinz nickte. »Gut.« Dann streckte er die Hände aus.

Es dauerte einen Moment, bis sie begriff. Sobald sie ihm die Rolle Bandagen in die Hände gelegt hatte, machte der Prinz auf dem Absatz kehrt und verschwand hinter dem Durchgang.

Neff war überglücklich. Für den Augenblick waren alle Ängste vergessen. Sie hatte ihre erste wichtige Aufgabe gemeistert, indem sie hier im Tempel jemanden gefunden hatte, an den sie sich wenden konnte, wenn sie Hilfe oder Rat benötigte. Jemanden, dem sie eines Tages vielleicht würde vertrauen können. Und nicht irgendjemanden – sondern einen Prinzen!

Die dröhnende Stimme des Meisters hallte plötzlich durch den Gang. »Nefermaat? Wo steckst du? Es ist ein Festtag, Mädchen! Ich habe keine Zeit für Kindereien!«

Neff blieb stehen. Der Drang, einfach wegzulaufen, war überwältigend.

*Nein. Du bist aus einem bestimmten Grund hierhergebracht worden. Du hast der Hohepriesterin versprochen, dass du dem Weg weiter folgst. Und jetzt hast du einem Prinzen von Khetara versprochen, seine Helferin zu werden.*

Die letzten Worte ihres Vaters hallten in ihrem Kopf wider. *Du darfst die Göttin nicht warten lassen.*

Vorsichtig berührte sie ihren kahl geschorenen Kopf. Er war glatt und warm. Noch fühlte er sich nicht wie ein Teil von ihr an, aber das würde eines Tages vielleicht ja noch kommen.

Neff holte tief Luft und rief: »Ich bin hier!«



## 6

# SITA

Ist es so weit?«, fragte Sita aufgeregt.

»Geduld, Schwester«, entgegnete Meri. »Reife Früchte schmecken süßer.«

Sie saßen sich an einem kleinen Tisch gegenüber und warteten auf das Zeichen, dass die Prozession zum Amun-Tempel begann. Sita und ihr Bruder sollten Bastet stellvertretend für den König die Ehrerbietung erweisen, ehe sie sich an den Feierlichkeiten beteiligten. Das aufgeregte Stimmengewirr und rhythmische Trommeln der Menschenmenge vor den Toren war bis hier zu hören. Wie gern Sita bereits dort draußen gewesen wäre und sich unter die Feiern gemischt hätte, mitten hinein in die leuchtende Menge, in der sie die ganze Nacht über wie ein Stern strahlen, strahlen, strahlen würde.

Die Warterei war die reinste Folter.

Sie starrte auf das Elfenbeinspielbrett, das zwischen ihnen auf dem Tisch stand, aber es wollte ihr nicht gelingen, sich auf den nächsten Zug zu konzentrieren. Sie spielten Hunde und Schakale, was zusammen mit Mehen und Senet seit ihrer Kindheit zu ihren gemeinsamen Lieblingsspielen zählte. Sita warf die vier Stäbchen, zählte die schwarzen Seiten zusammen und überlegte, mit welcher ihrer schakalköpfigen Figuren sie ziehen sollte. Meri hatte bereits vier seiner fünf Hunde im Schen-Loch am oberen Brettrand in Sicherheit gebracht. Bei Sita waren es nur drei. Nach längerem Nachdenken hob sie die Hände. »Ich gebe auf, ich kann nicht mehr gewinnen.«

Meri lehnte sich in seinem Stuhl zurück und schlug ein wohlgeformtes Bein über das andere. Er schien im selben Maß gelassen zu sein wie Sita aufgeregt. Nun musterte er sie mit liebevollem Spott. »Sitamun, Sitamun. Du betrachtetest das Brett, und dennoch scheinst du nichts zu sehen.« Mit diesen Worten nahm er eine ihrer Figuren und schob sie in das Schen-Loch.

Sita studierte die neue Aufstellung und gab ein frustriertes Schnauben von sich. Mit diesem einen Zug hatte ihr Bruder ihr den Weg zum Sieg geebnet.

»Sei nicht so streng mit dir, Schwester.« Meri zwinkerte. »Den Mangel an strategischem Geschick machst du mit Charme und Gewitztheit wieder wett.«

Sita streckte ihm die Zunge heraus. Aber es war unmöglich, länger wütend auf Meri zu sein. Seit ihrer Kindheit war ihr Bruder als Einziger immer für sie da gewesen. Wie damals mit sieben, als sie von einer Giftschlange gebissen worden war und ihr Vater es nicht einmal für nötig gehalten hatte, sie zu besuchen, während Meri ihr die ganze Zeit über die Hand gehalten hatte, bis es ihr besser ging. Wenn sie nicht schlafen konnte, hatte sie sich immer zu Meri ins Bett stehlen und wie ein Kätzchen an ihn schmiegen dürfen. Meri

teilte ihre Liebe zu Geschichten. Meri half ihr, vor jedem Bankett das richtige Kleid zu finden. Meri fand immer Zeit für ein Spiel, ganz gleich, wie spät es war – Hauptsache, er spielte mit *ihr*.

Nun streckte er ihr ebenfalls die Zunge heraus, bis sie beide lachen mussten, zwei Körper, deren Bewegungen sich spiegelten. So war es immer schon gewesen. Ihre Gesichtsausdrücke und Gesten passten sich aneinander an, ohne dass sie sich darüber bewusst gewesen wären. Häufig ärgerte sie sich darüber, dass es trotz aller Ähnlichkeiten stets Meri war, den die Menschen verehrten. Sita tat in der Regel, was man ihr sagte, Meri dagegen war häufig übermäßig fordernd. Und wenn er nicht seinen Willen bekam oder es jemand wagte, ihm zu widersprechen, bekam er regelmäßig entsetzliche Wutausbrüche. Wenn aber alles nach seinen Wünschen verlief, gab es nichts Herrlicheres als sein Lob. Er war in jeder Hinsicht ein Prinz, der für den Thron gemacht war, und der gesamte Palast sonnte sich in seinem Licht.

Sita ebenfalls.

Meri grinste. Seine Gesichtszüge waren wie eine männliche Version ihrer eigenen, wobei sie ihm Sitas Meinung nach allerdings besser standen als ihr. »Denk daran, liebe Schwester, bei diesem Fest geht es recht wild zu. Sobald wir den Tempel verlassen ...«

»Ich weiß doch. Mutter hat mir diese Predigt auch schon gehalten. *Die Menschen kommen aus ganz Khetara ... Nicht mit allen teilen wir gemeinsame Werte ...*« Sie verdrehte die Augen. »Erspar mir den Sermon bitte.«

»Na gut, na gut«, beschwichtigte Meri. »Tu einfach nichts, was ich nicht auch tun würde.«

Sita schnaubte. »Das heißt nicht viel.«

Eine der Wachen näherte sich. »Entschuldigt, Prinz und Prinzessin.« Er verbeugte sich. »Die Sänften stehen bereit, um Euch zum Tempel zu bringen.«

Ihr Weg durch die Abenddämmerung führte über eine private

Tempelstraße. Eine Viertelstunde später standen Sita und Meri Schulter an Schulter im offenen Innenhof des Amun-Tempels. Um sie herum strömten unter einem violetten Himmel Priester und andere Diener zusammen, um auf die Göttin zu warten. Seit ihrer Ankunft aus Bubas früher an diesem Tag befand sich Bastet in Amuns Heiligtum, dem Allerheiligsten. Nun, wo ihre Festnacht begann, würde sie herauskommen.

Sita trat ungeduldig von einem Bein aufs andere und bemühte sich redlich, einen erhabenen Gesichtsausdruck zu bewahren, obwohl sie vor Vorfreude Schmetterlinge im Bauch hatte. In ihrem durchsichtigen Gewand mit dem Netzkleid aus Perlen fühlte sie sich nackt und unsicher, gleichzeitig aber auch erfüllt von Vorfreude. Ihr behütetes Leben im Palast hatte dazu geführt, dass sie trotz ihrer siebzehn Jahre eher Mädchen als Frau war. Aber heute Nacht würde sich alles ändern.

Sie ließ den Blick über die Menschenmenge schweifen und entdeckte Kenna, der bei einigen mürrisch dreinblickenden Sem-Priestern stand, die aussahen, als hätten sie seit Jahren kein Sonnenlicht mehr gesehen. Abgesehen von seinem zerzausten schwarzen Haar sah ihr Bruder genauso aus wie seine Gefährten. Abgemagert, ernst und seltsam.

*Wie kann er nur den Mutterleib mit Meri und mir geteilt und doch so wenig mit uns gemeinsam haben?*

Er bemerkte ihren Blick und nickte ihr stumm zu. Sita grüßte zurück, musste dabei aber wie so häufig ihren Ärger darüber unterdrücken, dass er sich weigerte, seinen Pflichten als Mitglied der Königsfamilie nachzukommen.

*Es ist in Ordnung, wenn er sich hier im Tempel verstecken will. Aber könnte er nicht wenigstens an Tagen wie diesem dazu stehen, dass er unser Bruder ist?* Sie schloss die Augen und verdrängte ihre Enttäuschung. *Das ist es nicht wert. Nicht heute Abend.*

In der Menge entstand ein leiser Aufruhr. Offenbar tat sich etwas.

Einer der niederen Wab-Priester eilte zu Meister Mentuhotep und flüsterte ihm etwas ins Ohr. Der Hohepriester nickte, dann bedeutete er dem jüngeren Mann mit einer Geste, dass er abtreten konnte.

Sita runzelte die Stirn. Sie hatte Mentuhotep noch nie gemocht. Er war so ... sauber. Zwar achteten alle Priester akribisch auf ihre Reinheit, aber beim Hohepriester war die Wirkung aus irgendeinem Grund noch einmal deutlich stärker. Jedes Mal, wenn sie ihn mit seiner glänzenden Haut und seinen strahlend weißen Gewändern sah, verspürte sie den unbändigen Wunsch, ihn mit Schlamm zu bewerfen.

Aber Mentuhotep war die rechte Hand ihres Vaters. Eigentlich war es die Aufgabe der Wesire, als wichtigste Berater des Königs zu dienen. Aber jeder wusste, dass unter König Amunmoses Herrschaft diese Rolle allein Mentuhotep zukam. Seine Deutungen der Träume ihres Vaters und seine Vorhersagen über die Zukunft waren unantastbar. Wer dem Hohepriester widersprach, musste mit schmerzhaften – und oft dauerhaften – Konsequenzen rechnen.

Mentuhotep wandte sich dem Heiligtum zu, und alle anderen folgten seinem Beispiel. Sitas Puls schlug schneller. Die Göttin war auf dem Weg.

Nur eine Person hatte sich nicht dem Allerheiligsten zugewandt. Es handelte sich um ein kahlköpfiges junges Mädchen, nicht älter als dreizehn Jahre, mit langem, vogelähnlichem Hals und gekleidet in das Gewand einer Priesterin. Sie stand so starr an Mentuhoteps Seite, als würde sie jeden Moment davonlaufen wollen.

Und sie starrte dabei unverwandt Sita an.

Als sich ihre Blicke trafen, senkte das Mädchen zu Sitas Überraschung nicht respektvoll den Blick. Die Göttin traf ein, und doch konnte Sita die Augen nicht von dem fremden Mädchen lösen.

»Sitamun«, flüsterte Meri ihr ins Ohr.

Der Blick des Mädchens hatte etwas Tiefes und Trügerisches an sich. Sita fühlte sich entblößt. Als würden all ihre tiefsten Geheim-

nisse vor dieser jungen Priesterin, die doch fast noch ein Kind war, offenliegen. *Wer ist sie?*

»Sitamun ...«

Sita fühlte sich, als würde sie in einen tiefen Brunnen fallen. Sie hörte Gebrüll und ein rhythmisches Dröhnen, das an einen Herzschlag erinnerte.

*Das Lamm ...*

»Sita!« Meri stieß ihr den Ellenbogen in die Seite.

Sie blinzelte. »Was?«

Meri zeigte auf die Mitte des Hofes, wo die Hohepriesterin von Bastet und ihr Gefolge mit der Göttin standen und auf die Begrüßung durch den Prinzen und die Prinzessin warteten.

»Oh.« Sitas Wangen brannten vor Verlegenheit. Sie hätte schwören können, dass sie das Mädchen nur einen Moment lang angesehen hatte, aber es musste länger gewesen sein. *Ob ich heute wohl zu lange in der Sonne war?* Als sie wieder zu der kleinen Priesterin blickte, hatte diese ihre Augen bereits wie alle anderen auch auf die Göttin gerichtet.

»Konzentrier dich, bitte«, flüsterte Meri lächelnd. Er neigte den Kopf, und die Hohepriesterin erwiderte die Geste.

Sita räusperte sich und verbeugte sich ebenfalls. Meri kannte die Hohepriesterin wahrscheinlich bereits vom letzten Bastet-Fest, aber Sita begegnete ihr zum ersten Mal.

Hohepriesterin Karo war eine imposante Frau, groß und breit, mit einem grob geschnittenen, kantigen Gesicht und dunkelbrauner, glänzender Haut. Am auffälligsten waren jedoch die Tätowierungen auf ihren Schultern.

Es waren Udjats. Horus-Augen.

Hochrangige Priesterinnen waren in Khetara eine Seltenheit, und die wenigen, die Sita gesehen hatte, trugen alle diese besonderen Tätowierungen. Ihr Lehrer hatte ihr erzählt, dass die Priesterinnen ein zweites Udjat-Paar auf dem unteren Rücken trugen.

»Diese Frauen sind Dienerinnen der Götter, die nicht durch die Taten von Männern beschmutzt werden dürfen«, hatte er weiter-erklärt. »Die Augen sollen daran erinnern, dass die Götter diese Frauen genau beobachten und alles sehen.«

Hohepriesterin Karo schien zu bemerken, dass Sita sie trotz ihres ehrerbietig gesenkten Kopfes verstohlen betrachtete, und musterte sie interessiert. Es war, als könnte sie, und ihre vielen Augen, direkt durch Sita hindurchsehen.

»Erhebe dich, Prinzessin Sitamun«, sagte die Hohepriesterin. »Ihr dürft beide vor die Göttin treten.«

Sita und Meri traten vor und knieten vor der Bastet-Statue nieder, die hinter ihren durchsichtigen Vorhängen kaum zu erkennen war. Sita dachte an Nebets Worte in der Ankleidekammer.

*Sie hat gesagt, ich solle zur Göttin beten, dass sie meinen Vater von diesem Dämon befreit.*

Sita holte tief Luft und schloss die Augen.

Sie versuchte, für ihn zu beten. Versuchte es *wirklich*. Aber wie ein Tropfen Tinte im Wasser durchdrang ein einzelner Gedanke alle anderen, und zurück blieb nur ein heimlicher Wunsch.

*Ich möchte frei sein.*

Noch im selben Moment wollte sie den Gedanken zurücknehmen.

*Nein, nein, nein*, dachte sie verzweifelt. *Tu, was Nebet dir gesagt hat. Bete nicht um diesen Wunsch. Warum hast du darum gebetet? Er ist dumm und egoistisch und ...*

Doch die Gelegenheit war bereits verstrichen. Die Hohepriesterin legte Sita eine Hand auf die Schulter, und sie öffnete die Augen.

»Frauen von Khetara!«, verkündete die Hohepriesterin und hob die Arme zum Himmel. »Heute Nacht ehren wir die Geburt unserer Göttin! Wir ehren sie, indem wir unsere Lasten und unser Schweißen ablegen und den Himmel mit herrlichem Lärm füllen! Je größer unser Rausch, desto größer unser Lob für unsere göttliche Herrin!«

Sie hielt inne und blickte mit einem katzenähnlichen Lächeln auf die Menge. »Möge das Fest der Bastet beginnen!«

Ein ohrenbetäubender, ekstatischer Jubel brandete aus der Menge hinter dem Tor, und Meri wandte sich um, da er die Prozession anführen würde. Sita folgte ihm mit pochendem Herzen zwischen den gewaltigen Pylonen und unter dem Schatten des Amuntors hindurch.

Als sie ins Freie trat, war der Fehler, den sie der Göttin gegenüber begangen hatte, vergessen. Überwältigt von dem Anblick, der sich ihr bot, blieb sie stehen, bis ihr Bruder sie anstupste, damit sie weiterging.

Es waren so viele Menschen.

Hinter der mit Widderköpfen verzierten Straße erstreckte sich die Menge wie ein wogendes Meer, so weit das Auge reichte. Als Königstochter hatte Sita schon andere rege besuchte Feste und Segeltage erlebt. Aber das hier ... Das glich nichts, was sie je zuvor gesehen hatte. Heilige Tage waren formelle, ernsthafte Angelegenheiten mit nicht enden wollenden Gebeten und Ritualen, bei denen man still stehen musste. Doch in der Menge vor ihr gab es keine ernsten Gesichter. Alles war Klang und Bewegung, von den Trommelschlägen, die aus jedem Winkel der Stadt hallten, bis hin zu den tanzen-den Frauen, die ihr zuwinkten, als sie an ihnen vorbeizog.

Neben ihr strahlte Meri im schwindenden Licht, unvergänglich wie ein Stern. Nichts schien ihn aus der Ruhe bringen zu können – weder die Last seiner Stellung noch die tausend Augen, die auf ihn gerichtet waren, als er der schier endlosen Menschenmenge gegenüberstand. Er nährte sich an ihrer Verehrung, sog sie in sich auf wie Muttermilch. Sita ging einen Schritt hinter ihm und versuchte, seine Selbstsicherheit nachzuahmen, indem sie die Schultern straffte und den Kopf hoch erhoben hielt.

Langsam liefen sie die Hauptstraße entlang, die vom Tempel zum Fluss führte. Palastwächter flankierten sie auf beiden Seiten

und schützten Sita und Meri vor der drängenden Menge. Dennoch schienen die Menschen immer näher zu kommen. Die Hitze ihrer Körper weckte eine ungeahnte Leidenschaft in Sita, riss an der Tür, hinter der sie ihr Verlangen verschlossen hielt. Drängte sie, es freizulassen.

Mit jedem Schritt schien die Energie der Menge weiter zuzunehmen. Frauen – junge und alte – warfen ihre Haare im Rhythmus der Musik in den Nacken und hoben ihre Röcke, um zu zeigen, was sich darunter befand.

Nicht grundlos musste man ein bestimmtes Alter erreicht haben, um am Bastet-Fest teilnehmen zu dürfen.

Die halb nackten Frauen tanzten miteinander, mit den Männern, die ihrem Treiben mit großen Augen begeistert zuschauten, und schrien ihre Freude in die Nacht hinaus. Sita spürte, wie ihr die Röte in die Wangen stieg, aber sie konnte ihren Blick nicht von den nackten Körpern um sie herum abwenden, von den Kurven dieser Körper, von den hypnotisierenden Schatten, die sie mit ihren Bewegungen warfen. Und sie dachte an ihren eigenen Körper, der nur durch eine dünne Stoffschicht von der Abendluft getrennt war, und verspürte den Drang, sich das Kleid vom Leib zu reißen. Sich in dieses Meer aus Lärm, Haut und Ekstase zu stürzen.

Offenbar hatte sie sich unbewusst in Richtung der Menge bewegt, denn plötzlich lag die Hand einer Wache an ihrem Ellbogen und schob sie sanft zurück in die Straßenmitte.

»Danke, aber mir geht es gut ...« Als sie das Gesicht der Wache erkannte, verstummte sie.

*Femi.*

Er sah ihr in die Augen. Wie die anderen Wachen trug er nur einen kurzen schwarzen Schendit, dessen taillierter Schnitt und elegante Falten seinen geschmeidigen Körper betonten.

Schlagartig wich Sitas Verärgerung Begierde.

Er musste es gespürt haben. Der Zug um seinen Mund, seine

geweiteten Pupillen, die Anspannung in seinen Nackenmuskeln schienen zu sagen: *Ich will dich auch.*

Sie rückte näher an ihn heran, sodass ihre Hüfte beim Gehen leicht seine berührte. Die Berührung, so zart sie auch war, ließ ihr einen Schauer über den Rücken rieseln.

Bald erreichten sie das Flussufer, wo das Schiff des Pharaos darauf wartete, Bastets Boot auf ihrem Rückweg zu ihrem Tempel in Bubas bis zum Rand von Thonis zu folgen. Dutzende von Menschen hatten sich bereits an Bord eingefunden. Mehrere der Nebenfrauen und Konkubinen des Königs waren da, ebenso wie einige jüngere, aufstrebende Palastbeamte – und natürlich noch mehr Wachen. Sie jubelten los, als sie Sita und Meri näher kommen sahen, und hoben ihre Becher zum Gruß, während Femi ihr über die Rampe hinaufhalf.

Jemand reichte ihr eine Rassel, ein anderer einen mit Wein gefüllten Becher. Er war himmelblau, hatte die Form einer Lotusblüte und passte genau in ihre Handfläche. Hände berührten ihren Rücken, ihre Schultern, ihre Arme. Jetzt war sie mitten unter ihnen, um sie ein wogendes Meer aus lächelnden Gesichtern, die im Schein des Feuers auftauchten und wieder verschwanden, während überall um sie herum ihr Name durch die Dämmerung hallte.

»Sitamun!«

»Sitamun!«

»Sitamun!«

Die Stimmen klangen jung und prickelnd und schön.

Dann spürte sie Lippen an ihrem Ohr.

»Trink, Schwester«, flüsterte Meri. »Das ist deine Nacht.«

Sie lächelte und nahm einen Schluck Wein. Er schmeckte intensiv, schwer und honigsüß. Sie leckte sich die Lippen. Normalerweise bekam sie stets nur einen einzelnen Schluck zu trinken, und auch das nur im Rahmen von Zeremonien im Palast.

*Heute Nacht kann ich so viel trinken, wie ich will,* dachte sie und

leerte den Becher. Der Wein floss ihr die Kehle hinunter und erfüllte sie mit einer trägen, befriedigenden Wärme. Sobald der Becher leer war, streckte sie den Arm aus, und sofort füllte ihr jemand nach.

Als das Boot den Fluss hinuntertrieb, an dessen Ufern es von Feiernden wimmelte, hatte auch Sita das Gefühl, schwerelos durch die Nacht zu gleiten.

Die Zeit verflog. Das Singen, Reden und die Musik verschmolzen zu einem einzigen freudvollen Summen. Sita war nicht mehr ganz sicher auf den Beinen – entweder wegen des Schaukelns des Bootes oder wegen des Alkohols. Vielleicht auch wegen beidem. Es gab Schalen mit gerösteten Tigernüssen und Platten mit frischen Pflaumen. Sita versenkte die Zähne in einer Frucht, und der süße Saft tropfte ihr vom Kinn. Ihr Körper kribbelte bei jeder zufälligen Berührung, jedem kühlen Windhauch in ihrem Haar und wann immer Stoff ihre Haut streifte. Sie sang und lachte, schüttelte ihre Rassel, und ihre Stimme vermischte sich mit dem großen Durcheinander und ging in der Menge unter.

Es fühlte sich so unbeschreiblich gut an.

Sita suchte nach Femi, konnte ihn aber nicht finden und hatte schon Sorge, dass er vielleicht am Flussufer zurückgeblieben war. Doch dann stand er plötzlich vor ihr, tanzte nicht, trank nicht, sondern musterte sie nur mit diesem sehnsüchtigen Blick.

Sie lächelte und fiel ihm in die Arme. Ihre Hemmungen hatte längst der Wein ertränkt, und so zog sie Femi in den Schatten der leeren Schiffskabine.

Im Inneren war es kühl und still, und sie waren allein, nur beobachtet von den Weinkrügen und Körben voller unangerührter Früchte.

*Große Göttin*, dachte sie, als sie Femi im Dunkeln an sich zog. *Heute Nacht ehre ich dich.*

Sie drückte ihn gegen die Wand, strich über seine glatten Brustmuskeln.

*Ich öffne dir mein Herz, Bastet, und feiere dich.*

Sie presste sich an ihn, spürte seinen heißen Atem auf ihren Lippen.

*Ich ehre dich mit meinem Körper.*

»Sitamun«, flüsterte Femi.

Tausende und Abertausende Male war ihr Name schon ausgesprochen worden – doch niemals so.

*Ich ehre dich mit meiner Lust.*

Sie zeichnete sein Kinn nach, fuhr ihm durch sein kurz geschnittenes Haar und weiter bis in den Nacken. Und dann küsste sie ihn. Er verharrte an ihren Lippen. Kostete von ihr. Stieß einen leisen, zufriedenen Laut aus.

»So süß«, flüsterte er und zog sie fester an sich.

Sie lächelte unter seinem Kuss und sog tief seinen Duft nach Salz, Hitze und Sehnsucht ein.

*Ich ehre dich mit meinem ganzen Sein.*

*Ich ehre dich.*

*Ich ...*

Ein amüsiertes Lachen zerriss den Augenblick wie ein Blitz den Nachthimmel. Hastig löste Sita sich von Femi.

»Meri!«, keuchte sie. »Was willst du hier?«

Ihr Bruder lehnte in der Kabinentür, sein Gesicht halb im Schatten und eine Lotusblüten-Tasse in der Hand. Er nahm einen großen Schluck und fragte dann mit einem unschuldigen Lächeln: »Was denn? Du bist nicht die Einzige, die gerne zusieht.«

Sita spürte, wie ihr das Blut aus dem Gesicht wich. Sie schluckte und fühlte sich wieder nackt. Allerdings nicht auf die angenehme Weise.

Femi war ein paar Schritte zurückgewichen und blickte entsetzt zwischen den Geschwistern hin und her.

»Ich bitte um Verzeihung, mein Prinz«, sagte er zu Meri und neigte den Kopf. »Verzeiht mir, ich ...«

Doch Meri winkte nur gelassen ab. »Das Spielzeug meiner Schwester interessiert mich nicht. Ich habe selbst genug. Du hältst mich doch nicht etwa für gierig, oder, Soldat?«

»Natürlich nicht, mein Prinz.«

Meri schlenderte an Sita vorbei zu Femi hinüber. »Eigentlich bin ich sogar unermesslich großzügig, nicht wahr?« Er strich mit einem eleganten Finger über Femis nackte Schulter.

Der Wachmann stand stramm und hielt den Blick gesenkt. »Ja, mein Prinz.« Ein Schweißtropfen rann ihm von der Schläfe bis zum Hals.

»Mmhh«, machte Meri, als würde er etwas Süßes probieren und überlegen, ob es sich lohnte, es ganz zu essen. »Köstlich. Und jetzt geh mir aus den Augen.«

Sita fiel auf, dass Femi fast unmerklich aufatmete. Dann eilte er mit einem letzten, halb bedauernden, halb entschuldigenden Blick in ihre Richtung aus der Kabine und stürzte sich wieder in die Menge.

Sita schlang ihre Arme um ihren Leib. Sie war verlegen und zitterte gleichzeitig vor Wut.

»Wie konntest du nur?«, fragte sie. »Musstest du mich so demütigen? Du weißt, wie viel mir dieser Abend bedeutet, und trotzdem fandest du es unterhaltsam ...«

»Du demütigst dich selbst, wenn du solch gewöhnliches Wild jagst. Nicht, dass ich seinen Reiz nicht erkannt hätte«, spottete Meri. Er kam näher und fuhr ihr mit den Fingern durch die Haare. »Ich habe es sogar genossen, dabei zuzusehen, wie du bekommst, was du willst. Ein wenig war es, als würde ich mich selbst beobachten.« Er strich ihr eine lose Haarsträhne hinter das Ohr. »Und du weißt ja, wie sehr es mir gefällt, zu bekommen, was ich will.«

Sita wich zurück und schlug seine Hand weg. »Du bist betrunken.«

»Genauso wie du.« Meri tippte ihr bei jedem Wort auf die Nasen-

spitze. »Warum sonst würdest du dich einem Wachmann an den Hals werfen?«

»Ich mische mich doch auch nicht in deine Liebschaften ein«, konterte Sita, während sie mühsam versuchte, auf dem schaukelnden Boot das Gleichgewicht zu bewahren. Oder kam das Schwanken eher aus ihrem Kopf? »Was gibt dir das Recht, dich in meine einzumischen?«

Sie hatte einen herrischen Ton anschlagen wollen, klang aber eher wie ein bockiges Kind.

»Na gut, na gut«, sagte er lachend. »Tut mir leid, dass ich dir den Spaß verdorben habe.«

Sita verschränkte die Arme und wandte sich ab. Sie hörte ihn seufzen. Als er wieder sprach, war der neckische Ton aufrichtiger Bedauern gewichen.

»Was hätte ich denn machen sollen?«, fragte er. »Mutter hat mich angewiesen, auf dich aufzupassen.«

Sie drehte sich zu ihm um und sah, dass er schmolle. Bei dem Anblick wurde ihr Herz weich. Dennoch beschloss sie, ihm weiter böse zu sein. »Du hättest Femi aber nicht so einen Schreck einjagen müssen. Er hat nichts Unrechtes getan.«

»Aber ich *musste* ihn doch erschrecken. Verstehst du das nicht?«, fragte Meri, legte seinen Arm um sie und führte sie zur Kabinentür.

»Nein, um ehrlich zu sein, nicht.«

Meri schüttelte den Kopf. »Eines Tages werde ich Pharao sein. Und dann bin ich nicht nur Befehlshaber dieses einzelnen, unbedeutenden Wachmanns, sondern der gesamten Armee von Khetara. Er darf nicht denken, dass ich weich bin. Solche Gedanken sind wie Heuschrecken – sie vermehren sich rasant und zerstören alles, was ihnen im Weg steht. Dieser Wachmann muss genauso wie alle anderen auch davon überzeugt sein, dass allein meine Güte ihn am Leben hält.«

Sita musterte ihn aufmerksam. Der Wein hatte seine Zunge ge-

lockert. Jeder im Königreich wusste, dass er der Thronfolger seines Vaters war. Aber noch nie hatte sie ihn so ernst darüber sprechen hören, und aus irgendeinem Grund klangen seine Worte so gar nicht nach ihm.

»Von wem hast du das? Von Vater?«

»Doch nicht von ihm.« Meri schnaubte abfällig. »Von Semataui.« Ein Ausdruck der Ehrfurcht huschte über sein Gesicht. »Ich habe mir all seine Briefe aus dem Lebenshaus bringen lassen. Unser Lehrer hat uns zwar über ihn unterrichtet, aber es ist etwas anderes, seine Heldentaten in seinen eigenen Worten zu lesen. *Was getan werden kann, wird getan.* Das war einer seiner Lieblingsprüche. Wenn er sich etwas in den Kopf gesetzt hatte, dann setzte er es auch um – gleich um welchen Preis. Deshalb ist Khetara während seiner Herrschaft zu solcher Größe aufgestiegen. Und die wird es auch in meiner Herrschaft wieder erreichen.«

König Semataui. Der Name versetzte sie zurück in die Gemächer ihres Lehrers, wo sie unzählige ermüdende Nachmittage damit verbracht hatte, staubige Papyrusrollen zu studieren. Semataui war der König, der ihrem Vater vorausgegangen war. Er war der große Vereiniger, der den unheiligen König von Unterkhetara vernichtet und die beiden Länder geeint hatte. Seine Heldentaten waren legendär, und in Oberkhetara galt er bei allen, vom Bettler bis zum Prinzen, als großer Held.

Meri bildete keine Ausnahme. Schon von klein auf hatte er sich für den früheren König interessiert. Angesichts seiner Stellung in der Thronfolge war das nur logisch. Dennoch waren die Dringlichkeit und Leidenschaft in seiner Stimme neu für Sita. Sie hätte gedacht, dass Meri sich trotz der fehlenden Vertrautheit zwischen ihnen an ihren Vater gewandt hätte, um Rat zu erhalten, wie sein Weg zum Pharao aussehen sollte. Schließlich war Semataui ein Kriegsherr gewesen, und in Khetara hatte während der gesamten Regierungszeit ihres Vaters Frieden geherrscht.

Nachdenklich betrachtete Sita das Boot und die jubelnde Menge im Mondlicht. »Sieh dir die Menschen an, wie sie feiern. Ist Khetara nicht schon großartig genug?«

Meri lachte humorlos. »Und wieder, Schwester. Wieder schaust du hin, ohne wirklich zu *sehen*. Diese Feste verschaffen den Menschen zwar Erleichterung, aber sie ist nur von kurzer Dauer. Heute feiern sie, morgen kehren sie zu ihren kargen Feldern und hungrigen Kindern zurück. Die Feste sind wie ein Pflaster auf einer eiternden Wunde, die dieses Königreich bereits seit den ersten Herrschaftsjahren unseres Vaters zerfrisst. Dass du sie ignorierst und deine Tage lieber im Lustgarten verbringst, heißt noch lange nicht, dass sie nicht da ist.«

Seine Worte saßen. Sita brannten vor Scham die Wangen.

Auf einmal fühlte sie sich einfach nur entsetzlich. Wo sie zuvor noch Fröhlichkeit gesehen hatte, schmerzte ihr das grelle Fest nun in den Augen, und die Trommelschläge hämmerten im Gleichtakt mit dem Pochen in ihrem Kopf.

Die Feierlichkeiten neigten sich dem Ende zu. Draußen auf dem Deck sangen und tanzten noch einige Gäste zur Musik, aber viele Feiernde hatten sich bereits in den Schatten auf weichen Fellen ausgestreckt. Ein riesiger Halbmond hing über ihnen und spiegelte sich im Fluss.

Sita leerte ihren Weinbecher, obwohl ihr Magen bereits rebellierte. Sie war wütend auf Meri, weil er ihr die Zeit mit Femi verdorben hatte und sie zwang, an einem Abend, der eigentlich Spaß machen sollte, über Staatsangelegenheiten nachzudenken. Vermutlich war an seinen Worten durchaus etwas dran, aber im Moment war ihr das gleich. Gerade wollte sie nur eins: etwas sagen, das ihn verletzte, um ihm den Abend zu ruinieren. So wie er ihren ruiniert hatte.

»Du hältst dich für einen König, aber Vater lebt noch. Meinst du wirklich, er würde es gutheißen, dass man vor seiner Zeit über sei-

nen Tod spricht? Selbst wenn es von Mutters Lieblingssohn kommt? Er wird bald wieder gesund, und dann kannst du lange warten, bis du in Sematauis Fußstapfen trittst.«

Meri lächelte breit und lehnte seinen Kopf an ihren, als wollte er ihr ein Geheimnis anvertrauen. »Nein«, flüsterte er. »Ich glaube nicht, dass es so kommt.«

Sita blinzelte. »Was meinst du damit? Die Priester heilen ihn. Sie führen täglich Rituale durch. Ich habe die Amulette selbst gesehen.«

Meri gähnte und streckte sich wie eine Katze. »Eher halten die Priester den Fluss auf, als dass sie unseren Vater von seinem Leiden heilen, Sitamun.«

»Ich verstehe nicht.« Sie schüttelte den Kopf. »Woher weißt du, was ihm fehlt?«

Der Mond verschwand hinter einer Wolke, und das Boot wurde in Dunkelheit getaucht, die nur von flackerndem Feuerschein durchbrochen wurde.

Meris Gesicht war in Schatten gehüllt. »Ich weiß es, meine süße Schwester«, erwiderte er, »weil ich ihn vergifte.«



## 7

# KARIM

Er hat sich nie verziehen, was als Nächstes geschehen war.

Karim stand in der dunklen Gruft, sein Atem ging stoßweise. Djets Schrei hing immer noch in der abgestandenen Luft.

*Hast du das gehört?*

*Djets letzte Worte hallten durch seinen Kopf.*

*Es kommt aus dem Sarg.*

Karim entzündete die Fackel erneut und hielt die lodernde Flamme in die Luft, doch ihr Licht erreichte kaum die Schwelle. Er hatte Djet in der Grabkammer zurückgelassen. Es hatte geklopft, ehe Holz gesplittert war – und dann ...

*Hör auf!,* ermahnte sich Karim. *Sei kein Narr und geh zu ihm. Schnell. Er könnte verletzt sein.*

Er atmete tief durch und legte die freie Hand an das Messer, das

an seinem Gürtel befestigt war. Vielleicht hatte ein Tier den Jungen angegriffen – eine Schlange oder irgendeine andere Kreatur, die unter der Erde lebte.

Das erklärt aber nicht das Klopfen.

Karim bahnte sich seinen Weg durch das Labyrinth der kleinen Soldaten. Vielleicht war ein Teil der Decke eingestürzt und hatte Djet unter sich begraben.

*Du weißt, dass es nicht so ist.*

Karim biss die Zähne aufeinander und wollte seine innere Stimme zum Schweigen bringen. Er war ein besonnener Mann, doch hier im Dunkeln spürte er, dass der Wahnsinn auf der Lauer lag.

»Djet?«, flüsterte er und machte einen weiteren tastenden Schritt nach vorne. Er hasste den Klang seiner Stimme, die brüchig und schwach klang. »Djet?«

Keine Antwort.

Karim ging zurück in die Grabkammer. Er nahm den Geruch von Rauch und etwas Metallischem wahr. Galle stieg ihm in die Kehle, während er versuchte, seine Atmung unter Kontrolle zu bringen. Djet war nirgends zu sehen. *Wo konnte er nur sein?* Vielleicht war er nach draußen gerannt, weil ihn etwas erschreckt hatte. Karim machte zwei weitere Schritte, seine Fackel erhellte die schwarze Granittruhe mit dem Sarg darin. Auf dem Boden erkannte er eine Ecke des Deckels. Zitternd warf Karim einen Blick in die Truhe.

Der Sarg war leer.

Erschrocken wich er zurück und hätte fast die Fackel fallen gelassen.

*Das ist ein Trick*, dachte er. Seine Gedanken überschlugen sich. *Das muss eine Falle der Khetarer sein.*

Neben sich hörte er ein leises Wimmern. Langsam senkte er die Fackel und beleuchtete ein Lumpenbündel, das auf dem Boden lag.

Er ging näher heran.

»Nein ...«

Die Lumpen waren die Überreste von Kleidern, die ihm wohlbekannt waren. Sie waren von Blut durchtränkt und hingen immer noch an einem zitternden schmalen Körper.

Karim fiel verzweifelt neben dem Jungen auf die Knie, scheute aber davor zurück, ihn zu berühren. Er konnte keine Wunde erkennen – das Blut schien von überall zu kommen. Djets Augen waren geschlossen, doch seine Lippen, zwischen denen ein rotes Rinnsal hervorsickerte, bewegten sich.

»Es wird alles gut«, sagte Karim mit sanfter Stimme, doch er glaubte seinen eigenen Worten nicht. »Komm, ich muss dich hier rausbringen.« Zögerlich griff er nach dem Arm des Jungen.

Bei seiner Berührung flogen Djet die Augen auf. Sein Blick richtete sich zuerst auf Karim, der in einem Lichtschein kniete, und glitt dann über seine Schulter hinweg.

Karim hatte schon viele grauenhafte Dinge erlebt. Er hatte die Schreie von Schafen gehört, die bei lebendigem Leib von Löwen gefressen wurden. Und er kannte die Schreie von Müttern, wenn sie erfuhren, dass ihre Söhne im Kampf getötet worden waren. Doch noch nie hatte er einen so entsetzlichen Laut vernommen wie den, der aus der Kehle des Jungen kam.

Karim sprang auf, vor Angst wie elektrisiert. Und obwohl die Flamme nur eine Handbreit vor seinem Gesicht loderte, spürte Karim einen kühlen Luftzug im Nacken.

*Es ist hinter dir, genau hinter dir ...*

Er rannte los.

Die Bilder seltsam bemalter Männer und goldener Schätze blitzten durch ihn hindurch, während er kopfüber ins Dunkel stürzte. Rot glühende Funken stoben von der Fackel auf, ehe sie erlosch. Er warf sie auf den Boden, stolperte in der überfüllten ersten Kammer über einen Gegenstand und schlug hart auf dem Boden auf. Im nächsten Moment war er wieder auf den Beinen, tastete nach der Tür und hatte als Anhaltspunkt nichts weiter als den schmalen

Lichtstreifen, der durch den Spalt in der Felswand drang, den sie selbst freigelegt hatten. Er taumelte durch den Korridor, quetschte sich durch die Öffnung und brach in der gleißenden Sonne zusammen, stützte die Ellbogen auf die Knie und sog begierig die frische Luft ein. Nachdem er wieder zu Atem gekommen war, spähte er mit zusammengekniffenen Augen in Richtung Horizont. Die Sonne war schon tiefer gesunken, als er erwartet hatte. *Wie lange waren wir dadrin?* Es war ihm nur wie Minuten vorgekommen, doch ...

*Djet.*

Bei dem Namen blieb ihm fast das Herz stehen.

Du hast ihn seinem Schicksal überlassen.

Er lehnte sich gegen den sonnendurchglühten Felsen, wobei ihm das schwere Bündel von der Schulter glitt. Er drückte es sich keuchend an die Brust und spürte die Schuld wie eine Klinge in seinem Bauch.

*Er hatte keine Chance,* sagte er sich. *Der Junge wäre sowieso gestorben.*

Dennoch hatte er ihn dort unten in der Dunkelheit sterben lassen. Allein.

Er schauderte.

Nein, nicht allein.

Karim hatte Gerüchte über die Magie der Khetarer gehört. Über die Flüche, die ihre Toten vor Grabräubern schützten. Doch hatte er nie weiter darüber nachgedacht. Die Khetarer waren ein überhebliches Volk, aber dumm waren sie nicht. Und wie sollte man seine Gräber auch besser vor Plünderungen schützen als mit Geschichten von Qualen und Verdammnis.

Es war eine List.

Zumindest hatte Karim das bisher geglaubt.

Doch nach dem, was er in diesem Grab gesehen hatte, war er sich nicht mehr so sicher. Etwas war dort unten zum Leben erwacht. Etwas ... Böses. Und all das wäre nicht passiert, wenn sie

dem Willen der anderen Schakale gefolgt und nach Hause zurückgekehrt wären. Doch Karim hatte diesen Sog gespürt, etwas hatte in der Luft gelegen, und er konnte davon ebenso wenig ablassen wie ein Hund von seinem Knochen. Aber das Schlimmste war, dass er Djet mit hineingezogen hatte.

Er starrte auf die Tür im Felsen, und seine Angst kehrte mit Macht zurück. Wenn dieses Wesen stark genug war, um zu töten, dann konnte es auch aus dem Grabmal entfliehen. Karim war also immer noch in Gefahr – so wie alle anderen.

*Was habe ich nur getan?*

Im verzweifelten Versuch, die Tür wieder an ihren Platz zu schieben, warf er sich mit der Schulter dagegen. Wenn es ihm gelänge, sie wieder zu schließen, wäre das Wesen gefangen und könnte kein Unheil mehr anrichten.

Doch so sehr er sich auch anstrengte, die Tür bewegte sich nicht vom Fleck. Sie gemeinsam mit Djet aufzuhebeln, war *eine* Sache gewesen, doch sie jetzt wieder zu schließen, erwies sich als unmöglich.

*Ich muss die anderen holen.*

Karim stolperte den Abhang hinunter und trat einen Hagelschauer kleiner Steine los, die ihn begleiteten. Er rannte zu der Stelle, an der er die anderen Schakale verlassen hatte.

Babu und Hager lungerten herum, aßen getrocknete Datteln und tranken in langen Zügen von ihren Wasserschläuchen. Ihre Bündel lagen auf einem Haufen, Babus Speer steckte im Sand. Als sie Karim hörten, standen sie auf. Die Irritation stand ihnen ins Gesicht geschrieben.

»Wo bleibst du?«, fragte Babu verärgert. »Die Sonne geht gleich unter. Willst du Futter für die Löwen sein? Wir müssen uns beeilen, damit wir es zum Abendessen nach Hause schaffen.«

»Bitte, Babu ...«, keuchte Karim. »Hör mir zu.«

»Nein, du hörst mir zu, Sohn eines Hundes. Du solltest besser

nicht mit leeren Händen kommen, nachdem du meine Zeit verschwendet hast. Sonst werde ich ...«

»Halt die Klappe, Babu!«, fauchte Karim. »Ich hab was gefunden.«

Babus scharfe, gierige Augen flitzten zu Karims prall gefülltem Bündel, aus dem es dort, wo es zusammengebunden war, golden funkelte.

»Was genau?«, wollte er wissen. Sein Interesse war geweckt.

Karim wusste kaum, womit er beginnen sollte. »Ich hab ein Grabmal entdeckt, wie ich noch nie eins gesehen habe. Und dort unten, da war ...«

»Wenn du ein Grabmal entdeckt hast«, unterbrach ihn Babu mit zusammengekniffenen Augen, »warum hast du uns dann nicht schon früher geholt?«

»Das spielt doch jetzt keine Rolle«, entgegnete er ungeduldig. »Ich zeige euch, wo es ist. Ihr müsst mir helfen, bitte!«

»He«, schaltete Hager sich ein. »Wo ist Djet?«

Karim verschluckte seine nächsten Worte. Irgendwo in der Ferne schrie ein Falke.

»Ja«, sagte Babu leise und gefährlich. »Wo ist Djet, he, Karim-Sen?«

Karims Puls beschleunigte sich. *Diese Augen. Dieser Schrei.* Er wollte antworten, zögerte jedoch. Wie sollte er das nur erklären?

Karim sah, wie Babu den roten Fleck auf seiner Hand anstarrte. Es war nicht Djeds Blut, doch was sollte er sagen? Dass es unter einer Statue hervorgekommen war? Das würde ihm Babu niemals glauben. Karim schluckte und trat einen Schritt zurück, als ihm dämmerte, in welche Situation er sich gebracht hatte.

Je länger Karim schwieg, desto mehr wandelte sich Babus Miene von Irritation zu Misstrauen.

»Er ist tot, nicht wahr?«, wollte Babu wissen.

Karim streckte die Hände aus. »Ja ... aber ich kann es erklären.«

»Oh, ich bin sicher, dass du das kannst«, entgegnete Babu und schloss die Lücke zwischen ihnen. »Du hast etwas in dem Tal gefunden. Etwas so Wertvolles, dass du es für dich allein behalten willst. Also hast du den Jungen getötet, und jetzt willst du uns austricksen, in eine Falle locken, damit du auch uns umbringen kannst. Du glaubst, dass du schlau bist, Karim-Sen, aber mich kannst du nicht hinters Licht führen.«

»Ich will dich nicht hinters Licht führen. Dort unten ist ein Ungeheuer, und es hat Djet getötet. Ich weiß, dass du mir nicht traust, aber ich sage die Wahrheit!«

Babu lachte höhnisch auf. »Ein Ungeheuer! Na gut, Sen, dann hör mir jetzt genau zu.« Der große Mann griff nach dem Dolch an seinem Gürtel. »Erst mal händigst du uns dein Bündel aus, dann führst du uns zu dem Grabmal. Und wenn du alles tust, was ich sage, verspreche ich, dich schnell zu töten.«

Karim wich zurück, sein Herz raste. »Du machst einen Fehler«, sagte er und spähte zu Hager hinüber, der seinen Speer aus dem Sand zog, auf Karim zuging und ihm dadurch den Fluchtweg abschnitt. Babu ragte wie ein Monolith über ihm auf und warf einen langen Schatten über den Sand. »Die Flüche der Khetarer sind echt, ich schwöre es dir! Ihr müsst mir helfen, das Grab wieder zu verschließen, bevor diese Kreatur herauskommt und uns alle umbringt!«

»Zu verschließen?«, spottete Babu. »Und was ist mit dem Schatz, der immer noch dadrin ist? Für wie dumm hältst du mich eigentlich? Entweder gibst du mir jetzt das Bündel, oder ich stech dich ab und nehm es mir. Wenn Hager und ich deiner Spur folgen, finden wir das Grab auch ohne dich. Es liegt ganz bei dir, Sen. Ob du früher oder später stirbst, spielt für mich keine Rolle.«

Karim spannte den Kiefer an und griff nach dem Riemen seines Bündels.

Babu zuckte die Schultern. »Wie du willst.« Er zog das Messer aus der Scheide.

Für einen Mann von seiner Statur bewegte sich Babu erstaunlich schnell.

Mit einem kehligen Schrei stieß er seinen Dolch nach vorne. Karim wich zurück, doch es war, als würde er aus nächster Nähe einem Nilpferd ausweichen. Der erste Hieb durchtrennte den Stoff seines Gewands, der zweite bohrte sich in das Fleisch darunter und fügte Karim eine klaffende Wunde in seiner Brust zu. Er krümmte sich stöhnend zusammen, während bereits Blut aus der Wunde sickerte. Doch er hatte keine Zeit, sich darum zu kümmern, weil Babu ihm im nächsten Moment in den Unterleib trat. Wie ein Stein fiel Karim zu Boden.

Er wand sich vor Schmerzen und konnte im verzweiferten Kampf, ein wenig Luft zu bekommen, keinen Gedanken an seine Verletzung verschwenden. Er rollte sich keuchend auf den Rücken und dachte fieberhaft nach. Der Schmerz war wie die gleißende Sonne und blendete ihn fast. Er versuchte, zu sprechen, etwas Zeit zu schinden, brachte aber nur ein zitterndes Stöhnen zustande. Karim grub seine Finger tief in den Sand.

Babu stand mit gezogenem Messer über ihm. »Jetzt bist du nicht mehr so schlau, was?«, sagte er grinsend und versetzte Karim den nächsten Tritt.

Karim schrie auf, während Sterne vor seinen Augen explodierten. Er versuchte, sich zu einem Ball zusammenzurollen, um sich vor weiteren Tritten zu schützen, doch Babu setzte ihm einen Fuß auf die Brust und nagelte ihn auf dem Boden fest. Karim spürte, wie seine Rippen unter dem Gewicht nachgaben.

Babu gluckste vergnügt. »Du hast dich immer für was Besseres gehalten, nur weil du Schätze aufspüren kannst. Aber jetzt brauchen wir dich nicht mehr. Mit dieser Beute haben wir erst mal ausgesorgt.«

Er nahm seinen Fuß von Karims Brust, kniete sich hin und tastet nach Karims Bündel, das halb unter seinem schlaffen Körper eingeklemmt war.

Karim spürte Babus Atem heiß und säuerlich in seinem Gesicht. »Vielleicht schnappe ich mir eine deiner kleinen Schwestern. Die sind fast reif für die Ernte, oder?«

In diesem Moment vergaß Karim seinen Schmerz. Mit einem wilden Schrei schleuderte er Babu eine Handvoll Sand ins Gesicht.

Babu schrie überrascht auf, kam auf die Beine und versuchte, sich den Sand aus den Augen zu reiben.

»Ich bring dich um, du verdammter ...«

Karim setzte sich auf und stieß sein Messer bis zum Schaft in Babus Oberschenkel.

Seine Drohung wurde zu einem Brüllen. Karim zog sein Messer wieder heraus, worauf der schwergewichtige Mann zu Boden ging und sein Bein umklammerte, auf dem sich ein roter Fleck ausbreitete. Karim stand auf und schlang seinen Arm schützend um die verletzten Rippen. Die plötzliche Bewegung verursachte einen stechenden Schmerz – doch sein Überlebenswille schärfte seinen Verstand.

Da Babu außer Gefecht gesetzt war, näherte sich Hager mit seinem Speer und zielte direkt auf Karims Herz.

»Lass das Messer fallen, oder ich durchbohre dich an Ort und Stelle!«, rief er, doch seine Stimme wurde von Babus Schmerzenschreien fast übertönt. »Glaub ja nicht, dass ich es nicht tun werde!«

Karim leckte sich die Lippen. Hager war ein Feigling. Wenn er ihn umbringen wollte, hätte er es vermutlich längst getan. Doch Karim wollte ihn lieber nicht auf die Probe stellen und ließ sein blutiges Messer fallen.

»Jetzt gib mir dein Bündel!«, forderte Hager.

»Bring ihn um, du Narr!!«, brüllte Babu, während ihm der Speichel von den Lippen flog. »Worauf wartest du noch?«

Karims Blick wanderte von Babus blutigem Bein zur funkelnden Speerspitze, die nur eine Handbreit über ihm schwebte. Sie zitterte ganz leicht.

»Ganz ruhig«, sagte er, ließ den Riemen von seiner Schulter gleiten und nahm das schwere Bündel in seine Hände. Babu schaute ihn misstrauisch an, Hass glühte in seinen Augen. Hager nickte und machte eine ungeduldige Geste.

»Fang!« Karim warf Hager das Bündel entgegen. Der ließ erschrocken den Speer fallen, um es zu fangen. Im selben Moment sprang Karim auf ihn zu, holte in einem Bogen aus und ließ seine Faust gegen Hagers linke Schläfe krachen.

Wie ein Haufen Stöcke fiel er um.

Noch ehe Hager auf dem Boden aufschlug, war Karim auch schon losgelaufen, hatte sich sein Messer und sein Bündel geschnappt und stolperte jetzt so schnell, wie es seine Verletzung zuließ, durch den Sand. Babu schrie ihm Flüche hinterher und bedachte ihn mit Schimpfwörtern, die Karim teils noch nie gehört hatte. Der große Mann war so außer sich, dass er irgendwie auf die Beine kam und Karim ein kurzes Stück verfolgte, was angesichts seines enormen Blutverlusts ziemlich beeindruckend war.

»Du kannst nie mehr zurückkommen!«, rief Babu, dessen Stimme sich allmählich in der Ferne verlor. »Ich werde allen erzählen, was du getan hast! Sobald du dich irgendeinem Stamm anschließt, werde ich es wissen! Und wenn ich dich finde, werde ich dir die Kehle aufschlitzen, von Ohr zu Ohr, als der Hund, der du bist!«

Karim lief weiter.

»Du bist ein toter Mann!«, schrie Babu, der kaum noch zu verstehen war. »Du bist ein Nichts!«

Irgendwann riskierte Karim einen Blick zurück, doch Babu war nicht mehr zu sehen.

Als Karim nicht mehr laufen konnte, ging er weiter. Und als er nicht mehr gehen konnte, schleppte er sich vorwärts. Wenn er stehen blieb, bestand die Gefahr, dass die anderen ihn doch noch einholten. Dem Stand der Sonne nach zu urteilen, bewegte er sich auf

den Fluss und die Außenbezirke des Königreichs der Khetarer zu. Dort war er zwar ebenso wenig willkommen, doch er musste einen Zufluchtsort finden, das war seine einzige Überlebenschance.

Bald brach der Abend herein. Die Wüste rollte in großen ungebrochenen Wellen in alle Richtungen, und obwohl Karim sein ganzes Leben im Roten Land verbracht hatte, wurde sie ohne die Nähe seines eigenen Volkes zu einem Furcht einflößenden Ort.

Der Schmerz in seinen Rippen war schlimm, und die Hitze war noch schlimmer, doch nichts davon war vergleichbar mit der Qual seiner Scham. Karim verlagerte das Gewicht seines Bündels, dessen Schätze ihm bewusst machten, was sie ihn gekostet hatten.

*Was wirst du mit deinem Anteil an diesen Reichtümern tun?*

Karim stellte sich vor, wie die Schakale ihr Lager erreichten, wo ein Mädchen auf Djet wartete. Stellte sich vor, wie Babu ihr sagte, dass der Junge, für den ihr Herz schlug, nie mehr heimkehren würde. Djet würde ihr niemals ein Fläschchen Jasminöl oder ein hübsches neues Kleid mitbringen. Und als er an die Trauer des Mädchens dachte, spürte er die Schwere seiner Schätze mehr als je zuvor.



Mit der untergehenden Sonne im Rücken stapfte Karim gen Osten, der khetarischen Grenze entgegen. Babu hatte ihm klargemacht, dass eine Rückkehr zu seinem Lager ausgeschlossen war, also musste er jemanden finden, der ihn aufnahm. Er dachte an seine Mutter und seine Geschwister. Was würden die Schakale dem Rest der Anen über ihn erzählen?

*Sie werden sagen, dass ich sie verraten habe.*

*Dass ich meine Familie im Stich gelassen habe.*

*Dass ich ein Mörder bin.*

Seine Mutter würde ihnen nicht glauben, doch was würde das

schon ändern? Seine Familie wäre nicht nur gezwungen, in Schande zu leben, sondern hätte auch einen weiteren Verlust erlitten.

Er dachte an den Zorn seines Bruders, den Kummer seiner Schwestern, die stoische Standhaftigkeit seiner Mutter. Sie hatte schon so vieles ertragen, jetzt musste sie auch das durchstehen.

Auch die Gedanken an Djet ließen ihm keine Ruhe. In manchen Momenten, wenn er eine Sanddüne hinaufstapfte und auf der anderen Seite wieder hinuntertaumelte, hatte er das Gefühl, dass der Junge immer noch an seiner Seite war. Das tröstete ihn, bis er begriff, dass Djet nicht mehr da war.

Doch am schlimmsten waren die Gedanken an die ferne Felswand und die Tür, die gerade so weit offen stand, dass das, was dahinter lauerte, nach draußen gelangen konnte.

Alles war ihm so schnell aus den Händen geglitten.

Ein Windstoß blies ihm Sand ins Gesicht, und er hustete. Der Schmerz war stechend.

Er schlang sich sein Kopftuch um das Gesicht, um es vor den Elementen zu schützen. Nur seine Augen waren noch dem stechenden Wind ausgesetzt. Sein Körper fühlte sich wie ein Haufen loser Knochen an, und er war sicher, dass er sich mindestens eine Rippe gebrochen hatte. Die Stichwunde blutete nicht mehr, doch der Stoff seines Gewands klebte daran. Irgendwann würde er ihn mit Gewalt entfernen müssen, um die Wunde zu verbinden. Der Gedanke daran ließ ihn schwindeln und zwang ihn, sich für einen Moment auszuruhen.

In Wahrheit hatte er nicht die geringste Ahnung, wo sich die nächste Siedlung befand. Sie konnte eine oder auch sieben Stunden entfernt sein. Die erste Möglichkeit wäre seine Rettung, die zweite ...

*Wenn es irgendjemand schaffen kann, dann du!*

Fast hatte er den Eindruck, dass Djet direkt neben ihm war und es ihm ins Ohr flüsterte.

»Sei dir da nicht so sicher«, krächzte Karim zur Antwort. »Im

Moment sind die Aussichten ziemlich bescheiden, Sen.« Er hatte weder Proviant noch Wasser und nur wenig Hoffnung.

Zeit verstrich, die Sonne sank dem Horizont entgegen und schmolz zu einer Fata Morgana, die von der Landschaft Besitz nahm. Karim fuhr sich mit der Zunge über seine trockenen, rissigen Lippen. Die Illusion erinnerte ihn an ein glitzerndes Flussufer. Doch er hatte lange genug im Roten Land gelebt, um zu wissen, dass es ein grausamer Trick war, den die Wüste den Sterbenden vorspielte.

Karim erreichte den höchsten Punkt einer Düne und wollte gerade auf der anderen Seite hinuntertaumeln, als seine Beine einknickten. Er stieß einen Schrei aus, stürzte der Länge nach in den Sand, rollte nach unten und landete schließlich auf dem Rücken.

Fast wäre er nicht mehr aufgestanden. Es wäre so einfach, dort liegen zu bleiben. Aufzugeben und einzuschlafen. Auch sein Körper sehnte sich danach. Vielleicht würde er von Löwen gefressen werden, aber wäre das wirklich so schlimm? Er war drauf und dran, das Bewusstsein zu verlieren, als er wieder Djets Stimme im Ohr hatte.

*Sieh nur, Karim-Sen!*

»Lass mich, Junge«, murmelte Karim und spuckte den Sand aus, der ihm den Mund füllte. »Begreifst du nicht, dass ich sterben will?«

*Was siehst du?*

Selbst im Tod ließ ihm Djet keine Ruhe. Karim kämpfte sich stöhnend auf die Beine, ein irrsinniges Lachen stieg ihm in die Kehle. Er schaute sich um.

»Ich sehe gar nichts!«, rief er in die große Leere, die ihn umgab. »Verstehst du? Nichts hinter mir, nichts vor mir, nur diese endlose ...«

Dann sah er es – so klar wie am helllichten Tag am sich wandelnden Horizont. Ein schmales, halb verfallenes Haus aus Stein, dessen abgebrochene Säulen wie spitze Zähne aussahen.

»Das kann nicht sein«, flüsterte er und stapfte mit neuer Kraft

dem Gebäude entgegen. Als er sich ihm näherte, erwartete er fast, dass es sich durch einen weiteren Trick des Lichts in Luft auflösen würde, aber das tat es nicht. Und ehe er sich's versah, stand er direkt davor.

Obwohl das Gebäude bröckelte, musste es einst prachtvoll gewesen sein, mit grauen Kalksteinblöcken, die wunderschön geschnitten und präzise aufeinandergeschichtet worden waren. In die Außenmauern waren wundersame Bilder eingraviert: Lotusblumen, sich aufbäumende Löwen, riesige Wesen mit Tierköpfen und die seltsamen khetarischen Schriftzeichen.

Doch das Beste von allem war der Brunnen.

Sein Durchmesser betrug nur wenige Handbreit, doch Karim hatte das Gefühl, dass auf seinem Grund Wasser zu finden war.

Er legte eine Hand an die Wand und konnte immer noch nicht recht glauben, dass sie echt war. Das verlassene Gebäude war der perfekte Unterschlupf für die Nacht. Hier konnte er sich ausruhen, seinen Wasserschlauch aus dem Brunnen füllen und am nächsten Morgen seine Reise fortsetzen, ehe es zu heiß wurde.

Er war so überwältigt von seiner Erleichterung, dass er die Fußspuren im Sand nicht bemerkte. Ebenso wenig die verbrannten Tierknochen und den Geruch nach Rauch.

Er war also höchst überrascht, als er hinter sich das leise Knurren eines Hundes hörte sowie etwas Scharfes spürte, das ihn in den Rücken stach.

»Eine falsche Bewegung«, knurrte eine schroffe Stimme, »und ich durchbohre dich.«

Karim hob seufzend seine Hände. »Ob du es glaubst oder nicht, aber du bist heute schon der Zweite, der mir damit droht.«

»Dreh dich um. Langsam.«

Karim folgte der Anweisung.

Vor ihm standen ein schwarzer Hund mit langer Schnauze und spitzen Ohren sowie ein ergrauter alter Mann, der aus dem gleichen

Stein zu bestehen schien wie das Gebäude hinter ihm. Er hatte ein kantiges Gesicht, fast wie gemeißelt, eine breite Nase und dichte, drahtige Haare, die seinen gesamten Körper bedeckten. Karim hätte ihn mit einem seiner eigenen Stammesgenossen verwechseln können, wäre da nicht der khetarische Tonfall in seiner Stimme gewesen. Die Khetarer waren dafür bekannt, ihre Körper glatt und haarlos zu halten, doch schien der Mann diesen Brauch schon lange aufgegeben zu haben.

»Ich bin nicht bewaffnet«, sagte Karim, »sondern nur ein Reisender, der Schutz sucht.«

»Gibt nicht viele Reisende hier«, murkte der Mann. »Sind meistens Kriminelle.« Seine eng zusammenstehenden Augen musterten Karim misstrauisch.

Der Hund schnüffelte an den Blutflecken an Karims Kleidern.

»Ich weiß, wie schlimm das aussieht«, sagte Karim und zog seine Hand weg, als der Hund sie zu lecken begann.

»Tust du das?« Der Mann schnippte mit den Fingern. »Behkai, Fuß!« Der Hund setzte sich winselnd neben ihn.

»Absolut. Ich verspreche dir, dass ich ...«

In diesem Moment rutschte ihm sein Bündel von der Schulter, und das große Skarabäus-Amulett, das er vom Sarg des Königs gelöst hatte, fiel heraus. Es landete auf der Seite und rollte in einem Halbkreis, bis es zwischen ihnen liegen blieb.

Karim schluckte. »Ich kann das erklären.«

Der Mann antwortete nicht. Er starrte auf den blauen Stein, der auf dem Boden lag, als wäre er ein Stück Himmel, das auf die Erde gestürzt war.

»Die Sache ist die«, fuhr Karim fort, »ich ging spazieren, und plötzlich lag da dieser Stein ...«

Der Mann bückte sich, um das Amulett aufzuheben, und schien seinen Speer fast vergessen zu haben. Er strich mit den Fingern über die Gravuren und runzelte verwirrt die Stirn.

»Du wagst es, einen Priester anzulügen?«

Karim blinzelte den bulligen, haarigen alten Mann an. »Du bist ein Priester?«

Der Mann riss seinen Blick vom Amulett los und schaute Karim verächtlich an. »Ja, und du bist ein Grabräuber.« Er trat nach vorne und fuchtelte mit dem Amulett vor Karims Gesicht herum. »Und wenn du mir jetzt erzählst, woher du das hier *wirklich* hast, dann lasse ich dich am Leben. Wähle deine Worte mit Bedacht, dann springt vielleicht sogar eine Mahlzeit und ein Platz zum Schlafen für dich heraus.«

Im Westen versank die Sonne schließlich hinter dem Horizont und ließ die Wüste fast augenblicklich in tiefer Finsternis zurück – als hätte jemand eine Kerze ausgeblasen.

*Was willst du jetzt machen?*, flüsterte Djet.

Karim nickte dem Priester zu. »Das klingt nach einer Abmachung.«

*Das, was Schakale immer machen, Sen*, dachte er. *Überleben.*



An diesem Abend saß Karim mit dem Priester im Innenhof des Hauses an einem knisternden Feuer, über ihnen ein Dach aus Sternen. Der Priester hatte ihm Wasser aus dem Brunnen gegeben – um davon zu trinken und um seine Wunden zu reinigen. Die kühle Nacht war wie ein Balsam, der seine verbrannte Haut und seine schmerzenden Muskeln beruhigte. Er hatte seine Verletzungen damit erklärt, dass er mit einem Freund in Streit geraten war, und glücklicherweise hatte ihm der Priester keine weiteren Fragen gestellt.

Aus mehreren Zimmern, vermutlich die Wohnräume des Priesters, wie Karim annahm, hatte dieser mehrere Kanten grobes Brot, einen Haufen weiße Zwiebeln und einen Krug Bier geholt. Karim ließ sich nicht zweimal bitten, sondern griff sofort zu. Er war völ-

lig ausgehungert. Es war ein einfaches Mahl, aber genau das, was er jetzt brauchte. Sobald das süße Bier und das nahrhafte Brot seinen Magen erreichten, fühlte er sich wieder wie er selbst. Der Hund Behkai hatte es sich neben ihm bequem gemacht, glotzte auf Karims Schoß und leckte sich die Lippen. Der schwindelerregende Wahnsinn, der Karim übermannt hatte, verschwand und ließ seinen Kopf wieder klar werden.

Und mit dieser Klarheit kamen die Fragen:

»Sag mir, Pasenhor«, begann er und hatte Mühe, den seltsamen Namen auszusprechen, den der Priester ihm genannt hatte. »Du bist hier zu Hause, an diesem Ort?«

»Nenn mich Pa«, brummte der Priester. »Und ja, hier bin ich zu Hause. Doch vor allem ist dieser Ort ein Tempel. Ein Haus des Chnum, obwohl dir das wahrscheinlich nichts sagt.« Er stieß einen abfälligen Laut aus. »Den meisten in Khetara leider auch nicht.«

»Chnum ...« Karim ließ das Wort wie einen Ball in seinem Mund hin und her rollen. »Einer eurer Götter, nehme ich an.«

Pa nickte. »Einer der ältesten.« Er zeigte auf das verblichene Bild einer Figur mit dem Kopf eines Widders. Sie hielt ein Gefäß in der Hand, von dem sich Wasser in einen Fluss ergoss. »Der Gott des Iteru, der göttliche Töpfer – er sitzt am Großen Rad und formt die Menschen aus seinem Lehm, legt ihn in den Schoß unserer Mütter und auf den Pfad des Schicksals.«

Er hielt inne und blickte zum im Dunkeln liegenden Heiligtum jenseits des Hofes hinüber. »Dieser Tempel wacht über ein Orakel, das Chnum unserem Volk vor langer, langer Zeit gegeben hat. Ein alter König hat es hierherbringen lassen, damit sich die Menschen, wenn die Zeit reif ist, an Chnums Worte erinnern und sie beherzigen.« Er räusperte sich und spuckte ins Feuer

»Wenn Chnum so groß ist, warum wird er dann nicht mehr verehrt? Warum bist du der einzige Mensch an diesem verlassenem Ort?«

Pa hörte auf zu kauen und schaute ihm in die Augen. »Die Zeit ... Chnum ist einer der ältesten Götter, und die Menschen sind wankelmütig. Götter kommen in Mode oder geraten aus der Mode wie Frauenkleider, und Traditionen werden vergessen. Im Laufe der letzten Generationen hat Amun im Norden die Oberhand gewonnen sowie Ra im Süden. Auch Amun kann die Gestalt eines Widersers annehmen, doch Chnum ist der ursprüngliche widerköpfige Gott, das einzig wahre Lamm.«

Karim entgegnete nichts, in der Hoffnung, dass Pa weitersprach. Trotz seiner gemischten Gefühle den Khetarern gegenüber war er fasziniert von der Geschichte des Priesters. Und offenbar hatte der alte Mann noch viel mehr zu erzählen.

»Der gegenwärtige König ist keine Hilfe. Unter Amunmose geht es mit dem Königreich nur weiter bergab. Weißt du, wann sich das letzte Mal jemand aus den umliegenden Dörfern hier hat blicken lassen? Das ist schon einen Sommer her, wenn nicht zwei.« Er schüttelte den Kopf. »Der König glaubt, dass die zufällige Geburt seiner drei Kinder seine Herrschaft legitimieren würde, doch gibt es viele Khetarer, die immer noch glauben ...«

Pa hielt inne und kicherte, bevor er Karim seinen knorrigen Zeigefinger entgegenstreckte. »Du bist ein kluger Junge, versuchst, mich aus der Reserve zu locken, damit ich die ganze Nacht lang rede und dir verrate, wo noch mehr khetarische Schätze zu finden sind. Nein, nein, nein! Die Abmachung war: *Ich frage*, und *du* antwortest! Wenn dir das nicht gefällt, dann habe ich einen sehr scharfen Speer, den ich dir gern noch mal vorstelle.«

Wie zuvor streckte Karim beide Hände in die Luft, als wollte er sich ergeben, und sagte kein Wort.

Pa füllte erneut seinen Becher mit Bier. Nach kurzem Zögern schenkte er auch Karim ein.

»Jetzt erzähl mir, wie du an den Skarabäus herangekommen bist.« Er betrachtete das Amulett aus Lapislazuli in seiner Hand.

Karim fröstelte, als die kühle Nachtluft wie ein Finger über seinen Nacken strich. »In einem Tal westlich von hier habe ich ein altes Grabmal entdeckt. Es liegt im Fels verborgen und ist bestimmt seit Hunderten von Jahren nicht mehr betreten worden, vielleicht noch länger. Ich weiß nicht viel über die Khetarer, doch habe ich genug Gräber gesehen, um zu wissen, dass diese Grabstätte nicht nur uralt, sondern die eines Königs war.«

Er erwartete, dass der Priester von dieser Enthüllung überrascht sein würde, doch Pa sah verwirrt aus. »Das ist ... beunruhigend«, sagte er, während er den Stein musterte.

»Wovon sprichst du?«

»Seit vielen Jahren bin ich nun Priester – seit der Regentschaft von Semataui. Doch vor der Vereinigung der Reiche habe ich mich zum Schreiber ausbilden lassen. Es gefiel mir, nicht nur die Worte Gottes lesen und schreiben zu können, sondern auch etwas über die lange Geschichte Khetaras zu erfahren. Eines der ersten Dokumente, das ich während meiner Ausbildung angefertigt habe, war eine komplette Auflistung aller Pharaonen. Du kannst dir vorstellen, dass es eine lange Liste und eine gute Übung für einen angehenden Schreiber war. Ich habe den Namen jedes Pharaos niedergeschrieben und ihn mir eingepägt.«

»Das hier«, fuhr er fort, indem er auf eine ovale Gravur zeigte, »ist ein Schen-Ring. Es ist der schützende Kreis, den wir um den Namen jedes Pharaos ziehen. Du musst wissen, dass Namen sehr mächtig sind und unter allen Umständen geschützt werden müssen. Wenn das Böse deinen wahren Namen erfährt, kann es dir schweren Schaden zufügen.«

Karim beugte sich vor, um den Stein im Schein des Feuers besser erkennen zu können. Es gab vier Symbole: Das eine sah aus wie ein gefaltetes Tuch, das nächste wie ein Laib Brot, gefolgt von einer gezackten Linie und einem Geier. »Das Wort innerhalb des Kreises ist also der Name des Königs, der in diesem Grab bestattet wurde? «

»So ist es«, bestätigte Pa. »Sein Name war Setnacht.« Er schürzte die Lippen. »Es gibt nur ein Problem.«

»Welches?«

»Es hat nie einen König mit diesem Namen gegeben.«

Jetzt sah Karim verwirrt aus. »Das muss ein Irrtum sein.«

»Das ist unmöglich. Wir Khetarer sind bekannt für unsere genauen Aufzeichnungen. Wir wissen, wie viel Getreide vor fünfzig Jahren angebaut wurde und wie viele Löwen der Pharaon an seinem neunzehnten Geburtstag getötet hat. Glaubst du, wir würden die gesamte Regentschaft eines Königs vergessen? Das kann nicht sein.« Er zögerte und schien für einen Augenblick in Gedanken versunken zu sein. »Es sei denn ...«

»Es sei denn, was?«

»Es sei denn, man hätte sie mit Absicht aus den Aufzeichnungen gestrichen.«

»Warum sollte man das tun?«

Pa zuckte die Schultern. »Ich habe Gerüchte von Pharaonen gehört, die aus den Aufzeichnungen entfernt wurden, doch hätte ich mir niemals vorstellen können, dass dies wirklich geschieht. Da hätte ein König schon abscheuliche Taten begehen müssen, um so eine Bestrafung zu verdienen.« Er drehte den Stein um, kniff die Augen zusammen und wischte den Staub von der Unterseite. »Hier steht noch mehr. Sehr verblasst, aber immer noch lesbar.«

Karim lief ein Schauer über den Rücken. »Was steht da?«

»Dies ist das Herz eines Königs«, antwortete Pa. Er blickte zu Karim auf. »Das ist seltsame Magie, Dieb. Ich muss mehr wissen. Wäre ich ein jüngerer Mann, würde ich zum Großen Tempel von Amun reisen, um Antworten auf meine Fragen zu erhalten. Dort befinden sich die ältesten Aufzeichnungen der Khetarer. Falls es noch irgendwelche Hinweise über den fehlenden Pharaon gibt, dann sind sie dort zu finden.« Er seufzte. »Aber ich bin kein junger Mann

mehr. Die Reise ist lang und beschwerlich, und ich bin mir nicht sicher, ob ich ihr noch gewachsen wäre. Also muss ich meine Neugier fürs Erste damit stillen, was du weißt. Sag mir, was hast du in diesem Grabmal noch gesehen?«

Karim dachte an die blutende Statue, an den seltsamen Gott an den Wänden der Grabstätte und an die Kreatur, die er geweckt hatte. Wenn er Pa alles anvertraute, würde dieser vielleicht verstehen, was es damit auf sich hat und was jetzt zu tun war.

*Willst du einem Khetarer wirklich so schnell vertrauen?*

Nie zuvor hatte Karim mit einem Khetarer das Brot geteilt, geschweige denn diesem ein Geheimnis anvertraut. Pa schien ein guter und ehrenwerter Mann zu sein, dennoch gehörte auch er dem Volk am Fluss an, und Karim hütete sich, seine Vorsicht so schnell aufzugeben. Was würde der Priester denken, wenn er ihm von dem Untier erzählte, das zum Leben erwacht war? Würde er ihm glauben? Oder würde er wie Babu denken, dass Karim nur seine eigenen mörderischen Taten verschleiern wollte?

*Nein, dachte er. Ich glaube, für heute Abend habe ich genug gestanden.*

»Ich bin sehr müde«, erklärte Karim. »Vielleicht kann ich dir deine Fragen morgen beantworten, wenn ich ausgeruht bin.«

Pa grummelte. »Ist das nicht ein bisschen früh für einen jungen Kerl wie dich?«

»Nun, ich habe viel Blut verloren und bin in der Wüste fast gestorben ...«

»Pah!«, rief der Priester aus und wischte seine Worte beiseite. »Also gut. Schlaf. Behkai wird die Schlangen in Schach halten – nicht wahr, mein Junge?«

Behkai ließ die Zunge aus dem Maul hängen und zeigte eine Reihe heller Zähne.

»Das Biest mag dich«, stellte Pa fest und verschränkte die Arme. »Das will schon was heißen.«

»Gehst du ins Haus?«, wollte Karim wissen und ließ sich mit seinem Bündel als Kopfkissen auf dem Boden nieder.

Pa stocherte mit der Speerspitze im Feuer, wodurch die Glut aufflackerte und glühte. »Ich bleib noch ein bisschen hier, um sicherzugehen, dass du keinen Unsinn machst.«

»Vielleicht willst du ja auch einfach meine Gesellschaft genießen.«

Der Priester schnaubte. »Fordere dein Glück nicht heraus, Dieb. Ich würde dich genauso gern ausweiden und Behkai zum Fraß vorwerfen.«

Karim schloss lächelnd die Augen. Er dachte, dass der Schlaf ihn schnell übermannen würde – mit vollem Bauch am wärmenden Feuer –, doch er war noch lange wach, nachdem Pa und Behkai längst schnarchten. Er drehte sich um und betrachtete das Amulett, das auf einem Stück Stoff lag, mit dem Pa es gereinigt hatte. Es erinnerte ihn an das einsame, verlassene Tal und an die offene Tür des Grabmals.

»Setnacht«, flüsterte Karim und bereute sofort, das Wort ausgesprochen zu haben. Es klang weniger wie ein Name, sondern fast wie ein Fluch.



## 8

## RAI

Als Rai am nächsten Morgen erwachte, juckte sie die Kampflust in den Fingern. Ihr Vater war bereits auf und hatte seine Morgenmahlzeit zu sich genommen und das Zebu versorgt, während sie noch schlief.

»Wir haben viel zu tun«, sagte er, als Rai aus ihrer Kammer kam und mit zerzausten Haaren in die Morgensonne blinzelte, die durchs Fenster in den Wohnraum fiel. »Wenn wir es schaffen wollen, genug Weizen zu ernten, um die Steuern des Königs bezahlen zu können, müssen wir von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang schuften.«

Bei dem Gedanken, wie Buto überall herumprahlen würde, wenn sie nicht auftauchte, stöhnte sie auf. Wie sie sich danach sehnte, seine selbstgefällige Visage mit dem Straßenstaub bekannt

zu machen, sich vor all seinen nicht minder arroganten Freunden über ihn zu beugen und ...

Sie ballte die Fäuste.

*Nicht heute.*

Ihr Vater warf ihr ein Stück Brot zu und machte sich wieder daran, die Sichel an seinem wunden Armstumpf zu befestigen.

Rai nahm einen Bissen von dem altbackenen Brot und gab einen angewiderten Laut von sich. Missmutig aß sie den Kanten auf, dann langte sie nach dem Wasserkrug. »Habe ich wenigstens noch Zeit, frisches Brot vom Bäcker zu holen?«

»Meinetwegen«, entgegnete ihr Vater gereizt. »Aber mach schnell. Wir dürfen keine Zeit verlieren.«

Sein Gesicht wirkte heute besonders zerfurcht, und unter seinen Augen prangten dunkle Schatten. Er war längst noch kein alter Mann, doch die vergangenen zwei Jahre hatten ihren Tribut gefordert. Es waren harte Zeiten gewesen, und wie es aussah, würden sie nicht besser, sondern sogar noch härter werden. Leise Furcht stieg in Rai auf.

Sie wusch sich mit kaltem Wasser aus dem Becken und band sich mit einem Streifen Leintuch die Haare hoch, dann schob sie sich an ihrem Vater vorbei durch die Tür.

»Fang nicht ohne mich an!«, rief sie ihm zu. »Nicht dass du dir zu viel vornimmst und dich verletzt.«

Ihr Vater warf ihr einen skeptischen Blick zu. »Ich bin hier nicht derjenige, der regelmäßig in der Stadt verschwindet und sich mit jedem Kerl in Sichtweite anlegt.«

Rai erstarrte. In ihren Wangen prickelte die Hitze. »Du weißt davon?«

Ihr Vater lachte auf. »Sie haben mir die Hand genommen, meine Tochter, nicht die Augen und Ohren. So ahnungslos, dass man nicht mitbekommt, was du da treibst, kann man gar nicht sein. Oder willst du ernsthaft behaupten, du würdest alle paar Tage stolpern und aufs Gesicht fallen?«

»Oh.« Rai mied verlegen seinen Blick. »Und ... Und bist du wütend?«

Ihr Vater seufzte. »Deine Mutter – möge ihr Leben im Westen ewig währen – war eine sanftmütige Frau. Deine Kampfeslust hast du nicht von ihr.«

Rais Blick zuckte zu dem kleinen Schrein, der in einer Ecke hinter ihrem Vater stand. Es handelte sich um ein Opfertischchen vor einem Podest aus Lehmziegeln mit einer kleinen Kalksteinbüste ihrer Mutter. Ihr Vater hatte den edlen Silberring, den er von König Rahotep erhalten hatte, eingetauscht, um nach ihrem Tod eine Erinnerung an sie zu haben.

»Die Augen und das Lächeln hast du von ihr«, fuhr er nun fort. »Aber das war's bedauerlicherweise auch schon. Den Rest habe ich dir mitgegeben. Dieser Tage mag ich etwas mickrig wirken, aber es gab Zeiten, da flammte es auch in meinem Bauch, und ich sehnte mich im Krieg nach nichts so sehr wie nach einer Klinge in der Hand und einem Feind, mit dem ich mich anlegen konnte.« Als er die Sichel festband, verzog er kaum merklich das Gesicht. »Aber dieses Feuer ist längst erloschen. Dass du dein eigenes schürst, kann ich trotzdem verstehen. Also nein. Ich bin nicht wütend.«

Rai atmete erleichtert auf. »Danke, Vater.«

»Was aber nicht bedeutet, dass ich dein Verhalten gutheiße«, fügte er streng hinzu. »Seit der Vereinigung ist es in Sakesch nicht mehr sicher. Und im Augenblick besonders wenig. Wir stecken schon in genug Schwierigkeiten, auch ohne, dass du dich absichtlich in welche bringst. Finde einen anderen Weg, dein Feuer zu löschen, Rait-tai. Ich will dich nicht auch noch verlieren. Hast du verstanden?«

Rai nickte zerknirscht. »Ja, Vater.«

»Gut. Und jetzt geh das Brot holen. Aber beeil dich.«



Nach einem eiligen Abstecher in die Stadt kehrte Rai mit zwei offenen Brotlaiben in ihrem Schulterbeutel auf den Hof zurück. Auf dem Weg ließ sie sich ihr Gespräch mit Omari am Vorabend durch den Kopf gehen. Ihre Wut war über Nacht verflogen. Zurückgeblieben war nur die Sorge.

Er hatte so voller Leidenschaft über diese *Gruppe Gleichgesinnter* und ihr gemeinsames Ziel, für Unterkhetara zu kämpfen, gesprochen. Aber er war ein Narr – ein Narr, der ihr aufrichtig am Herzen lag, aber nichtsdestotrotz ein Narr. Was sollten ein paar Bauern und Handwerker schon gegen die gewaltige Macht ausrichten, die vom Thron ausging? Das Einzige, was er damit erreichen würde, war sein eigener Tod.

Rai schüttelte den Kopf. Wie konnte ein so ausgeglichener Mensch wie Omari nur Gefallen an einem so hoffnungslosen Unterfangen finden? *Bin sonst hier nicht ich die Leichtsinnige?* Allerdings hatte er schon recht damit, dass die Lage in Sakesch bedrückend war. Und es hatte wohl jeder seine eigene Taktik, diese Last zu bewältigen.

*Er war immer da, um mich zur Vernunft zu bringen, dachte sie. Und jetzt bin ich es ihm schuldig, dasselbe für ihn zu tun.*

Als sie gemeinsam mit ihrem Vater die Ernte eingeholt hatte, beschloss sie, Omari in seiner Werkstatt zu besuchen. Wenn sie ihm alles ganz ruhig erklärte und sich dabei auf Logik stützte, würde er mit Sicherheit einsehen, dass sie recht hatte, und seinen Plan an den Nagel hängen.

Als sie an einem der benachbarten Bauernhöfe vorbeikam, hörte sie laute Stimmen.

»Habt Ihr denn gar kein Herz?«

Sie erkannte die Stimme von Baki, dem Hirten, dem das Land gehörte. Baki war ein stiller Mann. Noch nie hatte Rai erlebt, dass er die Stimme erhob – bis heute.

»Kennt Ihr kein Mitgefühl? Ich habe eine Frau und Kinder, die noch den Seitenzopf tragen. Wollt Ihr sie verhungern lassen?«

Rai blieb mitten auf dem Weg stehen, der durch Bakis Feld führte, auf dem drei Dutzend Schafe grasten. Vor ihr neben dem Haus stand eine kleine Menschenansammlung. Baki erkannte sie an dem langen Hirtenstab in seiner Hand, die anderen hatten ihr den Rücken zugewandt. Trotzdem wusste sie, um wen es sich handelte, denn das Boot des Nomarchen lag am Ufer vor Anker, und das Segel mit dem Widderkopf blähte sich im Wind. Sie näherte sich ein paar Schritte, um besser hören zu können, worüber sie redeten.

»Pass auf, was du sagst, sonst verlierst du noch deine Zunge«, antwortete der Nomarch. »Es ist ganz einfach, also sage ich es noch einmal, und zwar so langsam, dass auch du es verstehst. Du wirst die königlichen Steuern zahlen und in zwei Tagen die Hälfte deiner Herde abgeben. Das Wohlergehen deiner Frau und deiner Kinder ist dein Problem, nicht meines.«

»Die königlichen Steuern, ja?«, rief der Hirte. »Wann hat König Amunmose das letzte Mal die Schemsu Hor geachtet und Sakesch einen Besuch abgestattet? Woher wissen wir denn, dass du dir nicht einfach im Namen des Königs selbst unter den Nagel reißt, was uns gehört? Woher sollen wir wissen, dass der König überhaupt noch lebt? Überall heißt es, er sei krank. Dass sein Tod mit schnellen Flügeln naht und es nur eine Frage der Zeit ist, bis ...« Er kam nicht dazu, den Satz zu beenden.

Blitzschnell hatte der Nomarch eine Ledergeißel aus seinem Gürtel gezogen und Baki damit ins Gesicht gepeitscht. Der Hirte schrie auf, und sein Stab fiel klappernd zu Boden. Die Schafe erschraken und zerstreuten sich blökend.

»Auf die Knie mit ihm«, befahl der Nomarch seinen Männern. Er klang fast schon gelangweilt.

Zwei seiner Wachen traten vor, packten den Hirten an den Armen und drückten ihn zu Boden.

Rai ballte die Fäuste.

*Vater wartet zu Hause auf dich, sagte sie sich.*

In diesem Augenblick kam ein nackter Junge, nicht älter als vier Jahre, aus dem Hirtenhaus gerannt. Die lange, geflochtene Haarsträhne, die ihm von einer Schläfe hing, hüpfte beim Laufen auf und ab.

»Yati!«, rief er und rannte los, um seinem Vater um den Hals zu fallen

»Nein!«, schrie Baki. »Geh wieder nach drinnen!«

Nun erschien auch seine Frau in der Tür. Sie hatte einen Säugling im Arm und Angst in den Augen. Rai sah, wie sie schützend das Kind an ihre Brust drückte. Sie schien begriffen zu haben, dass sie ihre Kinder in Gefahr bringen würde, wenn sie sich einmischte.

Rai ballte die Fäuste. Sie zitterte am ganzen Leib.

*Denkst du denn nie darüber nach, Rai?*

Der Nomarch ignorierte den kleinen Jungen und holte erneut aus, um die Geißel auf Bakis Rücken niedersausen zu lassen. Bakis Sohn, der sich immer noch an seinen Vater klammerte, stieß einen hohen, schrillen Schrei aus.

Rai verschwamm die Sicht, bis sie nur noch das Gesicht des Nomarchen und das grausame Lächeln auf seinen Lippen wahrnahm. Er *genoss*, was er da tat.

*Fragst du dich nie, warum du so wütend bist?*

»Hört auf!«, schrie sie.

Bevor sie selbst ganz begriffen hatte, was sie da tat, hatte Rai ihren Beutel fallen lassen und rannte den Weg entlang auf den Nomarchen und seine Männer zu.

Der Nomarch hielt mitten in der Bewegung inne. Seine Wachen und er fuhren gleichzeitig zu ihr herum, doch Rai war bei ihnen, bevor sie reagieren konnten, klemmte den Arm des Nomarchen unter ihrem ein und drehte sich in der Hüfte, bis ihm die Geißel aus der Hand fiel. Dann taumelte sie rückwärts davon, fassungslos über das, was sie gerade getan hatte.

Niemand rührte sich. Als der Peitschenhieb ausblieb, hob Baki den Kopf. Seine Augen weiteten sich, als er Rai vor sich entdeckte.

Der Nomarch starrte sie mit wutrotem Gesicht an. »Bei Amun, schaut nur, wen wir da haben«, stieß er zwischen zusammengebissenen Zähnen hervor. »Anchus Mädchen.«

Rai hob die Hände in die Luft. *Scheiße, Scheiße, Scheiße. Was habe ich mir nur gedacht? Vater wird mich umbringen.*

»Entschuldigt bitte, Nomarch. Aber ich habe mir Sorgen um den Jungen gemacht. Er hätte verletzt werden können«, haspelte sie. Rai wusste, dass sie besser den Mund gehalten hätte, aber die Worte wollten um jeden Preis aus ihr heraus. »Ihr könnt dem Hirten seine Wut nicht übel nehmen. Aus ihm spricht doch nur die Sorge um seine Familie.«

Der Nomarch blinzelte, als würde er über ihre Worte nachdenken.

Dann bedeutete er den Wachen mit einem Nicken, Baki loszulassen. Stattdessen packten sie Rai, drehten ihr die Arme auf den Rücken und stießen sie so heftig vor sich her, dass sie aufstöhnte.

»Nun, Rait-tai!«, sagte der Nomarch, auf einmal wieder ganz die Ruhe selbst. »Ich wusste ja, dass du dumm bist, aber das ...« Er breitete die Hände zu einer umfassenden Geste aus. »Das war selbst für deine Verhältnisse töricht.«

Rai wehrte sich gegen den Griff der Wachen, bis einer der Männer ihr das Handgelenk so weit nach oben riss, dass ihr fast die Schulter brach.

»Halt still, Weib«, zischte der Wachmann.

Rai biss die Zähne zusammen und gab keinen Ton von sich.

Der Nomarch bückte sich, um seine Geißel vom Boden aufzuheben, dann ging er mit langsamen, bedächtigen Schritten auf sie zu.

»Du willst diesen Mann und sein Kind vor der Strafe retten? Das ist großzügig. Sehr großzügig sogar. Aber irgendjemand muss den Preis für seine Unverschämtheit bezahlen. Und ich nehme an, die-

ser Jemand bist jetzt du.« Er lächelte. »Eigentlich sollte ich dir danken. Dich auszupeitschen, wird mir ungleich mehr Freude bereiten.« Er wandte sich an die Wachen. »Zieht sie aus.«

Sie rissen ihr die Tunika vom Leib und warfen sie beiseite. Nun trug sie nur noch ihren Lendenschurz. Rai versuchte, sich zu wehren, aber sie waren in der Überzahl.

Die Wachen drückten ihr Gesicht in den Dreck. Scharfe Kieselsteine kratzten an ihren Brüsten und ihrem Bauch, und sie hustete, als Sand in ihre Kehle drang. Sie wollte aufstehen, weglaufen, aber ein Fuß drückte sie im Nacken wieder nach unten. Keuchend spürte sie, wie ein Schatten über sie fiel. Dann erschienen die edlen, perlenbesetzten Sandalen des Nomarchen vor ihrem Gesicht.

»Hmm«, knurrte er. Es war ein hungriger Laut, gespickt mit Hass und Begierde.

Es zischte, dann knallte die Peitsche auf ihren Rücken. Der Schmerz war plötzlich und brennend. Bevor sie reagieren konnte, ging der nächste Schlag nieder und dann der nächste.

*Nicht weinen*, befahl ihr eine innere Stimme. *Diese Genugtuung hat er nicht verdient.*

Sie biss so fest die Zähne zusammen, dass sie das Gefühl hatte, sie würden gleich zerspringen.

Der Nomarch peitschte sie so lange aus, dass sie den Überblick über die Schläge verlor. Ihr Zeitgefühl verschwand. Bis ihr Fleisch aufplatzte, zuerst an einer Stelle, dann an einer zweiten. Ein Umhang aus warmem Blut bedeckte sie, tropfte ihr über die Schultern und sammelte sich zwischen ihren Brüsten. Speichel lief ihr aus dem Mund und vermischte sich mit dem Blut und dem Schweiß und den stillen Tränen, die ihr übers Gesicht liefen.

Aber sie gab keinen Laut von sich.

Wie aus weiter Ferne hörte sie den Nomarchen über sich vor Anstrengung keuchen. Die Schläge kamen jetzt nur noch verein-

zelt und mit weniger Kraft. Trotzdem fühlte sich jeder einzelne schlimmer an als der vorherige. Sie versuchte, sich in ihren Gedanken zu verstecken, sich von den Schmerzen zu lösen, aber ihr Körper hielt sie in der Gegenwart fest. Sie spürte alles, verlor nicht das Bewusstsein.

Dann hörten die Schläge mit einem letzten Keuchen des Nomarchen ganz auf.

Danach kehrte Stille ein, unterbrochen nur vom gelegentlichen Blöken eines Lammes.

Rais Rücken pochte im Rhythmus ihres Herzschlags, und mit jedem Pochen floss etwas mehr Blut an den Seiten ihres nackten Körpers hinab. Finger gruben sich in ihr Haar und zerrten ihren Kopf nach oben. Ihre Lider flatterten, und durch den Schleier aus Schmerz sah sie den Nomarchen neben sich hocken.

»Das war gut«, raunte er zufrieden und fuhr sich mit der Zunge über die dünnen Lippen. »Aber ich hätte es noch mehr genossen, wenn du geschrien hättest.«

Rai starrte ihn an. Ein Speichelfaden tropfte von ihrem Kinn. Dann lachte sie unter Schmerzen.

Das Lächeln verschwand aus dem Gesicht des Nomarchen. »Du wagst es zu lachen?«

»Ihr habt all eure Kräfte verbraucht«, entgegnete Rai. Rosa Speichel spritzte aus ihrem Mund und befleckte seine makellose weiße Robe. »Und doch habt Ihr mich nicht gebrochen.«

Der Nomarch wich angewidert zurück und ließ ihren Kopf auf den Boden knallen. Dann traf sein Fuß gegen ihre Schläfe, und alles wurde schwarz.



Rai hatte keine Ahnung, wie lange sie bewusstlos gewesen war. Aber es konnte nicht viel Zeit verstrichen sein.

Zuerst kehrten die Geräusche zurück, plötzlich wie ein Windstoß in ihren Ohren. Einen Moment lang wusste sie nicht, wo sie sich befand und was passiert war – dann riefen es ihr die stechenden Schmerzen in ihrem Rücken und Kopf wieder ins Gedächtnis. Sie öffnete die Augen, sah aber nur verschwommene Farben und hörte laute Geräusche. Vor Orientierungslosigkeit drehte sich ihr der Magen um.

»Du hast zwei Tage Zeit, deine Herde für den Transport vorzubereiten«, sagte eine verzerrt klingende Stimme. »Deine Felder sind nicht abgebrannt, und das Mädchen atmet noch. Ist das nicht gnädig, Hirte?«

Eine Pause, dann: »Ja, Nomarch.«

Als sich der Nomarch und seine Wachen entfernten, zog eine Staubwolke über Rai hinweg und brannte ihr in den Augen.

Bakis erschütterte Miene erschien vor ihr. Sie sah seinen Blick über ihren Körper wandern. Seine Nasenflügel bebten. Dann griff er nach ihrer Tunika und legte sie ihr sanft über.

»Yati?«, sagte eine winzige, ängstliche Stimme.

Baki sah auf. »Geh zu deiner Mutter, mein Sohn.«

Nachdem die kleinen Schritte verklungen waren, sah der Hirte Rai grimmig an. »Es tut mir leid, Rai, aber das wird wehtun.«

Vorsichtig zog er sie auf die Seite, schob seine Hände unter ihre Beine und Schultern und hob sie in seine Arme. Die Bewegung dehnte ihre zerfetzte Haut, und ein glühend heißer Schmerz durchzuckte sie.

Diesmal schrie sie.

Baki rannte, so schnell er konnte. Rais Kopf lehnte schlaff an seiner Schulter. Wie durch einen Schleier sah sie das Weideland Weizenfeldern weichen.

»Anchu!«, rief der Hirte. »Anchu, komm schnell!«

Sie konnte die Blicke ihres Vaters nicht ertragen, der sofort aus den Feldern angerannt kam. Aber zum Glück musste sie das auch

gar nicht. Denn ihr Körper, der begriffen hatte, dass das Schlimmste vorbei war, ließ ihren Geist nun endlich ziehen, und sie verlor das Bewusstsein.



»Wird sie wieder gesund?«

Das war das Erste, was Rai hörte, als sie wieder zu sich kam. Sie lag in eine frische Tunika gekleidet auf ihrer Schlafmatte und war mit einer dünnen Decke zugedeckt. Sie fühlte sich nicht mehr klebrig und schmutzig. Wer sie wohl gebadet hatte? Als sie den Kopf drehte, stand ihr Vater mit einem korpulenten Mann in der Tür. Der Dorfheiler.

»Der Schlag auf den Kopf war nicht stark genug, um bleibende Schäden zu verursachen. Den brauchen wir nicht weiter zu behandeln«, antwortete der Heiler und hängte sich seine Ledertasche über die Schulter. »Aber ich habe Leinsalbe auf die Wunden auf ihrem Rücken aufgetragen und dir eine Flasche mit einem Extrakt aus Weide, Dill und Myrte dagelassen, das sie zusammen mit ihrem Bier gegen die Schmerzen einnehmen kann. Ein paar Tropfen reichen aus. Aber die Verletzungen sind schwer. Es ist möglich, dass die Narben ihr lebenslang leichte Beschwerden bereiten werden.«

Rai bewegte sich. Ihr gesamter Oberkörper war mit Leinenbandagen umwickelt.

Ihr Vater nickte und senkte den Blick. »Danke, dass du gekommen bist. Ich werde den Brauer so schnell wie möglich einen Wochenvorrat Bier zu dir nach Hause liefern lassen.«

Der Heiler winkte ab. »Mach dir jetzt keine Gedanken über die Bezahlung, Anchu. Du hast alle Hände voll zu tun mit der Ernte. Rai sollte mindestens ein paar Tage lang das Bett hüten. Bis die Wunden zumindest oberflächlich verheilt sind.«

Es entstand eine Pause. »Ich weiß nicht, wie ich ohne sie zurechtkommen soll«, flüsterte ihr Vater.

Rai zuckte zusammen.

Der Heiler legte Anchu eine kräftige Pranke auf die Schulter. »Die Kunde darüber, was Rait-tai heute für Baki getan hat, hat sich bereits auf den Höfen verbreitet, mein Freund. Mein Gefühl sagt mir, dass sich ausreichend helfende Hände finden werden.«

Ihr Vater schlug sich die Hand vor den Mund und nickte.

Nachdem der Heiler gegangen war, kam Anchu an ihr Bett. Rai schloss die Augen und tat so, als würde sie schlafen. So feige sie sich dabei auch vorkam, sie war nicht bereit für ein Gespräch. Für die Fragen, die er ihr sicherlich stellen würde.

*Warum?*

*Warum konntest du es nicht einfach sein lassen?*

*Warum musstest du kämpfen?*

Sie lauschte seinen kurzen, flachen Atemzügen. Dann berührte er sie sanft am Haar und strich es ihr aus den Augen. Was er dabei sagte, traf sie heftiger als alle wütenden Worte oder Drohungen, die er ihr jemals an den Kopf geworfen hatte.

»Mein tapferes Mädchen«, flüsterte er. »Es tut mir so leid.«



Rai wartete, bis ihr Vater eingeschlafen war.

Dann erhob sie sich leise von ihrer Schlafmatte, um ihn nicht zu wecken. Anfangs war sie noch wackelig auf den Beinen, und jede Bewegung entfachte ein Feuer in den Wunden auf ihrem Rücken. Ihr wurde schwindelig, also griff sie nach einem Krug Wasser und trank ihn zur Hälfte leer, so gierig, dass es ihr vom Kinn tropfte. Es half, wenn auch nur wenig.

Sie spähte aus dem Fenster. Es war noch nicht vollends dunkel. Sie hatte den Tag in unruhigem Schlaf verbracht und immer wie-

der Stimmen gehört, die draußen leise sprachen – neugierige Nachbarn wahrscheinlich.

Ihr Vater musste von den Strapazen so erschöpft gewesen sein, dass er früh schlafen gegangen war.

*Perfekt. Omari arbeitet bestimmt noch.*

Es war nur ein kurzer Weg zur Werkstatt, aber er kam ihr unendlich lang vor. Einmal verlor sie das Gleichgewicht und wäre fast gestürzt, konnte sich aber an einer Palme festhalten. Dabei platzte allerdings eine ihrer Wunden unter dem Verband wieder auf. Der Schmerz war so stechend, dass es Rai kurz den Atem raubte. Aber sie ging weiter.

Bei der Werkstatt handelte es sich um einen lang gezogenen Flachbau, der sich in makellosem Zustand befand – wie man es von einer Tischlerfamilie erwartet hätte. Durch die offene Tür flackerte das Licht eines Feuers, und das Hallen rhythmischer Hammerschläge drang hinaus.

Rai atmete noch einmal tief durch, dann stolperte sie durch die Tür.

Omari, der gerade dabei gewesen war, einen Holzstift festzuhämmern, sah auf. Um ihn herum lagen Werkzeuge in ordentlichen Reihen – Zugsägen, Breitbeile, Fiedelbohrer, weitere Holzstifte und kleine Gläser voller Leim. Holz in allen Formen und Größen lehnte an den Wänden, wo mehrere brennende Fackeln die Luft mit dem Geruch von Rauch und Sägemehl erfüllten. Obwohl Omari nur einen kurzen Lendenschurz trug, glänzte sein ganzer Körper vor Schweiß.

Als er sie entdeckte, ließ er den Hammer fallen und eilte zu ihr hinüber. »Rai?«, fragte er sichtlich beunruhigt. »Was machst du hier? Ich bin sofort losgelaufen, als ich gehört habe, was passiert ist, aber dein Vater hat gesagt, du dürftest keinen Besuch empfangen. Und er hat gesagt, du dürftest dich zwei Tage lang nicht von der Stelle rühren! Was hast du dir denn nur dabei gedacht herzukommen?«

Sie dachte an die gebrochenen Soldaten, die am Straßenrand über den Ruhm vergangener Zeiten vor sich hin brabbelten.

Sie dachte an Tamerit und daran, wie sie mit ihrer Familie von einem Ort geflohen war, der noch schlimmer war als Sakesch, auf der Suche nach einer Zuflucht vor der Verzweiflung, die sich wie eine Seuche in ganz Unterkhetara ausbreitete.

Sie dachte an Baki, der nur mit seiner ohnmächtigen Wut bewaffnet versucht hatte, seine Familie zu verteidigen.

Und schließlich dachte sie an ihren Vater. An seinen Gesichtsausdruck, als der Heiler ihm sagte, dass sie für den Rest ihres Lebens Narben haben würde. An seine Tränen an ihrem Bettrand. An seinen wunden Armstumpf und daran, wie er Tag für Tag, ohne zu klagen, die Sichel daran festband.

Sie dachte an sein Feuer, das nicht mehr brannte.

Und bei dem Gedanken loderte ihres umso heller.

»Omari«, sagte sie, ohne auf seine Fragen einzugehen. »Diese Geheimgespräche, von denen du erzählt hast, die mit den *Gleichgesinnten* – wann ist das nächste?«

Omari blinzelte überrascht. »Warum?« Dann wandte er seinen Blick ab. »Rai, du blutest«, sagte er und deutete auf ihr Bein. »Ich bringe dich nach Hause, und dann ...«

»Das spielt doch jetzt keine Rolle!« Ihre Beine wurden wieder weich, und sie musste sich an Omari festhalten, um nicht zu stürzen. Sofort schob er ihr den Arm unter.

»Das Treffen ...«, bohrte sie weiter.

Omari schnaubte. Aber er kannte Rai lange genug, um zu wissen, dass es einfacher war, zu tun, was sie verlangte. »Morgen. Das nächste Treffen findet morgen statt. Warum?«

Rai schluckte und zwang sich, aufrecht zu stehen.

*Finde einen anderen Weg, dein Feuer zu löschen, Rait-tau, hatte ihr Vater ihr geraten.*

»Weil ich dich begleiten werde«, sagte sie.



## 9

# KARIM

Karim hätte den ganzen Morgen – vielleicht sogar den ganzen Tag – schlafen können, wenn nicht etwas an ihm geleckert hätte.

»Igitt«, stöhnte er und sah, als er die Augen aufschlug, einen schwarzen Hund über sich stehen, der sein ganzes Gesicht vollsabberte. Karim stützte sich auf die Ellbogen und schob mit einer Hand die Hundeschnauze weg. Behkai ließ sich jedoch nicht beirren und leckte jetzt Karims Hand. »Verschwinde!«

Karim setzte sich von seinem improvisierten Schlafplatz auf. Er stöhnte, als ihn sein Körper ziemlich unsanft an die Vorfälle des gestrigen Tages erinnerte.

Schließlich begriff der Hund, setzte sich hin und betrachtete Karim mit schrägem Kopf und heraushängender Zunge.

»Sei nicht böse auf Behkai«, sagte Pa, der ein Stück entfernt saß

und sein Frühstück beendete. »Du bist derjenige, der verschlafen hat.«

»Verschlafen? Die Sonne ist doch gerade erst aufgegangen«, stöhnte Karim. Sein Körper fühlte sich wie ein Teppich an, aus dem man gerade den Staub herausgeklopft hatte. Mit einem Stock namens Babu.

Der alte Priester nahm etwas aus seiner Schüssel und warf es nach ihm. Es traf Karim am Kopf, doch er fing es auf, bevor es auf den Boden fallen konnte. Eine Dattel. Pa steckte sich eine weitere in den Mund, kaute und spuckte den Kern in den Sand. »Dann sind wir noch nicht zu spät dran. Brich dein Fasten und beeil dich. Du kannst dich zumindest ein bisschen nützlich machen, solange du hier bist. Die Götter werden nicht erfreut sein, wenn du ihnen die Zeit stiehlest – ganz zu schweigen von ihren Gräbern.«

Karim berührte zum Dank seine Nase mit einem Fingerknöchel, schlang ein paar Datteln und ein Stück Brot hinunter und spülte mit einem Becher vom süßen Bier nach. Behkai starrte ihn so lange mit seinen großen hingebungsvollen Augen an, bis Karim nachgab und ihm die Brotrinde zuwarf. Der Hund schnappte sie sich aus der Luft und verschlang sie, ohne zu kauen.

»Jetzt hast du es geschafft«, schimpfte Pa. »Er wird nie wieder Ruhe geben.« Der alte Priester stand auf, streckte die knarrenden Beine und wandte sich dem Tempel zu. »Komm mit! Wir haben eine Menge zu tun.«

Karim erhob sich – vorsichtig – und folgte dem Priester sieben Steinstufen hinauf. Der Hund folgte ihm auf dem Fuße. Sie gingen unter einem Torbogen hindurch und betraten den schummrigen Tempel, in dem die Luft kühler und schwerer war, erfüllt vom intensiven Geruch nach Zedernholz und welken Blumen. Trotz seiner Abneigung gegen die Ketharer und ihre Götter war Karim angespannt, als würde er die Anwesenheit einer mächtigen Kraft spüren. Sein Leben war bisher nahezu frei von Ehrfurcht gewesen, doch

wenn Magie einen bestimmten Geruch hätte und eine Empfindung auslöste, dann war es diese.

In der Mitte der Halle befanden sich vier Stützsäulen, dazwischen ein Altar aus Stein. Licht fiel durch die äußeren Säulen und beleuchtete eine Ansammlung sorgsam arrangierter Gegenstände auf dem Altar – kleine Steingefäße von verschiedener Größe und Farbe, gefaltete Leinentücher sowie Schalen mit weiteren Datteln, Brot, Bier und Wasser. Pa stand vor dem Altar, summte vor sich hin und stellte einige dieser Gegenstände auf ein rundes Keramiktablett.

Karim ließ seinen Blick durch die Halle schweifen und war erstaunt von der Vielfalt an Farben und Formen, die jede Oberfläche zierten. An einer Wand trug eine Reihe von Booten stehende Götter über ein blaues Feld, während an einer anderen fantastische Kreaturen zu sehen waren – geflügelte Schlangen, ein Vogel mit Krokodilgesicht sowie ein Mann mit dem Körper eines Esels und dem Schwanz eines Skorpions. Doch obwohl diese Malereien in ziemlich gutem Zustand waren, sah Karim, dass der Tempel alt war. Die Farben waren dort verblichen, wo sie am meisten der Sonne ausgesetzt waren, und bröckelte in den Ecken, die stets im Dunkeln lagen. Er konnte sich kaum vorstellen, wie prachtvoll er in seiner Blütezeit gewesen sein musste.

»Und?«, fragte Pa, der sich das klappernde Tablett an die Brust drückte. »Willst du mir helfen oder hier nur rumstehen wie eine Gans?«

»Äh, natürlich.« Karim griff nach den Leinentüchern und der Schale mit Wasser, die noch auf dem Altar stand, und hätte sie in seiner Eile fast umgestoßen.

»Um Himmels willen, sei vorsichtig!«, rief der Priester. Er warf Karim einen kritischen Blick zu, musterte sein fleckiges Gewand, sein stoppeliges Kinn und seine vom Schlaf zerzausten Haare. Er runzelte die Stirn. »Du bist dreckiger als der Hund, aber das lässt sich wahrscheinlich nicht ändern. Besser, du betrittst das Haus Got-

tes mit schmutzigen Füßen als nie. Komm schon, Dieb. Chnum, vergib mir ...« Er durchquerte das hintere Ende des Tempels, wo drei weitere Stufen zu einem Heiligtum führten, das sich hinter einem Vorhang verbarg. Karim folgte ihm gehorsam und stellte die Gegenstände auf Pas Anweisung hin direkt hinter dem Vorhang ab.

»Nur ich darf das Heiligste der Heiligtümer betreten«, erklärte der Priester. »Du musst hierbleiben, bis ich fertig bin.« Er warf einen Blick auf den Palmblattbesen, der an der Wand lehnte. »In der Zwischenzeit kannst du dich ruhig nützlich machen, um dir deinen Aufenthalt hier zu verdienen.« Mit diesen Worten verschwand er hinter dem Schleier.

Seufzend nahm Karim den Besen zur Hand und begann damit, ein bisschen Sand zu einem Haufen zusammenzukehren. Behkai, dem dieses alltägliche Ritual offenbar vertraut war, rollte sich im Sonnenlicht zusammen. Im nächsten Moment wurde die Luft von Pas Stimme erfüllt.

»Sei begrüßt, oh Chnum!«, rief er, »göttlicher Töpfer, der du alle Menschen auf deinem Rad formst. Blicke gen Norden einem neuen Tag entgegen!«

Neugierig geworden, schlich Karim zum Vorhang und spähte an der Seite durch den Spalt, um einen Blick auf das innere Heiligtum zu erhaschen. Der Priester war auf den Knien, küsste abwechselnd den Boden und streckte seine Arme in die Luft. Vor ihm stand eine Statue in Gestalt eines gekrönten Mannes mit Widderkopf, umgeben von Schalen mit brennendem Weihrauch und verschiedenen Opfergaben, die er auf dem Tablett hierhergebracht hatte. Karims Augen weiteten sich beim Anblick des vielen Goldes. *Wie hatte es der Mann nur geschafft, dass all diese Schätze nie gestohlen worden waren?* Dann erinnerte er sich daran, wie geschickt Pa mit dem Speer umzugehen schien, und fragte sich, wie viele »Diebe« wie er dem alten Mann im Laufe der Jahre schon zum Opfer gefallen waren.

Das Gold war nicht die einzige Besonderheit. Die widderköp-

fige Statue hatte vier Gesichter, die alle in verschiedene Richtungen zeigten.

*Das nenne ich mal einen allsehenden Gott*, dachte Karim.

Pa fuhr fort: »Sei begrüßt, o Chnum, Herr des großen Flusses! Blicke gen Süden einem neuen Tag entgegen!« Er stand auf und begann, die Leinentücher um die Statue zu wickeln, als würde er sie einkleiden.

Nachdem er genug gesehen hatte, wandte sich Karim von der Tür ab, fegte gedankenverloren den Boden und überlegte, was er als Nächstes tun sollte. Sollte er es riskieren, mit ein paar Schätzen aus dem Grab in der nächsten Stadt Handel zu treiben? Oder sollte er lieber auf Nummer sicher gehen und im nächsten Dorf nach Arbeit suchen? Sein Gesicht verfinsterte sich bei dem Gedanken, womöglich Schafe zu hüten, nachdem er es so lange vermieden hatte.

Das waren seine Gedanken, als sein Blick auf eine Szene an der Wand fiel. »Was ...«, murmelte er, als er näher an das Bild heranging.

Es zeigte einen Mann, der seinen Arm ausstreckte, als würde er jemanden rufen oder herbeizitieren. Im Gegensatz zu den anderen Figuren an der Wand war seine Haut in einem rötlichen Ockerton gemalt. Er trug einen Bart und ein langes, dunkles Gewand. Der Mann stand auf einer schwarzen Kiste, auf der sich das befand, was Pa als »Schen-Ring« bezeichnet hatte – ein Oval, das als Schutzkreis diente. Innerhalb des Schen-Rings waren zwei Symbole zu sehen. Vielleicht gab es noch mehr, die im Laufe der Zeit unkenntlich geworden waren. Karim erkannte die Symbole sofort – das gefaltete Tuch und der Laib Brot. Es waren dieselben, die auf dem Amulett eingraviert waren, das er aus Setnachts Grab entwendet hatte.

»Sei begrüßt, o Chnum, Gott der verborgenen Dinge, Vater aller Mysterien«, hallte Pas Stimme durch das Gemäuer. »Blicke gen Osten einem neuen Tag entgegen!«

Karims Herz begann zu pochen. Was ihn fast die Flucht ergrei-

fen ließ, waren nicht die Symbole, sondern der dargestellte Mann selbst. Trotz des seltsamen khetarischen Stils, der Einfachheit der Farben und Formen, erkannte Karim ihn sofort.

»Sei begrüßt, o Chnum, Beschützer der Lebenden und der Toten, der jeder Seele den Weg weist. Blicke gen Westen einem neuen Tag entgegen!«

Der Besen glitt aus Karims Hand und fiel klappernd zu Boden, während in seinem Kopf nur noch ein einziger Gedanke war.

*Dieser Mann bin ich.*



Karim hatte sich noch immer nicht bewegt, als der alte Priester seine Rituale beendete. Er stand vor seinem Abbild und versuchte, sich einen Reim darauf zu machen.

Es gab ein dumpfes Geräusch, als Pa den Vorhang mit dem Tablett teilte, auf dem sich die Opfergaben befanden, und rückwärts gehend, in gebeugter Haltung, aus dem inneren Heiligtum schlurfte. Als er Karims Blick bemerkte, richtete er sich auf.

»Ich hab mich schon gefragt, wann du es entdeckst«, sagte er mit einem unergründlichen Lächeln.

Karim war plötzlich beklommen zumute, als wäre er in eine Falle geraten. Er traute dem Priester immer noch nicht, und angesichts dieser seltsamen Magie traute er ihm noch weniger. Er spielte mit dem Gedanken, die Flucht zu ergreifen – der alte Mann würde ihn kaum aufhalten können –, doch schließlich siegte seine Neugier. »Dieses ... dieses Bild«, stotterte er und warf einen verstohlenen Blick darauf, »das ...«

Pa wischte sich mit einem sauberen Tuch den Schweiß von der Stirn. »Es sieht dir auffallend ähnlich, nicht wahr?«

Karim hatte das Gefühl, als würde der Boden unter ihm schwan- ken. »Du wusstest davon?«, rief er aus.

»Natürlich wusste ich davon. Ich kenne jeden Fingerbreit dieses Tempels so gut wie meinen eigenen Handrücken. Als ich die Gravur auf deinem Stein gesehen habe, wusste ich sofort, dass Chnum dich zu mir geschickt hat. Die ersten beiden Symbole stimmen genau mit denen an der Wand überein, und der Mann auf dem Bild ist dein Ebenbild. Ich wollte es dir nicht gleich sagen, sondern erst mal sichergehen, dass du mich nicht in der Nacht ermorden würdest. Dieben wie dir kann man nicht trauen. Doch jetzt, da du es selbst entdeckt hast, kann ich dir ruhig alles erzählen. Schließlich bist du ein Teil von alledem.«

Karim kämpfte gegen seinen Schwindel an, während die Worte des Priesters durch seinen Kopf wirbelten. »Ein Teil wovon?« Er zeigte zur Wand. »Ich komme aus dem Roten Land, gehöre nicht hierher. Kannst du mir bitte erklären ... was das zu bedeuten hat?«

»Es geht um das Orakel, das ich gestern Abend erwähnt habe. Das Orakel, das Chnum selbst uns gegeben hat. Das Orakel des Lamms.«

»Orakel?«, wiederholte Karim. Er hatte das Wort aus Pas Mund gehört, wusste aber nicht genau, was es bedeutete.

»Hm ...« Der Priester strich sich nachdenklich über das Kinn. »Es ist eine göttliche Botschaft. Eine Vorhersage, wie unsere Zukunft aussehen wird. Wie ich schon sagte, ist es der Grund, warum dieser Tempel vor über tausend Jahren gebaut wurde. Es zeigt vier Szenen, die ein zentrales Bild umgeben, sowie eine Schrift, die sich an der linken Seite der Wand entlangzieht.« Er deutete auf das Bild eines Lammes, in dessen Seite eine blutige Wunde zu erkennen war. Davor kniete ein Mann mit ehrfürchtig gehobenen Armen.

»Schau hier«, fuhr der Priester fort. »Über dem sterbenden Lamm ist das Symbol von Chnum, ein Widder – was bedeutet, dass diese Kreatur Gott auf Erden repräsentiert. Und über dem Mann ist ein Mesedjer – ein Ohr – zu sehen. Was uns sagt, dass dieser Mann

dazu bestimmt ist, auf Chnum's Wort zu hören und den Menschen seine Botschaft zu verkünden.«

»Und wie lautet die Botschaft?«, fragte Karim, obwohl er nicht sicher war, ob er das wirklich wissen wollte.

Pa räusperte sich. »Das ist nicht leicht zu beantworten. Nicht, dass ich und Hunderte Priester vor mir es nicht versucht hätten. Die Schrift ist sehr vage und lässt viele Interpretationen zu.« Er begann zu lesen.

»Hütet euch«, steht da, »denn bald wird sich der Große Fluss von Khetara in Blut verwandeln. Lügen werden fruchtbar wie der Weizen auf den Feldern, und wo einst Ordnung war, wird Chaos herrschen. Ein Geheimnis wird aus der Erde aufsteigen, und die rote und die weiße Krone werden für immer zerbrochen sein. Es ist noch im Allgemeinen von einer Katastrophe die Rede, doch werden keine Daten, Namen oder besonderen Details genannt. Wir müssen uns also auf die vier Szenen konzentrieren, die das zentrale Bild umgeben.«

Karim hatte ein mulmiges Gefühl, doch ehe er dieses ergründen konnte, fuhr Pa fort und zeigte auf die Szene, die direkt über dem Lamm gemalt worden war. Drei Figuren waren im Profil zu sehen, zwei Männer und eine Frau standen zwischen ihnen.

»Ich glaube, das sind die drei Kinder von König Amunmose: Meriamun, gezeichnet mit der roten Kobra; Sitamun, gezeichnet mit der schwarzen Kobra; und Bakenamu mit dem sitzenden Anubis in Tiergestalt an seiner Seite. Obwohl ich nicht weiß, warum Sitamun größer als die anderen beiden dargestellt ist. Vielleicht ist sie auf eine Art und Weise mit dem Orakel verbunden, wie es ihre Brüder nicht sind.«

»Was hält sie da in der Hand?«, fragte Karim und betrachtete eine Art Gefäß mit quadratischen Henkeln auf beiden Seiten.

»Das ist ein Ieb – ein Herz. Das Herz, das zur Zeit des Jüngsten Gerichts gegen die Feder von Maat aufgewogen wird.« Er seufzte. »Vor siebzehn Jahren habe ich den König aufgesucht, nachdem

mich die Kunde von der wundersamen Geburt seiner drei Kinder erreicht hatte. Drillinge! Es war ein klares Zeichen, dass sich die Prophezeiung zu ihren Lebzeiten erfüllen würde. Als Priester des Chnum war es meine Pflicht, den Pharaon davon zu unterrichten. Also verließ ich diesen Ort unter Bewachung und reiste nach Thonis, um ihn zu sehen. Doch als mir schließlich eine Audienz gewährt wurde, wollte er von dem Orakel nichts wissen!

*Chnum hat keine Macht in der Stadt des Amun*, höhnte der König damals, als wäre ich irgendein dahergelaufener Verkäufer von Zauberrollen. *Er hat nichts mit mir oder meiner Familie zu tun*. Er beschuldigte mich, sein Haus zu verdüstern, schickte mich weg und befahl mir, niemals wiederzukommen.« Pa machte keinen Hehl aus seiner Abscheu. »Dieser Narr! Er nennt sich selbst einen Gottkönig, doch ist er nichts als ein Heuchler!«

Mit wachsender Furcht betrachtete Karim das Bild unterhalb des Lamms. Es zeigte eine Gruppe von Männern, einige mit Speeren und Messern bewaffnet, andere auf den Knien, ihre Hände auf den Rücken gebunden, wieder andere niedergestreckt von den Pfeilen ihrer Feinde. Sie alle trugen identische weiße Schentis, bis auf eine Frau, die alle Männer überragte und ein Etuikleid trug.

»Was ist das für eine Waffe?«, wollte Karim wissen und zeigte auf den stumpfen Speer, den die Frau in der Hand hielt.

»Das ist keine Waffe«, antwortete Pa, »sondern ein Sekhem-Zep-ter, ein Symbol von Sachmet, der Löwengöttin. Wer auch immer es in der Hand hält, verfügt über große Macht und Stärke. Sachmet ist die kriegerische Seite von Bastet, der Schutzgöttin von Bubas. Die beiden sind wie Tag und Nacht – die eine liebevoll, die andere unerbittlich –, doch beide sind große Beschützerinnen, besonders von Frauen und Kindern.« Er streckte den Zeigefinger aus. »Bastet erscheint in der dritten Szene rechts.«

Karim sah, dass eine katzenköpfige Göttin einem glatzköpfigen Kind eine Feder auf den Kopf legte.

»Die Feder von Maat?«, mutmaßte Karim.

Pa nickte. »Nicht schlecht für einen Dieb«, sagte er anerkennend. »Das Kind scheint eine Art Priester zu sein, auch wenn dies für ein so junges Mädchen sehr ungewöhnlich wäre.«

Schweigend ließen sie ihre Blicke erneut zu dem Bild wandern, das sich zur Linken des Lamms befand – zu dem Mann und der schwarzen Kiste. Karim klammerte sich an den Gedanken, dass alles, was der Priester ihm erzählte, blödsinniger khetarischer Aberglaube war, doch die Abbildung direkt vor seinen Augen ließ sich nicht leugnen. Es zeugte eindeutig von ihm selbst, und das vermutlich schon seit über tausend Jahren.

Er erinnerte sich an den unbezwingbaren Sog, der ihm den Weg zum Grabmal gewiesen hatte. War es sein Schatzsuchertalent gewesen, das ihn zu der verborgenen Tür geführt hatte, oder etwas anderes?

»Du musst mir alles erzählen, was sich dort unten in dem Grabmal ereignet hat«, drängte ihn Pa. »Du hast versprochen, mir Antworten zu geben, und jetzt ist es an der Zeit dafür. Ich brauche wohl nicht zu betonen, wie wichtig es ist, dass du kein Detail auslässt, Dieb. Alles könnte von Bedeutung sein.«

Karim seufzte. »Wie du es wünschst.« Dann begann er zu erzählen.

Er berichtete Pa von der verborgenen Tür. Von der Schatzkammer, den Streitwagen und dem Wein. Er erzählte ihm von der Statue und den kleinen Soldaten sowie von dem schwarzen Sarg, in dem er das Amulett gefunden hatte. Doch als er drauf und dran war, dem Priester vom Blut und der dunklen Kreatur zu erzählen, die sich aus dem Sarg erhoben hatte, zögerte Karim.

Er spähte zu dem Bild hinüber, das sein Verbrechen bezeugte. Der Ausdruck des Mannes war passiv, während er nach dem griff, was in der Kiste verborgen sein mochte. *Ich habe das nicht heraufbeschworen, oder? Ich weiß nichts über khetarische Magie. Wie hätte*

*ich so etwas tun können? Ich habe nur den Sarg geöffnet, das ist alles!* Er rieb sich den Finger, der immer noch dort schmerzte, wo der Meißel ihn verletzt hatte.

»Und?«, fragte Pa ungeduldig. »Ist da noch mehr?«

Karim öffnete den Mund, um fortzufahren, hörte sich jedoch sagen: »Nein, das ist alles. Djet ist nach unserem Kampf mit den anderen Schakalen zurückgekehrt, und später habe ich ihn nicht mehr gesehen.«

*Lügner.*

Pa betrachtete ihn misstrauisch. »Bis du ganz sicher, dass das alles ist?«

Karim nickte.

*Feigling.*

Er war sich nicht sicher, was ihn davon abhielt, Pa die ganze Geschichte zu erzählen. Die Angst vor Vergeltung? Oder seine Verurteilung? Vielleicht war es einfach leichter, eine Version der Geschichte zu erzählen, in der er keinen Fluch entfesselt hatte, der nun auf der Welt lastete. Eine Erzählung, in der Djet nicht allein im Dunkeln sterben musste.

Ihn schauderte, wenn er daran dachte, dass er die Kreatur in der Gruft direkt hinter sich gespürt hatte. *Wo mag sie jetzt sein?*, fragte er sich.

»Glaubst du wirklich, dass dies alles eintreten wird?«, fragte er Pa. »Dass Khetara zerstört werden könnte?«

»Das Orakel sagt nur den Beginn der Geschichte voraus«, entgegnete Pa ernst. »Es ist an uns zu entscheiden, wie sie endet.«



Karim verbrachte den Rest des Vormittags damit, Pa bei seinen Tätigkeiten zu helfen und ihm zuzuhören, wie er große Pläne für seine und Karims Zukunft schmiedete.

»Gleich morgen früh werde ich nach Thonis aufbrechen«, erklärte Pa, als sie das Wasser für den Tag aus dem Brunnen holten. »Wenn wir hier fertig sind, gehe ich zu meinem Freund im Dorf und sage ihm, dass er auf den Tempel aufpassen soll, während ich fort bin.«

»Warte mal«, sagte Karim. »Ich dachte, du wärst zu alt zum Reisen. Das hast du doch selbst gesagt.«

Pa wischte die Worte beiseite. »Ich hab meine Meinung geändert. Nachdem ich deine Worte gehört habe, weiß ich, dass das hier zu wichtig ist, um es zu ignorieren. Außerdem konnte ich nie den vollständigen Namen des Königs in die Tempelwand eingravieren, bis du mir das Amulett gebracht hast. Er war unvollständig, wie du siehst. Jetzt kennen wir seinen Namen: Setnacht. Wir müssen den Großen Tempel von Amun aufsuchen, um etwas über ihn in Erfahrung zu bringen, und zumindest versuchen, eine weitere Audienz beim König zu erlangen. Wenn *er* mich nicht sehen will, dann vielleicht eines seiner Kinder. Vielleicht ja sogar die Prinzessin, weil sie offenbar direkt mit dem Orakel verbunden ist.« Er sprach schnell, mehr zu sich selbst als zu Karim.

»Hast du *wir* gesagt? Wie kommst du darauf, dass ich dich begleiten werde?«

Pa drehte sich zu ihm um. »Hast du mir überhaupt nicht zugehört? Das Orakel sagt eine riesige Katastrophe voraus. Khetara mag dir gleichgültig sein, aber was ist mit deinem eigenen Volk? Glaubst du etwa, dass der kommende Krieg und das Blutvergießen die Leute deines Stammes verschonen wird? Willst du dieses Risiko auf dich nehmen? Chnums Wort zu verbreiten, ist mein Lebenswerk, Dieb, und wenn dir die Zukunft dieses Landes auch nur ein wenig am Herzen liegt, dann ist es jetzt auch deine Sache.«

Karim rieb sich die Schläfen. Er suchte nach einer Ausrede, um sich von dieser Verpflichtung zu befreien, doch ihm fiel keine ein. Obwohl er sich um seine Familie sorgte und zu gern eine kleine

Armee zusammengestellt hätte, um Babu den Garaus zu machen, wusste er, dass es nicht infrage kam, nach Hause zurückzukehren. Zumindest jetzt noch nicht. Warum also nicht nach Norden reisen? Selbst wenn die Mission des Priesters fehlschlug, würde Karim mit dem Rest seiner Schätze auf dem Markt von Thonis, der als der größte des Landes galt, bestimmt ein kleines Vermögen machen.

»Ich begleite dich nach Thonis«, sagte er, »aber das ist alles. Wenn du keine Antworten auf deine Fragen findest, trennen sich unsere Wege.«

Pa sah erleichtert aus. »Gut.« Er trocknete die nassen Hände an seiner Tunika ab. »Wenn wir Glück haben, wird Chnum dafür sorgen, dass die beiden anderen aus der Prophezeiung unsere Wege kreuzen. Jeder von uns hat eine Rolle zu spielen, verstehst du?«

Karim zuckte die Schultern. »Ganz wie du meinst, Sen. Aber wie kommen wir überhaupt dorthin? Liegt Thonis nicht weit im Norden?«

»Mein Fischerboot liegt vertäut am Fluss. Wir werden genug Proviant mitnehmen, damit wir unterwegs nicht handeln müssen. Natürlich musst du deine Ration mit dem Hund teilen.«

Karim sah zu Behkai hinüber, der ihn von den Tempelstufen aus anhechelte. »Für dich bin ich nicht mehr wert als ein Hund?«

»Oh, du bist noch weniger wert als ein Hund, mein Freund«, antwortete Pa. »Ein Hund bittelt, aber er stiehlt nicht.«

Sie arbeiteten bis Sonnenuntergang. Karim war so erschöpft, dass er das Abendessen kaum anrührte. *Wer hätte gedacht, dass die Arbeit eines Priesters so anstrengend ist?* Sobald sie beendet war, legte er sich auf seine Matte und war auch schon eingeschlafen. Der nächste Tag versprach lang zu werden.



Er wurde abermals vom Hund geweckt.

Gähmend setzte Karim sich auf. Es war immer noch stockdunkel, nur der Mond erhellte die Wüste. Behkai bellte. Karim blickte sich um, konnte aber weder den Hund noch den Priester irgendwo entdecken. Vielleicht war Pa aufgestanden, um Wasser zu lassen, wie alte Leute das in der Nacht oft taten, und vielleicht hatte Behkai ihn begleitet, um ihn vor möglichen Raubtieren zu schützen. Doch als Karim weiterschlafen wollte, hörte das Bellen nicht auf und wurde immer mehr zu einem verzweifelten schrillen Kläffen. Ob Hund oder nicht, Karim wusste, was das bedeutete.

Behkai hatte Angst.

Ein schrecklicher Gedanke durchzuckte ihn. *Und wenn Babu und Hager mich hier aufgespürt haben? Lauern sie mir auf, um mich anzugreifen?*

Karim kam mühsam auf die Beine, ignorierte seine schmerzenden Glieder, lief dem Geräusch entgegen und spürte das blaue Amulett schwer an seinem Bein.

»Pa!«, rief er ins Dunkel.

Der Tempel war in weißes Mondlicht getaucht. Karim hastete an der Westseite des Gebäudes entlang und lauschte nach der Antwort des alten Mannes.

Nichts.

»Pasenhor!«

Behkais Kläffen wurde immer verzweifelter.

Vielleicht wäre Karim vorsichtiger gewesen, hätte er mehr Zeit zum Nachdenken gehabt und wäre nicht noch im Halbschlaf gewesen. Vielleicht hätte er sich dann vorsichtiger genähert. Stattdessen rannte er direkt auf die Vorderseite des Gebäudes zu und begab sich auf den offenen Weg, der direkt zu den Stufen des Tempels führte.

Behkai, schwärzer als die Nacht selbst, stand dort Wache, den Rücken gekrümmt, den Schwanz zwischen die Beine geklemmt,

während er mit gefletschten Zähnen etwas anbellte, das Karim nicht erkennen konnte. Neben ihm, in einer Lache aus Mondlicht, lag Pa.

»Nein ...« Karim eilte an seine Seite.

Der Hund wirbelte herum, weil er ihn für eine Bedrohung hielt, und stürzte sich knurrend auf ihn.

»He, he!« Karim wich zurück. »Ich bin es, Sen«, sagte er mit sanfter Stimme und streckte versöhnlich die Hand nach ihm aus. »Ich bin's nur.«

Der Hund schnüffelte an ihm und begann zu winseln, während er seinen Blick auf die beiden Steinsäulen richtete, die den Weg säumten und deren pyramidenförmige Spitzen zum Himmel emporragten.

»Es ist alles gut«, flüsterte Karim und kraulte den Hund hinter den Ohren. Neben dem alten Priester ließ er sich auf die Knie sinken und fürchtete sich vor einer schrecklichen Entdeckung, doch Pa schien keine einzige Wunde zu haben. Behutsam hob Karim seinen Kopf ein wenig an. Die Haut des Priesters war kalt und klamm, doch sein Mund bewegte sich wie in einem stummen Gebet.

Er lebte.

»Pasenhor! Komm zu dir, heiliger Mann. Wach auf, dein Gott braucht dich immer noch. Wir haben eine lange Reise vor uns, erinnerst du dich?«

Die Lider des Priesters flatterten, ehe er ihm in die Augen sah.

»Dieb.«

Das Wort war kaum zu verstehen, mehr eine Erinnerung als ein Flüstern. Als hätte es sich Karim nur eingebildet.

»Was ist mit dir geschehen? Komm, steh auf. Lass uns zum Tempel gehen, du brauchst Wasser ...«

Der Priester schüttelte den Kopf. Seine Nackenmuskeln verkrampften sich, während er zu sprechen versuchte.

»Du hast mich angelogen.«

Karims ganzer Körper spannte sich an. »Wie meinst du das?«

»Irgendwas ... ist in dem Grabmal passiert«, keuchte der Priester. Karim schüttelte den Kopf und versuchte verzweifelt, die Wahrheit zu leugnen. »Nein, ich habe nichts getan. Ich ...«

»*Ein Geheimnis wird aus der Erde aufsteigen*«, zitierte der Priester. »Das Orakel hat alles vorhergesagt. Ich hätte es ... wissen müssen.«

Karims Herz begann zu rasen. Behkai bewegte sich nicht vom Fleck und beobachtete die Schatten. Ein Knurren drang tief aus seiner Kehle.

*Jemand ist mir gefolgt. Aber es waren nicht Hager und Babu.*

»Jetzt ist es zu spät. Es ist ... da.«

Panisch packte Karim den Priester unter den Achseln und versuchte, ihn auf die Beine zu ziehen.

»Wir müssen von hier verschwinden, alter Mann. Komm schon!«

Plötzlich stieß der Priester einen Schmerzensschrei aus. »Nicht!«, stöhnte er und verzog das Gesicht zu einer Grimasse. Erst in diesem Moment sah Karim, dass seine Zähne mit Blut verschmiert waren. »Lass mich ...«

»Was?«, rief Karim und taumelte zurück, als ein Schwall dunklen Blutes unter Pas Körper hervorbrach, als hätte Karim beim Anheben des Priesters eine Weinflasche geöffnet, deren Inhalt sich nun ungehindert in den Sand ergoss. Binnen Sekunden war Pas bleiches Gesicht aschfahl geworden.

Karim wurde von einer Kälte ergriffen. Ein kurzer Blick hatte ihm genügt. Im Rücken des Priesters war ein kleines Loch, tief und tödlich. Als hätte sich jemand von hinten an ihn herangeschlichen und ihm etwas durch sein Fleisch bis in die Eingeweide gestoßen.

»Nichts mehr zu machen«, flüsterte Pa. Ein dünnes rotes Rinnsal lief ihm beim Sprechen aus dem Mund, doch gelang es ihm mit letzter Kraft, Karim am Kragen zu packen und zu sich heranzuziehen.

»Verschwinde von hier, Dieb!«, sagte er mit wilder Entschlossen-

heit. »Schnell, solange du noch kannst! Und versprich mir, dass du nach Thonis gehst und meinen Auftrag erfüllst.«

»Ich verspreche es! Ich verspreche es!«, platzte es aus Karim heraus, den die Angst gepackt hatte.

»Es bereitet mir ... keine Freude, es in deine Hände zu legen.« Die Stimme des Priesters wurde mit jedem Wort schwächer. »Aber ich habe keine Wahl. Es gibt niemanden ... du musst ... das Orakel ...«

Der Körper des Priesters erschlaffte, während seine Augen immer noch auf Karims Gesicht gerichtet waren.

Das Blut unter ihm war zu einer riesigen schwarzen Lache zusammengelaufen.

Karim bettete den Kopf des Priesters wieder auf den Boden, sein Herz pochte wie wild. Behkai winselte neben ihm und schmiegte sich an die Hand seines Herrn.

Die Wüste, die sie umgab, trauerte in Stille.

Dann bewegte sich einer der Schatten.

Karim sprang auf und stolperte in seiner Hast fast über die Beine des Toten. Er blinzelte ins Dunkel hinter der Steinsäule und versuchte fieberhaft, die Gestalt seines Feindes zu erkennen. In der Finsternis blitzten zwei Augen auf.

Die Panik schloss sich wie Finger um seinen Hals.

Mit einem erstickten Laut wich er zwei Schritte zurück, ehe er sich umdrehte und rannte, so schnell er konnte. Er spurtete den Weg zurück, den er gekommen war – Behkai hechelte an seiner Seite –, und riss sein Bündel an sich, das neben seiner Schlafmatte lag.

Er lief dem Fluss entgegen. Die Khamasin-Winde zerrten an seinen Kleidern, als er sich in die Dünen flüchtete. Seine Brust brannte vor Erschöpfung, die Urangst schoss durch seine Adern.

Nur ein einziges Mal wagte er, sich umzudrehen und im beißenden Wind die Augen zusammenzukneifen. Was er im Mond-

licht sah, brannte sich in sein Gedächtnis ein. Und wenn er die Augen schloss, verfolgte ihn das Nachbild dieser Erscheinung wie ein Phantom.

Es verfolgte ihn so unausweichlich wie der Tod selbst.

Er erblickte den Fluss, der sich wie eine dunkel glitzernde Schlange bis zum Horizont wand.

Karim stürzte fast die Düne hinunter, während der Hund munter neben ihm hersprang. In der Nähe erblickte er Pas Schifferboot, das an Land lag. Es bestand fast ausschließlich aus getrocknetem Papyrusrohr, und das eine Ende zeigte wie der Stachel eines Skorpions nach oben. Ohne zu zögern, riss Karim die Verankerung aus dem Grund, warf sein Bündel ins Boot und sprang hinterher.

Er packte das einzige Holzruder und wollte sich gerade vom Ufer abstoßen, als er Behkai dort stehen sah, keuchend und mit angst-erfülltem Blick.

»Kommt nicht infrage«, sagte Karim mit Bestimmtheit. »Ich hab keine Zeit für einen Hund.«

Behkai winselte und ließ seine spitzen Ohren hängen.

Über der nächsten Düne wuchs ein Schatten empor, der immer größer wurde.

Karim fluchte. »Ich bin doch nicht bei Trost!« Dann packte er den Hund im Genick und zerrte ihn an Bord. Zum Dank leckte Behkai sein Gesicht. Karim schob mit einem weiteren Fluch die Hundeschnauze zur Seite und griff nach dem Ruder. Mit einem kräftigen Stoß schob er das Boot in die Strömung und ruderte, was das Zeug hielt, um sich so schnell wie möglich vom Ufer zu entfernen.

Die Kreatur stand an der Wasserkante und beobachtete, wie sie flussabwärts trieben, der Stadt Thonis im Norden entgegen.

Karim hörte erst auf zu rudern, als sie mit den Schatten verschmolzen und im Dunkel der Nacht verschwunden waren.



## 10

## RAI

Als der hellste Stern seinen Zenit überschritten hatte, brach Rai auf.

Ihr Vater rührte sich nicht, als sie sich von ihrer Schlafmatte erhob. Es war ein aufwühlender Tag gewesen. Früh am Morgen war er aufgestanden und hatte sich darauf vorbereitet, den gesamten Tag über auf dem Feld zu stehen und die Ernte einzuholen, die sie benötigten, um den dreisten Forderungen des Nomarchen nachzukommen. Doch als Rai ihm ihre Hilfe angeboten hatte, lehnte er ab – nur um vom Eintreffen einer ganzen Reihe von Nachbarn mit ihren Familien unterbrochen zu werden, darunter auch Omari und Baki. Wie der Heiler vermutet hatte, kannte inzwischen so gut wie jeder in der Gegend die Geschichte von Rais guter Tat, und viele wollten helfen.

Beim Anblick all der Leute, die auf dem Feld zusammengekomm-

men waren, um trotz ihrer eigenen Nöte – denn Steuern bezahlen mussten sie schließlich alle – einem Nachbarn in Not bei der Ernte zu helfen, empfand Rai tiefen Stolz auf die Menschen von Sakesch. Wie der Weizen beugten sie sich im Wind, ohne zu brechen.

Bei seiner Ankunft hatte Baki ihre Hand genommen. »Ich weiß gar nicht, wie ich dir danken soll, Rait-tai. Diese Peitschenhiebe hätten eigentlich mir gegolten.«

Verlegen hatte sie mit den Schultern gezuckt. »Das hätte doch jeder so gemacht.«

»Nein«, erwiderte Baki heftig. »Nein, hätten sie nicht.«

Anchu hatte ihr Gespräch mit einem Ausdruck in den Augen beobachtet, den Rai nicht zu deuten wusste. War das Stolz? Wut? Angst? Oder alles drei zugleich?

Obwohl der Vorfall mit dem Nomarchen in aller Munde war, sprachen ausgerechnet Rai und ihr Vater nicht darüber. Insgesamt hatten sie, abgesehen von dem einen kurzen Gespräch, kaum ein Wort miteinander gewechselt. Bei Sonnenuntergang hatten sie die Arbeit beendet, die Zebus für die Nacht versorgt und schweigend zu Abend gegessen. Nachdem er ein paar Brotkrumen und gesalzenen Fisch in sich hineingestopft hatte, trank ihr Vater sein Bier aus, stand vom Tisch auf und legte sich auf seine Matte. Innerhalb weniger Augenblicke war er eingeschlafen.

Rai räumte das Essen weg, wusch sich Gesicht und Hände am Becken und legte sich dann neben ihn. Stundenlang wachte sie über ihn, so wie er in der Nacht zuvor über sie gewacht haben musste.

Sie erinnerte sich daran, wie unvorstellbar groß er ihr als Kind vorgekommen war. Für sie war er der stärkste Mann der Welt gewesen, ein Bollwerk gegen eine zunehmend elende Welt. Er hatte sie beide mit Kleidung und Essen versorgt, bis sie alt genug war, um auf dem Hof mitzuhelfen, und sie vor der hässlichen Realität eines Lebens in Sakesch bewahrt, um ihr eine glückliche Kindheit zu ermöglichen.

Dass Rai nicht nur so groß wie er geworden war, sondern ihn sogar um ein oder zwei Fingerbreit überragte, hatte sie beide überrascht. »Jetzt werd aber bloß nicht hochnäsiger«, hatte er gesagt, als er es zum ersten Mal bemerkt hatte, und ihr mit dem Finger gedroht. »Sonst muss ich hier andere Saiten aufziehen. Du bist immer noch meine kleine Tochter und wirst es immer bleiben.«

Als sie ihn nun schlafen sah, fiel ihr auf, wie klein er geworden war. Wie zerbrechlich sein hagerer, von der Arbeit gezeichneter Körper, den er unter der dünnen Decke zusammengerollt hatte, inzwischen wirkte.

*Es tut mir leid, Vater, dachte sie. Aber du kannst mich nicht mehr beschützen.*

Als es Zeit war, stand sie auf, schlich zur Tür, hielt inne, um sich ein Tuch umzulegen, und zog das Messer ihres Vaters aus seinem Gürtel. Es war eine schöne Bronzекlinge mit einem Griff aus schwarzem Holz – eine der wenigen Erinnerungen an Anchus Leben als Schreiber am Hofe von König Rahotep. Der Griff war mit geometrischen Mustern und einem großen Udjat-Auge verziert, dessen Pupille mit Carneol eingelegt war.

An manchen Morgen hatte sie ihn, das Messer in der Hand und den Blick auf die Dämmerung gerichtet, beim Beten erwischt. Diese kurzen Gebete waren das letzte Überbleibsel seines bröckelnden Glaubens. »Erhöre mich, Ra«, sagte er dann. »Schöpfer der Stunden, Herr der Tage – erhöre mich und lass dein Licht auf mich scheinen. Verbrenne die Angst in meinem Herzen und wache über mich, damit ich dich morgen wiedersehen kann.«

Rai flüsterte das Gebet ihres Vaters vor sich hin, während sie das Messer in ihren eigenen Gürtel steckte und in die kühle Nacht hinaustrat. Sie rieb sich die Arme, ihre Zähne klapperten. Auf dem Weg zu Omaris Haus zog sie sich ihr Tuch enger um die Schultern. Eine Fackel mitzunehmen, hatte sie nicht gewagt, sodass nur der Mond ihren Weg beleuchtete. Die Khetarer vermieden es grund-

sätzlich, nachts das Haus zu verlassen, da alles, was nach Sonnenuntergang getan wurde, argwöhnisch beäugt wurde.

»Nur Schakale und Kriminelle lauern in der Dunkelheit«, hieß es immer.

*Zu welcher Gruppe ich wohl zähle?*, dachte Rai, als sie sich der Werkstatt näherte.

Omari wartete draußen auf sie. Er hatte sich ebenfalls in ein dunkles Tuch gehüllt. Als sie ihn begrüßen wollte, legte er sich einen Finger auf die Lippen, zeigte auf einen Pfad, der in die Berge führte, und bedeutete ihr, ihm zu folgen. Erst als sie die Werkstatt weit hinter sich gelassen hatten, sprach er endlich. »Bist du dir sicher, dass du mitkommen willst? Noch kannst du umkehren.«

Rai rückte die Kapuze ihres Umhangs zurecht. Durch die Bewegungen dehnte sich das zerfetzte Fleisch auf ihrem Rücken, und ein brennender Schmerz schoss durch sie hindurch. Sie zuckte zusammen. Der Schmerz erinnerte sie daran, warum sie überhaupt hier war. »Aber meine Augen wurden für Ungerechtigkeiten geöffnet, die ich nicht länger hinnehmen kann«, zitierte sie mit einem sarkastischen Grinsen seine eigenen Worte. »Willst du, dass ich sie wieder schließe?«

Omari biss die Zähne zusammen. »Verdammt, Ay. Ich habe dir nur davon erzählt, weil ich wollte, dass du meinen Kampf gegen die Oberkhetarer verstehst. Aber doch nicht, damit du dich mir anschließt! Diese Männer ... Sie werden es nicht gut finden, wenn ich eine Frau mitbringe. Gut möglich, dass sie dich sofort wieder vor die Tür setzen, sobald du auftauchst.«

Rai legte eine Hand auf den Messergriff an ihrer Seite. »Sollen sie es doch versuchen.«

Omari seufzte. Aber er nannte sie ja nicht umsonst einen sturen Esel.

Dennoch entging Rai nicht, dass er ihr immer wieder besorgte Blicke zuwarf, wenn er dachte, sie würde es nicht bemerken.

Sie durchquerten Ödland, in dem kein Halm mehr wuchs. Nach einer Weile erreichte Rai eine niedrige Anhöhe und sah vor sich einen großen Umriss. Er erinnerte an einen zerklüfteten, seltsam geformten Berg – nur dass er eine rechteckige, mannshohe Türöffnung hatte, durch die Rai das Mondlicht von der anderen Seite hereinscheinen sehen konnte.

»Ist das unser Ziel?«, fragte Rai.

Omari nickte. »Das ist Hesep-Mut – der Garten der Toten. Vor Tausenden von Jahren befand sich hier eine riesige Nekropole, aber jetzt sind nur noch Ruinen übrig. Niemand traut sich je hierher, und die Anlage bietet viel Deckung. Dadurch ist sie ein idealer Treffpunkt.«

»Eine Nekropole, sagst du«, murmelte Rai. Die Vorstellung löste ein unangenehmes Kribbeln in ihrem Rücken aus.

»Ja, also pass besser auf, wo du hintrittst.«

Wie aufs Stichwort blieb Rais Fuß an etwas hängen, das unter dem Sand verborgen war, und wäre fast gestürzt. Als sie sich umdrehte, um sich das Hindernis anzusehen, starrte ihr die obere Hälfte eines menschlichen Schädels entgegen, dessen Augenhöhlen mit Sand gefüllt waren.

»Komm schon«, drängte Omari. »Beil dich, sonst kommen wir zu spät.«

Das musste er ihr nicht zweimal sagen. Rai riss ihren Blick von dem Schädel los und eilte ihrem Freund hinterher.

Als sie sich der Tür näherten, erkannte sie, dass es sich um ein Monument von beeindruckender Größe handelte, errichtet aus Tausenden von Lehmziegeln, deren Kanten die Zeit rund geschliffen hatte. In seiner Blütezeit musste Hesep-Mut ein beeindruckender Anblick gewesen sein, und selbst jetzt noch raubte ihr die schiere Größe fast den Atem.

Rai war so gefesselt von dem Anblick, dass sie nicht bemerkte, wie sich ein Mann anschlich, der im Schatten verborgen gewesen

war. Als er ihr sein Messer an die Kehle drückte, griff sie nach ihrer eigenen Waffe, aber es war zu spät.

»Nicht!«, sagte eine raue Stimme hinter ihr.

Im nächsten Moment tauchte ein Bogenschütze in der Tür auf. Auf seiner gespannten Waffe ruhte abschussbereit ein Pfeil.

Omari riss sich die Kapuze vom Kopf und hob die Arme, um sich zu ergeben. »Bitte, wir kommen in Frieden! Ich bin es, Omari! Ich war bei der letzten Versammlung. Und meine Freundin hier möchte sich uns anschließen.«

Ohne seinen Pfeil zu senken, rief ihnen der Bogenschütze zu: »Der Falke segelt über den Himmel.«

Omari befeuchtete nervös seine Lippen mit der Zunge und warf Rai einen kurzen Blick zu. Der Mann mit dem Messer hielt sie immer noch fest, und sie stand regungslos da, bemüht, seinen säuerlichen Atem nicht in die Nase zu bekommen.

*Was sollte das bedeuten?*

»Am Horizont werden wir ihm begegnen«, antwortete Omari.

Nach kurzem Zaudern lockerte der Mann seinen Griff und ließ die Klinge sinken. Rai wirbelte zu ihrem Angreifer herum, einem Staubkorn von einem Mann, den sie sich ohne große Anstrengung über ihre Schulter hätte werfen können. Er trug einen struppigen Bart und hatte abstrus große Ohren, was ihm das Aussehen eines Esels verlieh.

Sie stieß ihn weg. »Du Hundesohn!«, knurrte sie.

»Rai!«, fuhr Omari sie an. »Lass ihn in Ruhe! Er hat nur seine Arbeit gemacht.«

»Und was für eine Arbeit soll das sein?«, murmelte Rai und stierte das Großohr weiter finster an.

»Eine wichtige«, antwortete der Bogenschütze. »Er hält Spione aus unserer Mitte fern.« Er senkte seinen Bogen und trat aus dem Schatten. »Nur deshalb sind wir alle noch am Leben.«

Im Gegensatz zu seinem Kameraden war der Bogenschütze ein

kräftiger Kerl im Alter ihres Vaters mit kurzen schwarzen Haaren und einem silbergrauen Bart. Er trug einen kurzen Schendit und eine grobe, ärmellose schwarze Robe, so dunkel, als wäre sie aus dem Nachthimmel geschneidert. Auf seiner nackten Brust ruhte ein grünes Skarabäus-Amulett, das an einer groben Schnur hing. Seine Bewegungen waren selbstbewusst, und er schien sich nicht an der Nachtkühle zu stören. Rai kam der Gedanke, dass er gut auf einen Streitwagen gepasst hätte.

Nun packte der Bogenschütze Omari zur Begrüßung am Handgelenk. »Ich heiße dich willkommen«, sagte er mit hochgezogener Augenbraue. »Allerdings hege ich Zweifel an deinem Urteilsvermögen.« Er warf einen Blick in Rais Richtung.

»Da bist du nicht der Einzige«, konterte Omari.

Rai verzog das Gesicht. Eine ganze Flut an Flüchen lag ihr auf der Zunge.

»Allerdings kenne ich dieses Mädchen seit vielen Jahren«, fuhr Omari fort. »Man kann ihr vertrauen. Darauf gebe ich dir mein Wort, Asim.«

Rai verkniff sich ihre Flüche, weil Asim nun direkt auf sie zukam. Er war etwas größer als sie und verströmte einen kräftigen, aber nicht unangenehmen Geruch nach Holzrauch.

»Du kannst an der Besprechung teilnehmen, Kätzchen«, murmelte er. »Aber wenn du jemandem auch nur ein Wort davon erzählst, werde ich es herausfinden und nicht zögern, dir die Kehle durchzuschneiden. Hast du verstanden?«

Unerschrocken erwiderte sie seinen Blick. So leicht ließ sie sich nicht einschüchtern. »Mein Name lautet Rait-tai.«

Ein Lächeln huschte über seine Lippen. »Hast du verstanden ... Rait-tai?«

Instinktiv hob Rai die Hand, um die winzige Wunde zu berühren, die der andere Mann mit seiner Klinge an ihrem Hals hinterlassen hatte. »Ich habe verstanden.«

Asim nickte. »Sehr gut. Dann komm mit – wir fangen gleich an.«

Mit zittrigen Schritten folgte Rai den drei Männern durch die Tür ins Innere von Hesep-Mut. Hinter dem Eingang befand sich ein riesiger Innenhof, der von hohen, zerklüfteten Mauern umgeben war. Hier und da standen die zerbrochenen Überreste pyramidenförmiger Säulen neben breiten Altären, die fast im vom Wind verwehten Sand versunken waren. Eine Gruppe von mehr als zwei Dutzend Männern wartete an einem der Altäre und unterhielt sich.

Einige von ihnen kannte Rai gut – Fischer, Bauern, den Brauer, den Sohn des Töpfers. Anderen war sie nur ein-, zweimal begegnet, weil sie Bekannte ihres Vaters waren, ehemalige Soldaten in der Armee von König Rahotep, die manchmal ihre Arbeit gegen eine Mahlzeit anboten. Ihre sehnigen Arme, die es gewohnt waren, in der Hitze des Gefechts einen Chepesch zu schwingen, mussten heute mit einer Sichel auskommen.

Das Murmeln verstummte, als Asim, der ihr Anführer zu sein schien, näher kam. Er ließ seinen Bogen neben den Altar fallen und sprang geschmeidig auf den Stein.

»Meine Brüder«, erklärte er, »werte Mitglieder des Horizonts. Ich habe von den Besuchen des Nomarchen auf euren Feldern und in euren Werkstätten gehört, und von dem gnadenlosen Ultimatum des Pharaos. Als ob die Dürre nicht schon schlimm genug wäre – jetzt will Amunmose auch noch unseren Kindern das Essen aus dem Mund stehlen!« Wütendes Gemurmel schlug ihm als Antwort entgegen. »Brüder – das kann so nicht weitergehen!« Ein Schlachtruf erhob sich in der Menge. »Eine Generation ist es her, dass Semataui, der sogenannte große Vereiniger, und die Armeen Oberkhetaras in unser Land eingefallen sind, unseren König abgeschlachtet und Sakesch in Trümmern zurückgelassen haben. Bis heute wandeln Geister unter uns! Männer, deren Körper noch auf dieser Erde umherstreifen, obwohl ihre Seelen an jenem Tag starben, als der Krieg verloren war! Und jetzt trägt Amunmose,

ein Hochstapler, der noch nie in seinem Leben eine Chepesch in der Hand gehalten hat, die weiße Krone unseres Königreichs und nennt sich einen Gottkönig! Aber er ist kein Gott, habe ich recht, meine Brüder?«

»Nein!«, schallte es ihm aus der Menge entgegen.

»Diese Steuererhöhung ist die Tat eines Feiglings und eines Narren, und wir dürfen sie nicht akzeptieren – sonst werden auch wir zu Feiglingen und Narren! Deshalb schlage ich vor, dass wir dem Pharaos eine klare Botschaft senden, indem wir das Haus der Medjau überfallen – den Stützpunkt ebenjener Männer, die ihm dabei helfen, seine Gesetze durchzusetzen und uns in Schach zu halten. Wir haben auf den richtigen Moment gewartet, um zu handeln. Und jetzt, meine Brüder, ist dieser Moment gekommen! Meine Späher berichten mir, dass Amunmose schwer krank ist. In seiner Schwäche hat er zugelassen, dass seine Soldaten achtlos werden. Das Haus der Medjau wird weniger gut bewacht als je zuvor. Wenn wir meinem Plan folgen und zusammenarbeiten, werden wir sie wie Weizen auf dem Feld niedermähen, ehe sie überhaupt Alarm schlagen können.« Asim brach ab, um Luft zu holen. »Nun, meine Brüder!«, rief er. »Wer kommt mit mir?«

Die Frage wurde von verlegenem Schweigen beantwortet.

Rai stand hinten in der Menge und beobachtete, wie die Männer auf den Boden oder einander anstarrten und dabei leise vor sich hin murmelnd die Köpfe schüttelten.

Asim war die Fassungslosigkeit deutlich anzusehen. »Ich bin enttäuscht von euch, Brüder. Seit Monaten kommt ihr her, um eure Beschwerden vorzubringen, und jetzt, wo ich euch um eure Hilfe bitte, um etwas gegen diese Ungerechtigkeiten zu unternehmen, hat es euch plötzlich die Sprache verschlagen? Was ist mit eurer Leidenschaft? Habt ihr denn nichts als Wind zwischen euren Beinen?«

Erneutes Schweigen.

»*Ich* komme mit.«

Die Worte sprudelten aus Rai heraus, bevor sie es sich besser überlegen konnte.

Omari stieß sie mit dem Ellbogen an. »Was machst du denn da?«, flüsterte er streng.

»Was?«, flüsterte sie zurück. »Du hast gesagt, du willst kämpfen. Warum hast du dich dann nicht gemeldet?«

»Das wollte ich ja gerade! Aber dann hast du ...«

»Wer hat gesprochen?«, rief Asim und suchte mit dem Blick die Menge ab.

Die Männer teilten sich vor ihr. Als sie allerdings bemerkten, dass sie es war, die sich freiwillig gemeldet hatte, wurden überraschte und verärgerte Ausrufe laut.

»Ist das Anchus Mädchen?«

»Rait-tai, hier hast du nichts zu suchen!«

»Wer war so dumm, sie hierher mitzubringen?«

»Dieser Ochse dort.« Asim zeigte auf Omari, der den Kopf senkte, als eine Spottsalve auf ihn niederging. »Aber dieser Ochse hier hat sie hereingelassen.« Nun deutete Asim auf sich selbst, und die Menge verstummte. »Und das aus gutem Grund. Denn wie es scheint, braucht es den Mumm eines Bauernmädchens, um euch bedauernswerten Haufen Feiglinge zum Handeln zu bewegen!«

»Es ist nicht so, dass wir dir nicht zustimmen würden, Asim«, rief der Brauer, ein kleiner Mann mit der Statur eines Fasses. »Aber gegen die Medjau haben wir doch keine Chance!«

Die anderen Männer nickten zustimmend.

»Wir alle wollen, dass sich etwas ändert«, fuhr der Brauer fort, »aber es muss doch einen Weg geben, das zu erreichen, ohne unser aller Leben zu riskieren. Es ist schön und gut, dass das Mädchen sich freiwillig meldet. Aber sie kann doch gar nicht kämpfen und ...«

»Oh, und wie ich kämpfen kann«, unterbrach Rai ihn.

Der Brauer gab einen abfälligen Laut von sich.

Omari muss Rais entschlossene Miene selbst hier im Halbdunkel bemerkt haben, denn er stieß ein warnendes »Ay ...« aus.

Doch sie achtete gar nicht weiter auf ihn. Ihr Stolz hatte längst die Zügel an sich genommen und war ihrer Vorsicht davongaloppiert. Sie riss sich ihren Schal vom Hals und ließ ihn achtlos zu Boden fallen. Ihre Wunden brannten wieder, aber auch darauf achtete sie nicht.

Rai fragte zwei Bauern, die auf ihre Wanderstöcke gestützt das Geschehen beobachteten: »Dürfte ich mir die kurz leihen?«

Verwirrt, aber neugierig, willigten die Männer ein.

In jeder Hand einen langen Palmholzstock, wandte sich Rai an Asim. »Gib mir die Chance, mich im Tahtib-Kampf zu beweisen. Ich fordere jeden Mann hier heraus, der behauptet, ich würde lügen.«

Ihr Angebot wurde mit begeistertem Jubel quittiert, aber Asim brachte die Menge zum Schweigen. »Bist du sicher, dass du das tun willst?«, fragte er freundlich, was Rai umso wütender machte.

»Die Herausforderung steht«, antwortete sie.

Asim zuckte mit den Schultern. Seine Augen funkelten amüsiert. »Na gut, Rait-tai. Aber wie du siehst, bin ich hier der Anführer. Wenn du gegen jemanden aus dieser Gruppe kämpfen willst, dann gegen mich.« Er hielt ihr die Hand zum Einschlagen hin.

Rai stockte der Atem. Wie so häufig hatte ihr Ego sie in Schwierigkeiten gebracht. Sie hatte zwar gelegentlich auf der Straße an Stockkämpfen teilgenommen und war von daher ein wenig mit dem Umgang mit dem Asa vertraut. Aber sie hatte nur die Männer in der Menge abgeschätzt und war sicher gewesen, sich gegen jeden von ihnen behaupten zu können – wobei sie die Rechnung ohne Asim gemacht hatte.

Abgesehen von Omari war er der größte unter den anwesenden Männern, und trotz seines Alters schien er stark wie ein Löwe. *Aber jetzt gibt es kein Zurück mehr*, dachte sie grimmig und warf

ihrem Gegner einen der improvisierten Asas zu. Asim fing ihn aus der Luft, drehte ihn, ließ ihn über seine Hand rollen und fing ihn geschmeidig wieder auf. Dann sprang er vom Altar und näherte sich Rai geduckt.

Die Menge wich zurück und bildete einen geräumigen Kreis um die beiden Kämpfenden.

Rai und Asim hielten die langen Stöcke an den Enden fest und umkreisten einander, wobei sie die Waffen wie in einem Tanz um ihre Körper wirbelten. Die Männer begannen, zu singen und sich in einem gleichmäßigen Rhythmus mit den Händen auf die Oberschenkel zu schlagen.

Rai und Asim trafen sich in der Mitte des Kreises und schlugen ihre Asas dreimal im Takt aufeinander.

*Klack! Klack! Klack!*

»Na, fang schon an«, sagte Asim.

Der gutmütige Spott in seinen Augen machte Rai erst richtig wütend. Mit einem kehligen Schrei wirbelte sie herum und schwang ihren Asa in einem niedrigen Bogen, um Asim an den Knien zu treffen. Aber Asim war darauf vorbereitet, wich dem Angriff geschickt aus, stürzte sich nach vorne und rammte seine Waffe unter ihrer Deckung durch. Sein Stock traf sie mitten in der Brust und raubte ihr den Atem.

Keuchend und wutentbrannt stürzte Rai sich auf ihn und holte mit ihrem Asa nach Asims Schulter aus, aber er wehrte den Schlag mühelos ab und versetzte ihr für ihre Mühe einen Treffer auf den Rücken.

Rai biss die Zähne zusammen. Ihre Wunden brannten wie Feuer. Die Männer lachten und johlten und heizten den Kampf weiter an. Rai dachte erst, Asim würde mit ihnen lachen, doch sein Blick blieb fest auf sie gerichtet.

»Konzentrier dich, Ay!«, rief Omari. »Er will dich provozieren – geh nicht darauf ein!«

Rai wollte seinen Rat wie so oft ignorieren, doch dann erinnerte sie sich an all die Kämpfe, die sie bereits verloren hatte – nicht, weil sie nicht gut genug gewesen war, sondern, weil sie ihre Gefühle nicht kontrollieren konnte. Diese Kämpfe hatten sie die ein oder andere Münze gekostet. Aber bei diesem Kampf hier ging es um wesentlich mehr.

Sie spürte das Gewicht des Messers ihres Vaters an ihrer Hüfte. Als sie zehn geworden war, hatte er ihr beigebracht, wie man es benutzte, und ihr das Udjat-Auge auf dem Griff gezeigt. »Du musst deine Waffe mit Respekt behandeln«, hatte er gesagt. »Denn so, wie das Licht des Ra sowohl erschaffen als auch zerstören kann, kann auch die Klinge für Gutes und Böses eingesetzt werden. Sie kann dich ebenso verletzen wie deinen Feind.«

Rai spürte die vertraute Wut in ihren Adern brennen, die sie antrieb, während sie Asim umkreiste, der bislang nicht einmal ins Schwitzen gekommen war.

*Nutz deine Wut, anstatt dich von ihr benutzen zu lassen*, sagte sie sich.

Um nicht wieder von ihrer rasenden Wut übermannt zu werden, schloss sie die Augen und spürte ihre Kraft in sich aufflammen.

»Was machst du denn da?«, rief Omari. »Hast du den Verstand verloren?«

Aber Rai hörte ihn kaum. Sie konzentrierte sich auf das Gewicht des Asa in ihren Händen und spürte Asims Bewegungen ganz in ihrer Nähe nach. Dem Gefühl, wie sein Schatten über sie glitt, während sie einander weiter umkreisten. In der Dunkelheit merkte sie genau, wie ihre Körper kleine Wellen in die kühle Nachtluft hinauswickelten, die nach Rauch, Honig und Wein roch.

Auf einmal geriet Unruhe in diese Wellen. Asim war im Begriff anzugreifen.

Sie schlug die Augen auf und wich gerade noch rechtzeitig zur Seite aus, als Asims Asa auf sie niedersauste. Sein Stock prallte auf

dem Boden auf, und Rai nahm sich die Schulter ihres Gegners vor. Der Schlag war sauber und traf Asim vollkommen überraschend.

Die Zuschauer schrien ebenso überrascht auf, und Rai musste lächeln. Asim erholte sich rasch von dem Schlag, bewegte sich nun aber mit mehr Bedacht. Seine freundliche Herablassung wich Konzentration. Die Menge spürte, dass sich das Kräfteverhältnis zwischen ihnen verschoben hatte, und verstummte, trommelte aber weiter im gleichen Rhythmus.

Rai passte ihre Atmung an Asims an und beobachtete, wie sich seine Brust hob und senkte, hob und senkte. Wann immer er kaum merklich nach Luft schnappte, die Muskeln anspannte und die Augen zusammenkniff, bewegte sie sich blitzartig parallel zu ihm und bog ihren Körper weg, sodass sein Asa an ihr vorbeiglitt. So bewegten sie sich minutenlang umeinander herum, und ihre Füße wirbelten in einem brutalen und zugleich eleganten Tanz Sandwolken auf.

Rai landete noch mehrere Treffer, die Asim aber nichts weiter anhaben konnten, und langsam wurde sie müde. Trotz ihrer Fortschritte war er ihr in Kraft und Technik weit überlegen, und durch die Müdigkeit ließ ihre Konzentration nach. Einen Schlagabtausch später schien Asim mit seiner Waffe zustoßen zu wollen, also wich Rai ihm aus. Aber sein Angriff war nur eine Finte, und als sie ihre Deckung aufgab, wirbelte er herum und holte mit seinem Asa zu einem weiteren Schlag auf ihren Rücken aus.

Durch die Wucht des Aufpralls rissen ihre Wunden wieder auf.

Ein weiß glühender Schmerzstrahl schoss durch ihren Rücken, dann breitete sich warme Nässe unter ihrem Verband aus. Sie versuchte noch einmal, den Asa zu heben, aber es war zu viel. Bei jeder Bewegung fühlte es sich an, als würde ihre Haut zerreißen. Was sie ja auch tat.

Die Welt drehte sich, und sie sank auf die Knie.

Omari war sofort bei ihr und legte sie sanft auf der Seite ab, bis das Schwindelgefühl nachließ.

Asim sah verwirrt aus, sein Asa war vergessen. »Ich verstehe das nicht«, sagte er und deutete auf die Blutfleck, die sich hinten auf ihrer Tunika ausbreiteten. »Ich habe sie doch gar nicht so hart getroffen.«

»Das warst nicht du«, sagte Omari. »Sondern jemand anderes. Gestern Vormittag.«

Asim sank neben ihnen auf ein Knie.

»Darf ich mal sehen?«, fragte er Rai leise.

*Verloren habe ich sowieso*, dachte Rai elend. *Warum also nicht?*

Sie nickte.

Vorsichtig zog Asim ihre Tunika beiseite und untersuchte die blutigen Verbände, die ihren Rücken bedeckten. Er verzog das Gesicht und stand wieder auf. »Wer hat dir das angetan?«

»Der Nomarch«, antwortete Rai. Ihre Zähne klapperten vor Kälte.

Asims Miene verdüsterte sich. »Und warum?«

»Sie hat es für mich getan«, rief eine Stimme, die Rai hier bisher noch nicht vernommen hatte. Sie hob den Kopf, als der Hirte Baki sich durch die Menge drängte. »Entschuldige, dass ich so spät komme, Asim. Ich hatte Probleme, von zu Hause wegzukommen – mein Sohn ist krank. Aber anscheinend bin ich gerade noch rechtzeitig gekommen.«

»Was meinst du damit, sie hat es für dich getan?«, fragte Asim.

»Der Nomarch ist gekommen, um seine Forderungen zu stellen, und da habe ich ihm die Meinung gesagt. Er wollte mich und meinen kleinen Jungen schlagen, aber Rait-tai hat ihn davon abgehalten. Also hat er stattdessen *sie* ausgepeitscht. Ich dachte, sie würde nach den Hieben, die er ihr verpasst hat, wochenlang das Bett hüten müssen ... Doch hier ist sie. Nur einen Tag später steht sie auf und kämpft weiter.«

»Rai ist nicht aufzuhalten«, erklärte Omari kleinlaut. »Glaub mir, ich hab's versucht.«

»Dann kämpf *mit* mir«, sagte Rai. »Kampf für Sakesch.« Sie deutete mit dem Kopf in Asims Richtung. »Dieser Mann da hat vor, das Haus der Medjau zu überfallen. Und er scheint zu wissen, was er tut.«

»Was für ein Kompliment«, sagte Asim mit einem Lachen.

»Also bitte«, rief der Brauer aus der Menge. »Der Überfall ist doch ganz offensichtlich ein Selbstmordkommando. Denk an deine Familie, Baki – an deine Kinder!«

Der Hirte warf seinem Freund einen grimmigen Blick zu. »Bei Ra noch mal, Bruder – ich denke an nichts anderes! Glaubst du etwa, die Oberkhetarer werden aufhören, unsere Steuern zu erhöhen? Nein, die machen immer so weiter, bis sie uns alles genommen haben, was wir haben. Alles, was wir sind.«

Rai zuckte zusammen, als Omari ihre blutgetränkten Verbände entfernte und frische Streifen aus seinem Tuch riss, um die Blutung zu stillen. Rai richtete sich auf und hielt dabei ihr eigenes Tuch fest um sich geschlungen, um ihre Blöße zu bedecken. Der Schmerz war durch den Wortwechsel der Männer fast vergessen.

Baki deutete auf Rai. »Du hast doch eine Tochter in ihrem Alter, oder?«, fragte er den Brauer. »Was wäre, wenn sie es gewesen wäre, die der Nomarch ausgepeitscht hätte? Was wäre, wenn ihr Blut den Sand getränkt hätte? Würdest du mir dann auch sagen, ich solle an meine Familie denken? Oder würdest du deinen Chepesch zücken und Rache suchen, ganz gleich, um welchen Preis?« Er schüttelte den Kopf. »Ich gehe mit. Ich kämpfe für Sakesch. Und für dich, Rait-tai.«

Einige Männer in der Menge nickten zustimmend, und Rai spürte, wie die Energie um sie herum zu brodeln begann.

Asim schien es ebenfalls zu bemerken. »Was sagt ihr dazu?«, rief er. »Ein Hirte und eine Bauerntochter haben euch heute Abend allesamt als Feiglinge dastehen lassen. Wollt ihr das wirklich hinnehmen? Oder werdet ihr den Mut finden, um euch ihnen anzuschließen?«

»Ich komme mit«, erklärte nun auch Omari, als hätte er nur darauf gewartet, endlich das Wort ergreifen zu können.

»Ich auch«, rief ein anderer Mann.

»Und ich.«

Dutzende Männer traten vor, bis fast alle Anwesenden die Hand gehoben hatten. Selbst der Brauer, der mit wachsender Unruhe beobachtet hatte, wie sich die Männer um ihn herum meldeten, gab schließlich nach und sagte: »Mögen die Götter uns helfen ... Ich bin auch dabei.«

Die Männer brachen in Jubel aus und teilten sich umgehend in kleinere Gruppen auf, um die nötigen Anschaffungen und verschiedene Strategien für den Überfall zu besprechen.

»Ich sollte dich nach Hause bringen«, sagte Omari zu Rai, streifte ihr die blutige Tunika wieder über und legte ihr den Schal um die Schultern. »Du brauchst einen ordentlich frischen Verband.«

Rai wäre zwar gern geblieben, aber sie wusste, dass Omari recht hatte. Also ließ sie sich von ihm vorsichtig auf die Beine helfen – mehr aber auch nicht. Eher kroch sie nach Hause, als sich von ihm tragen zu lassen!

Asim beobachtete sie erneut amüsiert. »Na«, sagte er mit in die Hüfte gestemmen Händen. »War wohl doch nicht so verkehrt, dass dieser Ochse dich angeschleppt hat.«

Rai errötete und war froh, dass es so dunkel war, dass Asim es nicht sehen konnte. Als sie zu dem steinernen Durchgang zurückkehrten, warf sie einen letzten Blick auf die Gruppe »gleichgesinnter« Männer, die eifrig redeten und Pläne schmiedeten. Sie wirkten verändert. Ihre Gesichter strahlten, als würden fast erloschene Glutreste in ihren Seelen wieder aufflammen.

»Was haben wir nur getan?«, flüsterte Rai und schüttelte den Kopf.

Die Worte waren nicht für Asims Ohren bestimmt gewesen, aber er hörte sie dennoch.

»Mein liebes Mädchen«, erwiderte er mit tiefer Stimme. »Wie es aussieht, hast du gerade eine Rebellion ausgelöst.«



## 11

### NEFF

**N**efermaat!«, blaffte der Priester. »Hörst du überhaupt zu, Mädchen? Wir dürfen keine Zeit verlieren. Die Barkasse ist mit Verspätung eingetroffen, und wenn uns bei diesen Lieferungen ein Fehler unterläuft, geht es mir – und dir – an den Kragen!«

Neff stöhnte innerlich auf. An diesem Vormittag war viel los gewesen, und sie sehnte sich nach ihrem Mittagsmahl. *Und da dachte ich immer, es wäre anstrengend, den ganzen Tag an Yatis Marktstand zu verbringen. Dabei war das im Vergleich hierzu ein Sandkorn in der Wüste!*

»Ich höre?«, sagte sie.

»Papyrusrollen für die Schreiber im Lebenshaus«, sagte der Priester, während er ihr ein Bündel nach dem nächsten in die Arme stapelte. »Räucherwerk und frischer Leinen für das Heiligtum, und

das hier geht direkt an Meister Mentuhotep.« Er reichte ihr einen karneolrot bemalten Weinkrug mit langem Hals. »Er hat darum gebeten, dass du die Lieferung persönlich in seine Gemächer bringst.«

Neff nickte und machte sich auf den Weg. Seit ihrer Ankunft waren erst einige Tage vergangen, doch sie hatte bereits so viele Botengänge getätigt, dass sie den Tempel und die Namen der meisten Priester genau kannte. Ob der Meister ihr diese Aufgabe wohl genau aus diesem Grund zugewiesen hatte? Oder wollte er ihr Durchhaltevermögen auf die Probe stellen, um herauszufinden, ob sie wirklich dazu geeignet war, eine Priesterin zu werden? Jedenfalls fiel sie Abend für Abend wie ein Stein ins Bett und schlief wie eine Tote, nur um bei Tagesanbruch von den Wabet geweckt zu werden und sich zu baden und zu schrubben, bis ihre Haut wund war. Inzwischen schimmerte ihre Haut bereits so poliert wie die aller anderen hier im Tempel. Zu ihrem Verdruss hatte sie so viel um die Ohren gehabt, dass ihr bislang keine Zeit geblieben war, wie versprochen als Prinz Kennas Helferin zu arbeiten. Zwar hatte sie ihn ein paarmal im Vorbeigehen gesehen, aber zu mehr als einem eiligen Gruß hatte es nie gereicht. Hoffentlich würde sich das bald ändern.

Sie schlängelte sich durch die Menschenmenge und nutzte dabei die Abkürzungen, die sie entdeckt hatte. Als sie gerade um eine Ecke biegen wollte, brachte sie der Klang einer vertrauten Stimme abrupt zum Stillstand.

»Die Heiler haben keine Hoffnung mehr«, sagte der Mann. »Sie haben jeden Trank genutzt, jedes Amulett verordnet. Aber sein Zustand wird immer schlechter. Nun verlangt er nach uns, obgleich ich befürchte, dass selbst wir gegen einen solchen Dämon wenig ausrichten können. Ich habe die grauenvollen braunen Male an seinen Händen und Füßen gesehen. Er versucht, sie unter Sandalen zu verbergen und zu überschminken. Und sein Verhalten ist ... unvorhersehbar.«

Vorsichtig lugte sie um die Ecke und sah den Heka-Priester, der ihr am ersten Tag im Tempel begegnet war, und seine beiden Begleiter den Gang entlanglaufen. Neff fand sie zwar nach wie vor beeindruckend, aber ohne ihre Tiermasken sahen sie weitaus weniger einschüchternd aus.

*Worüber sie wohl reden?* Neugierig geworden lauschte sie versteckt hinter einer Statue, als das Dreiergespann an ihr vorbeilief.

»Wir müssen vorsichtig sein«, sagte einer der beiden Begleiter. »Er mag krank sein, aber er könnte uns immer noch dafür auspeitschen lassen, dass es uns nicht gelingt, ihn zu heilen. Und die Peitsche wäre noch das geringste Übel.«

Der dritte Priester gab einen abfälligen Laut von sich. »Dazu hat er nicht den Mumm.«

Woraufhin der erste Priester zischte: »Hüte deine Zunge! Die Tempelwände haben Ohren!« Er spähte in die Schatten rund um Neffs Versteck, lief aber weiter, ohne sie zu entdecken.

Neff wartete noch einen Augenblick ab, ehe sie hervorkam. War es möglich, dass sie über den König gesprochen hatten? Jetzt fiel ihr auch wieder ein, dass es in Bubas Tratsch über seine Krankheit gegeben hatte. Aber ein Dämon, gegen den selbst die mächtigsten Heka-Priester des Landes nichts auszurichten vermochten? Was ging hier vor sich? Und was genau hatte es mit diesen Heka-Priestern eigentlich auf sich? Ihr war bewusst, dass man sie in den Tempel gebracht hatte, damit sie Stundenpriesterin wurde. Und doch bekam sie das Bild von dem lebendigen Schlangensab nicht aus dem Kopf.

Aber nun musste sie sich erst einmal beeilen, damit der Meister nicht bemerkte, dass sie getrödelt hatte.

Innerhalb kürzester Zeit lieferte sie die Papyrusrollen, das Räucherwerk und den Leinen ab und machte sich auf den Weg nach draußen zu Meister Mentuhoteps Gemächern. An ihrem ersten Tag waren ihr noch zahlreiche Fehler unterlaufen, aber sie hatte schnell

aus ihnen gelernt. Sooft sie sich auch über die vielen langen Tage auf dem Markt beschwert hatte – hier in dieser neuen Rolle profitierte sie davon, dass ihr Vater sie zu harter Arbeit und Beharrlichkeit erzogen hatte.

Sie wog den Weinkrug in ihrer Hand – ihre letzte Lieferung für diesen Tag. Seit ihrer Ankunft hatte sie nicht viel Zeit mit dem Meister verbracht, aber es hatte gereicht, um den Eindruck zu gewinnen, dass sich seine Meinung über sie nicht unbedingt gebessert hatte. Nachdem sie sich an jenem ersten Tag von ihrem Schreck erholt und sich an ihr Spiegelbild gewöhnt hatte, war es ihr höchstes Ziel gewesen, hier im Amun-Tempel so viel zu lernen wie möglich. Mehr als einmal hatte sie versucht, den Meister zu fragen, wann ihr Unterricht beginnen würde. Aber er hatte sie jedes Mal wieder davongescheucht wie eine lästige Fliege.

Als das weiße Gebäude mit dem Flachdach an der Grenze zum Tempelhof zum Vorschein kam, atmete sie tief durch. Dann klopfte sie an die schimmernde Holztür.

Eine schneidende Stimme rief von drinnen: »Herein!«

Neff fuhr sich mit der Zunge über die Lippen und ging nach drinnen, wo sie drückende Finsternis erwartete. Die Holzläden an beiden Fenstern waren geschlossen und die dicken Vorhänge davor zugezogen, sodass das Gemach eher an eine dunkle Höhle erinnerte. Meister Mentuhotep saß auf einer Schilfmatte in der Raummitte. Eine entzündete Öllampe auf einem niedrigen Tisch vor ihm tauchte sein Gesicht in Flackerlicht.

»E...es tut mir leid, dass ich störe, Meister«, stotterte Neff. Was, wenn sie ihn gerade mitten in einem Ritual unterbrochen hatte? »Aber man hat mir aufgetragen, Euch das hier umgehend zu liefern.« Hastig stellte sie den Weinkrug neben einem kleinen goldenen Kelch auf dem Tischchen ab und wollte sich gerade wieder zurückziehen, als Mentuhotep erneut das Wort ergriff.

»Schließ die Tür und setz dich.«

So unwohl sich Neff auch fühlte, sie wusste, dass sie gehorchen musste. Mit einer Verbeugung machte sie kehrt und schloss leise die Tür. Dann setzte sie sich auf eine Matte gegenüber des Meisters.

In seinen Augen spiegelte sich das Flackerlicht, als er die Lampe hochnahm und Neff kurz musterte. Dann hielt er die Flamme an eine Schale voller kleiner, gelber Brocken – irgendein Harz, wie Neff vermutete – und entzündete sie.

»Was weißt du über Träume, Kind?«, fragte er.

Als Neff der stechende, bittere und gleichzeitig süße Rauch in die Nase stieg, musste sie husten. »Nicht viel«, antwortete sie, nachdem sie sich wieder beruhigt hatte. »Nur dass es sich um Götterbotschaften handelt und uns die Stundenpriester ihre Bedeutung erklären können.«

»Korrekt«, erwiderte der Meister. »Die Götter sprechen nicht direkt zu uns, wie es Menschen zu tun pflegen. Sie drücken sich in Form von Bildern und Symbolen aus. Deswegen erlernen die Stundenpriester die göttliche Sprache so gründlich, dass sie diese am Ende fließend beherrschen. Diese Möglichkeit zu erhalten, ist eine große Ehre. Nicht jeder ist dafür gemacht, das Wort der Götter zu vernehmen.« Er verstummte und legte seine gefalteten Hände auf den Tisch zwischen ihnen. »Als dich die Hohepriesterin herbrachte, schwor sie, du wärest von Bastet berührt worden. Doch der Weg vom Laientum zur Priesterschaft ist lang – umso mehr für ein Mädchen aus dem einfachen Volk wie dich. Willst du wirklich vom Wasser des Ursprungs trinken, Mädchen? Dich vollständig von seinen Geheimnissen einnehmen lassen? Oder möchtest du lieber wieder zurück nach Bubas in die warmen Arme deiner Mutter? Ich bin bereit, den Zorn der Hohepriesterin auf mich zu nehmen. Du hast nun mit eigenen Augen gesehen, wie hart das Tempelleben ist. Ich werde es dir nicht leicht machen, und dasselbe gilt für alle anderen Priester hier. Es wäre nachvollziehbar, wenn du nicht bleiben möchtest. Niemand würde dir einen Vorwurf daraus machen, wenn du nach

Hause zurückkehrst. Nicht einmal die Göttin selbst.« Er presste die Lippen zusammen und betrachtete Neff aus seinen glitzernden schwarzen Augen. »Sei gewarnt«, sagte er dann. »Hast du einmal von diesem Wasser getrunken, führt kein Weg mehr zurück. Der richtigen Person bringt es Erleuchtung. Für die falsche aber ist es ein Gift, das die Seele von innen heraus zerstört.«

Neff runzelte die Stirn. Als sie in den Tempel gekommen war, hatte sie sich vorgestellt, wie sie lernen würde, die Götterworte zu lesen. Dass sie über Schriftrollen brüten und die göttlichen Mysterien entschlüsseln würde. Aber das, was Mentuhotep hier beschrieb, hatte nichts mit langen Tagen in von Kerzenlicht erhellten Bibliotheken zu tun.

Was Mentuhotep hier beschrieb, klang *gefährlich*.

War es vielleicht besser, das Angebot des Meisters anzunehmen und den Tempel zu verlassen, solange sie noch konnte? War es nicht genau das, was sie gewollt hatte, als sie ihr das Haar abgeschnitten und sie in eine Fremde verwandelt hatten? Wäre es nicht schön gewesen, wieder zu Hause zu sein? Auf ihrer vertrauten Schlafmatte, bei ihrer Familie und ihren Freundinnen? In Bubas, wo sie mit ihrem Vater lange Tage auf dem Markt verbringen würde?

Sie zögerte.

*Wie Yati wohl reagieren würde, wenn ich einfach aus dem Tempel zurückkehre? Wenn ich das Priesterinnenamt ablehne, ehe ich es überhaupt richtig versucht habe?* Ihre Mutter würde übergücklich sein, sie zurückzuhaben. Aber ihr Vater? *Nein, er wäre sicher enttäuscht.*

Der Meister irrte sich. Denn die Göttin *würde* es ihr übel nehmen, wenn sie ging. Und nicht nur die Göttin. Warum also hatte er ihr dieses Angebot gemacht?

*Weil er mich nicht hierhaben will. Er versucht, mich abzuschrecken.* Erst mit der endlosen Liste an Aufgaben, jetzt mit dieser unheilvollen Warnung. Sobald sie ihre Gefühle außer Acht ließ, war es sonnenklar. Offensichtlich. *Ich mag noch jung sein – aber*

*mein Vater hat mich nicht zur Dummheit erzogen. Die Göttin hatte einen Grund dafür, mich an diesen Ort zu bringen, und ich habe mein Wort gegeben, bis zum Ende durchzuhalten. Es braucht schon mehr, damit ich dieses Versprechen breche.*

Neff räusperte sich. »Ich möchte bleiben.«

Kaum wahrnehmbar zuckte ein Nerv unter dem Auge des Meisters. »Nun gut. Dann lass uns beginnen.«

»Mit was?«, fragte Neff.

»Du willst vom Wasser trinken«, sagte der Meister und hob den Weinkrug, aus dem er eine dunkle, zähe Flüssigkeit in den goldenen Kelch füllte. »Dieses Elixier öffnet deinen Geist für das Göttliche. Visionen sind launenhaft, sie kommen nicht, nur weil man sie ruft. Besonders nicht zu Novizinnen wie dir. Das Elixier begünstigt sie. Sobald du es getrunken hast, werde ich dir einige Fragen zu Träumen stellen, die ich in der Vergangenheit gedeutet habe. Ich kenne die korrekte Bedeutung dieser Träume bereits und weiß, was sich ereignete, nachdem die Träumenden erwacht sind. Falls die Götter mit dir zu sprechen wünschen, wird dir die richtige Deutung eingegeben. Falls nicht ...«, er reichte ihr den Kelch, »... dann möge Amun deiner gnädig sein.«

Mit zitternden Händen nahm Neff das Gefäß entgegen und brachte es an ihre Lippen. Dann zögerte sie doch noch einmal und warf über den Becherrand hinweg einen Blick zu Mentuhotep.

*Er will, dass du versagst.*

Der Gedanke brachte ein Feuer in ihrem Bauch zum Lodern. Mit einem einzigen großen Schluck leerte sie den Kelch bis auf den letzten Tropfen.

Das Elixier brannte ihr in der Kehle. Es war unangenehm süß, doch dahinter verbarg sich ein bitterer Kräutergeschmack, vermengt mit einer Kupfernote, die sie an Blut erinnerte. Sie biss die Zähne zusammen und schluckte. Zu ihrer Erleichterung musste sie immerhin nicht würgen.

Dann stellte sie den Kelch auf den Tisch zurück, faltete die Hände im Schoß und begegnete wieder Mentuhoteps stechendem Blick. Seine Miene verfinsterte sich, was Neff insgeheim freute.

»Schau in die Lampe«, intonierte der Meister. »Lass deinen Blick verschwimmen und konzentrier dich auf die Flamme. Sieh in die Dunkelheit inmitten des Lichts. Lass dich davon umhüllen. Mach es zum einzigen Inhalt deiner Welt. Denn es ist der Ort, an dem du gefunden wirst – oder verloren gehst.«

Neff konzentrierte sich auf die Lampe. Durch die schweren Vorhänge drang kein Lufthauch herein, sodass die Flamme nicht flackerte, sondern so ruhig brannte, dass sie beinahe fest zu sein schien, wie ein Gegenstand, den man in der Hand halten konnte.

Die Zeit verstrich. Neff wendete ihren Blick nicht ab. Dann breitete sich langsam ein seltsames Gefühl der Schwerelosigkeit in ihr aus, das von Sekunde zu Sekunde stärker wurde. Von einem Moment zum nächsten brach eine Welle reiner, gewaltiger Freude über sie herein, ein Wohlbefinden, wie sie es noch nie zuvor erlebt hatte. Alles schien scharf umrissen, die Flamme heller und satter, eine Herrlichkeit aus goldenem und violetterem Licht. Neff wollte sie berühren, wollte sie schmecken, hineinkriechen, eins mit ihr werden.

Der Raum um sie herum wurde dunkler, dann schien er ganz zu verschwinden, zusammen mit dem kleinen Tisch und Mentuhotep auf der anderen Seite. Selbst ihr Körper, das Gewicht ihrer Glieder, das Gefühl, den Boden zu berühren – all das war fort. Was blieb, war die Flamme.

Vom anderen Ufer eines Ozeans aus Nichts vernahm sie wie durch Watte die Stimme des Meisters. »Der Träumende erklimmt den Masten eines großen Schiffs. Was rätst du ihm?«, fragte Mentuhotep.

Die Flamme flackerte schwach. Vor ihrem inneren Auge sah Neff Umrisse darin auftauchen – einen Mann, der sich erhob, getragen von Gestalten mit Tierköpfen, die im flackernden Licht tanzten.

»Er wird sich über sein Volk erheben, getragen von den Händen

der Götter«, sagte sie. Ihre Stimme schien nicht ihr zu gehören. Als würde etwas Gewaltiges, Fremdartiges ihre Zunge lösen.

»Der Träumende sieht sich in einem Spiegel«, drang Mentuhoteps Stimme zu ihr vor.

Wieder erschienen ihr die Bilder in der Flamme. »Dieser Mann ... Er wird großen Kummer durchleben. Er wird seine Frau verlieren.«

»Sein Gesicht ist nicht das seine«, sagte der Meister. »Er trägt das Gesicht eines Leoparden.«

»Er wird seinem Volk ein Anführer.« Die Antworten kamen jetzt schneller, sie flossen aus der Flamme in ihren Geist wie Wasser.

»Der Träumende befindet sich in einem tiefen Brunnen.«

»Er wird für seine Vergehen eingesperrt.«

»Der Träumende sieht einen leuchtenden Mond.«

»Ihm wird vergeben werden.«

Ihr Hochgefühl nahm weiter zu, brachte ihre Sinne zum Lodern, erfüllte ihre Seele mit Farbe und Licht, so hell und bunt, dass der Anblick nahezu unerträglich war. Sie versuchte wegzusehen, wollte die Verbindung zu dem, was da durch sie sprach, unterbrechen. Aber da erschien das nächste Bild in der Flamme.

»Das Lamm«, flüsterte sie.

Nach kurzem Schweigen ergriff Mentuhotep wieder das Wort.

»Das Lamm aus deiner Vision? Die Hohepriesterin hat mir davon erzählt. Was siehst du?«

Neff wollte nicht mehr. Je länger sie in die Flamme sah, desto stärker schien diese sie aus ihrer Welt hinaus und hinein in einen Abgrund zu ziehen. Und sie war nicht sicher, ob sie es jemals wieder hinausschaffen würde.

»Aufhören«, flehte sie. »Ich kann nicht ...«

»Du kannst, und du wirst«, unterbrach Mentuhotep sie. »Sag mir, was du siehst!«

Neff stöhnte auf und versuchte, sich zu konzentrieren, obwohl

ihre Empfindungen sie zu überwältigen drohten. Dutzende Bilder glitten durch die Flamme, fast zu schnell, um sie alle zu erkennen.

»Ich sehe Krieg«, stieß sie mühsam hervor. »Ich sehe eine lange Reise. Ich sehe Betrug und Tod ... so viel Tod ...«

»Was noch?« Der Meister klang ungeduldig.

Neff durchforstete das Chaos, versuchte, das Dahinter zu erkennen. Vier Gestalten wurden sichtbar. Eine trug eine Krone, die nächste ein Zepter, die dritte hatte zwei Schatten, und die letzte ... die letzte ...

Sie war klein.

»Sag es mir!«, herrschte Mentuhotep sie an.

Dann gab es einen lauten Knall, und Neffs Welt barst zu einer Explosion aus grellem Licht. Ein Windstoß ging durchs Zimmer, und die Flamme erlosch.

Neff blinzelte in die Sonne und wurde nach Luft schnappend ins Hier und Jetzt zurückkatapultiert. Sie drehte sich um. Eine starke Bö hatte die Tür zu der Kammer weit aufgestoßen.

Das Hochgefühl wich trüber Benommenheit. Ihr Kopf tat weh, und ihr Magen brannte.

Mentuhotep fluchte und packte sie über den Tisch hinweg grob am Handgelenk. »Was hast du gesehen, Kind? Sag es mir, ehe die Vision verblasst!«

Neff sah zu ihm auf. Dann übergab sie sich.



Mehrere Wab-Priester mussten zusammenarbeiten, bis Mentuhoteps Gemach endlich zu seiner Zufriedenheit gereinigt war. Neff hätte gern geholfen, doch ihr war so übel, dass sie sich kaum rühren konnte. Der Meister versuchte weiter, sie über ihre Vision von dem Lamm auszufragen, doch sie schüttelte nur matt den Kopf. »Es tut mir leid, aber ich erinnere mich nicht mehr«, log sie.

In Wahrheit erinnerte sie sich an jedes Detail. Aber dass der Windstoß an einem eigentlich windstillen Tag genau in diesem Augenblick die Tür aufgeschlagen hatte, schürte in ihr den Verdacht, dass sie diese Vision vielleicht besser für sich behalten sollte. Zumindest Mentuhotep gegenüber. Solange sie im Tempel niemanden hatte, dem sie vertrauen konnte, würde sie das, was sie gesehen hatte, tief in ihrem Inneren wegschließen.

Inzwischen bestand für Neff kein Zweifel mehr daran, dass die Göttin sie an diesen Ort gerufen hatte, um die Botschaft des Lamms zu deuten – und dieses Wissen auf irgendeine Weise zu nutzen, um eine Katastrophe zu verhindern.

Ihr Traum war bereits von düsteren Omen gezeichnet gewesen. Aber die Vision hatte dem Schrecken ein neues Element hinzugefügt.

Die vier Figuren.

Sie hatte ihre Gesichter nicht sehen können, und auch sonst nichts außer den kleinen Details, an die sie sich noch erinnerte. Aber eins wusste sie mit vollkommener Sicherheit: Bei der letzten Gestalt hatte es sich um sie selbst gehandelt.

Doch welche Rolle könnte ein Mädchen wie sie schon in einem so gewaltigen Plan spielen? Sie war weder Anführerin noch Kriegerin, und abgesehen davon, dass sie nicht auf den Kopf gefallen war, verfügte sie über keinerlei besondere Fähigkeiten.

Dann dachte sie an die Heka-Priester und die Schlange, im einen Moment noch Holz, im nächsten aus Fleisch und Blut. *Wahre Magie.*

Hatte Prinz Kenna nicht gesagt, dass er sämtliche Bereiche des Priestertums studierte, um herauszufinden, welches ihm am besten gefiel? Wenn er sie gleich *alle* erlernen konnte ... dann konnte es doch nicht so schwer sein, sich *zwei* anzueignen, oder?



Es dauerte beinahe eine Stunde, bis sie sich gut genug fühlte, um in ihre Gemächer zurückzukehren. Ehe sie ging, hielt Mentuhotep sie noch einmal auf, indem er sie mit seiner großen Hand an der Schulter packte.

»Morgen nach Vollendung deiner Botengänge gehst du zum Lebenshaus. Dort werden die Schreiber anfangen, dich in den Götterworten zu unterrichten.« Nach kurzem Schweigen fügte er hinzu: »Sehen zu können, ist das eine. Aber zu *verstehen*, was man sieht, etwas ganz anderes. Wenn du mir in irgendeiner Form nützlich sein willst, benötigst du Disziplin und Selbstbeherrschung. Du musst aus den Schriftrollen lernen.«

Neff nickte. Was für eine aufregende neue Entwicklung! »Aber ... waren meine Traumdeutungen denn richtig?«, fragte sie.

Mentuhotep schwieg, aber sein Gesichtsausdruck sagte alles. »Wenn du stärker bist, wiederholen wir das«, erwiderte er schließlich gereizt.

Dann schickte er sie fort.

Neff stolperte los zu den Frauengemächern. Ihr Magen revoltierte nach wie vor, doch trotz der Übelkeit empfand sie eine tiefe Befriedigung. Sie wusste, dass sie die Träume richtig gedeutet hatte. Mentuhotep hatte versucht, ihr Angst zu machen. Doch sie hatte bewiesen, dass sie einen Platz im großen Tempel verdient hatte.

Als sie schließlich bei den Frauengemächern angekommen war, ließ sie sich auf ihre Matte fallen, ohne auf den endlosen Fragenstrom der Wabet einzugehen, und schlief ein.



Neff verbrachte Stunden im siebten Schlaf.

Als sie erwachte, hatte sie Heißhunger. Das Mittagmahl hatte sie verpasst, und die Sonne stand bereits niedrig. Nachdem sie die Köchin überredet hatte, ihr einen Brotkanten, ein gekochtes Ei und

ein Stück Käse einzupacken, verkroch sie sich mit ihrer Beute zum Essen im Tempelgarten.

Unter einem Obstbaum verschlang sie Brot und Eier. Von dem gummiartigen weißen Käse nahm sie nur kleine Bissen, damit er länger hielt. Als sie beinahe aufgegessen hatte, hörte sie mehrere Personen den Weg entlangkommen.

»Wie konntest du nur das Bastet-Fest verpassen, Kenna?«, fragte eine Frauenstimme. »Ganz Thonis war dort. Bis auf dich.«

»Feiern liegen mir nicht, Schwester«, antwortete Prinz Kenna mit seiner heiseren Stimme. »Das weißt du doch. Ich war dabei, als die Göttin eingetroffen ist. Das genügt. Außerdem wage ich zu vermuten, dass meine Abwesenheit nicht weiter aufgefallen ist.«

*Schwester?* Neff rutschte auf dem Hintern hinter einen Jasmin und spähte zwischen den Blättern hindurch. Prinz Kennas Haar war so ungeordnet wie stets, und er trug eine einfache schwarze Leinentunika mit einem weichen Lederband als Gürtel. Bis auf ein einfaches Anubis-Halsband aus schwarzen, weißen und blauen Perlen trug er keinen Schmuck. Die junge Frau neben ihm war anders bekleidet als bei ihrer Begegnung mit Neff während der Eröffnungszeremonie des Bastet-Fests. Dennoch bestand kein Zweifel, dass es sich um Prinzessin Sitamun handelte.

Anders als ihrem Bruder sah man ihr die königliche Herkunft auf den ersten Blick an. Wie Bakenamun hatte auch sie eine auffällig lange Nase, doch während diese im schmalen Gesicht des Prinzen an einen Schnabel erinnerte, ließ sie die Prinzessin herrschaftlich wirken. Ihr dickes schwarzes Haar reichte bis über die Schulterblätter und war mit Goldperlen verziert, und sie trug ein grünes Leinenkleid mit einem tiefen Ausschnitt, das ihre kurvige Figur betonte. Ihr Schmuck dagegen war recht einfach gehalten: zwei Amulette an schwarzen Bändern. Bei dem einen handelte es sich um einen roten Isisknoten, beim anderen um einen einfachen grünen Skarabäus.

Es war schwer, den Blick von der Prinzessin zu lösen. Sie erinnerte an ein Chamäleon – exotisch, strahlend, stets im Wandel begriffen. Neff empfand einen Anflug von Neid.

»Ich meine doch nur, dass es dir guttun würde, hin und wieder im Palast vorbeizuschauen«, sagte Sitamun und warf dabei einen beklommenen Blick in Richtung Tempel. »Du kannst dich doch nicht auf ewig dadrin verstecken.«

»Ich verstecke mich nicht«, konterte Kenna. »Ich arbeite. Solltest du vielleicht auch irgendwann versuchen.«

Die Prinzessin verzog den Mund. »Weißt du, Bruder«, entgegnete sie, »wenn du etwas mehr Zeit mit den Lebenden verbringen würdest, wüsstest du vielleicht, wie man angemessen mit ihnen spricht. Früher warst du nicht so herzlos.«

Kenna schloss die Augen und seufzte. »Verzeih mir, Sitamun«, sagte er dann betont geduldig. »Ich dachte nur, ich hätte mehr als deutlich gemacht, dass mich das Palastleben nicht interessiert. Ich will doch einfach nur in Ruhe arbeiten dürfen. Mutter mag die Wichtigkeit meiner Tätigkeit nicht verstehen. Immerhin zollt kaum jemand den Männern Anubis' den gebührenden Respekt. Aber seit ich mich ihnen angeschlossen habe, hat sich einiges geändert. Die übrigen Priester verhalten sich ihnen gegenüber jetzt anders.« Er schüttelte den Kopf. »Die Einbalsamierungskammer ist der vermutlich einzige Ort im gesamten Königreich, an dem meine Anwesenheit die Gesichter zum Strahlen bringt, anstatt sie in Schatten zu tauchen. So ungern ich dich auch enttäusche, Schwester – aber ich bleibe lieber hier.«

Sitamun zwirbelte eine Haarsträhne zwischen ihren Fingern. »Aber Kenna ... Ich mache mir Sorgen.«

»Worüber?«

»Vater.«

Kenna sank ein wenig in sich zusammen. »Ah.« Er hob die Hände zu einer hilflosen Geste. »Die Priester tun, was sie können,

Sitamun. Ich bin sicher, dass alles, was ich beitragen könnte, bereits versucht wurde.«

»Aber was, wenn ... Was, wenn sie sich irren und ihn etwas ganz anderes plagt?«, fragte Sitamun. »Was, wenn er gar nicht von einem Krankheitsdämon heimgesucht wird?«

Kenna gab ein abfälliges Schnauben von sich. »Ich verstehe ja, dass du dich sorgst, Sitamun. Aber das heißt nicht, dass du die Priester infrage stellen darfst. Und wie kommst du überhaupt darauf? Hast du wieder diese Geschichten gelesen? Ich weiß ja, dass du eine Neigung zu fixen Ideen hast. Aber ich dachte, du wärest inzwischen alt genug, um nicht mehr zuzulassen, dass die Fantasie mit dir durchgeht.«

»Mit Fantasie hat das nichts zu tun!« Sitamuns Wangen verfärbten sich rot vor Wut.

»Und mit was dann?«, fragte Kenna. »Kannst du mir einen einzigen Grund nennen, aus dem ich glauben sollte, dass sich die Priester in Hinsicht auf Vaters Krankheit irren?«

Neff beugte sich vor und lauschte gespannt, wie die Prinzessin antworten würde.

Ein gequälter Ausdruck zuckte über Sitamuns Züge. Sie schien etwas sagen zu wollen, überlegte es sich aber anders und schüttelte nur schweigend den Kopf.

Kenna tätschelte ihr unbeholfen die Schulter. »Ich weiß ja, wie schwer das für dich ist. Vielleicht gesundet Vater wieder, vielleicht aber auch nicht. Manchmal wollen die Götter ihre Kinder wieder zu sich rufen, und es gibt nichts, was wir dagegen ausrichten können. Aber wenn er in den Westen ziehen muss, dann werde ich zur Stelle sein, um ihn auf die Reise vorzubereiten. So, wie es sein sollte.«

»Und dann geht der Thron auf Meri über?«

Bei diesen Worten wandte sich Kenna zu dem Obstbaum um und pflückte eine rubinrote, runde Frucht von einem Zweig. »Und der Thron geht auf Meri über.«

Die Prinzessin nickte.

»Geh zurück in den Palast, Schwester«, sagte Kenna. »Und hör auf, dir Gedanken über Dinge zu machen, die du nicht ändern kannst.«

Dieser Rat schien die Prinzessin mehr zu verletzen als alles andere. Ohne ein weiteres Wort zu verlieren, verließ sie den Hof.

Kenna sah ihr hinterher. Seine Adlernase zeichnete sich vor der untergehenden Sonne ab. Nach einer Weile sagte er: »Du kannst jetzt herauskommen.«

Neff wich das Blut aus dem Gesicht. Verlegen spähte sie aus ihrem Versteck hervor. »Woher wusstet Ihr, wo ich bin?«

»Jasmin trägt üblicherweise keine Sandalen«, erwiderte Kenna amüsiert und deutete mit dem Kopf auf ihre Füße, die unter dem Busch hervorragten.

Neff erhob sich mit brennenden Wangen. »Es ... Es tut mir leid, mein Prinz. Ich wollte nur im Garten essen, Euch zu belauschen war nicht meine Absicht.«

»Du brauchst dich nicht zu entschuldigen«, versicherte ihr der Prinz zu ihrer gewaltigen Erleichterung. »Schließlich hast du nichts gehört als die Klagen eines Mädchens, das alles hat und trotzdem noch mehr will.« Er zog ein kleines Messer aus seinem Gürtel und zerteilte die Frucht.

Neff sah ihm genau zu. Diese Art von Obst hatte sie noch nie gesehen. »Was ist das?«, fragte sie.

»Ein Granatapfel.«

»Hm«, murmelte sie. »Eure Schwester ist wunderschön.«

Leuchtend roter Saft tropfte von der Klinge des Prinzen. Er leckte sie sauber. »Das ist sie.«

»Und es ist doch nett von ihr, dass sie mehr Zeit mit Euch verbringen möchte.«

Kenna zog ein Stück aus dem Granatapfel heraus, in dem eine ganze Traube an schimmernden Kernen steckte. »Da hast du wohl recht.«

Neff wusste, dass sie jetzt besser den Mund halten sollte, aber sie konnte einfach nicht anders. »Und ... wieso besucht Ihr sie dann nicht häufiger im Palast? Eurer Arbeit hier würde das doch nicht im Weg stehen, oder?«

Der Prinz schob sich ein paar Kerne in den Mund. »Wieso stellst du mir all diese Fragen, Nefermaat?«, sagte er, nachdem er geschluckt hatte.

Nach kurzem Nachdenken erwiderte Neff: »Meine Mutter wollte fünf Kinder. Eins für jeden Finger an ihrer Hand. Aber Vater konnte ihr nur eines schenken. Manchmal frage ich mich, ob er deswegen so verzweifelt versucht, uns reich zu machen. Als Wiedergutmachung dafür, dass er ihr das, was sie wirklich wollte, nicht geben konnte.«

Sie hatte nichts zu trinken mitgebracht, und ihre Kehle war ausgedörrt. Sie fuhr sich mit der Zunge über die Lippen, dann fuhr sie etwas leiser fort: »Solange ich denken kann, habe ich mir nichts mehr gewünscht als eine Schwester. Deswegen fällt es mir schwer zu verstehen, wie Ihr Eurer mit Ablehnung begegnen könnt.«

Der Prinz hörte auf zu kauen. Seine Nasenflügel bebten.

Auf einmal wünschte Neff, sie hätte ihre Worte zurücknehmen können. Sicher, der Prinz war freundlich. Aber den Krokodilen zum Fraß vorwerfen konnte er sie trotzdem. Und doch stand sie hier und machte ihm Vorwürfe, weil er nicht nett genug zu seiner Schwester war. Was hatte sie sich nur gedacht?

»Das hätte ich nicht sagen dürfen«, platzte sie heraus und wich einen Schritt vor ihm zurück. »Ich gehe besser.« Sie wandte sich hastig ab in Richtung der Frauengemächer, um ihm zu entkommen, eher er sich eine Strafe überlegen konnte.

»Warte.«

Neff erstarrte. Dann drehte sie sich um. Doch der Ausdruck auf dem Gesicht des Prinzen wirkte nicht wütend, sondern aufgewühlt.

»Es tut mir leid, dass du keine Geschwister hast, Nefermaat«,

sagte er. »Aber es hat auch Vorteile, so besonders zu sein. So *erwünscht*. Das Wasser der Liebe deiner Eltern schlägt einzig und allein gegen deine Küste. Ich dagegen bin einer von dreien, die alle gleichzeitig geboren wurden. Mein Vater hat unser erstes Lebensjahr damit verbracht, überall unsere Geburtsgeschichte zu verbreiten, damit auch ja jeder davon erfährt, dass die Götter ihn mit Überfluss gesegnet und ihm damit ihren Segen gegeben haben, den Platz auf dem Thron einzunehmen. Und doch kam ich mir immer vor wie das fünfte Rad am Wagen. Ich liebe Sitamun. Aber ihr Leben dreht sich einzig um Feiern und schöne Gewänder und Geschichten über Liebe und Leidenschaft. Das ist nicht meine Welt, und ich werde nicht zulassen, dass sie mich wieder mit in sie hineinzieht. Ja, unser Vater wird womöglich sterben, das ist eine Tatsache. Es ist traurig, aber der Tod ist ein Teil des Lebens, und wie jeder andere Mensch auch, muss Sitamun lernen, sich damit abzufinden, ohne sich wie ein Kind zu benehmen. Irgendwann müssen wir alle erwachsen werden.« Als sein Blick auf Neff fiel, wurde sein Ausdruck weicher. Nach kurzem Schweigen sagte er: »Du wirst vielleicht nie eine Schwester haben, aber wenn du möchtest, darfst du mich Bruder nennen.«

Neff traute ihren Ohren kaum. »Aber ich bin doch nur ein einfaches Mädchen aus Bubas. Und Ihr seid ein Prinz! Dennoch würdet Ihr mich Schwester nennen?«

Kenna zuckte mit den Achseln. »Krone hin, Krone her, am Ende sind wir alle Kinder Khetaras.« Er hielt ihr auf der ausgestreckten Hand einen Kern aus der roten Frucht hin.

*Eine Krone*, dachte Neff plötzlich. Hatte nicht die erste Gestalt eine Krone getragen? Vielleicht hatte ja eins der drei königlichen Geschwister etwas mit der Prophezeiung des Lamms zu tun. Falls dem so war, hatte bei ihrer Freundschaft zu Kenna womöglich das Schicksal die Finger im Spiel.

Neff nahm den Kern aus seiner Hand und betrachtete die win-

zige, juwelenähnliche Frucht. »Ich habe noch nie einen Granatapfel probiert«, sagte sie, ehe sie ihn sich in den Mund schob. Er schmeckte anders als alles, was sie kannte – knackig, süß und herb zugleich, mit einer bitteren Note in der Mitte. Er war herrlich erfrischend.

»Ich glaube, in den kommenden Tagen wirst du noch eine Menge neuer Dinge probieren, kleine Schwester«, sagte Kenna.

»Darf ich mehr haben?«

»Hier, nimm ihn ganz.« Kenna reichte ihr den Granatapfel.

Neff nahm ihn und biss so tief hinein, dass ihr der Saft vom Kinn tropfte.



12

## SITA

Als Sita aus dem Tempel zurückkehrte, zitterten ihre Hände so heftig, dass sie Angst hatte, eine der Dienerinnen könnte es bemerken. Auf dem Rückweg hatte sie die Königsstraße gemieden und stattdessen einen weniger stark genutzten Nebenweg eingeschlagen, auf dem sie glücklicherweise niemandem begegnet war, den sie kannte.

Sie brauchte etwas, um ihre Nerven zu beruhigen. Erst wanderten ihre Gedanken zum Wein, aber dann fiel ihr ein, dass sie kürzlich noch eine andere Form der Ablenkung für sich entdeckt hatte.

*Ja, das ist genau das, was ich jetzt brauche, dachte sie.*



Spät am Abend, als sich ihre Leibdienerinnen bereits zurückgezogen hatten und Sita sich in ihren Gemächern aufhielt, war Nebet auf der Suche nach einem abtrünnigen Haarkamm hereingestürzt.

»Verzeih die Störung, Prinzessin. Aber ich muss den Kamm hier gestern liegen gelassen haben ...«

Hastig setzte sich Sita im Bett auf und zog sich ihre dünne Leinendecke über die nackte Brust. Mit einem schmalen Lächeln erwiderte sie: »Er liegt da drüben«, und deutete mit dem Kopf auf ihren Mahagoni-Frisiertisch.

»Oh, danke. Danke!« Nebet nahm den Kamm an sich. »Möge dich bei Erwachen Güte erwarten.« Mit einem kleinen Knicks verabschiedete sie sich wieder.

Sobald Nebet die Kammer verlassen hatte, atmete Sita erleichtert auf. »Sie ist weg«, sagte sie.

Einer der schweren Vorhänge an ihren Fenstern bewegte sich, und Femi kam dahinter hervor. Er blies die Wangen auf. »Amun sei Dank ist sie nicht auf ein Pläuschchen geblieben.«

Sita bückte sich nach dem Weinbecher, den sie unter dem Bett versteckt hatte. »Wie kann ein so strammer Kerl wie du denn nur solche Angst vor der kleinen alten Nebet haben?«, fragte sie und trank einen Schluck. Es war ihr zweiter Becher, und ihr Kopf fühlte sich bereits herrlich leicht an.

Femi lachte leise auf. Er trug wie üblich einen kurzen, weißen Schendit und den Halsschmuck mit dem Horusauge, der heute allerdings ein wenig schief hing. »Was ich fürchte, ist Nebets Mundwerk. Dass sie klein ist, verhindert nicht, dass sie uns sehen und über uns tratschen könnte. Und ich setze jedes Mal, wenn ich zu Euch komme, eine ganze Menge aufs Spiel, Prinzessin.«

»Und doch kommst du«, erwiderte Sita mit einem verführerischen Lächeln und reichte ihm seinen Becher. Dabei ließ sie sich die Decke von der Brust rutschen.

Femi nahm den Becher entgegen und leerte ihn beherzt. »Und doch komme ich.«

Sie lockte ihn mit dem Finger zu sich, und er kam ans Fußende ihres Bettes.

»Was wünscht Ihr Euch von mir, Sitamun?«

Sita musste kurz an die Dienerin im Garten denken. Vermutlich gefiel es ihr nicht, dass Sita ihren Liebhaber nun ganz für sich beanspruchte – aber bei wem sollte sich eine Dienerin schon groß beschweren? Sita war die Prinzessin.

»Würdest du denn alles tun, worum ich dich bitte?«, fragte sie.

»Alles.«

»Dann nimm den Halsschmuck ab.«

Er gehorchte.

»Und jetzt zieh Gürtel und Schendit aus.«

Er fuhr sich mit der Zunge über die Lippen. Bisher hatten sie sich seit der Festnacht immer wieder in unbeobachteten Augenblicken in dunklen Winkeln des Palasts versteckt, sich dabei aber stets nur berührt und geküsst. Was Sita heute Abend vorschlug, war für sie beide unbekanntes Terrain.

Nach kurzem Zögern fügte sich Femi, und sein Schendit glitt mit leisem Rascheln zu Boden.

Sita stockte bei seinem Anblick kurz der Atem. Das Kerzenlicht verfring sich in den harten Ecken und Kanten seines Körpers. Er war wie der Wein – stark und berauschend. Aber anders als bei dem Wein erlosch ihr Durst auf ihn nicht, und sie konnte sich nicht vorstellen, dass sich das jemals ändern würde.

»Und was soll ich als Nächstes tun?«, fragte er leise mit seiner tiefen Stimme.

»Herkommen und mich küssen.«

Und schon war er bei ihr auf dem Bett und stützte sich über sie. »Wie Ihr wünscht, Prinzessin«, flüsterte er.

Dann trafen seine Lippen auf ihre, und in der Sonnenexplosion

aus Gefühlen, die er damit auslöste, versuchte Sita, alles zu vergessen.

Jene Nacht.

Das Bastet-Fest.

Meris Geständnis.

Ihr Bruder war betrunken gewesen. Dort auf dem Boot inmitten all der Festlichkeiten und Genüsse hatte sie seine Behauptung, er würde ihren Vater vergiften, anfangs für einen seiner grausamen Scherze gehalten. Aber dann hatte er sich vorgebeugt, so weit, dass seine Lippen ihre beinahe streiften.

»Mord ist ein aufregendes Spiel, liebe Schwester«, hatte er geflüstert. »Und jetzt spielst du mit.«

Er hatte einen Grund dafür gehabt, ihr sein Geheimnis zu verraten. Sie hatten Milch aus denselben Brüsten getrunken, hatten mit denselben Spielsachen gespielt, waren im grellen Licht derselben Erwartungen aufgewachsen. Und jetzt, wo es darum ging, den König zu töten, wollte Meri sie ebenfalls an seiner Seite wissen.

»Aber wie? Wie stellst du das an?«, hatte sie gefragt, als sie wieder in der Lage war zu sprechen.

In Meris Augen hatte der Schalk geblitzt. »So, wie man ein Flusspferd isst. Stückchen für Stückchen.«

Sitas erster Gedanke war es gewesen, jemandem davon zu erzählen. Sich an den erstbesten Palastbeamten zu wenden, dem sie nach dem Aussteigen über den Weg lief, und alles zu gestehen. Aber als das Boot anlegte, hatte sie längst begriffen, dass es nicht so einfach laufen würde. Meri steckte mit Sicherheit nicht allein hinter dem Plan, was bedeutete, dass andere im Palast ihm treu ergeben waren. Sita dachte an all die Wesire, deren Dienste ihr Vater so häufig verschmäht hatte. Woher sollte sie wissen, wem sie vertrauen konnte?

Sie musste an die Göttersagen denken. *Selbst Seth hatte siebzig Verschwörer um sich geschart, um Osiris zu töten.*

Außerdem war ihr Vater so krank, dass er jeden Moment sterben

konnte. Was würde passieren, wenn sie enthüllte, dass der Thronfolger den Pharaos ermordet hatte? Diese eine Information konnte leicht das gesamte Königreich ins Chaos stürzen – und sogar einen Krieg auslösen. Sie hatte genug über die Geschichte Khetaras gelernt, um zu wissen, dass Enthüllungen dieser Art fast immer in Blutvergießen endeten. War sie bereit, den Tod so vieler unschuldiger Menschen auf sich zu nehmen? Und wenn Meri für seine Taten hingerichtet würde? Wer garantierte, dass ihr nicht das gleiche Schicksal blühte? Und war das nicht einer der Gründe, warum er ihr überhaupt von seinem Vorhaben erzählt hatte?

*Mord ist ein aufregendes Spiel, liebe Schwester. Und jetzt spielst du mit.*

Ein Gedanke nach dem nächsten wand sich durch ihren Kopf, drückte zu wie eine Schlange, raubte ihr die Luft zum Atmen.

*Es gibt keinen Ausweg.*

Überwältigt vor Entsetzen und dem vielen Wein war sie wortlos in ihre Gemächer gestolpert.

Die Tage danach hatten einem Albtraum geglichen. Am Tag nach dem Fest war sie wie betäubt durch die Palastgänge gegeistert. Es hatte sich angefühlt, als würde ihr Bewusstsein über ihrem Körper schweben, der von einem Ort zum nächsten ging, mechanisch aß und fröhlich nickte, wenn die Höflinge von Jagdausflügen und Wagenrennen erzählten. Am zweiten Tag hatte sie begonnen, ihre Mahlzeiten mit Wein herunterzuspülen, da sie festgestellt hatte, dass ihr Geist weich wie Butter wurde und sie nicht mehr so viel denken musste, wenn sie nur genug getrunken hatte. Am dritten Tag schmuggelte sie sich einen Krug Wein in ihre Gemächer, um auch morgens und spätabends trinken zu können. Am vierten Tag hatte sie bereits einen neuen Krug gebraucht.

In einer dieser Nächte – in welcher, wusste sie nicht mehr genau – hatte Sita Femi in ihre Gemächer gelockt, um zu beenden, was sie beim Bastet-Fest begonnen hatten. Anfangs war er furchtbar

nervös gewesen und hatte selbst dann noch die Tür im Blick behalten, als sie ihn zu sich zog. Aber sie hatte ihm versichert, dass Meri keine Gefahr mehr darstellte.

*Ich bewahre sein Geheimnis*, hatte sie gedacht. *Dann wird er ja wohl auch meines hüten.*

Sie wurde immer geschickter darin, ihre kleinen Exzesse zu vertuschen und zu verhindern, dass jemand mitbekam, wie sie Wein aus der Küche stahl und sich mit Femi traf. Als weitaus schwieriger erwies sich das Vergessen. Und so war sie heute Morgen in einem Zustand tiefer Panik erwacht und hatte beschlossen, sich an Kenna zu wenden.

Sie hatte nie ein besonders enges Verhältnis zu ihrem seltsamen, stillen Bruder gehabt. Aber dass er sich auf diese Weise den Erwartungen ihrer Eltern widersetzt hatte, bewies, dass er Mut besaß. Und auch wenn sie seine Besessenheit von Bestattungsriten und dem Priesteramt nicht nachvollziehen konnte, respektierte sie ihn dafür, dass er die Gepflogenheiten ignorierte und tat, was er wollte.

Es war eine Fähigkeit, die Sita nie besessen hatte.

Wenn es ihr gelang, ihm gegenüber anzudeuten, dass im Palast etwas nicht stimmte, würde er vielleicht nachsehen kommen. Da sie Kennas Talent für logische Schlussfolgerungen kannte, hatte sie gehofft, dass er herausfinden würde, was vor sich ging, und einen Weg finden, die Situation zu klären. Wie auch immer er das anstellen mochte.

Aber Sita hatte ihren Fehler in dem Moment erkannt, als sie zu reden begann. Kenna interessierte sich nur für seine Arbeit und sah in ihr bis heute nicht mehr als ein dummes kleines Mädchen. Was Schriftrollen und Rituale betraf, war ihr Bruder zwar mit einer gewaltigen Intelligenz gesegnet – aber er hatte keine Ahnung vom Leben am Hof. Wenn sie ihm die Wahrheit sagte, würde er nur Schwarz und Weiß erkennen. Und nach allem, was sie bisher wusste, würde er die Lage damit nur noch verschlimmern.

Der gesamte Besuch war ein Fehler gewesen. Und mehr als das. Während sie redeten, hatte sie zudem das deutliche Gefühl gehabt, beobachtet zu werden. Also war sie gegangen, ohne Kenna die Wahrheit zu sagen. Und nun fühlte sie sich einsamer denn je.

Sie schlang die Beine um Femi und zog ihn näher an sich, um all die düsteren Gedanken zu verdrängen. Sein Verlangen war deutlich zu spüren, doch er löste sich sanft von ihr, ohne allerdings den Kuss zu unterbrechen.

»Willst du mich denn nicht?«, fragte sie leicht verletzt.

»Doch, sogar mehr als alles andere«, antwortete Femi und streichelte ihre Wange. »Aber Ihr habt zu viel Wein getrunken, Sitamun, und ich will nicht, dass Ihr etwas tut, was Ihr später bereut.«

Sita seufzte. Warum musste er nur so entsetzlich anständig sein? Das hatte sie doch gar nicht verdient!

»Allerdings«, fuhr Femi verschmitzt fort, »gibt es andere Möglichkeiten, deinen Appetit zu stillen.«

Sita unterdrückte ein Lachen, als er seinen Kopf unter die Decke schob.



Anschließend lag Sita auf dem Bett und fühlte sich schläfrig und benommen. Sie starrte auf die aufwendige Wandbemalung ihres Schlafgemachs, die eine Gruppe von Männern in den Sümpfen zeigte, die mit einem Klappnetz Wildvögel fingen.

Femi bückte sich, um seinen Becher mit dem Krug auf dem Boden nachzufüllen. Als er sich wieder aufrichtete, hielt er eine Papyrusrolle in der Hand. »Was ist das?«

Sitas Augen weiteten sich. »He, gib das sofort zurück!«

»Wie soll ich diese Liebe nennen, die wir teilen zwischen uns?«, las er vor. »Diese Liebe, die mich flutet – wassergleich. Diese Liebe, die mein Herz wärmt – flammengleich. Diese Liebe, die keine Form hat.«

*Die überall zugleich ist. Sind wir zusammen, atme ich sie aus deinen Lippen. Und bist du fort, so spür ich sie im Wind ...«*

»Gib mir das!«, rief Sita und schnappte sich mit brennenden Wangen die Schriftrolle.

»Ein Liebesgedicht von einem anderen Mann?«, neckte Femi.

»Das stammt nicht von einem Mann«, erwiderte Sita. »Ich habe das geschrieben.«

Femis Augenbrauen schossen nach oben. »Prinzessin Sitamun, Ihr steckt voller Überraschungen.«

Sita stopfte die Schriftrolle zurück unter das Bett, wo mehr als ein Dutzend weitere in einem unordentlichen Haufen lagen. »Ich habe schon immer gerne Geschichten über die Götter gelesen, also habe ich vor ein paar Jahren angefangen, selbst welche zu schreiben. Gedichte und Nacherzählungen der großen Legenden. Momentan arbeite ich an *Der Tod des Osiris*. Das war schon immer meine Lieblingsgeschichte. Sie ist so ... romantisch.«

»Wirklich?«, wiederholte Femi wenig überzeugt. »Wird Osiris nicht von seinem Bruder Seth ermordet und in zwölf Teile zerlegt?«

»Vierzehn«, korrigierte Sita ihn, den Blick auf die Sterne an ihrer Zimmerdecke gerichtet. »Die er anschließend über das gesamte Königreich verstreut. Aber anstatt in Trauer um ihren Mann zu vergehen, verwandelt sich Isis in einen Vogel und fliegt in den Himmel, um die Teile zu suchen. Sie findet alle bis auf eines. Also formt sie das fehlende Teil aus Gold nach und setzt Osiris wieder zusammen. Dann bringt sie mit ihrer Magie und ihrer Liebe die Zeit zum Stillstand und erweckt ihn zum Leben. In diesem Moment außerhalb der Zeit lieben sie sich und zeugen Horus, den Rächer. Aber als die Zeit weiterläuft, stirbt Osiris erneut, und sie müssen sich trennen. Osiris betritt die Duat und regiert fortan als Herr der Toten.« Sie lächelte. Die Geschichte, der Kuss und der Wein waren eine willkommene Ablenkung von den Geschehnissen in der Welt außerhalb ihres Schlafgemachs. »Kannst du dir vorstellen, einen

Menschen so sehr zu lieben, dass du die Zeit für ihn anhalten würdest?«

Femi musterte sie mit einem Hauch von Traurigkeit in den Augen. »Ja, das kann ich.«

Sita fragte sich, ob sie etwas Falsches gesagt hatte.

Er setzte sich auf und hob seinen Schendit vom Boden auf. »Verzeiht mir, Prinzessin, aber ich muss gehen. Unser Hauptmann beobachtet uns Männer in letzter Zeit besonders genau, und wenn ich noch länger fortbleibe, wird man mich vermissen. Kürzlich sind bereits einige Wachen aus unbekanntem Gründen abberufen worden, und ich möchte lieber keiner von ihnen werden.«

Sita dachte an den leeren Weinkrug und ihr bald ebenfalls leeres Bett. Schon spürte sie die dunklen Gedanken wieder in ihren Kopf kriechen. Ihr wurde kalt.

»Na gut«, erwiderte sie verstimmt und zog die Decke fest um sich.

Femi blieb in der Tür noch einmal stehen und sah sich zu ihr um. »Vielleicht könnte ich ja morgen wiederkommen?«

»Morgen Abend muss ich zu einem Bankett«, antwortete sie und rieb sich die Schläfe. Das leise Pochen dahinter verriet ihr, dass Kopfschmerzen im Anflug waren. »Einige Botschafter und der Prinz von Tasch sind zu Besuch.«

»Verstehe«, erwiderte Femi nickend.

»Ich werde dich in naher Zukunft wieder rufen lassen«, beendete Sita das Gespräch betont formell.

Damit war Femi entlassen.

Er straffte die Schultern, nickte knapp und hob das Kinn. »Natürlich, Prinzessin.« Nach kurzem Schweigen fügte er hinzu: »Ich freue mich darauf.«

Als er gegangen war, trat Sita ans Waschbecken und schenkte sich Wasser ein. Sie trank drei Becher, aber ihr Mund blieb trocken und der Geschmack darin bitter.

*Er gibt sich dir hin, und du behandelst ihn so grausam.*

Obwohl er triftige Gründe vorgebracht hatte, hatte es ihr nicht gefallen, dass er gegangen war, bevor sie es wollte. Also hatte sie ihn mit ihrer Kälte bestraft.

*Du benutzt ihn.*

Sie starrte ihr Spiegelbild im Messingspiegel an. Ihr dichtes Haar war auf schmeichelhafte Weise zerzaust, ihre kupferfarbene Haut leicht gerötet vor Lust und Wein.

Sie war wunderschön und vollkommen.

Und sie hasste sich.

Aber was sollte sie tun? Es wurde mit jedem Tag schwieriger, Meris Geheimnis zu bewahren. Schon bald würden weder der Wein noch andere Ablenkungen die Angst verhindern können, mit der sie in jedem wachen Augenblick zu kämpfen hatte. Wenn sie nicht verrückt werden wollte, musste sie handeln. *Außerdem tue ich Femi doch gar nicht weh. Jedenfalls nicht wirklich*, redete sie sich ein.

Doch die Wahrheit lautete: Sie glaubte sich selbst nicht.

Sita blies die Lampe auf dem Tisch aus und ließ sich in der Hoffnung auf eine traumlose Nacht wieder auf ihr Bett zurückfallen. Aber der Schlaf blieb aus, und so betrachtete sie weiter das Wandgemälde, das vom Mondlicht beleuchtet wurde. In der Jagdszene wurden farbenfrohe, elegante Vögel dargestellt, um die sich mitten im Flug das Netz zusammenzog.

Für die Vögel war die Zeit stehen geblieben. Ihre Augen waren für immer zum Himmel gerichtet, aber sie würden ihn niemals erreichen. Sie waren gefangen.

Sita schloss die Augen, doch das Netz blieb wie ein Nachbild auf ihrer Netzhaut zurück und schien sich in der Dunkelheit ihrer Gedanken auch um sie zusammenzuziehen.



Der taschanische Prinz hatte irgendetwas zu ihr gesagt.

»Was?« Sita musste schreien, um über die Musik der Flöten, Harfen und Trommeln hinweg gehört zu werden.

»Ich sagte: Soll ich Euch Linsen reichen, Prinzessin?«, rief der Prinz zurück.

»Oh. Nein, danke«, antwortete sie und wandte sich wieder ihrer Tasse zu. Der Schedeh, den sie trank – eine Art fermentierter Granatapfelsaft – bildete eine willkommene Abwechslung zum Wein. Allerdings hatte sie schon so viel davon getrunken, dass sie nun keinen Appetit mehr hatte. Normalerweise liebte sie die herzhaften Linsen, die mit Zwiebeln, Knoblauch und Kreuzkümmel geschmort und bei Banketten serviert wurden. Aber heute drehte sich ihr bei dem Anblick der Magen um. Sie saß zwischen Harsi, dem Prinzen von Taschan, und einem schläfrigen alten Wesir, der nach dem ersten Gang eingenickt war. Sie war sich sicher, dass ihre Mutter sie in der Hoffnung, dass sie und Harsi sich näherkommen würden, bewusst hier platziert hatte. Schließlich war der Prinz in seiner leuchtend grünen Schärpe und seinem smaragdbesetzten Diadem eine beeindruckende Erscheinung, und die Königin war bestrebt, eine gute Partie für ihre einzige Tochter zu finden. Der Prinz war mit seinem breiten, eleganten Gesicht, dem freundlichen Lächeln und der dunkelbraunen Haut durchaus gut aussehend. Außerdem war er höflich und, was am wichtigsten war, der Thronfolger von Taschan.

Doch die Königin würde sich leider damit abfinden müssen, dass Sita gerade anderes im Kopf hatte, als ihren Besucher zu bezirzen.

Direkt nach seiner Ankunft war es ihr gelungen, ihn mit ein paar Scherzen zu unterhalten und ihm eine Blumengirlande um den Hals zu legen. Aber nun, wo sie bereits fünf Tassen Schedeh getrunken hatte, war ihr Charme aufgebraucht. Harsi verhielt sich zwar weiterhin überaus höflich, aber Sita war sich sicher, dass ihm die Veränderung nicht entgangen war.

Trotz der jahrelangen Unterweisungen durch ihre Mutter in Fra-

gen der Diplomatie konnte sie sich nicht dazu bewegen, sich für ihn zu interessieren. Ihr wachsendes Unbehagen bestimmte inzwischen ihr gesamtes Leben, sodass ihr selbst oberflächlichstes Geplauder wie ein Ding der Unmöglichkeit erschien.

Der Bankettstisch bog sich unter Gerichten aus gebratenem Ochsenfleisch und Gans, Schüsseln mit prallen Feigen und roten Trauben, einem bunten Salat aus Radieschen und Gurken mit Essig und Petersilie sowie halbmondförmigen Keksen aus Honig und Erdmandeln, die mit Sesam bestreut waren. Der Tisch reichte fast über die gesamte Länge der offenen Halle, und zu beiden Seiten saßen Gäste in ihren edelsten Gewändern und ihrem wertvollsten Schmuck. Viele der Frauen trugen über ihren Perücken Salbkegel, die von ihrer Körperwärme zum Schmelzen gebracht wurden und einen würzig-süßen Duft absonderten. Sie bestanden aus einer Mischung aus Myrrhe, Wachs und Harz und wurden im Laufe der Nacht immer kleiner, wie Uhren, die anzeigten, wie das Ende der Feier näher rückte.

Sita rückte ihren silbernen Stirnreif mit Perlmutterintarsien in Form weißer Papyrusblüten zurecht. Auch in den Stoff ihres Kleides waren Silberfäden eingewebt. Es handelte sich um ein eng anliegendes, indigoblaues Kalasiris, das mit Straußenfedern verziert war, die ihre Mutter extra für diesen Anlass besorgt hatte. Sie knabberte an einem Keks und konnte ihren Blick nicht von ihrem Vater abwenden, der am Kopfende des Tisches saß. Sein eingefallenes Gesicht war mit grüner Farbe und Rouge geschminkt, was ihn aber nicht lebendiger wirken ließ, sondern auf groteske Weise eher das Gegenteil bewirkte. Er trug die Doppelkrone, die seine Halsmuskulatur sichtlich belastete. Die hohe weiße Krone von Unterkhetara, aus Elektron und Diamanten gefertigt, ruhte in dem geschwungenen, purpur-goldenen Korb der roten Krone von Oberkhetara. Die aufgerichtete Kobra in der Stirnmitte beobachtete aus funkelnden Granataugen das Geschehen. Er trug sie nur noch zu besonderen

Anlässen, ansonsten bevorzugte er einen einfachen Goldreif. Und Sita verstand auch, warum. Die Doppelkrone war so schwer, dass ihr Vater aussah, als würde er jeden Moment unter ihrer Last zusammenbrechen.

Während die anderen Gäste plauderten und aßen, hüllte sich der König in Schweigen. Alle paar Minuten aß er eine Traube oder ein Stück von einem der kegelförmigen kleinen Honigkuchen, die er so gern mochte, ansonsten rührte er sich nicht.

Sitas Magen rebellierte erneut, und sie legte den Keks unberührt beiseite.

Ihre Mutter saß in der Nähe und versuchte ihr Bestes, um die mürrischen taschanischen Botschafter bei Laune zu halten, indem sie ihnen unauffällig immer wieder Schedeh nachschenkte. Sie trugen alle reich verzierte Roben in dem gleichen leuchtenden Grün, das auch Harsis Schärpe aufwies. Das Lächeln der Königin war strahlend, aber Sita war nicht entgangen, dass sie dem König immer wieder besorgte Blicke zuwarf.

*Das wäre eigentlich seine Aufgabe, und jeder weiß es,* dachte Sita.

Da es an Gesprächsthemen mangelte, richtete Prinz Harsi seine Aufmerksamkeit auf die tanzenden Mädchen. Es waren vier, die bis auf durchsichtige Lendenschurze und weiße Perlenketten nackt waren und deren geflochtene Haare im Takt der Musik schwan-gen. Geschmeidig verbogen sie sich in tiefe Rückwärtsbeugen oder machten hohe Tritte, wobei sie immer wieder die Blicke jener Gäste suchten, die in ihre Richtung sahen.

Unter den Tänzerinnen war auch Tadia, eine der Lieblingskonkubinen ihres Vaters. Sie ließ die Reize ihres kurvenreichen Körpers gekonnt spielen und schaffte es, Amunmoses Blick auf sich zu lenken, indem sie ihre Hüften einladend in seine Richtung drehte. Er schenkte Tadia ein müdes Lächeln und prostete ihr zu.

Da legten sich plötzlich Hände auf Sitas Schultern, und sie hörte ganz nah an ihrem Ohr die Stimme ihrer Mutter. »Was ist denn

nur in dich gefahren? Der Prinz versucht nun schon den gesamten Abend über, dich in ein Gespräch zu verwickeln, und du verhältst dich so charmant wie ein Ochse! Ich habe schon genug zu tun, auch ohne dass du mit deinem Verhalten dieses Haus in Verruf bringst. Willst du mich nun auch noch lächerlich machen? Hör auf zu trinken und rei dich zusammen. Auf der Stelle!«

Sitas Wangen wurden heiß. Sie hatte ganz vergessen, dass der Königin nichts entging.

»Ja, Mutter«, murmelte sie mit belegter Stimme.

Die Königin erhob sich, schenkte Harsi ein weiteres strahlendes Lächeln und verschwand wieder in der Menge der niederen Höflinge und Diener, die sich um den Bankettisch drängten.

Sita bezweifelte zwar, dass Harsi die scharfe Zurechtweisung ihrer Mutter gehört hatte, aber er musste die angespannte Stimmung zwischen ihnen gespürt haben. Jedenfalls warf er Sita einen verunsicherten Blick zu.

In diesem Moment befreite sich die kleine Maet aus dem Griff ihrer Mutter, die bei den anderen Nebenfrauen saß, und sprang auf den König zu. Sita sah, wie die Augen ihres Vaters aufleuchteten. Unter Mhen zog er das Mädchen auf seinen Schoß und bot ihm von seinem Kuchen an.

Harsi nutzte die Gelegenheit, um ein Gespräch anzufangen. »Was für ein entzckendes Mädchen. Der König scheint ja ganz vernarrt in sie zu sein.«

»Ja, das ist er«, antwortete Sita und hoffte, dass der Prinz den Schmerz in ihrer Stimme nicht bemerkte. Sie wusste, dass sie nicht eifersüchtig auf Maet sein sollte – sie liebte sie doch auch! So wie alle. Aber Sita war machtlos dagegen. Zu sehen, wie ihr Vater das Kind mit Zuneigung überschüttete, während er Sita stets ignoriert hatte, brach ihr jedes Mal aufs Neue das Herz. Vielleicht stand das kleine Mädchen in seinen Augen ja für die Freiheit von den Zwängen des Throns, an die Sita ihn wiederum ständig erinnerte. Viel-

leicht hatte er auch einfach einen Punkt im Leben erreicht, an dem er den Umgang mit Kindern zu schtzen gelernt hatte – etwas, das ihm in den frühen Tagen seiner Herrschaft, als Sita noch klein gewesen war, niemals in den Sinn gekommen wäre.

Aber vielleicht mochte der König Maet auch einfach lieber.

Sita wandte ihren Blick von den beiden ab und verbannte die Gedanken zurück in die finstere Ecke, in der sie sie stets aufbewahrte. *Panzere dein Herz*, sagte sie sich. *Mach es zu einem Stein, dem die Trauer nichts anhaben kann.*

»Mein Vater war überrascht, eine Einladung in Euer Königreich zu erhalten«, wagte Harsi einen erneuten Gesprchsversuch, diesmal allerdings mit einer neuen Taktik. »Seit Jahren hat es kaum mehr Austausch zwischen Tasch und Khetara gegeben – und nun sind wir plötzlich hier. Da stellt sich mir natürlich die Frage nach dem Warum.«

Sita fuhr sich mit der Zunge über die Lippen. Er wollte ihr wertvolle Informationen entlocken. Vielleicht hoffte er, dass der Sche-deh ihre Zunge gelockert hatte. Sie wusste, dass die Einladung das Werk ihrer Mutter war, sie den König aber davon überzeugt hatte, es wäre seine Idee gewesen. Die Wesire hatten sich förmlich berschlagen, um ihr helfen zu dürfen. Normalerweise hätte Sita derlei politischen Machenschaften keine Beachtung geschenkt. Aber nachdem Meri ihr während des Gesprächs, in dem er ihr seine Pläne offenbart hatte, so deutlich vor Augen geführt hatte, wie ungebildet sie in diesen Dingen war, hatte Sita beschlossen, so rasch wie möglich alles über die Lage des Königreichs in Erfahrung zu bringen.

Sie hatte begonnen, Gespräche zu belauschen und alles, was sie dabei erfuhr, auf Schriftrollen zu notieren, die sie zwischen ihren Liebesgedichten und Geschichten unter dem Bett versteckte. Für den Fall, dass die Aufzeichnungen von Nebet oder anderen Dienerinnen gefunden wurden, verfasste Sita sie statt in der Volksschrift in den Gtterworten, die die Dienerschaft nicht entziffern konnte.

In ihrer letzten Unterrichtsstunde hatte sie ihren Lehrer sogar gebeten, ihr einen Überblick über die aktuellen Ereignisse in Khetara zu geben. Der Wunsch hatte ihn überrascht, vielleicht sogar ein wenig erschrocken – als hätte sie ihn um eine Waffe gebeten, die eines Tages gegen ihn verwendet werden könnte. Aber sie war die Prinzessin, also hatte er ihr den Wunsch schließlich widerstrebend erfüllt.

Was er ihr erzählte, war schockierend gewesen.

Die anhaltende Dürre, die zu Ernteeinbußen und Hungersnöten in den beiden Ländern führte.

Die Schwächung des Handels und der Beziehungen zwischen Khetara und den umliegenden Königreichen.

Die Unruhen in Unterkhetara, wo die Nomarchen des Königs auf wachsenden Widerstand gegen Amunmoses drastische Steuererhöhungen stießen.

*Meri hatte recht, dachte sie. Während Vater hier sitzt und Kuchen isst, geht das Königreich zugrunde.*

Meri glaubte, Khetara retten zu können, indem er ihren Vater tötete und das Land so von dessen Inkompetenz befreite. Sita war sicher gewesen, dass er übertrieb. Aber je mehr sie erfuhr, desto deutlicher erkannte sie, dass sie sich geirrt hatte.

Die Königin hatte den Besuch aus Tasch wahrscheinlich arrangiert, um die Beziehungen zu dem Königreich, das im Süden an Khetara grenzte, zu stärken. So hätten sie im Fall eines gewaltsamen Aufstands in Unterkhetara einen Verbündeten, den Oberkhetara um rasche Hilfe bitten konnte.

*Eine Hochzeit zwischen mir und ihrem ältesten Prinzen wäre da sicherlich hilfreich.* Aber das erwähnte sie Harsi gegenüber nicht.

»Die Zeit vergeht so schnell, nicht wahr?«, wick sie der Frage stattdessen geschickt aus. »Manchmal vergehen ganze Jahre wie ein Wimpernschlag, und wieder hat man es versäumt, seine alten Freunde zu sehen.«

»In der Tat«, sagte Harsi mit dem Anflug eines Lächelns. Obwohl er die erhofften Informationen nicht erhalten hatte, schien er ihr gekonntes Ablenkungsmanöver zu schätzen.

*Wie es aussieht, beherrsche ich dieses Spiel auch nach fünf Tassen Schedeh noch.*

»Harsi, mein Freund!« Meri winkte ihm über dem Tisch hinweg zu, während er wie ein Pfau durch den Saal stolzierte. »Amüsiert Ihr Euch?« Er sah prächtig aus in seiner dunkelblauen Robe und dem Halsschmuck, der mit blauen und weißen Lotusblüten verziert war.

In der Mitte des Schmuckstücks befand sich ein goldener Skarabäus, dessen Panzer aus einem großen Smaragd bestand. Dass er es trug, war ein wortloser Tribut an den Besuch aus Taschan. Sita fiel auf, dass er dem Prinzen gegenüber einen vertraulichen Ton anschlug und ihn »Freund« nannte, obwohl sie sich noch nie zuvor begegnet waren.

»Außerordentlich sogar, Prinz Meriamun. Wirklich außerordentlich«, antwortete Harsi und hob anerkennend seinen Becher.

Als Nächstes widmete Meri seine Aufmerksamkeit seiner Schwester. »Sitamun, es sieht dir gar nicht ähnlich, dich bei einem solchen Festmahl am Tisch zu verstecken. Komm, ich stelle dir unsere übrigen Gäste vor.«

»Aber ich leiste doch gerade Harsi Gesellschaft«, entgegnete Sita abwehrend. »Vielleicht geselle ich mich später noch zu euch.« Es stimmte zwar, dass sie und Meri bei formellen Anlässen wie diesem normalerweise unzertrennlich waren, aber heute fand sie die Vorstellung, mit dem niederen Adel über die neuesten Moden und Parfüms plaudern zu müssen, unerträglich.

Kurz glitt ein Schatten durch Meris Blick, aber dann grinste er, erwiderte: »Na gut – dann eben später«, und ging weiter. Sie beobachtete, wie er sich unter die Gäste mischte. Sein schlanker Körper strahlte Gesundheit und Lebenskraft aus, und sein ansteckendes Lächeln übertrug sich auf jeden, mit dem er sprach, und

entwaffnete einen mürrischen taschanischen Botschafter nach dem anderen. Die Königin hielt sich dabei stets in Meris Nähe. Sie war sichtlich erleichtert, die Last der diplomatischen Bemühungen mit ihrem fähigen Sohn teilen zu können. Mit jedem Lachen, jedem Flüstern, jedem Becher, der auf die Freundschaft geleert wurde, sah Sita die Krone auf unsichtbare Weise ein Stückchen weiter vom Kopf ihres geschwächten Vaters auf Meris übergehen.

Wer das wohl noch alles bemerkte?

»Euer Bruder macht eine gute Figur«, sagte Harsi nach einer Weile. »Genauso wie Ihr. Ihr zwei seid einander in vielerlei Hinsicht ähnlich, nicht wahr?«

Sita nahm eine Feige vom Tisch und untersuchte sie sorgfältig, bevor sie hineinbiss. Der Schedeh weckte in ihr die Sehnsucht nach besseren Tagen.

»Ja, das sind wir«, entgegnete sie schließlich und betrachtete dabei das zarte, hellrosa Fruchtfleisch. »Äußerlich wie auch vom Temperament her, zumindest sagt man uns das nach. Mutter erzählt immer wieder gern, wie unerzogen wir als Kinder waren. Allerdings war Meriamun stets besser darin, sich herauszureden, als ich. Wir beide lieben die alten Geschichten, ich allerdings womöglich noch eine Spur mehr als er, und wir beide lieben es, am Fluss auf die Jagd zu gehen, er allerdings womöglich eine Spur mehr als ich. Mir ist es wichtiger, die Vögel zu beobachten, als sie zu töten. Aber wenn ich muss, kann ich so gut mit dem Speer umgehen wie jeder Mann.«

Die Musiker beendeten ihr Lied und begannen ein neues – den Spiegeltanz. Vier Tänzerinnen standen sich jeweils zu zweit gegenüber und begannen einen Tanz, wobei jedes Paar die Bewegungen des anderen widerspiegelte. Die langsame, verführerische Musik wurde dabei vom Klingeln der winzigen Silberglöckchen untermalt, die die Frauen an den Fingerspitzen trugen. Das ausgelassene Geplauder legte sich nach und nach, als sich ein Gast nach dem nächs-

ten den Tänzerinnen zuwandte und gebannt ihre schwingenden Hüften beobachtete.

»Aber wir sind auch unterschiedlich«, fügte Sita leise hinzu.

»Ach ja?«, sagte Harsi, der wie alle anderen auch fasziniert die Tänzerinnen und die anmutigen Bewegungen ihrer schlanken, leichtfüßigen Körper betrachtete.

Nur einer sah nicht hin. Meri stand zwar am anderen Ende des Saals, hatte den Blick aber fest auf seine Schwester gerichtet.

»Meri hat Mut«, sagte Sita, wie gefesselt vom Blick ihres Bruders. »Ich nicht.«

»Das kann ich mir kaum vorstellen, Prinzessin«, erwiderte Harsi mit einem freundlichen Lachen. Er steckte sich eine Feige in den Mund und kaute so kräftig darauf herum, als wünschte er sich, es würde sich um etwas anderes handeln. »Und selbst wenn dem so wäre – Ihr seid noch jung. Vielleicht braucht Ihr einfach noch ein wenig, um Euren Mut zu finden.«

Meris Geheimnis lag ihr auf der Zunge, so bitter, dass selbst die Süße der Frucht nichts dagegen auszurichten vermochte. Und wenn sie sich einfach davon befreite? Einige wenige Worte nur, und sie wäre die Last los. Aber das Geheimnis hatte sich tief in ihrem Bauch eingenistet und wuchs dort wie ein ungewolltes Kind. Welches Chaos würde sie gebären, wenn sie es in die Welt hinaus schickte? Und welche Tragödien würden folgen, wenn sie es nicht tat?

Die Tänzerinnen bewegten sich weiter im Gleichklang zum Lied der Musiker. Wenn eine den Arm hob, tat es ihr Spiegelbild ihr nach, und wenn sie den Kopf zum Himmel neigte, tat ihr Spiegelbild es ebenso. Nach jedem Takt klingelten die kleinen Glöckchen.

Sita ließ sich Harsis Worte durch den Kopf gehen. Wie flüchtig und schwer zu definieren Mut doch war.

»Ja, vielleicht«, erwiderte sie vage. Sie glaubte, fast schon körperlich Meris Willenskraft zu spüren, die an ihr zerrte und sie dazu

drängen wollte, aufzustehen und ihren Platz an seiner Seite einzunehmen.

Stattdessen griff sie mit zitternden Händen nach dem Schedeh-Krug und füllte ihren Becher bis zum Rand.



## 13

### NEFF

Noch einmal.«

Neff rieb sich die Augen. Sie waren trocken und schmerzten, ganz ähnlich wie ihre Kehle. Doch hier im Lebenshaus gab es kein Wasser. Und Sonnenlicht auch nicht. Oder sonst irgendetwas, das den Tausenden von empfindlichen Papyrusrollen, die hier gelagert wurden, hätte schaden können. In der Nähe arbeiteten einige andere Schriftgelehrte, die die Worte von alten Rollen auf neue kopierten, teils, um das enthaltene Wissen vor dem Verfall zu bewahren, teils, um sie an andere Lebenshäuser in Khetara zu versenden. Beim Schreiben murmelten sie die Worte leise mit, ohne je aufzusehen. Fast, als wären sie in Trance.

Die Wände der Kammer waren von wabenartigen Öffnungen durchsetzt, in denen die Schriftrollen lagerten. Jede Öffnung war

mit einem kurzen heiligen Text versehen, der verriet, welche Rolle sich darin befand. Es war ein merkwürdiger Ort, der an einen dunklen Bienenstock erinnerte und förmlich zu vibrieren schien vor Konzentration.

Sie hatte unzählige Stunden in der unterirdischen Kammer verbracht, wo sie vom obersten Schreiber im Wort der Götter unterrichtet worden war. Auch nun stand er neben ihr und überwachte sie aus seinen hervorquellenden Augen beim Lesen. Manchmal erinnerte er Neff an einen Fisch oder eine andere Tiefseekreatur, die das Licht mied. Seine Haut war so bleich, dass sie fast durchscheinend wirkte, und sein dünner Körper krumm wie ein Schäferstab.

»Und noch einmal.« Er trommelte mit seinem knöchigen Finger oben auf ihre Schriftrolle. »Von vorn.«

Neff seufzte. Sie stand an einem hüfthohen Holztisch. Die Schriftrolle wurde von mehreren sorgsam gepflegten Öllampen beleuchtet. Nachdem ihr der oberste Schreiber die Worte der verschiedenen Göttinnen und Götter vorgestellt, sie mit deren Klang und ihrer Bedeutung vertraut gemacht und ihr erklärt hatte, wie man sie las – »Finde ein Symbol mit einem Gesicht und lies in diese Richtung« –, hatte er sie angewiesen, einfache Abschnitte laut vorzulesen. An dem Text, den sie gerade vor sich hatte, *Die zweiundvierzig Gebote der Maat*, arbeitete sie bereits so lange, dass sie ihn fast auswendig kannte.

Als sie zum ersten Mal auf das Symbol für Maat, eine aufrechte Straußenfeder mit gebogener Spitze, gestoßen war, hatte sie innegehalten. »Das ähnelt ja dem Symbol für meinen Namen – Nefermaat«, hatte sie gesagt.

Da sie die Volksschrift bereits beherrschte, fiel ihr das Lernen der formellen Schrift leichter, als der oberste Schreiber erwartet hatte. Schließlich war die Volksschrift am Ende nichts weiter als eine vereinfachte Version der heiligen Sprache. Ein wenig kam es ihr so vor, als würde sie rückwärts lernen, von der ihr vertrauten geschwun-

genen Linie zurück zu dem Vogel oder dem Handzeichen, aus dem die Linie einst hervorgegangen war.

Der Schreiber hatte weise genickt, als sie ihm von der Straußenfeder erzählte, und seinen Schilfrohrstift in das Tintenfass auf seiner Palette getaucht. »Nefer«, sagte er feierlich und zeichnete ein Symbol, das sie an eine Laute erinnerte, »und Maat.« Neben die Laute zeichnete er die Feder. »Das ist dein Name, geschrieben in der Sprache der Götter.«

»Und warum eine Laute?«, fragte sie.

»Das ist keine Laute«, korrigierte der oberste Schreiber. »Was du hier siehst, sind das Herz und die Luftröhre, die uns das Sprechen ermöglichen. Das Zeichen symbolisiert die Stimme des Geistes. Und die Feder ist natürlich das Symbol für Maat – die Göttin der Wahrheit und Gerechtigkeit. Ihr Mann ist Thot, der Gott des Schreibens und Herr aller Weisheit. Die beiden sind untrennbar miteinander verbunden. Ohne Wahrheit gibt es kein Wissen. Deshalb musst du lesen lernen, wenn du die Botschaften der Götter richtig deuten willst, Mädchen. Und nun mach bitte weiter.«

So verbrachte sie Tag um Tag von morgens bis abends im Haus des Lebens und verließ das Gebäude nur, um mit Prinz Kenna im Tempelgarten zu Mittag zu essen.

Dann setzten sie sich in den Schatten der Granatapfelbäume, und manchmal erklärte er ihr dabei, wie genau die Einbalsamierungen abliefen – wie viel Natron man brauchte, um einen Körper zu mumifizieren, welche Organe man im Körper ließ und welche man entfernte. An anderen Tagen führte er sie in die Kunst des Heka ein. Aber meistens hörte er lieber zu. Er saß mit seinem Brot und untergeschlagenen Beinen auf einem Stein und lauschte aufmerksam ihren Geschichten vom Markt in Bubas und den wilden Plänen ihres Vaters. Bislang schien der Prinz nichts anderes als Gesellschaft zu benötigen, was Neff nur recht war.

Beim Gedanken ans Essen knurrte ihr Magen. Da kein Tages-

licht ins Lebenshaus drang, hatte sie keine Ahnung, wann sie zum Mittagmahl entlassen werden würde, aber sie hoffte, dass es bald sein würde. Sie blinzelte gegen die Trockenheit ihrer Augen an und machte sich bereit, zum dritten Mal an diesem Morgen die *Gebote der Maat* zu lesen. Jede der zweiundvierzig Regeln bestand aus einer Aussage, die vor den irdischen und den göttlichen Richtern rezitiert werden sollte, und bestätigte, dass die sprechende Person würdig war, die Duat zu betreten – den Ort, an den alle guten Seelen nach dem Tod gingen. Sie waren einfach zu lesen, dafür wiederholte sich der Inhalt aber ununterbrochen.

Neff unterdrückte ein Gähnen und las die Zeilen, in denen sie einer Reihe von verschiedenen Göttinnen und Göttern versicherte, dass sie sich keiner Sünde schuldig gemacht, nicht gelogen, keine schwarze Magie gegen den Pharao ausgeübt oder andere belauscht hatte. Es folgten noch zahlreiche weitere Verfehlungen. Bei der Zeile über das Belauschen schnürte sich jedes Mal kaum merklich ihre Kehle zusammen, da sie seit ihrer Ankunft im Tempel bereits mehrere Gespräche heimlich mitgehört hatte. Sie war gerade beim fünfundzwanzigsten Ideal angekommen, als sie unterbrochen wurde. »Verzeiht die Störung, oberster Schreiber.«

Neff und ihr Lehrer drehten sich zur Tür um. Auf der Schwelle stand Meister Mentuhotep. Offenbar wollte er aus Angst, seine Kleidung zu beschmutzen, den staubigen Raum nicht betreten.

Der oberste Schreiber neigte ehrerbietig den Kopf. »Wie kann ich Euch helfen, Meister?«, fragte er.

»Das Mädchen wird im Palast gebraucht«, entgegnete Mentuhotep unverblümt.

»Und von wem?«

Mentuhotep seufzte schwer. Die Antwort schien ihm nicht zu gefallen. »Der Pharao hat von den ... Talenten des Mädchens erfahren und möchte es kennenlernen.«

Die Augen des Schreibers traten bei Mentuhoteps Worten so

weit hervor, dass Neff schon befürchtete, sie würden ihm aus dem Schädel springen.

»Ah!«, zwitscherte er und nickte übereifrig. »Aber nun! Aber gut!« Er rollte *Die zweiundvierzig Gebote der Maat* fest zusammen und schob sie zurück in ihre Wandnische. »Komm morgen wieder, dann machen wir weiter«, sagte er zu Neff und tätschelte ihr ungeschickt die Schulter.

Neff machte eine steife kleine Verbeugung, dann wandte sie sich ab. *Warum sollte sich König Amunmose für mich interessieren?*

Trotz ihrer Fragen verließ sie gehorsam die dunkle Kammer und stieg die Stufen hinauf. Als sie ins grelle Tageslicht hinaustrat, musste sie blinzeln. Mentuhotep lief mit großen Schritten vor ihr her, sodass sie sich beeilen musste, ihn einzuholen. Der Kopf an seinem Leopardenfell wippte beim Gehen hin und her, und er funkelte sie missbilligend aus seinen Ebenholzaugen an.

»M-Meister?«, begann sie zögerlich.

»Zeige Ehrfurcht, wenn du dich dem Thron nährst«, unterbrach Mentuhotep sie im Befehlston. »Halte deinen Kopf und deinen Blick gesenkt. Sprich erst, wenn du dazu aufgefordert wirst. Und dann halte deine Antworten kurz. Der König befindet sich in einem heiklen Zustand, und du darfst ihn auf keinen Fall verärgern.« Der Hohepriester blieb so abrupt stehen, dass Neff beinahe mit dem Gesicht voran gegen den höhnisch wippenden Leopardenkopf geprallt wäre. »Ich werde sehr genau hinhören, also rate ich dir dringend, deine Worte mit Bedacht zu wählen.«

Neff schluckte. Sie gingen weiter, verließen den Tempelkomplex und folgten der breiten, von Bäumen gesäumten Königsstraße zum Palast. Überall patrouillierten Wachen und verscheuchten Bettler und Unruhestifter. Alle waren mit einem Chepesch bewaffnet und trugen ein Horusauge um den Hals.

Neff folgte dem Hohepriester vorbei an Tempelbäckereien, Lagerhäusern und den Ställen, in denen die privaten und die Mili-

tärpferde des Pharaos untergebracht waren. In der Ferne ragte ein weiterer Komplex von Regierungsgebäuden in den Himmel.

Hier war es bei Weitem nicht so überfüllt wie die Straßen von Thonis, die sie vom Boot aus gesehen hatte, dennoch herrschte emsiges Treiben. Beamte in weißen Roben und edlen schwarzen Perücken diskutierten lebhaft im Schatten der Palmen, während junge Schreiber mit nacktem Oberkörper und Papyrusbündeln unter dem Arm zwischen den Gebäuden hin und her eilten.

Wenig später wurden sie durch das Palasttor eingelassen und betraten erst den prächtigen Innenhof, dann die große Säulenhalle, von der aus sie in den Thronsaal geführt wurden. Ein zierlicher Diener mit freundlichen Augen und zarten Händen empfing sie am Portal.

»Der König erwartet dich«, sagte er und winkte Neff mit geübter Eleganz hinein. Mentuhotep wollte ihr folgen, aber der Diener hob abwehrend die Hand. »Der Pharao dankt Euch dafür, dass Ihr das Mädchen hierherbegleitet habt, Meister Mentuhotep. Aber er möchte lieber allein mit ihr sprechen. Ihr könnt Euch wieder Euren Pflichten widmen. Ich werde dafür sorgen, dass das Mädchen Euch sofort nach der Audienz beim König wieder zurückgebracht wird.«

Mentuhoteps Wangen verfärbten sich rot. »Natürlich«, entgegnete er mit einer knappen Verbeugung. »Der Wunsch des Königs ist mir Befehl.« Mit einem letzten warnenden Blick in Neffs Richtung machte er auf dem Absatz kehrt, dann war er verschwunden.

»Keine Sorge«, murmelte der Diener beruhigend und legte ihr sachte eine Hand auf den Rücken, um sie voranzuschieben. »Der König ist jungen Mädchen freundlich zugewandt. Du hast nichts zu befürchten.«

Neff nickte, obwohl seine beruhigend gemeinten Worte sie eher noch nervöser machten.

Im Vergleich zur riesigen Säulenhalle wirkte der Thronsaal mit

den sechs Säulen, die den Mittelgang säumten, geradezu gemütlich. Die Säulen waren in leuchtenden Rot-, Himmelblau- und Goldtönen gestrichen und die Kapitelle zu blühenden Lotusblumen zurechtgehauen. Sonnenlicht fiel durch hohe Fenster mit Rautenmuster und beleuchtete die deckenhohen Gemälde, die an sämtlichen Wänden prangten. Neff entdeckte ganze Armeen von gemalten Männern, deren Gesichter auf den Thron gerichtet waren, und darüber eine Parade tierköpfiger Gottheiten, die alle auf ihren eigenen Thronen saßen. Am Ende des Mittelgangs führte eine Rampe zu einer mit leuchtend blauen Fliesen verzierten Empore hinauf, die von zwei Kohlebecken flankiert wurde, aus denen Flammen loderten. Und dort oben saß unter einem reich verzierten Baldachin der König in einem niedrigen goldenen Stuhl und starrte gedankenverloren in eine Suppenschüssel, während ihm zwei schlaksige Diener in Lendenschurzen mit Fächern Luft zuwedelten.

»Verzeiht, mein König«, sagte der Diener, der Neff begleitete.

Der König blickte auf. Als er sah, wer gekommen war, richtete er sich auf.

»Wie befohlen, darf ich Euch Nefermaat aus Bubas vorstellen«, verkündete der Diener und verneigte sich tief mit einer geschmeidigen Bewegung.

Neff verbeugte sich ebenfalls und versuchte, dabei die Eleganz des Mannes nachzuahmen.

»Ja, ja, danke, Ineni – du kannst gehen«, sagte der König. Dann fuhr er an die beiden anderen Bediensteten gerichtet fort: »Ihr auch. Los-los, geht. Raus mit euch!«

Die drei Männer verließen lautlos den Saal.

Neff und der König waren allein.

»Komm nur näher, junge Dame«, sagte er. »Komm-komm zu mir.« Er sprach seltsam holperig, wiederholte einzelne Wörter und gestikulierte dabei ruckartig mit den Händen.

Was ist los mit ihm? Neff musste an das Gespräch zwischen den Heka-Priestern denken. Was auch immer den Körper des Königs plagte, musste seinen Verstand mit beeinträchtigen.

Neff ballte ihre zitternden Hände zu Fäusten, näherte sich dem Thron und hielt dabei den Blick auf den Boden gerichtet, wie der Meister es ihr befohlen hatte.

»Bin ich denn wirklich so schrecklich, dass du dich nicht einmal traust, mich anzusehen?«

Eine plötzliche Panikwelle erfasste Neff. *Ich bin noch keine Minute hier, und schon hab ich es vermasselt!* »N...n...nein, mein König, ganz und gar nicht«, stammelte sie, unsicher, wie sie sich verhalten sollte. Am Ende warf sie ihm einen kurzen Blick zu, aber ohne dabei den Kopf zu heben, und stellte fest, dass er lächelte. Instinktiv erwiderte sie das Lächeln, auch wenn sie befürchtete, dass ihres eher an eine Grimasse erinnerte.

Sie hatte sich immer gefragt, wie ein Pharao wohl aussehen würde. Immerhin war er ein Gott auf Erden. Ob wohl ein inneres Licht aus ihm strahlte? Würde er so majestätisch sein wie die Statuen, die nach seinem Abbild geschaffen worden waren?

Doch die Realität sah ganz anders aus.

Bei König Amunmoses Anblick musste sie an die kleinen Bienenwachsfiguren denken, die ihr Vater manchmal für seine Kunden anfertigte. Er schnitzte sie in Form eines Feindes ihrer Wahl zurecht und wies seine Kunden dann an, die Figur nach Belieben zu misshandeln und anschließend ins Feuer zu werfen. Angeblich litt der jeweilige Feind genauso schrecklich wie die Figur. Neff hatte ihm ein paar Mal dabei zugesehen, wie er das Ritual vorführte, und beobachten können, wie die kleinen Wachsgesichter in den Flammen weich wurden und langsam zerschmolzen.

Das Gesicht des Königs sah genauso aus. Als wäre es nach seinem Abbild geformt worden, würde nun aber viel zu schnell zerfallen. Er schien in seinen prächtigen Gewändern zu verschwinden, und

seine juwelenbesetzten goldenen Manschetten hingen lose an seinen knöchigen Handgelenken.

»Komm-komm«, wiederholte er ungeduldig und winkte sie mit dem gekrümmten Finger zu sich. »Du brauchst nicht schüchtern zu sein.«

Neff bemühte sich, ihr Lächeln aufrechtzuerhalten, und erklimmte gehorsam die paar Stufen, die auf die niedrige Empore führten, bis sie nah genug war, um einen Hauch des schweren Parfüms des Königs zu riechen. Es war süß, doch den übel riechenden, säuerlichen Geruch, der von seinem Körper ausging, konnte es nicht überdecken. Vor Ekel drehte sich ihr der Magen um, und sie blieb stehen.

»So ist es besser«, sagte der König und lehnte sich auf seinem Thron zurück. »Dein Ruf eilt dir voraus, mein Mädchen – trotz Mentuhoteps Versuch, dich als sein kleines Geheimnis zu bewahren.« Er wackelte mahnend mit dem Finger. »Das war sehr ungezogen von ihm! Aber ... es ist schwer, Geheimnisse vor mir zu bewahren. Sehr schwer!« Er gab ein feuchtes Husten von sich, das ihm durch Mark und Bein zu gehen schien. »Ich habe gehört, dass du ein Geschenk der Hohepriesterin von Bubas bist und das Zeug hast, eine ausgesprochen begabte Seherin zu werden.« Er hielt inne und musterte sie aus seinen gelblichen Augen aufmerksam.

»Ich hoffe es, mein König«, antwortete Neff.

Der König nickte und nestelte an der Schüssel voll grüner Suppe herum, die neben ihm auf einem Tischchen stand. »Siehst du das, Nefermaat? Ich bin der Pharao, und was geben sie mir zu essen? Diesen ... *Matsch*. Gekochte Malvenblätter. Sie behaupten, das Zeug beruhigt den Magen, aber mir wird schon schlecht, wenn ich es nur ansehe.«

Dabei war die herzhaft gewürzte Suppe wahrscheinlich das einzig angenehme Riechende in diesem Raum.

»Ich bin sicher, es schmeckt köstlich, mein König.«

Amunmose lachte leise auf. »Ja, vielleicht hast du recht. Vielleicht sollte ich ein braver Junge sein und meine Medizin nehmen. Aber vorher ...« Er brach ein Stück von einem runden Honigkuchen ab, der ebenfalls auf dem Beistelltisch stand, und schob es sich in den Mund. Während er kaute, zwinkerte er Neff verschmitzt zu.

»Du fragst dich wahrscheinlich, warum ich dich zu mir befohlen habe. Nun, weißt du, Nefermaat ... Ein schöner Name übrigens, erwähnte ich das bereits? Ein schöner Name für ein schönes Mädchen. Wo war ich gerade? Ach ja.« Er beugte sich vor, und ein Schatten glitt durch seinen Blick. »Ich habe einen seltsamen Traum. Nacht für Nacht. Ich hatte gehofft, du könntest mir sagen, was er bedeutet. Mentuhotep hat natürlich Vorschläge gemacht, aber manchmal kann er der reinste Holzkopf sein. Und kein bisschen unterhaltsam! Deshalb würde ich gerne hören, wie du über meinen Traum denkst.«

Neffs Handflächen wurden klamm. Sie wollte dem König sagen, dass sie noch nicht bereit war. Dass sie trotz ihrer Arbeit bei Meister Mentuhotep und ihren Studien beim obersten Schreiber noch so viel zu lernen hatte. Doch nichts davon spielte eine Rolle, und das war ihr auch bewusst. Ungehorsam war keine Option.

»Ich werde mein Bestes geben, mein König«, erwiderte sie nur.

König Amunmose musterte gedankenverloren die bemalte Decke und schob sich noch einen Bissen Kuchen in den Mund. »Der Traum beginnt genau hier, in diesem Raum. Ich sitze auf dem Thron, und draußen geht die Sonne unter. Ich trage die Doppelkrone, aber irgendetwas daran ist seltsam. Anstelle der Schlange und des Geiers zieren *zwei* Schlangen meinen Uraius – eine rote und eine schwarze. Dann gleitet die rote Schlange von ihrem Platz auf meiner Stirn herunter und beißt mich in den Hals. Die schwarze Schlange dagegen bewegt sich nicht. Sie sitzt einfach da und beobachtet alles.«

Plötzlich runzelte der König die Stirn und hielt sich mit schmerz-

verzogenem Gesicht den Bauch, bis der Krampf nachzulassen schien. »Was bedeutet das, Kind?«, fragte er atemlos. »Was versuchen mir die Götter zu sagen?«

»Zwei Schlangen«, flüsterte Neff. Sie schloss die Augen und atmete ruhig, wie der Meister es ihr beigebracht hatte. »Eine rote und eine schwarze.« Sie versetzte sich an den Ort zwischen den Welten, den sie zum ersten Mal in Mentuhoteps Gemächern betreten hatte – das Reich innerhalb der Flamme, in dem sie das Flüßtern der Götter hören konnte. Doch sie fand nicht sofort Zugang und sorgte sich schon, dass die Vision ausbleiben würde. Aber schließlich erschienen in den Schatten hinter ihren Augen die beiden Schlangen auf der Krone des Königs, und sie sah die gesamte Szene vor sich ablaufen. Die Giftzähne der roten Schlange. Den Biss. Den stummen Schrei des Königs, seinen weit aufgerissenen Mund. Die schwarze Schlange, regungslos und wachsam auf ihrem Platz auf der Krone.

Dann kamen die Worte.

*Er wird von jenen verraten werden, die ihm am nächsten stehen.*

Die Botschaft traf sie wie ein Orkan und brachte sie fast zum Straucheln.

*Er wird durch die Hand des einen sterben, während die andere schweigend zusieht.*

Die Vision verschwand. Neff schnappte nach Luft und schlug die Augen auf.

»Was ist los?«, rief der König und beugte sich zu ihr hinüber.

Neff drehte sich vor Entsetzen der Magen um. Eine solche Prophezeiung konnte sie dem König unmöglich überbringen. Mentuhotep hatte ihr gesagt, sie solle den Pharao in seinem empfindlichen Zustand nicht beunruhigen. Und etwas Beunruhigenderes als die Vision, die ihr eingegeben worden war, konnte sie sich kaum vorstellen.

*Der Verdacht würde auf seine Familie und seine engsten Berater*

*hier im Palast fallen. Was, wenn ich mich irre? Was, wenn ich damit alles ins Chaos stürze?*

Sie hatte keine Ahnung, was sie jetzt tun sollte.

Also log sie.

»Die Götter sagen, dass Ihr den Priestern vertrauen sollt«, platzte sie heraus. »Die rote Schlange ist Euer Zweifel und wird Euch schaden, wenn Ihr ihren Rat nicht befolgt. Die schwarze Schlange steht für Geduld. Sie wartet darauf, dass das Glück zu Euch zurückkehrt, und sie wird für ihre Geduld belohnt werden.«

Der König musterte sie mit einem seltsamen Ausdruck in den Augen. »Unglaublich. Genau das hat auch Mentuhotep gesagt.«

Neffs Schultern sackten vor Erleichterung herab. »Der Meister ist ein weiser Mann.«

Aus dem Augenwinkel machte sie eine Bewegung aus. Ihr Blick huschte zu der Tür links vom Thron, durch die die beiden Diener verschwunden waren. Hatte jemand in der Tür gestanden?

»Weise, sehr weise«, murmelte der König. Einen Moment lang wirkte er leicht verwirrt. Als hätte er vergessen, wo er war. Doch dann zuckte sein Blick wieder zu Neff, und er schien sich zu erinnern. »Weißt du, Nefermaat, da ist noch etwas in dem Traum – ein Geräusch. Das Blöken eines Lammes. Was hältst du davon?«

Neff wurden die Knie weich.

Der Pharao murmelte mehr zu sich selbst als zu ihr: »Dieser zerfledderte Priester, der vor all den Jahren in den Palast kam – hat er nicht auch von einem Lamm gefaselt? Was für ein Narr.« Er wandte seinen Blick wieder Neff zu. »Aber es ist schon seltsam, dass ich in meinem Traum ein Lamm gehört habe, nicht wahr, Kind?«

Er runzelte die Stirn. Der Schmerz schien zurückzukehren. Selbst unter der dicken Schminkschicht, die sein Gesicht bedeckte, ließ sich erkennen, wie seine Haut einen grünlichen Ton annahm. »Ich muss ...«, keuchte er und rang um Worte, »... in meine Gemächer zurück ... Sofort. Ineni!«

Sofort erschien der elegante Diener gemeinsam mit vier Männern, die die Sänfte des Königs trugen. Neff geriet in dem Trubel in Vergessenheit, sodass sie sich unauffällig aus dem Hauptraum zurückziehen konnte.

In der Haupthalle lehnte sie sich an eine der Säulen und versuchte, wieder zu Atem zu kommen. Kleine Gruppen von Höflingen und Palastbeamten unterhielten sich in den Ecken, doch niemand schien sich für ihre Anwesenheit zu interessieren. Sie schloss die Augen.

Dutzende Fragen schwirrten ihr durch den Kopf. Wenn ihre Deutung des Traums des Königs eine Lüge gewesen war, hatte Mentuhotep ihn dann ebenfalls belogen? War ihre Vision falsch gewesen? Und was erst, wenn sie *richtig* war? Was, wenn es kein Krankheitsdämon war, der den König krank machte, sondern ein Mensch aus seinem engsten Kreis? Was, wenn Mentuhotep selbst in irgendeiner Form in die Sache verwickelt war und deshalb über den Traum gelogen hatte?

Bei dem Gedanken schlug Neffs Herz schneller.

Aber selbst das war nicht das Schrecklichste an dem Traum des Königs. Was ihr die größte Angst machte, war die Tatsache, dass der König von dem Lamm geträumt hatte.

*Sei gewarnt, Thonis, großes Haus des Amun!* Das waren die Worte des Lamms gewesen, und Blut und Schrecken hatten sie begleitet.

*Leid und Verderben den Kindern beider Länder!*

»Geht es dir gut, kleine Priesterin?«

Die Stimme war so nah, dass sie zusammenzuckte.

Neff öffnete die Augen und sah Prinz Meriamun vor sich stehen. Sie erkannte ihn vom Bastet-Fest wieder, auf dem sie ihn gemeinsam mit der Prinzessin am Tempel gesehen hatte, wo sie der Göttin Ehrerbietung erwiesen hatten. Er trug einen wunderschön gefalteten grünen Schendit und ein durchsichtiges Hemd, das an der Brust offen stand und einen aufwendig mit Perlen bestickten

Karneolkragen um seinen Hals erkennen ließ. Seine Augenbrauen waren dicht und hingen tief über seinen Augen, aus denen er Neff amüsiert musterte.

»Oh! Seid begrüßt, mein Prinz«, sagte Neff und senkte den Kopf.

»Du warst gerade im Thronsaal und hast deinen ersten königlichen Traum gedeutet, nicht wahr? Das scheint dich ja mitgenommen zu haben.«

»So ist es«, antwortete Neff, bemüht, mit fester Stimme zu sprechen. »Ich fühle mich durch das Vertrauen des Königs geehrt. Ich ... Ich war nur ein wenig nervös, das ist alles.«

»Das habe ich nicht gemeint«, flüsterte der Prinz und beugte sich zu ihr hinunter. »Ich meinte, dass es dich viel Kraft gekostet haben muss, den König anzulügen. Das ist keine leichte Aufgabe – und ungefährlich ist sie auch nicht.«

Neff erstarrte. Der Schatten in der Tür – war es der Prinz gewesen, der sie beobachtet hatte? Aber wie konnte er wissen, dass sie gelogen hatte?

Als hätte er ihre Gedanken gelesen, verzog Prinz Meriamun die Lippen zu einem Grinsen. »Weißt du, Worte können lügen – aber der Körper spricht stets die Wahrheit. Wenn man sein ganzes Leben lang belogen wurde, lernt man unweigerlich, wie Täuschung aussieht.«

Neff zitterte am ganzen Leib. Sie hatte geglaubt, das Richtige zu tun, um die Gesundheit des Königs zu schützen. Und sich selbst. Doch jetzt ...

»Weißt du, wie streng dieses Verbrechen bestraft wird? *Sehr* streng. Vielleicht glaubst du, der König würde mit jemandem in deinem Alter Gnade walten lassen, aber ...« Der Prinz rümpfte mitleidig die Nase. »Darauf würde ich mich lieber nicht verlassen.«

Neff schoss die Tränen in die Augen.

»Du musst ja eine schreckliche Vision gehabt haben, um ein solches Risiko einzugehen«, sinnierte der Prinz. »Was hast du gesehen?«

Sie fühlte sich wie ein Vogel in einem Netz, das sich langsam um

sie zusammenzog. Der Prinz ließ ihr keine andere Wahl, als ihm die Wahrheit zu sagen. Vielleicht würde er ihr dann Gnade gewähren. Und wenn ihre Vision richtig war, konnte der Prinz dieses Wissen vielleicht ja nutzen, um den König zu retten.

»Die Götter haben mir gesagt, dass der Pharao von seinen engsten Vertrauten verraten wird«, antwortete sie schließlich. »Dass er durch die Hand des einen sterben wird, während die andere schweigend zusieht.«

Neff bemerkte, wie sich die Pupillen des Prinzen verengten.

»Faszinierend.« Er fuhr sich mit der Zunge über die Lippen.

»Ihr werdet ihm doch helfen, nicht wahr?«, sagte Neff leise. Sie wusste, dass sie besser schweigen sollte, aber es wollte ihr einfach nicht gelingen.

»Mach dir keine Sorgen, ich kümmere mich um den König«, antwortete der Prinz beruhigend. »Und nun sage mir, junge Priesterin aus Bubas, was würdest du davon halten, wenn ich dich bitten würde, einen meiner Träume zu deuten? Würdest du mich ebenfalls anlügen?«

»Nein, mein Prinz«, erwiderte sie.

»Gut.« Prinz Meriamun lehnte sich an die Säule neben ihr. »Dann hör zu: In den letzten beiden Nächten habe ich von Sobek geträumt. Mehr kann ich dir auch nicht sagen – nur, dass ich *weiß*, dass er es ist.« Er sah sie erwartungsvoll an.

»Sobek«, wiederholte Neff. Sie kannte den Namen aus den Zaubersprüchen ihres Vaters, von denen er einige an den kampflustigen Gott mit dem Krokodilskopf gerichtet hatte. Meistens verkaufte er diese Zaubersprüche an Händler und Fischer, die Schutz vor den Gefahren suchten, die im Iteru lauerten.

Erneut schloss sie die Augen und versetzte sich in Gedanken an den Ort zwischen den Welten. Sie stellte sich das Reptiliengesicht des Gottes vor, gekrönt von Federn, Widderhörnern und der leuchtenden Sonnenscheibe.

»Wenn Ihr Euch der Macht Sobeks ausgeliefert seht«, hörte Neff sich sagen, »dann kniet nieder.«

Der Prinz blinzelte. »Das ist alles?«

Neff wurden die Knie weich, und sie musste an der Säule Halt suchen. Die Botschaft war diesmal zwar schneller zu ihr gekommen, dadurch war ihr Erlebnis allerdings nicht weniger anstrengend. Sie nickte.

Prinz Meriamun spottete: »Nicht besonders aufschlussreich, oder was meinst du?«

»Dies ist die Botschaft, mein Prinz«, murmelte Neff nur. Ihr Magen knurrte. Das Mittagmahl musste längst verstrichen sein.

Als der Prinz bemerkte, wie elend es ihr ging, ließ er locker. »Sicher wirst du bereits im Tempel erwartet. Geh jetzt. Bedenke aber, dass du die Prophezeiung über meinen Vater um jeden Preis für dich behalten musst. Man weiß nie, wem man trauen kann. Hüte deine Geheimnisse. Es war richtig, sie ihm vorzuenthalten – deshalb werde ich dich auch nicht dafür auspeitschen lassen, dass du den Pharao belogen hast. Um alles Weitere kümmere ich mich. Hast du verstanden?«

»Ja, mein Prinz.«

Meriamun grinste, sein Gesicht strahlte förmlich. Er sah erschreckend gut aus, wenn er lächelte.

»Braves Mädchen«, lobte er sie und hob anschließend einen beirngten Finger an seine Lippen, um sie an ihr Versprechen zu erinnern.

Neff verbeugte sich, wandte sich ab und ging langsam aus dem Saal, über den Hof und durch die Palasttore nach draußen. Als sie das Gelände verlassen hatte, rannte sie los. Ihre sandalenbekleideten Füße trommelten auf den Boden, bis sie die Tempelgärten erreichte. Sie war so schnell, dass sie Prinz Kenna fast umgelaufen hätte.

»He, immer mit der Ruhe!«, rief er und packte sie an den Schultern. An seinem Arm hing ein Korb, in dem sich die Reste einer

einfachen Mahlzeit befanden. »Wo warst du? Ich habe auf dich gewartet.«

»Ich war ... im ... Palast«, keuchte Neff.

Kenna wurde blass. »Und warum?«

Neff öffnete und schloss den Mund, wusste nicht, was sie sagen sollte.

»Der König«, begann sie. »Er wollte, dass ich ... Er wollte ...« Sie musterte das scharf geschnittene Gesicht des Prinzen und sein wirres schwarzes Haar. Er war nicht ansatzweise so gut aussehend wie sein Bruder und doch ein wunderschöner und willkommener Anblick.

Sie konnte nicht anders, als Kenna um den Hals zu fallen und zu weinen wie ein verängstigtes Kind, das sich verlaufen hatte.

Der Prinz versteifte sich unter ihrer Umarmung, doch nach und nach schien er sich zu entspannen, legte vorsichtig den Arm um ihre Schultern und tätschelte sie sanft. Eine gefühlte Ewigkeit lang ließ er sie einfach weinen. Nun verstand Neff endlich, warum er sich so häufig im Tempel einschloss, weit weg von den Intrigen des Palastes.

Sie waren beide Teil von etwas so Großem und Schrecklichem, dass sie es nur in Bruchstücken erkennen konnte. Als würde sie durch ein Schlüsselloch einen herannahenden Sandsturm beobachten. Was auch immer da auf sie zukam – es war so unaufhaltsam wie dieser Sandsturm. Genauso katastrophal.

Sie wollte Kenna alles erzählen, was passiert war, aber sie hatte Prinz Meriamun versprochen zu schweigen. Sie musste gehorchen. Oder nicht? Wenn sie Kenna alles erzählte und sein Bruder davon erfuhr, würde sie zweifellos streng bestraft werden und damit vielleicht sogar Kenna in Gefahr bringen.

Nein. Sie musste den Inhalt der Vision für sich behalten.

Als ihr Schluchzen schließlich zu einem leisen Schniefen abgeebbt war, ergriff Kenna das Wort.

»Es ist alles gut«, sagte er leise. »Du bist jetzt in Sicherheit.«

Neff klammerte sich fester an ihn. So als könnte sie damit sie beide davor bewahren, von dem nahenden Sandsturm davongeweht zu werden.

»Nein«, flüsterte sie gegen seine Brust. »Nein, das bin ich nicht.«



## 14

### SITA

Die toten Gänse lagen auf einem Haufen am Bug des Jagdschiffs. Ihre rosafarbenen Beine spitzten unter ihnen hervor, und die goldenen Augen waren starr in den Himmel gerichtet. Sita hatte es sich auf einem Baldachin in ihrer Nähe bequem gemacht und nippte an einem Becher Wein. Sie betrachtete die Vögel, deren zarte Daunen in der Flussbrise flatterten. Gerade noch waren die Vögel hoch durch die Luft geschwebt. War das Blut durch ihre Adern gerauscht.

*Sie waren frei und lebendig, dachte Sita. Bis ...*

»Hab ich dich!«

Meri stand mit einem polierten Stock in der Hand auf einer Papyrus-Jolle neben dem größeren Schiff. Bis auf seinen kurzen Schendit war er nackt. Er bückte sich, zog eine weitere tote Gans

aus dem Brackwasser und hob sie triumphierend in die Höhe, was ihm den Jubel der Feiernden auf dem Schiff einbrachte.

Mit dem Stock auf Vogeljagd zu gehen, zählte zu Meris Lieblingsbeschäftigungen. Manchmal fragte sich Sita, was ihm daran mehr bedeutete – die Jagdkunst selbst oder der Applaus. Sita mochte sowohl das Segeln als auch das Gefühl des Speers in ihrer Hand. Aber am Jagen selbst hatte sie nie sonderliches Gefallen gefunden. Trotzdem begleitete sie ihren Bruder fast immer auf seine Ausflüge. Denn ansonsten bot sich ihr nur selten die Möglichkeit, einen ganzen langen Nachmittag aus dem Palast zu kommen.

Meri suchte ihren Blick, doch als er bemerkte, dass sie nicht mit den anderen jubelte, verfinsterte sich seine Miene kaum merklich. Er ließ den Speer auf die Jolle fallen, nahm das lange Ruder zur Hand und stakte damit zum Bug des größeren Schiffs. Von dort aus sprang er behände an Bord und setzte sich zu ihr. Seine Brust hob und senkte sich schwer, und sein Körper schimmerte im strahlenden Sonnenlicht so schlank und sehnig wie der eines Panthers.

»Hier, ein Geschenk«, sagte er und ließ den klitschnassen Kadaver in Sitas Schoß fallen.

Sie fuhr hoch und verschüttete dabei ihren Wein. Ihr dünnes Kleid war durchnässt. »Meri!« Angewidert warf sie die tote Gans auf den Haufen zu den anderen.

Ihr Bruder lachte, und einige der anderen Feiernden johlten. Es gehörte sich nicht, den Prinzen alleine lachen zu lassen.

»Seht ihr? Das ist der Dank für all meine harte Arbeit!«, rief Meri der Gruppe zu. »So was Unhöfliches aber auch!« Er stupste sie spielerisch an, dann wandte er sich wieder den anderen zu, die ihm zur Gratulation bewundernd auf den Rücken klopfen.

Sita fühlte sich ganz benommen. Inzwischen hatte sie sich so daran gewöhnt, angetrunken zu sein, dass sie es kaum mehr ertrug, nüchtern zu sein. Aber etwas an dem weichen, schweren Kadaver

der Gans und dem steten Schwanken des ankernden Schiffs löste ein flaes Gefühl in ihrer Magengrube aus.

*Heute trinke ich wohl besser nichts mehr*, sagte sie sich, auch wenn sie selbst wusste, dass sie sich etwas vormachte.

»Ich finde das auch nicht nett, Si-Si«, hörte sie ein leises Stimmchen sagen. Als sie sich umdrehte, sah sie Maet den Bug hochklettern. Ihr schwarzer Zopf schwang bei jeder Bewegung hin und her. Oben angekommen, setzte sie sich dicht neben Sita, schmiegte sich an sie und betrachtete finster die toten Vögel. »Ich fand sie schöner, als sie noch oben am Himmel waren.« Maet zog einen Flunsch. »Jetzt sind sie alle kaputt. Mamet sagt immer, wenn ich mein Spielzeug kaputt mache, habe ich nichts mehr zum Spielen.«

»Da hat sie recht. Wenn man sein Spielzeug mag, sollte man gut damit umgehen«, antwortete Sita.

Meri kam zurück und kitzelte das kleine Mädchen unterm Kinn. »Aber wenn die Köchin die Gänse zum Abendessen brutzelt, magst du sie auf einmal doch wieder ganz gern, hab ich nicht recht, kleines Kätzchen?« Maet kicherte, dann lächelte sie matt.

Sita musterte sie genau. »Geht es dir gut, Maet? Du wirkst ein bisschen blass heute.«

Maet zuckte mit den Achseln. »Mein Bauch tut weh. Schon ganz lange! Mamet hat gesagt, die Luft hier am Fluss tut mir gut. Vielleicht hilft's.« Sie lehnte den Kopf an Sitas Schulter. Dann sah sie interessiert auf.

»Spielt ihr Mehen?«, rief sie einem der jungen Männer auf dem unteren Deck zu. »Ich will auch! Ich will auch!«

Sie sprang auf und rannte zu dem Tisch, an dem die Männer gerade das Spiel aufbauten.

Sita sah ihr wehmütig nach. Sie selbst hatte es so eilig gehabt, ihre Kindheit hinter sich zu lassen. Hatte so schnell wie möglich mit einem Kopfsprung in die Welt der Erwachsenen eintauchen wollen. Aber seit sie in deren tiefen Wassern geschwommen war

und gesehen hatte, was sich auf dem Grund verbarg, kam es ihr vor, als würde sie ertrinken. Was hätte sie nicht gegeben, um wieder so unschuldig und frei leben zu können wie ein Kind. Um nicht mehr die Last des Wissens auf ihren Schultern tragen zu müssen.

Sita griff nach ihrem Becher und dem Weinkrug, doch er war leer.

*Wie viele Tage noch, bis Vater stirbt?*

Der Gedanke war einfach plötzlich da.

*Vier? Fünf?*

Auf ihren Fingern waren ein paar Weintropfen getrocknet. Die Flecken sahen aus wie Blut.

*Einer?*

Abrupt stand sie auf und ging zu dem kleinen Tisch, auf dem eine Platte mit Essen und ein Wasserkrug standen, aus dem sie ihre zitternden Hände benetzte, bis sie wieder sauber waren. Anschließend wandte sie sich zu Meri um, der inzwischen seine Jolle wieder an den Rand des Schilfs gestakt hatte und darauf wartete, dass die Männer, die durch die Marschen wateten, weitere Vögel in seine Richtung scheuchten.

*Alles wird besser, wenn Meri erst auf dem Thron sitzt*, sagte sie sich. Zu diesem Schluss war sie nach tagelangem innerem Kampf gekommen. Inzwischen fand sie Trost in dem Gedanken. Meri hatte stets recht, und sie vertraute ihm. Warum hätte sich daran jetzt etwas ändern sollen?

Sie beobachtete, wie er vollkommen reglos mit dem erhobenen Jagdstock in der Hand verharrte. Er war die Personifizierung eines Königs in seiner vollen Blüte – ein Mann, der über ein Königreich befiehlt, eine Armee anführen, jeden Feind in die Knie zwingen konnte. Ihr Vater dagegen vermochte nichts von alledem mehr zu tun.

Ja, was Meri tat, war abstoßend. Aber war es nicht gleichzeitig auch eine Notwendigkeit? Am Ende stellte er doch einfach das

Wohl des gesamten khetarischen Volks über das Leben eines einzelnen Mannes. Nur dass es sich bei diesem Mann zufällig um seinen Vater und den König handelte. Ein solcher Akt erforderte Mut. Und war das nicht eine der wichtigsten Eigenschaften eines jeden mächtigen Anführers? Wenn sie Meri so ansah, fiel es ihr nicht schwer zu glauben, dass er Khetara wieder zu seiner einstigen Größe verhelfen würde. Und deshalb durfte sie nichts tun, was eine Bedrohung für diese Zukunft darstellte. Auch sie musste nun mutig sein.

All das hatte sich Sita schon so oft gesagt, dass sie es beinahe glaubte.

Mit einem mit Essen beladenen Teller in der Hand kehrte sie an die Reling zurück und setzte sich, um die Beine ins Wasser baumeln zu lassen. Sie biss in eine frische Feige und sah den Fluss entlang. Weiße und orangefarbene Fische schwammen direkt unter der Oberfläche. Sita entspannte sich, aß den Teller leer und lauschte dabei dem Spiel hinter ihr – als die Fische plötzlich auseinanderstoben.

Ein dunkler Schatten glitt durch das Wasser unter ihren Füßen. Sie hörte auf zu kauen.

»Meri.«

Aber ihr Bruder hörte sie nicht. Er unterhielt sich mit einem der Männer, die durchs Schilf wateten.

»Vielleicht sollten wir weiterziehen, mein Prinz«, sagte der Mann, der bis zur Taille im Wasser stand. »Ich fürchte, in diesem Gebiet halten sich keine weiteren Vögel mehr auf.«

»In Ordnung«, antwortete Meri. »Wir machen noch ein letztes Mal halt, dann kehren wir nach Hause zurück.«

Sita rutschte nach hinten weg und stellte ihren Teller auf dem Deck ab. »Meri?«, wiederholte sie etwas lauter. Der Schatten näherte sich der Jolle ihres Bruders. Je näher er der Oberfläche kam, desto größer wurde er.

»Was denn?«, fauchte Meri verärgert und wirbelte zu ihr herum.

*Da ist etwas im Wasser*, wollte sie sagen. Aber die Worte kamen nicht rechtzeitig heraus.

Im nächsten Moment durchbrach eine finstere Kreatur von unfassbarer Größe die Flussoberfläche. Ihr Schuppenpanzer schimmerte im Sonnenlicht, und ihr gewaltiger Kiefer klaffte so weit auf, dass man jeden einzelnen ihrer dolchartigen Zähne erkennen konnte.

»Krokodil!«, brüllte jemand.

Dann brach Chaos aus.

Wie gelähmt beobachtete Sita das Geschehen, das sich in Zeitlupe abzuspielen schien. Das Krokodil schnappte nach dem Mann im Wasser und vergrub seine Zähne in dessen Oberkörper, verbiss sich, schleuderte ihn im Wasser herum. Der Mann strampelte und kreischte, während ein halbes Dutzend weiterer Männer wild rufend und mit Speeren und Bogen fuchtelnd aus dem Schilf stürmten.

Meri stand auf der schwankenden Jolle und versuchte zu verhindern, dass sie im aufgewühlten Wasser kenterte. Auf dem Schiff ließen die Feiernden alles stehen und liegen und rannten zur Reling, um das Geschehen zu beobachten. Ein entsetzter Aufschrei ging durch die Menge, als das gezackte Rückgrat des Untiers wieder auftauchte und geradewegs auf Meri zuglitt.

»Tötet es!«, rief ein Mann. »Es will sich den Prinzen schnappen!«

Als das Riesenkrokodil mit gewaltiger Kraft aus dem Fluss sprang, sah Sita einen der jungen Bogenschützen seine Waffe heben.

Meri starrte die Bestie mit aufgerissenen Augen und offen stehendem Mund an.

*Wenn der Schütze jetzt schießt, trifft er nicht das Krokodil, sondern Meri!*

»Warte!«, schrie Sita. Doch es war zu spät.

Der Schütze schoss den Pfeil ab.

Aber aus unerklärlichen Gründen schloss Meri die Augen und sank auf ein Knie. Der Pfeil segelte über seinen Kopf hinweg und mitten ins Maul des Krokodils.

Die Bestie bäumte sich auf, überschlug sich und platschte mit dem Rücken voran ins Wasser. Die Stoßwelle beförderte Meris Jolle zurück zu den bewaffneten Männern, die sie festhielten. Wortlos starrten die Zuschauer dem verletzten Krokodil hinterher, dessen gezacktes Rückgrat am Schiff vorbeiglitt und dann den Fluss hinab verschwand.

Es war vorbei.

Sita sank vor Erleichterung in sich zusammen.

»Mein Prinz, geht es Euch gut?«, fragte ein Diener Meri.

»Ja«, antwortete dieser. Er klang seltsam geistesabwesend. »Ja, mir geht es bestens.«

»Amun sei Dank«, fuhr der Diener fort. »Er hat Euch gerade das Leben gerettet.« Dann bedachte er den Bogenschützen, der inzwischen kreidebleich vor Angst war, mit einem vernichtenden Blick. Offenbar hatte er ebenso wie Sita begriffen, dass er den Prinzen fast erschossen hätte. Wäre Meri auch nur einen Sekundenbruchteil später in die Knie gegangen, hätte ihn der Pfeil mitten in den Rücken getroffen.

Auch ihrem Bruder schien es bewusst. Ob er den unfähigen Bogenschützen hier und jetzt hinrichten lassen würde? Aber der Prinz schien keinerlei Interesse daran zu haben, seine Männer für ihre Nachlässigkeit zu töten oder auch nur zu maßregeln. Zur allgemeinen Überraschung stakte er nur seine Jolle zurück zum Boot, kletterte an Bord und setzte sich auf Sitas Stuhl unter dem Baldachin am Bug. Als er den leeren Weinkrug bemerkte, schnipste er einer der Konkubinen zu.

»Wein«, sagte er nur, und sie lief los, um seinen Wunsch zu erfüllen.

Alle übrigen Anwesenden auf dem Schiff sahen das als Zeichen, weiter ihren Beschäftigungen nachzugehen, und die Spielergruppe hüllte sich wieder in leises Geplauder.

Sita näherte sich ihrem Bruder vorsichtig. Ob er wohl unter Schock stand? Nachdem die Konkubine den Wein gebracht und Meri nachgeschenkt hatte, nahm er einen großen Schluck und ließ sich in dem Stuhl zurücksinken. Sein Blick war nachdenklich auf die Stelle gerichtet, an der das Krokodil aus dem Fluss gekommen war. Ein abgetrennter Arm war an die Oberfläche aufgestiegen und dümpelte nun im Wasser. Ein weißer Fisch kam angeschwommen und knabberte daran.

Sita verzog das Gesicht und wandte sich an Meri. »Bist du sicher, dass es dir gut geht?«, fragte sie.

Ihr Bruder mied ihren Blick und antwortete auch nicht, sondern starrte nur weiter auf den Fluss und nagte sich dabei auf der Unterlippe herum.

»Kniet nieder«, murmelte er.

»Was?«

»Wenn Ihr Euch der Macht Sobeks ausgeliefert seht, kniet nieder«, antwortete Meri. »Das hat sie gesagt.«

»Wer?«

Nun sah er sie doch an. Seine Augen leuchteten vor Staunen. »Das Mädchen. Die kleine Seherin aus dem Tempel. Sie hat meinen Traum interpretiert. Und sie hat recht behalten. Ihre Botschaft war das Erste, was mir beim Anblick des Krokodils in den Sinn gekommen ist.«

Sita dachte an die seltsame Kinderpriesterin, die ihr auf dem Bastet-Fest begegnet war. Ob es wohl dasselbe Mädchen gewesen war? »Und deswegen hast du dich gerade hingekniet?«

Meri nickte. »Diese kleine Priesterin hat mir das Leben gerettet.« Er gab einen ungläubigen Laut von sich, dann lächelte er. »Das ist gut. O ja, sehr gut sogar.«

Sita wollte ihn gerade fragen, was er damit meinte, als jemand erschrocken aufschrie.

*Was ist denn nun schon wieder?*

Einige Feiernde hatten sich um eine kleine Gestalt versammelt, die auf dem Deck lag.

»Hilfe! Schnell!«, rief eine der Frauen. »Sie braucht Hilfe!«

Sita schnappte nach Luft.

Maet war zusammengebrochen.



## 15

# RAI

Das Schiff des Nomarchen lag unter dem Gewicht der restlichen siebenzig Heqat Weizen für die Steuer tief im Wasser. Der Nomarch selbst hatte es sich auf einem edlen Akazienholzstuhl an Deck gemütlich gemacht und kaute auf einem Stück Mastix herum, während seine Männer die Garben aufs Schiff luden. Selbst vom Flussufer aus konnte Rai erkennen, dass der Frachtraum schier überquoll vor Holztruhen und Fässern aller Formen und Größen – die gesamte Beute aus Sakesch, die schon bald ihren Weg nach Thonis antreten würde.

Der Nomarch hob seinen Bierkrug und prostete ihr zu. »Der König lässt danken!«

Wut flammte in Rai auf, aber diesmal biss sie sich auf die Zunge. Anchu stand neben ihr, und obwohl er nach den langen Ernte-

tagen zutiefst erschöpft sein musste, war ihm anzusehen, dass er beim Anblick des böartigen Grinsens des Nomarchen die Selbstbeherrschung zu verlieren drohte. Dies war der Mann, der ihn seiner Lebensgrundlage beraubt hatte. Der seine Tochter vor einem halben Dutzend Männer nackt ausgezogen und bis auf die Knochen ausgepeitscht hatte. Die Wut verzehrte ihn fast, das war nicht zu übersehen.

»Geh doch schon nach drinnen und ruh dich aus, Yati«, sagte Rai beruhigend und legte ihrem Vater einen Arm um die Schultern, um ihn vom Flussufer wegzuführen. »Für heute haben wir alle Arbeiten erledigt. Um die Zebus kümmere ich mich, der Rest kann bis morgen warten.«

Anchu hob eine Braue. »Yati, was? Glaubst du, ich merke es nicht, wenn du mir schmeicheln willst? Sonst bin doch immer ich es, der dich von deinen Wutausbrüchen abhalten muss. Und jetzt steht dieser verdammte Hundesohn, der dich verprügelt hat, vor unserer Tür, um mitzunehmen, was uns gehört, und du schickst mich ins Bett und gehst die Zebus füttern?« Er sah zu dem Schiff des Nomarchen, das gerade den Anker lichtete und seine Reise flussabwärts antrat. Dann beugte er sich so dicht zu Rai vor, dass sich beinahe ihre Nasenspitzen berührt hätten, und musterte sie eindringlich. »Du führst doch was im Schilde!«

Rai wollte protestieren, aber ihr Vater winkte ab. »Leugnen ist zwecklos, spar dir die Mühe. Bildest du dir immer noch ein, du könntest mir Dinge verheimlichen? Es hat mit Omari zu tun, richtig? Und ich dachte, der Junge hätte keine Flausen im Kopf ...«

»Hat er ja auch nicht!«, unterbrach ihn Rai, dann schlug sie sich die Hand vor den Mund. Da hätte sie ihrem Vater auch gleich alles erzählen können.

»So.« Anchu streifte sich ihren Arm von den Schultern und musterte sie ernst. »Und jetzt erzähl. In was hat Omari dich da verstrickt?«

Rais Blick wanderte zur Stadt, die sich am Horizont abzeichnete.  
»Je weniger du weißt, desto besser.«

Anchu runzelte die Stirn. »Rait-tai«, sagte er in warnendem Ton.

»Es ist nicht wieder so ein Unsinn wie die Straßenkämpfe, in Ordnung?«, antwortete Rai. »Es geht um etwas Wichtiges. Irgendwie müssen wir uns doch zur Wehr setzen.«

»Oh, und das ist jetzt deine Aufgabe, oder was?«

»Nein. Jedenfalls nicht *nur* meine.«

Sie hatte bereits zu viel verraten. Ihr Vater war nicht auf den Kopf gefallen, und er wusste ebenso gut wie alle anderen, dass es in Sakesch rebellische Strömungen gab.

Anchu seufzte und rieb sich die Augen. »Habe ich dir denn wirklich nie erklärt, was während des Kriegs passiert ist?«

»Ach, nur ungefähr tausend Mal.«

»Na, dann muss ich dein Gedächtnis wohl auffrischen. Du scheinst ja keinen Schimmer zu haben, mit was für Mächten du dich da anlegst.«

»Natürlich weiß ich das! Du brauchst es mir nicht zu er...«

»Doch, offenbar schon.«

Rai verschränkte die Arme vor der Brust und senkte den Blick.

»Weißt du noch, wie überraschend Sematauis Angriff auf den Palast für alle Beteiligten war?«, begann Anchu. »Er hat König Rahoteps Armee damals mit einer Schlacht an der nördlichen Grenze von Sakesch abgelenkt, während er gemeinsam mit einer Eliteeinheit aus seinen besten Männern in den Palast eingedrungen ist. Rahotep hat seine Familie versteckt und sich Semataui mit dem Rest seiner Wachen in den Weg gestellt, aber auf die schiere Brutalität der Geißel aus dem Norden waren sie nicht vorbereitet. Sie schlachteten die Königsgarde und jeden, der ihnen in die Quere kam – Diener, Höflinge, Palastbeamte –, kaltblütig ab. Und nachdem sie Rahotep gefangen genommen hatten, wies Semataui seine

Männer an, den König festzuhalten, während er ihm sein Schwert in den Bauch rammte. Ein tödlicher Schlag ... doch auch einer, bei dem der Tod lange auf sich warten lässt.«

»Vater ...« Rai hatte geglaubt, die Geschichte bereits gut zu kennen. Aber wie es aussah, hatte ihr Vater ihr die blutigen Einzelheiten bisher stets erspart. Sie wollte, dass er aufhörte. Aber Anchu hob eine zitternde Hand. »Nein, du wirst zuhören, Rait-tai. Während unser König langsam auf dem Boden des Thronsaals verblutete, schickte Semataui seine Männer los, um Rahoteps Frauen und Kinder aus ihren Verstecken zu holen. Die Frauen schrien und flehten, die Säuglinge weinten. Sie hatten alle große Angst. Und Semataui tötete sie, einen nach dem anderen. Er tötete sie direkt vor Rahoteps Augen, während dieser sterbend auf dem Thron lag, und stapelte ihre Leichen vor ihm auf.« Er hielt inne. »Mir ist natürlich bewusst, dass Rahotep kein Unschuldslamm war. Er hatte während seiner eigenen Kriege ebenfalls Gräueltaten an seinen Feinden begangen. Vielleicht habe ich das damals zu leichtfertig akzeptiert, weil er mein König war und ich glaubte, dass in seinen Adern das Blut der Götter flösse. Aber merk dir eins, Rait-tai: Was Semataui an jenem Tag im Palast angerichtet hat, verdient niemand auf dieser Welt. Am allerwenigsten die Kinder.«

Rai schloss die Augen. Ihr war flau im Magen. »Warum erzählst du mir das alles?«

»Weil ich weiß, dass Omari und du und wer auch immer sonst noch bei dieser Verschwörung dabei ist, glaubt, Amunmose sei ganz anders als sein Vorgänger. Und ihr habt recht. Semataui war ein Tyrann. Er hat die beiden Khetaras durch Blut, Terror und Lügen vereint, und es war ein Segen, dass ihn das Schicksal in jener Schlacht nach der Vereinigung aus dem Leben gerissen hat. Aber dass König Amunmose schwach und nachsichtig wirkt und nicht seine Armeen schickt, um uns alle abzuschlachten, heißt noch lange nicht, dass er es nicht eines Tages tun wird. Eine Schlange ist eine

Schlange, Rait-tau. Wenn du ihr auf den Schwanz trittst, wirst du gebissen.«

Rai schnalzte abfällig mit der Zunge. »Das ist also dein Rat? Die Dinge einfach hinzunehmen, wie sie sind? Das habe ich doch versucht! Ich habe versucht, die Augen zu verschließen. Aber als ich an jenem Tag die Angst in den Augen von Bakis Sohn gesehen habe ...« Sie schüttelte den Kopf. »Ich weiß, dass ich nicht immer die klügsten Entscheidungen getroffen habe, Vater, und ich weiß auch, dass du dir Sorgen um mich machst. Aber ich kann nicht einfach still zu Hause herumsitzen und nichts tun. Ich *kann* es nicht. Nicht mehr.«

Anchu seufzte und starrte flussabwärts, wo das Schiff des Nomarchen am Horizont verschwand. Seine Wut verpuffte. »Ich weiß, dass du es nicht kannst. Schließlich hast du deine Sturheit von mir. Aber bitte, bitte – sei um Ras willen vorsichtig. Du bist alles, was ich noch habe.«

»Ich werde nicht zulassen, dass dir etwas passiert«, sagte Rai. »Oder mir. Das verspreche ich dir.«

Anchu musterte sie aus müden, erschöpften Augen. »Mach keine Versprechen, die du nicht halten kannst.«



Es kostete Rai einiges an Überzeugungskraft, aber schließlich konnte sie ihren Vater überreden, ins Haus zu gehen und sich auszuruhen. Er schlief bis zum Mittagessen und selbst danach noch, als sie nach draußen ging, um die Zebus zu versorgen.

Sie füllte gerade am Flussufer ihre Wassereimer, als sie ihn sah: einen jungen Mann in einem Fischerboot, begleitet von einem großen schwarzen Hund.

Normalerweise hätte Rai nicht angehalten, um einen gewöhnlichen Fischer zu beobachten, aber etwas an dem Mann und seinem Hund ließ sie innehalten. Sie konnte nicht genau benennen, warum

er ihre Aufmerksamkeit erregte – seine dunklen Gewänder waren schmutzig, aber nicht ungewöhnlich, und er segelte in einem einfachen alten Fischerboot aus Schilf. Etwas auffällig war höchstens der dunkle Bartschatten auf seinem Kinn, denn die meisten Männer in Khetara rasierten sich glatt. Aber was hieß das schon? Vielleicht hatte er während seiner Reise einfach keine Zeit gehabt, sich zu pflegen. Besonders gut sah er auch nicht aus. Nicht, dass dieser Punkt für sie ausschlaggebend gewesen wäre.

Warum also konnte sie nicht wegsehen? Irgendetwas stimmte nicht an dem Bild. Nur wusste sie nicht, was.

Der Mann war schlank und schlaksig, ähnlich wie sein Hund, und seine Bewegungen wirkten etwas steif, so als hätte er sich eine Verletzung zugezogen, die ihm hartnäckige Schmerzen bereitete – ein Gefühl, das Rai nur zu gut kannte. Doch was ihn auch plagte, es schien vergessen zu sein, als er sie am Flussufer entdeckte.

»Sei gegrüßt!«, rief er. Als er lächelte, legte sich ein jugendlicher, charmanter Zug über sein vorher so unscheinbares, wettergegerbtes Gesicht. »Du ... ähm, du kennst dich nicht zufällig mit Hunden aus, oder, *Sena?*«

Die Stimme des Mannes bestätigte Rais Vermutung. Er sprach mit einem Akzent und Begriffen, die sie sonst nur gelegentlich auf dem Markt von Sakesch zu hören bekam. Ein Stammesangehöriger aus dem Roten Land. Zu welchem Stamm er gehörte, konnte sie allerdings nicht einordnen. Es gab so viele, dass die meisten Khetarer gar nicht erst versuchten, sie auseinanderzuhalten.

Sie hätte ihn ignorieren sollen, aber ihre Neugierde war stärker. »Was ist denn das Problem?«, fragte sie.

Ermutigt paddelte der Mann mit seinem Boot zum Ufer und zog es an Land. Der schwarze Hund sprang von Bord und kam herüber, um Rai zwischen den Beinen zu beschnüffeln.

»Aus, Behkai!«, schimpfte der Mann und eilte herbei, um den Hund am Hinterteil von ihr wegzuziehen. »Entschuldigung. Seit

ein paar Tagen ist er die reinste Plage. Er lässt mir keine Ruhe, nicht einmal zum Schlafen.«

»Und was hast du ihm zu fressen gegeben?«

Der Mann blinzelte und schien zu überlegen. »Na ja, Brot ... ein bisschen Zwiebel ... Es war eine lange Reise, und wir haben nichts ...«

»Moment mal«, unterbrach Rai ihn. »Das ist doch *dein* Hund! Wie kannst du da nicht wissen, womit du ihn füttern sollst?«

»Weil er gar nicht *mein* Hund ist. Er ist einfach nur *ein* Hund, der so aufdringlich ist, dass ich ihn vorübergehend an meiner Seite dulde.«

Rai blinzelte. »Verstehe. Aber du bist doch Fischer, oder?«, fragte sie und deutete auf das Boot. »Hunde mögen Fisch.«

Wieder musterte der junge Mann sie verständnislos, dann murmelte er unsicher: »Ach so, ja ... Fischer ...«

Rai verdrehte die Augen. »Du bist nicht von hier, oder?«

»Ist das so offensichtlich?«

»Bedauerlicherweise ja.«

»Ah so.«

»Woher kommst du?«

Der Mann richtete sich auf. »Aus dem Roten Land, *Sena*. Vom Stamm der Anen«, sagte er und straffte dabei die Schultern.

Rai musterte ihn aufmerksam. *Er rechnet damit, respektlos behandelt zu werden. Wappnet sich gegen die Ablehnung.* Sie kannte dieses Gefühl aus eigener Erfahrung so gut, dass sie es ihm mühelos vom Gesicht ablesen konnte, ebenso wie die Schmerzen, die sich hinter seinen Bewegungen verbargen.

Nun, dann würde er jetzt eine Überraschung erleben.

»Nun«, sagte sie mit in die Hüften gestemmt Armen. »Dein Hund ist so durcheinander, weil er Hunger hat. Was bedeutet, dass du wahrscheinlich ebenfalls Hunger hast. Komm mit.« Sie machte sich auf den Weg zum Haus.

Nach einem Moment der Stille hörte Rai seine Schritte, die ihr eilig folgten.

»Du bist sehr freundlich, *Sena*«, sagte er. »Was ich von den übrigen Leuten, die ich entlang des Flusses getroffen habe, nicht behaupten kann. Ich habe aufgehört zu zählen, wie oft ich inzwischen abgewiesen wurde.«

Er klang verbittert, und Rai warf ihm einen Blick zu. »Die Leute haben jedes Recht, misstrauisch zu sein. Du bist ein merkwürdiger, fremder Mann auf einem Fischerboot ohne die dazugehörige Ausrüstung. Oder Fische.«

Der Mann blickte zurück zum Boot. »Das ist dir aufgefallen?«

»Es hat etwas gedauert, aber ja.«

»Warum hast du mir geholfen, wenn ich so verdächtig wirke?«

Rai dachte kurz nach, dann zuckte sie mit den Schultern. »Ich weiß es ehrlich gesagt nicht. Schätze, ich hatte einfach ein gutes Gefühl dabei.«

Der Fremde ließ sich ihre Worte schweigend durch den Kopf gehen. »Ich bin mir nicht sicher, ob ich dir zustimmen würde, dass ich ein *merkwürdiger* Mann bin, *Sena*. Fremd? Ja. Gut aussehend? Sicher! Aber merkwürdig?«

Rai schnaubte. Sie öffnete ein paar Vorratsfässer und holte aus einem mehrere getrocknete Fische, aus einem anderen eine Handvoll getrocknete Datteln und aus einem dritten einen runden Laib Brot.

Dann wickelte sie alles zusammen mit ein paar frischen Frühlingszwiebeln in grobes Papyruspapier. »Das sollte für ein oder zwei Tage reichen«, sagte sie und drückte dem Fremden das Päckchen in die Hand. Dem Hund warf sie direkt einen Fisch zu. Er fing ihn mit dem Maul, hatte ihn im Handumdrehen verputzt und leckte sich zufrieden die Lefzen.

»Guter Junge«, sagte Rai und kraulte ihn hinter den Ohren.

Der Mann starrte auf das Päckchen mit dem Essen und dann wieder sie an. »Möchtest du etwas dafür haben?«

Doch Rai tat das Angebot mit einem Achselzucken ab. »Nimm es einfach. Wir haben schon über die Hälfte unseres Vermögens an Thonis verloren. Da spielt das bisschen mehr auch keine Rolle mehr. Zumindest kommt dieses Essen hier jemandem zugute, der es wirklich braucht.«

»Thonis, ja?« Die Augen des Mannes leuchteten interessiert auf. »Da will ich auch hin. Ist es weit?«

»Etwa einen Tag. Der Rückweg führt flussaufwärts und dauert länger, da der Wind unbeständiger ist als die Strömung.« Sie legte den Kopf schief. »Was führt dich nach Thonis, wenn ich fragen darf?«

Der Mann räusperte sich. »Ich sammle Informationen«, erwiderte er vage.

Rai hob eine Augenbraue. »Nun, ich an deiner Stelle wäre vorsichtig. Thonis ist die Stadt des Königs. Wenn du die Leute hier im Süden für misstrauisch gegenüber Fremden hältst, dann warte ab, was dich dort erst erwartet! In der Hauptstadt wimmelt es nur so von königlichen Wachen.«

»Keine Sorge«, sagte der Mann. »Ich weiß, dass man den Khetarern nicht trauen kann – deine Wenigkeit natürlich ausgenommen.«

Rai verschränkte die Arme vor der Brust. »Die Oberkhetarer sind nicht wie wir hier in Sakesch«, sagte sie. »Überhaupt sind wir nicht alle gleich.«

Der Mann schenkte ihr ein ironisches Lächeln. »Ach ja? Wir auch nicht.«

Rai musste daran denken, wie sie sämtliche Stämme aus dem Roten Land in einen Topf geworfen hatte, weil sie davon ausgegangen war, dass sie sich alle mehr oder minder ähnlich waren. Verlegen wandte sie sich wieder dem Lagerraum zu und nahm eine der alten weißen Tuniken ihres Vaters von einem Haken. Sie war zwar an einigen Stellen ein wenig abgetragen, ansonsten aber noch brauchbar. »Hier, die kannst du auch haben. Deine Sachen sind so

schmutzig, dass sie eigentlich ins Feuer gehören. Und in der Tunika fällst du in Thonis weniger auf.«

Der Mann hob die Augenbrauen, nahm das Kleidungsstück entgegen und nickte. »Du bist sehr großzügig ...« Er musterte sie fragend.

»Rait-tai.«

»Ja, sehr großzügig, Rait-tai. Ich weiß deine Nächstenliebe zu schätzen, aber du musst mir erlauben, dir zumindest etwas dafür anzubieten.« Er zog den prall gefüllten Beutel von seiner Schulter und kniete sich auf den Boden, um darin zu kramen.

Rai beugte sich vor, um hineinzuschauen – und traute ihren Augen nicht.

*Er muss ein Verbrecher sein. Wie sonst sollte ein Mann wie er an solche Schätze kommen?*

Aber wer war sie, ihn deshalb zu verurteilen? Sie war doch selbst im Begriff, eine Kriminelle zu werden.

»Das ist eine beeindruckende Sammlung«, sagte sie. »Wo hast du das alles her?«

Der Mann holte ein paar kleine Gegenstände aus dem Beutel und band ihn sofort wieder zu. Dann stand er auf und musterte sie mit einem rätselhaften Ausdruck in den Augen. »Vielleicht überlässt du das Sammeln von Informationen lieber mir, *Sena*«, sagte er leise. »Wir alle haben unsere Geheimnisse.«

*Geheimnisse.*

Rai musste an ihre letzte Begegnung mit Asim denken, bei der er ihr die geheime Losung beigebracht hatte, mit der man andere Mitglieder der Rebellengruppe erkennen konnte.

*Der Falke segelt über den Himmel.*

*Am Horizont werden wir ihm begegnen.*

»Sprich mit niemandem außerhalb unseres Zirkels darüber«, hatte Asim ihr eingetrichtert. »Nicht mit deinem Vater, nicht mit deinen Freunden – mit *niemandem*.«

Rai blinzelte und richtete ihre Aufmerksamkeit wieder auf das Hier und Jetzt.

»Ja«, sagte sie zu dem Stammesangehörigen aus dem Roten Land.  
»Wir alle haben unsere Geheimnisse.«

»Ich bin froh, dass wir uns verstehen«, sagte er und hielt ihr seine offenen Handflächen entgegen. Darauf lagen mindestens ein Dutzend edle Schmuckstücke: Perlenketten, ein goldener Ring, ein mit Lapislazuli besetztes und mit Lotusblüten verziertes Armband.  
»Such dir etwas aus. Was immer du möchtest. Auf dem Markt wirst du ein ordentliches Sümmchen dafür bekommen, falls du es eines Tages verkaufen willst.«

Rai fuhr mit den Fingern über die einzelnen Gegenstände, nahm erst den einen, dann den anderen in die Hand. Noch nie in ihrem Leben hatte sie so schöne Dinge berührt. Es war nahezu unmöglich, sich zu entscheiden. Am Ende ließ sie ihr Bauchgefühl wählen.

»Ich nehme dieses hier«, sagte sie und hielt ein rotes Jaspis-Amulett an einem schlichten schwarzen Band hoch.

»Das?«, fragte der Mann verwirrt. »Aber das ist doch nichts wert. Ein kleiner geschnitzter Löwe. Für den bekommst du höchstens ein paar Brote.«

»Dann ist es doch ein gerechter Tausch«, sagte Rai und legte sich das Amulett um den Hals. »Wenn ich hier auf dem Markt versuche, einen der anderen Gegenstände zu tauschen, könnte das Verdacht erregen. Und Ärger habe ich schon genug, noch mehr kann ich nicht brauchen. Außerdem *will* ich es auch gar nicht verkaufen. Ich will es tragen! Das ist ein Sachmet-Amulett, mit dem man sich unter den Schutz der Göttin stellt. Und Schutz habe ich im Augenblick dringend nötig.«

»Sachmet«, wiederholte der Mann. »Wo habe ich diesen Namen schon einmal gehört?« Nach kurzem Überlegen zuckte er mit den Schultern. »Du kannst das Amulett haben, Rait-tai-*Sena*. Aber bitte erlaube mir, dir für deine Freundlichkeit noch etwas von

echtem Wert anzubieten. Wenn du es nicht behalten willst, dann kannst du es ja an jemanden verschenken, den du liebst.«

Als Rai zustimmend nickte, musterte der junge Mann lange die übrigen Gegenstände in seiner Hand, ehe er den goldenen Ring auswählte. Rai steckte ihn an ihren Finger und stellte überrascht fest, dass er saß wie angegossen. Es war ein schlichtes, ungewöhnliches Stück mit einem drehbaren goldenen Würfel. In jede der vier Seiten war ein anderes Symbol graviert: eine Kobra, eine Feder der Maat, ein Auge des Ra und ein Skarabäus.

Sie würde ihn verstecken müssen – auf den Straßen von Sakesch würde ein so wertvolles Stück viel zu viel Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Was eigentlich schade war, denn er fühlte sich gut an ihrem Finger an.

Sie ließ den Würfel durchdrehen, und er blieb bei der Seite mit dem Auge des Ra stehen. »Wie auf dem Dolch meines Vaters«, sagte sie.

»Wirklich?«, fragte der junge Mann interessiert. »Dann war der Ring wohl für dich bestimmt.«

Mit nachdenklicher Miene kehrte er zum Flussufer zurück. Der Hund sprang ihm fröhlich um die Füße. Rai folgte ihnen. In angenehmes Schweigen gehüllt, blieben sie am Wasser stehen und sahen den Handelsschiffen nach.

Es war schon seltsam. Rai fühlte sich in der Gegenwart dieses Mannes so wohl, als wäre er ein alter Freund und nicht ein Fremder, den sie gerade erst kennengelernt hatte.

Irgendwann streckte der Mann die Hand aus, um den Bug des kleinen Bootes zu greifen, und hielt es fest, damit der Hund an Bord springen konnte. »Du bist sicher schon häufiger Boot gefahren, oder?«, fragte er.

»Immer nur kurze Strecken«, gab Rai zu. »Noch nie so weit wie nach Thonis.«

Der Mann nickte. »Für mich ist es das erste Mal«, sagte er. »Es ist

seltsam, der Fluss nimmt einen einfach mit. Die Strömung macht mit einem, was sie will, als hätte sie einen eigenen Willen. Natürlich habe ich noch das Ruder und kann das Boot damit hierhin und dorthin lenken oder anhalten und anlegen, wie ich es getan habe, um mit dir zu sprechen, *Sena*. Aber sobald ich wieder auf diesem Boot bin und ablege, nimmt der Fluss mich wieder mit auf seinen Weg. Ich kann langsamer fahren oder sogar anhalten ... aber ich glaube, am Ende bekommt der Fluss immer seinen Willen.« Er schüttelte den Kopf und lachte leise auf. »Verstehst du, was ich meine, Rait-tai, oder klinge ich wie ein Narr?«

Seine Frage erinnerte sie an die Nacht im Garten der Toten.

»Nein, du klingst nicht wie ein Narr«, antwortete sie. »Vor einigen Tagen bin ich in einen Kampf geraten – einen Kampf, von dem ich wusste, dass ich ihn nicht gewinnen konnte –, und es hat sich ganz genauso angefühlt. Als würde mich eine Strömung dazu treiben, etwas zu tun, von dem ich wusste, dass ich es wahrscheinlich besser lassen sollte.«

»Und hast du es getan?«, fragte er. »Dich von der Strömung mitreißen lassen, meine ich?«

Rai nickte. »Ja, habe ich. Vielleicht war das ein Fehler, und wir sind beide Narren, die in absehbarer Zeit von Krokodilen gefressen werden.«

Der Mann lachte, und seine Ernsthaftigkeit schmolz dahin. »Ich mag dich, *Sena*. Du bist die mit Abstand beste Khetarerin, die ich je getroffen habe.«

Rai schnaubte. »Angesichts deiner Meinung über uns hat das nicht viel zu bedeuten.«

»Viel Glück, Rait-tai«, rief der Mann ihr zu, sprang geschickt auf das Boot und ließ seinen schweren Beutel aufs Deck fallen. »Vielleicht führt uns der Fluss eines Tages ja wieder zusammen.«

»Ja, vielleicht«, erwiderte Rai und schloss fest die Hand um das Löwenamulett.

Der Fremde stieß sich vom Ufer ab, um sich den anderen Booten anzuschließen, die flussabwärts trieben, und Rai hob die Hand zum Abschied.

»Nochmals vielen Dank!«, rief er und rieb sich mit dem Fingerknöchel die Nase. Der Hund bellte. »Was? Würdest du lieber hier bei ihr bleiben, Behkai? Mir würde das nämlich äußerst gelegen kommen! Ein Maul weniger zu stopfen.« Behkai machte Sitz und winselte.

»Ach, na gut, dann bleibst du eben. Rait-tai-*Sena* will dich wahrscheinlich sowieso nicht!«

»He, warte!«, rief Rai. »Du hast mir gar nicht gesagt, wie du heißt!«

Der Mann überlegte kurz, ehe er antwortete. »Nenn mich den Schakal!«

Rai sah ihm nach – diesem Nicht-Fischer mit dem Bündel voller gestohlener Schätze und dem Hund, der ihm nicht gehörte.

Sie hoffte, dass er recht behielt und sie sich eines Tages wiedersehen würden.



Als Rai die Schmiede verließ, ging bereits die Sonne unter. Bei der letzten Versammlung des Horizonts hatte er erwähnt, dass er Werkzeuge zu einfachen Waffen für den Angriff auf die Medjau umbauen könne. Also hatte sie ihn in seiner Schmiede in der Stadt besucht, um ihm alles zu übergeben, was sie auf dem Hof an Eisengeräten entbehren konnten. Es fühlte sich merkwürdig an, dem Schmied bei ihrer Ankunft die geheime Losung zu nennen – aber auch aufregend. Als sie nun die belebte Straße entlang nach Hause ging, hatte sie das Gefühl, alle Augen wären auf sie gerichtet und sie würde von Getuschel verfolgt wie von einer Rauchschwade. Aber wahrscheinlich bildete sie sich das nur ein. Trotzdem konnte sie

nicht anders, als sich immer wieder umzusehen, um sicherzugehen, dass ihr niemand folgte.

»Oh!«

Rai stieß mit jemandem zusammen, der auf dem Weg in die entgegengesetzte Richtung war, und stolperte nach hinten weg.

»Entschuldigung, ich habe nicht aufgepasst...« Als sie sah, um wen es sich bei ihrem Gegenüber handelte, erstarrte sie. »Tam«, flüsterte sie.

Die junge Weberin trug nichts Auffälliges – nur ein einfaches, aber herausragend gewebtes Kalasiris-Kleid. Doch so, wie sich der Stoff an Tamerits weiche Kurven schmiegte, wurde Rai ganz nervös.

»Rai!«, rief Tam und rückte den Korb mit ungefärbten Flachsfasern zurecht, den sie auf der Hüfte balancierte. »Ich dachte schon, ich würde dich eine Weile nicht sehen. Ich habe gehört, was passiert ist.« Ein Ausdruck zärtlicher Besorgnis huschte durch ihren Blick. »Geht es dir gut? Ich habe mir solche Sorgen um dich gemacht.«

Rais Wangen wurden heiß vor Verlegenheit und Freude. »Ja, mir geht es gut. Ich wollte dich schon längst besuchen kommen. Ich hatte nur ... viel zu tun.«

Tam strich ihr eine Locke aus dem Gesicht, eine Geste, die einen schmerzhaften Stich des Verlangens durch Rais Brust schießen ließ.

»Viel zu tun, ja? Auf dem Hof? Aber was machst du um diese Uhrzeit in der Stadt?«

Irgendwo auf dem Weg zwischen Tams Frage und dem Anblick ihrer dunklen Augen, in denen der Schalk blitzte, verhedderten sich Rais Gedanken. »Ich, ähm ... Ich habe nur ein paar Sachen beim Schmied abgegeben«, stammelte sie, da sie zu dem Entschluss gekommen war, dass die Wahrheit – oder zumindest ein Teil davon – wahrscheinlich ihre sicherste Option war.

»Beim Schmied«, sagte Tam, als wären die Worte ein unbekanntes neues Gericht, das sie probierte. »Wie interessant.«

»Ist es das?«

»Ja. Ich habe mich schon gefragt, wie lange es dauern würde, bis du dich mit dem Horizont verbündest.«

Rai schreckte aus ihren Gedanken hoch. »W-was? Nein. Ich meine, wie ...?«

Tam beugte sich so nah zu ihr, dass Rai das Jasminöl in ihrem Haar riechen konnte. »Wir Weberinnen wissen alle darüber Bescheid, was der Schmied in seiner freien Zeit so treibt«, flüsterte sie. »Außerdem stehst du Omari sehr nahe. Wenn er mit den Rebellen unter einer Decke steckt, liegt die Annahme nahe, dass du vielleicht auch dazugehörst. Nach der Tracht Prügel, die du bekommen hast, würde es mich jedenfalls nicht wundern, wenn du um die Aufnahme gebeten hättest.«

Rai sah sich verstohlen um, aus Angst, jemand könnte ihr Gespräch belauschen. »Nicht hier. Es ist nicht sicher.«

Tam nickte. »Komm mit.« Sie nahm Rai bei der Hand und zog sie zu einem leer stehenden Haus in der Nähe. Außer einem zerlumpten alten Soldaten, der an der Straßenecke kauerte, war niemand zu sehen.

Rai war so abgelenkt von dem Gefühl von Tamerits kleiner, starker Hand in ihrer, dass sie gar nicht auf die Idee kam nachzufragen, wohin sie gingen. Sie schlüpfte durch die schief in den Angeln hängende Eingangstür ins schattige Innere des Gebäudes. Alles war von einer dicken Staubschicht bedeckt, und überall lagen zerbrochene Möbel und Tonscherben herum, die unter ihren Füßen knirschten.

Rai zuckte zusammen, als bei ihrer Ankunft eine Schar Mäuse auseinanderstob.

»Bist du sicher, dass wir hier allein sind?«

»Niemand kommt je hierher«, entgegnete Tam.

Rai blinzelte in die Dunkelheit. Das Haus musste mit seinen hohen Decken und bunten Fliesenböden einst wunderschön ge-

wesen sein. Der Anblick machte sie traurig. *Einst prächtig, nun eine Ruine. Genau wie alles andere in Sakesch.*

»Was ist das für ein Ort?«, fragte sie.

»Hier hat einer von König Rahoteps Wesiren gewohnt«, antwortete Tam. »Anscheinend sein engster Berater. Er wurde von den Oberkhetarern hingerichtet und seine Leiche ohne ordentliches Begräbnis auf einem Feld abgeladen. Die Leute sagen, sein *mutu* würde noch immer hier herumspuken.« Sie zuckte mit den Schultern. »Deshalb halten sie sich lieber fern.«

Rai schauderte, auch wenn es ihr lieber war, wenn eine ruhelose Seele ihre Unterhaltung belauschte als ein Mitglied der Garde des Nomarchen. Sie gingen zu einem zerfallenen Torbogen, weit weg von den Fenstern, durch die man sie vielleicht hätte sehen können. Rai fuhr fort, wo sie aufgehört hatte. »Zunächst einmal: Ja, Omari und ich stehen uns nah. Aber nicht auf ... auf *diese* Weise. Das weißt du doch, oder?«

»Ja, weiß ich«, entgegnete Tam mit einem leisen Lachen. »Mamet Mut mag übersehen, was sonnenklar ist, aber ich nicht.«

»Gut«, sagte Rai erleichtert. »Und zweitens: Woher weißt du vom Horizont?«

»Alle Weberinnen wissen davon. Aber die Rebellen lassen nicht zu, dass sich Frauen aktiv beteiligen. Wir dürfen nur die Nachrichten weitergeben. Für dich haben sie scheinbar eine Ausnahme gemacht.«

»Ich kann ziemlich überzeugend sein.«

»Alle reden davon, wie du dich für den Schäfer gegen den Nomarchen behauptet hast. Ich vermute, das war für ihre Entscheidung nicht ganz bedeutungslos?«, sagte Tam.

Rai zuckte mit den Schultern. »Gut möglich. Allerdings könnte es auch sein, dass ich in eine kleine ... Auseinandersetzung mit Asim geraten bin.«

Tam lachte ihr angenehmes, perlendes Lachen. »Und? Hast du gewonnen?«

»Nein. Aber ich glaube, darum ging es auch nie.«

»Zwei Prügeleien in zwei Tagen. Du scheinst es ja zu mögen, wenn man dir den Hintern versohlt.«

Rai grinste und senkte den Blick. Wie schaffte diese Frau es nur, dass es ihr vor lauter Schüchternheit die Sprache verschlug?

Tam schaute in ihren Korb mit Wolle und seufzte. »Ich wünschte, sie würden mich auch kämpfen lassen.«

»Wirklich?« fragte Rai überrascht. »Aber du wirkst so ... zart.«

»Manchmal bin ich das auch«, antwortete Tam in scharfem Ton.

»O nein, nein, nein, ich wollte damit doch nicht sagen, dass du schwach bist«, rechtfertigte Rai sich so hastig, dass ihr die Worte ungenau von den Lippen stolperten. »Du bist nur so ... na ja ... elegant. Nicht so ein ungehobelter Raufbold wie ich.«

Ein feines Lächeln umspielte Tams Mundwinkel, und sie kam einen Schritt näher. Hier im Dämmerlicht verliehen ihr die Schatten auf ihrem Gesicht etwas beinahe schon Überirdisches. Als stammte sie aus einem Traum. »So siehst du dich? Als ungehobelten Raufbold?«

Rai zuckte mit den Schultern. »Warum nicht? Da es mir an Schönheit mangelt, die ich für mich arbeiten lassen könnte, muss ich nehmen, was ich habe.«

Tam schenkte ihr einen Blick, unter dem sich Rai die Brust zusammenschnürte. »Hat das jemand zu dir gesagt? Dass du nicht schön bist? Oder redest du dir das nur selbst ein?«

Rai traute sich nicht zu sprechen.

»Menschen können mehr als nur eine Seite haben«, fuhr Tam leise fort und streckte die Hand aus, um Rais Löwenamulett zu berühren. »Wie Sachmet. Sie ist die Schlächterin, die Blutrünstige, die Herrin des Gemetzels. Aber sie kann auch Bastet sein. Die Beschützerin. Die Mutter. Die Göttin der Freude und des Vergnügens. Sie ist beides. Und zwar zugleich.«

»Und du?«, flüsterte Rai, während Tams Hand noch immer auf ihrer Brust lag. »Was verbirgt sich hinter deiner Sanftheit?«

»Ein wildes Herz«, antwortete Tam. Sie war so nah, dass Rai ihren Atem schmecken konnte, der ihr in der kühlen Nachtluft in weißen Wolken vor dem Mund stand. »Ein Herz, das brennt.«

Rai legte ihre Hand auf Tams und drückte sie fest. Ob die Weberin wohl spüren konnte, wie schnell ihr Herz schlug? Oder wie viel Wärme von ihrem Körper ausging? Sie musste ständig daran denken, dass sie zum ersten Mal allein und ungestört waren. Die Vorstellung war verlockend und verwirrend zugleich.

Mit Omari hatte sie nie solche Gefühle gehabt. Oder sonst mit einem Mann. Eigentlich war sie bereit gewesen, sich damit abzufinden, dass sie wohl nicht für die Liebe bestimmt war – bis sie auf einmal Tam begegnet und ihre ganze Welt auf den Kopf gestellt worden war.

Dennoch war es das eine, sich nach der schönen Weberin zu sehnen, und etwas ganz anderes, mit ihr allein an diesem vergessenen Ort zu sein, wo sie keine neugierigen Blicke befürchten mussten. Es kostete sie all ihre Selbstbeherrschung, nicht einfach die Türen ihres Herzens weit zu öffnen und alles herauszulassen, was dahinter verborgen war. Doch etwas war da noch in ihr, das sich wehrte. Das Angst hatte.

»Ich hege keine Zweifel, dass du all das bist und noch mehr«, sagte Rai. »Aber genau deshalb darfst du dich nicht an der Rebellion beteiligen. Das wäre viel zu gefährlich, Tam.«

Tam musterte sie misstrauisch. »Gefährlich? Dann planen sie also etwas, hab ich recht?«

Anstatt die Frage zu beantworten, entgegnete Rai ausweichend: »Tam, bitte. Du bist nach Sakesch gekommen, um in Sicherheit leben zu können – und ich möchte, dass das so bleibt.«

»Ach, für dich ist es also in Ordnung zu kämpfen, aber für mich nicht?«, rief Tam entrüstet. »Du klingst ja genau wie die Männer!«

Rai blinzelte. Nach kurzem Nachdenken erwiderte sie: »Es tut mir leid, du hast recht. Wenn alles gut läuft und ich mich Asim gegenüber bewähre, werde ich ihm deine Bitte vortragen. Versprechen kann ich zwar nichts, aber ...«

»Du musst doch auch nichts versprechen.« Tams Tonfall war warm und voller Dankbarkeit. »Ich warte einfach, bis die Mitglieder des Horizonts zur Vernunft kommen. Aber bis dahin brauche ich etwas anderes von dir.«

Rai schluckte, ihr Puls beschleunigte sich. »Und was?«

»Das Geschenk, das du die ganze Zeit für mich aufbewahrt hast«, sagte Tam und fuhr Rai mit den Fingern durchs Haar.

Rai atmete zitternd aus. Sie hatte sich so lange zurückgehalten, dass die Kraft, die sie nun, wo sie ihr endlich freien Lauf ließ, in Tamerits Arme trieb, so stark war wie der Chamsin-Wind.

Ihre Lippen trafen sich zaghaft, berührten sich kaum. Doch als Rai Tams Körper an ihrem spürte und er dabei jeden leeren Raum in ihr ausfüllte, küsste sie Tam plötzlich mit einem Hunger, der nicht gestillt werden konnte. Alles sonst verschwand – der Schmerz ihrer Wunden, der dunkle Raum, die Stadt am Rande des Abgrunds. Nichts außer Atem und Hitze und weicher Haut und Verlangen.

Die Türen zu ihrem Herzen standen offen, hoffnungslos weit und voll des Glücks. *Komm herein*, sprach ihr Körper aus, was ihre Stimme nicht zu sagen vermochte. *Tritt ein und sieh, was ich bin – nimm, was ich bin. Es gehört dir. Gehört dir. Dir.*

Dann hielten sie einander fest, bis die Sonne unterging und alles Licht aus der Welt verschwand.



## 16

# SITA

Der Anblick von Maets reglosem kleinen Körper auf dem Schiffsdeck ließ Sita schlagartig nüchtern werden. Ohne Zaudern übernahm sie das Kommando. »Ruderer!«, rief sie. »Bringt uns sofort zurück zum Palast!« Dann wandte sie sich an eine Dienerin. »Und du fährst mit einer der Jollen zum Tempel und rufst nach den Heilpriestern. Sag ihnen, sie sollen zu Maets Schlafgemach kommen. Und jemand soll mir Wasser bringen! Wir müssen versuchen, sie zu wecken!«

Die Dienerschaft, die es nicht gewohnt war, Befehle von Sita entgegenzunehmen, reagierte zögerlich.

»Worauf wartet ihr?«, donnerte sie. »Geht!«

Als sie Maet wenig später einen feuchten Lappen auf die Stirn legte, öffnete das kleine Mädchen mit flatternden Augen die Lider. »Mein Bauch tut so weh, Si-Si.«

Sita bettete Maets Kopf in ihren Schoß und streichelte ihr den Arm. »Ich weiß. Gleich sind wir zu Hause. Die Priester bekommen dich schon wieder gesund.«

Maet stöhnte und schloss wieder die Augen, um gleich darauf in einen unruhigen Schlaf zu fallen.

Die Ruderer legten sich in die Riemen, und das Schiff durchschnitt zügig das Wasser.

Meri gesellte sich zu Sita. Er wirkte ungerührt von der Begegnung mit dem Krokodil, die ihn erst vor wenigen Minuten beinahe das Leben gekostet hätte.

»Kurz dachte ich, Mutter wäre hier auf dem Schiff und kommandiert die Leute herum. Ich wusste ja gar nicht, dass du dazu überhaupt in der Lage bist, Sitamun.«

Sita errötete. »Mir blieb doch keine Wahl. Maet braucht Hilfe.« Wenn sie ehrlich war, hatte ihr Verhalten sie selbst überrascht. Unter anderen Umständen wäre sie gar nicht darauf gekommen, in einer so kritischen Situation das Kommando zu übernehmen. Aber sonst war ja auch immer jemand da, der ihr diese Aufgabe abnahm.

Meris Augenbraue zuckte nach oben. »Deine Sorge um das Mädchen ist ... bewundernswert.«

Es klang wie ein Kompliment, aber Sita wusste es besser, als die Worte ihres Bruders für bare Münze zu nehmen. Er neigte dazu, Worte wie Spielfiguren einzusetzen, um die Schwächen seines Gegners auszuloten. Und mit Sita hatte er oft genug gespielt, um ihre Schwächen auswendig zu kennen. Meri erkannte ihre wahren Gefühle, manchmal sogar, noch ehe Sita selbst sich über sie im Klaren war.

Aber handelte sie denn wirklich nur aus Liebe zu Maet?

*Du fühlst dich schuldig, stimmt's?*

Die Wahrheit tat weh.

Sie war zutiefst eifersüchtig auf das kleine Mädchen gewesen und hatte darunter gelitten, dass ihr Vater Maet so offensichtlich bevor-

zugte. Dass er sie *liebte*. Maet mochte erst sechs sein, und doch hatte Sita sich häufig gewünscht, das kleine Mädchen würde verschwinden, damit Sita nicht ständig an ihre eigene nicht vorhandene Beziehung zu ihrem Vater erinnert würde. Jetzt kam es ihr so vor, als hätte ihre Eifersucht in Form einer Krankheit Gestalt angenommen und diesem unschuldigen Kind Schmerzen zugefügt. Und auch, wenn sie wusste, dass das nicht stimmte – beunruhigenderweise fühlte es sich wahr an.

*Du hilfst ihr nur, damit du dich besser fühlst. Du tust das nicht für Maet.*

Sie musterte das blasse kleine Gesicht des Mädchens. Die Augen zuckten unter den Lidern hin und her, als wäre Maet in einem Albtraum gefangen. *Vielleicht hat Vater ja recht daran getan, mich nicht zu lieben.*



»Hinfort mit dir, Dämon der Krankheit!«, befahl der alte Priester. »Weiche von uns und füge diesem Mädchen keinen weiteren Schaden mehr zu. Sie ist ein Kind Amuns und wird von seiner unsichtbaren Hand geschützt. Hinfort!«

Sita beobachtete, wie der Mann mit einem polierten Holzstock um Maets Bett herum einen Schutzkreis auf den Boden zeichnete und dabei immer wieder seinen Zauberspruch wiederholte. Das Mädchen war in frische Leinentücher gewickelt und sah darin entsetzlich klein aus. Die alten Laken waren nach draußen gebracht und verbrannt worden. Sita war Maet seit ihrer Ankunft hier im Schlafgemach nicht von der Seite gewichen. Kurz darauf waren mehrere kahlköpfige Priester gekommen, die mit hektischer Betriebsamkeit den Raum eingenommen hatten. Seitdem hielt sich Sita im Hintergrund, um nicht im Weg zu stehen. Nun schlossen die Priester die Vorhänge, und Sita beobachtete durch den durchschei-

nenden Stoff, wie sie Maet aufforderten, einen Becher Wasser aus einem Krug zu trinken, der mit Bildnissen von Isis bemalt war. Das kleine Mädchen gehorchte widerwillig. Das Wasser rann ihr über die kleinen Lippen, bevor sie erschöpft zurück auf ihr Kissen sank.

»Was ist passiert?«

Sita zuckte zusammen. Sie hatte ihre Mutter nicht kommen hören. Aber die Königin war dafür bekannt, stets als Erste zu wissen, was im Palast vor sich ging. Daher war Sita nicht sonderlich überrascht, sie zu sehen. Einmal hatte sie bei einem Bankett gehört, wie ein Beamter erzählte, dass Königin Bintanat kleine Ohren an die Wände sämtlicher Zimmer hatte malen lassen, damit sie alle Gespräche belauschen konnte, die sie interessierten. Und auch die Neuigkeiten über Maet waren der Königin offenbar nicht entgangen.

»Wir waren am Fluss und haben Vögel gejagt. Da ist sie plötzlich ohnmächtig geworden«, berichtete Sita. »Sie hatte mir zuvor erzählt, dass sie Bauchschmerzen hat, aber ansonsten schien alles in Ordnung zu sein. Ihre Mutter war auf dem Markt am anderen Ende der Stadt. Ich habe einen Boten geschickt, um sie zu holen.«

Sita entschied, dass jetzt nicht der richtige Zeitpunkt war, um den Vorfall mit dem Krokodil zu erwähnen. Ihre Mutter würde ihr hundert Fragen stellen, und Sita war zu müde, um sie zu beantworten. Seit Maet zusammengebrochen war, war sie wieder nüchtern, aber jetzt, wo die Aufregung der Heimreise vorbei war, bekam sie Kopfschmerzen.

Die Königin schnalzte mit der Zunge. »Der König wird außer sich sein vor Sorge, wenn er erfährt, dass sie krank ist«, sagte sie mehr zu sich selbst als zu Sita. »Sag ihm lieber nichts, bis wir mehr wissen. Ich Sorge dafür, dass seine Diener das Thema nicht erwähnen.« Sie wollte schon gehen, da sah sie offenbar etwas, das sie abrupt innehalten ließ. Sie seufzte. »Nun, wie es aussieht, ist es dafür zu spät.«

Sita drehte sich um und sah den König auf sie zukommen. Ohne seine dicke Schminke war er gespenstisch blass. Zwei verzweifelt aussehende Diener folgten ihm auf dem Fuße.

»Mögen die Löwen diesen Mann holen!«, murmelte die Königin.  
»Was glaubt er denn, was er da macht? Er sollte im Bett liegen ...«

»Wo ist sie?«, verlangte der König mit wildem Blick zu wissen.  
»Wo ist mein kleines Mädchen?« Seine Aufmerksamkeit glitt über Sita hinweg, als wäre sie kaum mehr als eins der Wandgemälde, und blieb an den Priestern in Maets Schlafgemach haften. Auf unsicheren Beinen stolperte der König hinein.

Sein Leibdiener Ineni, der unter seinen Begleitern war, eilte mit entschuldigendem Blick herbei. »Ich habe versucht, ihn aufzuhalten«, sagte er zur Königin. »Aber er wollte nichts davon hören.«

Die Priesterärzte blickten von ihrer Arbeit auf. »Mein König«, sagten sie im Chor und verneigten sich.

Doch Amunmose schien sie gar nicht richtig wahrzunehmen. Er setzte sich auf das Bett neben Maet und legte eine knochige Hand auf ihren Arm. »Hallo, mein Kätzchen«, keuchte er angestrengt.  
»Wie fühlst du dich?«

»Es tut so weh«, jammerte Maet. »Und ich habe Angst.«

Der König tätschelte ihren Arm. »Nun, dann sollten meine Freunde hier wohl besser dafür sorgen, dass du bald wieder gesund wirst, oder?« Sein Tonfall klang beruhigend, aber auch fordernd.

Der Priester, der hinter ihm stand, zuckte zusammen.

»Wie fändest du es, wenn ich dir später, nachdem du dich ausgeruht und deine Mutter gesehen hast, eine neue Puppe bringe? Ich könnte einen meiner schnellsten Boten zum Markt schicken, um sie zu besorgen. Würde dir das gefallen?«

Maet nickte.

»Und vielleicht auch einen Honigkuchen?«

»Ich hab keinen Hunger«, erwiderte das Mädchen traurig.

»Aber für Honigkuchen hast du doch immer Platz«, sagte der

König und kitzelte Maet unter dem Kinn. »Schließlich ist das unser Lieblingskuchen. Er wird nur für uns gebacken! Ich teile ihn mit dir. So wie immer. Und vielleicht bekommst deine neue Puppe auch ein Stück ab.«

Maet rang sich ein mattes Lächeln ab.

In Sitas Kopf fügten sich mit einem leisen Klicken zwei Mosaiksteine zusammen.

Doch bevor sie weiter über die Bedeutung des Gesprächs nachdenken konnte, das sie gerade mitbekommen hatte, rappelte sich ihr Vater bereits wieder auf und verließ den Raum. Ineni wollte ihm hinterherhasten, aber der König winkte ihn weg und bedeutete stattdessen dem obersten Heilpriester, ihm in den Flur zu folgen, während sich die anderen Priester weiter um ihre kleine Patientin kümmerten.

Sita schob sich unauffällig in Richtung Tür, um zu lauschen.

Der König fragte: »Was ist los? Was fehlt ihr? Und wo ist Mentuhotep? Eigentlich sollte er doch hier sein.«

Der Priester wischte sich mit einer Hand über die Stirn. »Ich fürchte, Mentuhotep befand sich gerade in einer Besprechung mit dem Prinzen, als wir die Kunde von Maets Zustand erhielten. Deshalb hat er mich beauftragt, mich an seiner Stelle des Mädchens anzunehmen. Meriamun hat ihn wegen einer dringenden Angelegenheit zu sich gerufen.«

Sita war überrascht. Als sie von der Jagd zurückgekommen waren, hatten Meri und sie sich am Flussufer getrennt. Von einem Treffen hatte er nichts gesagt. Allerdings hatte er sich seltsam verhalten ... Nach dem Krokodilangriff hätte er erschüttert oder zumindest wütend sein müssen. Stattdessen hatte er fast schon beschwingt gewirkt. Ein privates Treffen mit dem engsten Vertrauten des Königs zu verlangen, ohne den König vorher zu fragen, war eine Dreistigkeit. Was mochte ihn dazu veranlasst haben?

Ihr Vater schien von dieser Entwicklung ebenso verwirrt zu sein

wie sie, hatte offenbar aber nicht mehr die nötige Kraft, um der Angelegenheit auf den Grund zu gehen.

»Was fehlt ihr?«, wiederholte er.

Der Priester räusperte sich. »Wir ... Wir wissen es noch nicht. Maet ist äußerst geschwächt und hat Schmerzen im Magen und in der Brust. Kurz nach dem Aufwachen hat sie sich übergeben und seitdem nichts mehr gegessen oder getrunken außer Wasser.«

»Und ist das Essen auf dem Schiff bereits überprüft worden?«

»Niemand sonst ist erkrankt, mein König, und alle Teilnehmer der Vogeljagd haben von demselben Proviant gegessen. Wenn ich ehrlich sein darf ... Das Ganze erinnert mich an ... an ...«, stotterte er, als wüsste er nicht, wie er sich dem König mitteilen sollte.

»Nun spuck es schon aus, Mann!«, fuhr ihn der König ungeduldig an.

Sita sah, wie sich Schweißperlen auf der Stirn des Priesters bildeten.

»Es erinnert mich daran, wie Ihr zum ersten Mal krank wurdet, König Amunmose. Auch damals haben wir alle Speisen und Getränke überprüfen lassen, aber nichts Verdorbenes gefunden, und niemand sonst ist erkrankt. Und die Symptome sind die gleichen. Natürlich kommen Bauchschmerzen und Schwäche häufiger vor, aber« – er hielt kurz inne, um sich die Lippen mit der Zunge zu befeuchten –, »wir haben hellbraune Flecken auf ihren Handflächen und an den Fußsohlen gefunden. Sie weisen eine bemerkenswerte Ähnlichkeit mit den Euren auf, mein König. Und diese Flecken ... sie sind nicht alltäglich.«

Die Worte versetzten Sita einen Schlag.

*Was Vater tötet, tötet auch Maet.*

Meri hatte ihr von dem Gift erzählt. Aber er hatte ihr nicht verraten, wie er es verabreichte.

*Jetzt weiß ich es.*

Das ohnehin schon blasse Gesicht des Königs wurde bei dieser

Nachricht aschfahl. Halt suchend klammerte er sich an der Schulter des Priesters fest. »Ist es möglich, dass sie es von mir hat?«, fragte er voller Grauen. »Dass ich diesen Fluch auf irgendeine Weise an sie weitergegeben habe?«

Der Priester wirkte entsetzt und schien den Blick nicht von dem gräulichen Gesicht des Königs abwenden zu können. »Es ist, äh, möglich, dass ein Dämon oder ein Fluch dafür verantwortlich ist. Aber ich versichere Euch, dass wir alles in unserer Macht Stehende tun, um sie und Euch, mein König, zu heilen. Die mächtigsten Heil- und Schutzzauber, heiliges Wasser, das über ein Bildnis der Isis gegossen wurde ... Wir arbeiten Tag und Nacht und durchsuchen jede Schriftrolle im Haus des Lebens, um ein Heilmittel zu finden ...«

»Hat sie es von mir?«

Der wütende Aufschrei des Königs ließ alle Anwesenden zusammenschrecken. In Maets Schlafgemach verstummten die Gebete der anderen Priester.

Der Oberpriester öffnete und schloss den Mund wie ein Fisch auf dem Trockenen. Schließlich sagte er: »Ich fürchte, die Antwort auf diese Frage kennt Amun allein, mein König. Es tut mir außerordentlich leid.«

Sita beobachtete, wie ihr Vater die Hand von der Schulter des Mannes sinken ließ und sich seine Augen verdunkelten.

»Du hast dich überanstrengt, *imi-ib*«, sagte Königin Bintanat und eilte ihm mit einer übertriebenen Zurschaustellung ihrer Zuneigung zur Seite. »Du brauchst Ruhe.«

Der König nickte, schien sie ansonsten aber gar nicht richtig wahrzunehmen. »Bring mich zurück in meine Gemächer, Ineni.«

Der Leibdiener eilte herbei, verbeugte sich respektvoll vor der Königin und führte König Amunmose anschließend sanft den Flur entlang.

Gleich darauf erschien Maets Mutter, gefolgt von einer Dienerin,

die einen Korb mit frischen Blumen vom Markt trug. Die gelben Blüten wirkten wie ein Omen – aber nicht wie ein gutes.

*Gelb steht für Trauer*, dachte Sita.

Maets Mutter blieb kurz im Gang stehen, um dem König ihre Ehrerbietung zu erweisen, dann ging sie mit ängstlichem Blick weiter auf das Zimmer ihrer Tochter zu.

»Sie ist wach«, sagte Königin Bintanat und führte die Frau sanft ins Schlafgemach.

Sita stand in der Tür und fröstelte trotz der Nachmittagshitze. Die Worte ihres Vaters über die Honigkuchen gingen ihr nicht mehr aus dem Kopf.

*Schließlich ist das unser Lieblingskuchen.*

*Er wird nur für uns gebacken!*

Sie rannte los, um Meri zu suchen.



Sie fand ihn in der Haupthalle, die er so tief in Gedanken versunken durchquerte, dass er Sita erst bemerkte, als sie direkt vor ihm stand.

»Es sind die Kuchen, nicht wahr?«, platzte sie heraus. »Du mischst es in die Honigkuchen.«

Meris Blick wurde schlagartig hart. »Sei still!«, knurrte er. Nachdem er sich kurz umgesehen hatte, ob jemand zusah, packte er Sita am Arm und zog sie durch die Halle in den Lustgarten. »Dein Verstand gleicht einer leeren Kammer, Sitamun ...«, zischte er, als sie draußen waren.

»Sprich nicht so mit mir!«, erwiderte Sita deutlich leiser. »Sag mir die Wahrheit, Meri: Vergiftest du Vaters Honigkuchen?«

Meri verschränkte die Arme und zog ein gelangweiltes Gesicht. »Mit Sicherheit nicht.«

»Aber jemand anderes hat es getan«, beharrte Sita. »Und zwar auf deinen Befehl hin.«

Meri zuckte nur mit den Schultern.

Sita schlug sich die Hand vor den Mund. Sie war so dumm. *Natürlich* hatte er es so angestellt. Die Köche buken die Honigkuchen extra für den König, weil er sie so sehr liebte – und sie waren so süß, dass man das bittere Gift nicht herausschmeckte. Es war so naheliegend, dass sie sich ärgerte, nicht früher darauf gekommen zu sein.

Aber dass die Kuchen vergiftet waren, erklärte nicht alles.

»Ich verstehe immer noch nicht, wie das Gift unbemerkt bleiben konnte«, sagte sie. »Der Priester sagte, sie hätten alle Speisen testen lassen, als Vater krank wurde und es niemand sonst schlecht ging. Davon müssen doch auch die Honigkuchen betroffen gewesen sein – von denen hin und wieder auch andere als Vater gegessen haben.«

Meri lächelte. »Ein *delikates* Rätsel, nicht wahr?« Er bückte sich, pflückte eine rote Mohnblume aus einem Blumenbeet und drehte sie zwischen den Fingern. »Es wird gern behauptet, dass Gift die Waffe der Feiglinge sei. Dass es nur ehrenhaft ist, seine Gegner von Angesicht zu Angesicht mit dem Schwert zu töten. Ich dagegen behaupte, dass ein gut geplanter Giftmord eine Kunst für sich ist.«

Er hob die Blume an seine Nase und schnupperte mit geschlossenen Augen daran. »Zuerst muss man sich überlegen, welches Gift man verwenden will. Es gibt schließlich Dutzende! Pflanzen, Mineralien, Tiergifte – jedes mit seiner ganz eigenen grausamen Wirkung. Nur wer häufig im Lebenshaus zugegen ist, kann sie alle im Detail studieren. Es kann eine Ewigkeit dauern, das geeignete Gift für den jeweiligen Zweck zu finden. Und vielleicht stößt man dabei ja auf einen häufig genutzten Stoff, der zum Beispiel zur Herstellung von gelber Farbe verwendet und oft mit Kupfer gemischt wird, um Werkzeuge haltbarer zu machen. Nur wenige wissen überhaupt, dass er giftig ist. Seine schädlichen Wirkungen werden nur in einem einzigen obskuren Papyrus erwähnt. Als Nächstes muss über die

geeignete Dosierung entschieden werden. Es ist einfach, jemanden zu töten, indem man ihm Gift in den Weinkelch schüttet und zu- sieht, wie er auf der Stelle stirbt. Und schon hat man seine Aufgabe erfüllt – aber um welchen Preis? Es ist offensichtlich, dass es Mord war, und wenn man nicht sehr, sehr viel Glück hat und von sehr, sehr dummen Menschen umgeben ist, wird früher oder später je- mand herausfinden, wer es war.«

Sita ließ sich schwer auf einen Stein am Fischteich sinken. Sie fühlte sich, als hätte sie wie so oft eine Partie Hunde und Schakale gegen Meri verloren, der ihr nun genau erklärte, mit welcher Tak- tik er sie geschlagen hatte.

»Nein«, fuhr Meri fort, »wenn man es richtig machen will, muss man geschickter vorgehen. Man muss ein Gift wählen, das nicht nur unbekannt, sondern in kleinen Dosen auch harmlos ist. So harmlos, dass sich jemand, der zum Beispiel einen einzigen vergif- teten Honigkuchen isst – oder sogar zwei –, höchstens ein wenig unwohl fühlt. Isst man aber Tag für Tag ein kleines Stückchen nach dem anderen, nun ja ...« Meri öffnete seine Hände, als wollte er ein Wunder enthüllen, das er darin verborgen hielt. »Zuerst hat man nur leichte Bauchschmerzen. Aber dann wird es immer schlimmer und schlimmer. Und *schlimmer* ...«

Er warf einen letzten Blick auf die Mohnblüte, dann ließ er sie achtlos auf den Boden fallen. »Bis man eines Tages stirbt. Alle trau- ern und machen einen Dämon oder einen Fluch oder die jäh- rliche Plage dafür verantwortlich, und die Priester, die ihr Bestes gegeben haben, zucken mit den Schultern und schwadronieren über die geheimnisvollen Beweggründe der Götter.« Er lachte leise auf. »Das ist natürlich alles reine Spekulation. Aber wenn sich je- mand, den ich kenne, einen solchen Plan ausgedacht hätte, würde ich seinen Einfallsreichtum bewundern. Du etwa nicht?«

Sita schloss die Augen. Ihre Gedanken rasten, Information um Information fand ihren Platz. »Meri«, flüsterte sie dann. Es fiel

ihr schwer, die wachsende Hysterie in ihrer Stimme zu bändigen. »Vater ist nicht der Einzige, der diese Kuchen isst.«

Meri hob die Brauen, und ausnahmsweise einmal wirkte er über- rascht. Der Anblick erfüllte sie mit grimmiger Genugtuung.

*Wie es aussieht, hatte dein Plan Lücken.*

»Maet«, sagte er, als ihm klar wurde, was sie meinte.

»Ganz genau. Was, wenn sie deinetwegen stirbt? Vater hat diese Kuchen mit ihr geteilt. Und er tut es immer noch, sogar jetzt! Wir müssen das verhindern! Wenn sie nichts mehr davon isst, könnte sie vielleicht überleben, und dann ...«

»Nein.«

Es klang entschieden. Endgültig. Ein Wort wie ein Stein, der auf ein Grab gelegt wird.

»Niemand darf davon erfahren.« Meri umfasste ihr Gesicht und zog sie so dicht zu sich heran, als wollte er sie küssen. Seine Hand roch noch immer nach Mohn, erdig und süß mit einem Hauch von Rauch. »Und wir hören nicht auf, bis es vollbracht ist. Wenn wir ihnen sagen, dass die Kuchen vergiftet sind – wenn *irgendjemand* davon erfährt –, werden sie uns töten, Sitamun. Nicht nur mich, sondern auch dich. Verstehst du das? Oder denkst du, deine Kehle ist zu schön, um sie aufzuschlitzen? Du magst das reinste Blut haben, Schwester, aber es gibt ein Dut- zend andere Mädchen, die nur darauf warten, deinen Platz ein- zunehmen.«

Sita stieß einen erstickten Schluchzer hervor. »Ich kann das nicht mehr«, sagte sie und umklammerte ihr Skarabäus-Amulett. »Ich kann nicht ...«

Meris Blick wurde weicher. »Aber natürlich kannst du.« Und dann flüsterte er sanft, als würden seine Lippen jedes einzelne Wort liebevoll formen: »Nicht für mich, sondern für das Königreich. Für unser Volk. Das hier ist der schwierige Teil. Aber bald wird das alles Vergangenheit sein. Erinnerst du dich noch, wie viel Spaß wir frü-

her hatten, du und ich? So wird es wieder, das verspreche ich dir. Und wir ziehen ganz Khetara mit. In Ordnung?»

Sita schniefte, Tränen liefen ihr über die Wangen. Irgendetwas beunruhigte sie, eine versteckte Botschaft in seinen Worten, die sie noch nicht entschlüsseln konnte. Aber sie war zu traurig, zu müde und zu verwirrt, um sich ihm zu widersetzen. Er war Meri, der strahlend schöne zukünftige König. Wer war sie, dass sie seine Entscheidungen infrage stellte, ganz gleich, wie grausam sie auch sein mochten?

Sie dachte an den Haufen toter Vögel auf dem Schiff und daran, wie sehr sie die Vogeljagd hasste.

*Aber wenn die Köchin die Gänse zum Abendessen brutzelt, magst du sie auf einmal doch wieder ganz gern, hab ich nicht recht, kleines Kätzchen?*

Meri hatte eine schreckliche Tat begangen, aber sie und der Rest des Königreichs würden davon profitieren.

War es nicht feige, das Fleisch zu genießen, das ihr Bruder auf den Tisch brachte, und sich gleichzeitig über die Dinge zu beschweren, die er tun musste, um es zu beschaffen?

*Hab Mut*, sagte sie sich und wischte sich die Tränen aus dem Gesicht.

Dann antwortete sie: »Na gut.«

Ihr Bruder belohnte sie mit einem herzerwärmenden Lächeln. »Und jetzt vergiss diese hässliche Angelegenheit und mach dich fertig fürs Abendessen. Heute schlemmen wir unsere Beute.«

Nachdem er gegangen war, blieb Sita noch lange am Fischteich stehen und starrte ins Wasser. Als sie schließlich aufstand, hörte sie Flügelflattern.

Ein Falke erhob sich aus einem Rosenstrauch und schwang sich hinauf in die Luft. In der Nähe lag etwas Kleines und Nasses auf dem Boden.

Sita trat näher und entdeckte die halb aufgefressenen Überreste

von einem der beiden Langschwanzmakaken. Sein kleines Maul stand offen, und seine glänzenden Innereien ergossen sich auf die Steinfliesen.

Sita wurde übel. Sie blickte zu dem Platanenbaum hinüber, von dem aus sie der andere Affe still und allein zwischen den Ästen heraus beobachtete.

Über ihnen zog der Falke seine weiten Kreise durch den Himmel und schrie gierig nach Blut, mehr Blut.



## 17

# KARIM

Karim saß am Flussufer, aß Brot- und Fischstücke und hielt eine aufgespießte Zwiebel über das Feuer, das er für die Nacht entfacht hatte. Jeden Bissen kaute er langsam und versuchte, ihn so lange wie möglich im Mund zu behalten. Behkai hechelte ihn fortwährend an, während ihm ein langer Sabberfaden aus dem Maul hing.

Karim versuchte, den Hund zu ignorieren und sich stattdessen auf die Flammen zu konzentrieren, die die Zwiebelschale schwärzten und einen würzigen Geruch erzeugten.

Behkai stieß ein hohes, klägliches Winseln aus.

»Ist ja gut!« Karim warf ihm ein Stück Brot und einen großen Happen Fisch zu. Behkai schlang beides, ohne zu kauen, hinunter. Dann starrte er ihn wieder an, in der Hoffnung auf mehr.

»Mehr gibt's nicht! Das Essen muss reichen, bis wir in die Stadt

kommen, und mehr als die Hälfte haben wir schon verspeist. Wenn du immer noch hungrig bist, fang eine Ratte.«

Behkai legte den Kopf auf die Seite, als hätte ihn dieser Vorschlag beleidigt. Dreimal drehte er sich schnüffelnd im Kreis, ehe er sich am Feuer zu einem Fellbündel zusammenrollte.

Karim seufzte und bemerkte in diesem Moment, dass seine Zwiebel Feuer gefangen hatte. Fluchend zog er sie zurück und blies sie aus. Zum Glück sah sie immer noch genießbar aus, also wartete er, bis sie nicht mehr schwelte, und biss hinein. Die verbrannte Schale war knusprig, und der heiße, delikate Saft explodierte in seinem Mund. *Gar nicht schlecht.* Während er kaute, dachte er an das Bauernmädchen, das ihm das Essen gegeben hatte. Sie hatte etwas an sich, das ihm im Gedächtnis geblieben war. Etwas, das über ihre Freundlichkeit und ihr kühnes Benehmen hinausging. Er hatte das Gefühl, dass er ihr schon immer an diesem Flussufer hatte begegnen sollen; dass dies Teil einer Geschichte war, die vor langer Zeit geschrieben wurde.

Karim schluckte das letzte Stück Zwiebel hinunter und warf den Speiß ins Feuer. Er hatte immer noch Schwierigkeiten, seine Rolle in der khetarischen Prophezeiung mit seinem eigenen spirituellen Glauben in Einklang zu bringen. Die Anen hatten ebenso wie die meisten anderen Stämme im Roten Land weder Zeit noch Geduld, sich mit einer Schar wankelmütiger Götter und ihren bösen Vorzeichen zu beschäftigen. Sie kannten nur einen einzigen Gott. Einen Schöpfer und Zerstörer. Einen Gott für alles. Alles andere schien ihnen unnötig.

Derselbe Gott, der an einem Tag seine Herde bewachte, konnte sie am nächsten Tag schlachten – wie es auch die Schäfer ihres Stammes taten. Und so wie die Schafe den Grund für ihr Schicksal nicht verstanden, durften auch die Menschen nicht darauf hoffen, das ihre zu begreifen. In diesem Sinne fanden sich die Stämme mit der Erbarmungslosigkeit des Lebens ab und feierten dessen Seg-

nungen, so wie sie kamen. Sie wussten, dass das Schicksal am Ende seinen Willen bekam, ganz gleich, ob sie es verdienten oder nicht.

Im Vergleich dazu schien der khetarische Glaube geradezu absurd kompliziert zu sein. Doch wenn ihre Götter falsch waren, wie war dann das Orakel des Lammes entstanden? Die ganze Sache hatte seine Gedanken in Unordnung gebracht. Wie sollte er wissen, was er glauben sollte? Das Bild der Kreatur, die am Flussufer gestanden hatte, ging ihm nicht mehr aus dem Kopf, doch je weiter er sich vom Tempel in der Wüste entfernte, desto schwerer fiel es Karim, zu glauben, dass dies alles wirklich passiert war.

Am Anfang hatte er sich nach Thonis auf den Weg gemacht, weil er es Pa versprochen hatte. Doch je näher er der Stadt kam, desto mehr suchte er Antworten auf seine eigenen Fragen.

Nachdem er seine Mahlzeit beendet hatte, lehnte sich Karim zurück und wischte sich die Krümel von den Händen. Er hatte viel nachgedacht in den letzten Tagen, als er flussabwärts gefahren war. Die Zeit auf dem Boot hatte ihm klargemacht, dass er sein ganzes Leben lang nie richtig allein gewesen war. Im Kreis der anderen Amen war er stets von anderen Leuten und seiner Familie umgeben gewesen – und später waren die Schakale sein ständiger Begleiter. Abgesehen von gelegentlichen einsamen Jagdausflügen hatte er immer eine andere Stimme im Ohr gehabt. Doch auf dem Fluss gab es nichts von alldem. Nichts als das Plätschern des Wassers, wenn es über die Felsen schwappte, und das heisere Schreien der Ibis, die über seinem Kopf dahinflogen. Des Öfteren war er anderen Booten begegnet, doch war es stets bei höflichen Grüßen geblieben, und bisher hatte niemand angehalten, um mit ihm zu reden.

Wenn es ihm zu einsam wurde oder er aus Angst, was ihn in seinen Träumen erwartete, nicht schlafen konnte, hatte es sich Karim angewöhnt, mit dem Hund zu reden. Er redete über das Wetter, erzählte ihm von seiner Zeit bei den Schakalen oder machte ihn auf interessante Entdeckungen am Ufer aufmerksam.

Behkai erwies sich als sehr angenehmer Reisegefährte. Wenn Karim seine Ruhe haben wollte, schlief Behkai, leckte sich das Fell oder starrte aufs Wasser, gebannt von den Kreaturen, die er unter der Oberfläche erblickte. Wenn Karim reden wollte, saß Behkai still da, hörte ihm aufmerksam zu und neigte seinen großen schwarzen Schädel zur Seite, als fände er dies alles äußerst interessant.

Sie sahen zahlreiche Wunder, die sich direkt am Ufer befanden. Weiße Pyramiden mit goldenen Spitzen, riesige Säulentempel in leuchtenden Farben und gigantische steinerne Könige, die direkt aus dem Felsen eines Berges herausgeschlagen worden waren, als hätten Tausende von Künstlern den Mann freigelegt, der schon vorher im Inneren des Berges existiert hatte. Karim hatte für die Khetarer nicht viel übrig, doch ihre Kunstfertigkeit erfüllte ihn mit Ehrfurcht.

Vor allem nachts, wenn die Dunkelheit einen Schleier über diese Wunderwerke warf, stieg Bitterkeit in ihm auf. Was hatten die Khetarer nur getan, damit der Fluss sie mit seiner unendlichen Fülle beschenkte, ohne etwas dafür zu verlangen? Womit hatten sie sich diesen Segen verdient?

Sah sie so aus – die Kehrseite des Schicksals? Würde das Glück der Khetarer wirklich ewig währen? Seine pessimistische Seite, die stets mit dem nächsten Überfall, der nächsten Seuche und der nächsten unerwarteten Katastrophe rechnete, sagte ihm, dass dem nicht so war. Nichts wahrte ewig. Ganz gleich, wie groß ihre Bauwerke und wie prachtvoll ihre Gräber waren, so wusste Karim, dass niemand seinem Schicksal entgehen konnte.



Behkai knurrte.

Karims Lider öffneten sich flatternd. Fast wäre er in einen Dämmerenschlaf gefallen. Das Feuer war heruntergebrannt, und die Glut

erhellte nur einen kleinen Kreis um sie herum. Er blickte zum Hund hinüber, der aufgesprungen war und ins Dunkel starrte. Ein tiefes Grollen stieg aus seiner Kehle. Karim setzte sich abrupt auf und schaufelte etwas von der Glut in seine erloschene Fackel, die wieder aufflammte. Dann war Karim an Behkais Seite und spähte in dieselbe Richtung wie der Hund.

*Wahrscheinlich eine Schlange oder ein Schakal*, dachte er beschwichtigend, doch das wilde Pochen seines Herzens verriet ihn. Er schwenkte die Fackel langsam von links nach rechts, beleuchtete einen Felsbrocken und ein paar Dornbüsche sowie die gezackten Überreste eines Tamariskenbaums, der wie ein abgebrochener Zahn aus dem Boden ragte, und ...

... plötzlich bewegte sich etwas.

Er tastete nach dem Messer an seinem Gürtel. Zog es aus der Scheide und streckte die Klinge nach vorne. Sie zitterte.

Nein, das ist unmöglich. Er war so weit gereist ... weiter als jeder andere seines Stammes, und der Fluss hatte eine schnelle Strömung.

Eine feine Schweißschicht perlte auf seiner Stirn. Er kniff die Augen zusammen und zwang sich, nicht an die Kreatur zu denken, deren Bild sich ihm in der Nacht in Pas Tempel eingebrannt hatte und die er seitdem in jedem Schatten zu erkennen glaubte.

Karim verfluchte sich dafür, seine Angst nicht im Griff zu haben.

*Reg dich ab!*, befahl er sich, schwenkte seine Fackel in alle Richtungen und sah nichts als Sand und Leere. *Niemand kann dir zu Fuß bis hierher gefolgt sein. Nicht in diesem Tempo. Nicht mal, wenn ...*

Er erstarrte.

Eine Person stand vor den Dornbüschen. Eben war sie noch nicht da gewesen.

Ein Mann.

Er war in ein Gewand von undefinierbarer Farbe gehüllt, sein Gesicht unter einer lumpigen Kapuze verborgen. Für einen Mo-

ment war Karim erleichtert. Das konnte nicht die Kreatur sein, die er in der Wüste gesehen und die Djet in den Tiefen der Erde getötet hatte.

Doch dann ...

Der Feuerschein offenbarte die Hände des Mannes. Die Haut war dunkel vor Fäulnis, seine gekrümmten, skelettartigen Finger mit goldenen Spitzen besetzt. Seine Füße steckten in kostbaren, mit Gold verzierten Ledersandalen, die viel zu edel für solch einen Mann waren. Feine Leinentücher, deren Enden dreckig und verschlissen waren, lugten unter dem Gewand hervor, hingen in Streifen an ihm herab und schlängelten sich über die Erde.

Vom Fluss wehte eine Brise herüber, blähte die Kapuze des Mannes wie ein Segel und legte im Schein der Fackel seine Gesichtszüge frei.

Obwohl er draußen und von einer endlosen Weite umgeben war, spürte Karim erneut die beklemmende Enge des Grabmals, deren Wände ihn immer enger umschlossen. Er konnte nicht atmen, sich nicht bewegen, nicht schreien.

Als Kind im Roten Land hatte Karim sich oft vorgestellt, wie das Schicksal wohl aussah – das grimmige Antlitz, das ein Leben lang den eigenen Schritten folgte und auf den Augenblick wartete, in dem man endgültig ihm gehörte.

Es war das Gesicht, das hinter dem Leinentuch hervorblickte.

Ein ausgemergeltes, haarloses, vertrocknetes Gesicht, dessen Haut sich eng um den Schädel spannte, der an einigen Stellen entblößt war und die Sehnen zeigte, die sich zwischen Mund und Wangen befanden. Aus den beiden klaffenden schwarzen Löchern sahen Karim keine sichtbaren Augen an, sondern nur der Widerschein des Feuers, der ihn boshaft anblitzte.

In der Ferne heulte ein Schakal.

Dann, als hätte das Geräusch einen Bann gebrochen, machte die Kreatur einen Schritt nach vorne.

Behkai schoss an Karim vorbei und stürzte sich mit einem grim-migen Knurren auf die Kreatur.

»Behkai, nein!«, schrie Karim, der endlich seine Stimme wiederfand.

Er stellte sich vor, dass der Hund durch dieses Gespenst hindurchlaufen und es als das entlarven würde, was es war – ein loses Gewand, das von einem Bündel trockener Stöcke gehalten wurde. Eine Spukgestalt, die man errichtet hatte, um Raubtiere zu verschrecken. Doch stattdessen streckte die Kreatur den Arm aus, packte den Hund im Nacken und schleuderte Behkai von sich, als ob er nichts wöge. Der Hund prallte gegen einen Baum, jaulte vor Schmerz auf und sackte am Stamm reglos zusammen.

Entsetzt starrte Karim Behkais Körper an.

Die Kreatur trat einen weiteren Schritt nach vorne, dann noch einen.

Karim hätte weglaufen sollen. Hätte zum Schiff flüchten und alles hinter sich lassen sollen. Vielleicht hätte er es auch geschafft. Doch irgendetwas hatte Besitz von ihm ergriffen, etwas, das stärker als seine Panik war.

Wut.

In einer einzigen fließenden Bewegung schleuderte er die Glut in seiner Fackel auf die Kreatur. Die groben Fasern ihres Gewands fingen sofort Feuer und begannen zu brennen. Das Wesen warf zischend seinen rauchenden Umhang ab und entblößte das Grauen eines halb eingewickelten mumifizierten Körpers. Dort, wo die Haut der Brust weggefault war, wurde diese von einem Gewirr aus grauen Sehnen und Muskeln durchzogen. Darunter befand sich ein hohler Knochenkäfig. Ein kunstvoller Skarabäus-Kragen hing ihm um den Hals, und an einem goldenen Gürtel, der sich lose um seine Taille schlang, hing ein Schmuckanhänger, der dasselbe hundeähnliche Wesen darstellte, das er im Grab gesehen hatte – mit nach unten gerichteter Schnauze und großen hochstehenden Ohren.

Die Kreatur wandte Karim ihren Kopf zu, in den Augenhöhlen loderte immer noch das Feuer. Mit einem schaurigen Brüllen, das nicht von dieser Erde stammen konnte, stürzte sie sich auf ihn.

Doch Karim war bereit.

Er sprang zur Seite und nutzte die Bewegung der heranstürmen-den Kreatur, um ihr seinen Dolch tief in den Unterleib zu stoßen und sie dann bis zum Brustkorb aufzuschlitzen. Doch der Dolch fand kaum Halt. Es gab kein Fleisch, das er hätte aufreißen oder durchbohren können. Ein ums andere Mal stieß Karim zu, doch das Wesen nahm keine Notiz davon. Seine knochigen, goldbesetzten Finger schlossen sich um Karims Hals.

Der Griff der Kreatur war so stark und raubte ihm sofort den Atem, sodass der Dolch aus Karims Fingern glitt. Er schlug nach ihren Händen und versuchte mit aller Kraft, sie von seinem Hals zu lösen.

Sein Kopf fühlte sich zugleich leicht und voller Blut an, jeder Herzschlag pulste durch seine Augen, während er das grässliche Gesicht der Kreatur anstarrte.

*Sie hat einen Namen*, dachte er, als seine Glieder bereits erschlafften und seine Gegenwehr mit jeder Sekunde schwächer wurde. Ein Name, den er nun in die Nacht flüsterte. Ein Name wie ein Fluch.

*Setnacht.*

Als er zu Boden sank, ließ die Kreatur immer noch nicht von ihm ab. Sein Blick verschwamm an den Rändern, der Wind heulte in seinen Ohren. Vage spürte er, wie sich eine Hand von seinem Hals löste, sein Gewand zur Seite riss und seine nackte Brust entblößte.

*Was tut sie da?*

Doch ehe er weiter darüber nachdenken konnte, schob sich etwas in seinen verschwommenen Blick. Hinter der Kreatur zeichnete sich etwas ab – wie ein wilder Hund, der sich über seine Beute beugte. Es war klein und weiß, mit einem feuchten Fleck in der Seite und betrachtete ihn mit großen schwarzen Augen.

Ein blutendes Lamm.

»Noch nicht«, flüsterte das Lamm in Karims Gedanken. »Noch nicht.«

Karims Lider flatterten, und seine Vision verschwand.

Die Hand der Kreatur lag auf Karims Brust, ihre Finger gruben sich in sein Fleisch. Da sie aber nicht mehr versuchte, ihn zu erwürgen, löste sich ihr Griff so weit von seinem Hals, dass Karim ein wenig Luft bekam, ein wenig Stärke. Dort, wo das Lamm gewesen war, erblickte er in seiner Reichweite eine schwelende Glut. Er griff danach, ignorierte den brennenden Schmerz in seiner Hand und warf sie der Kreatur ins Gesicht.

Die mumifizierte Haut zischte, als sie verbrannte, worauf die Kreatur ein ohrenbetäubendes Heulen ausstieß. Sie ließ Karims Hals los, richtete sich auf und tastete nach dem rauchenden Loch in ihrem Gesicht, das die Glut hinterlassen hatte.

Karim verlor keine Zeit, kam auf die Beine und stürzte sich mit einem kehligen Schrei auf die Kreatur. Er rammte seine Schulter in sie, schlang seine Arme um ihre Taille und riss sie mit sich um.

Doch sie schlugen nie auf dem Boden auf.

Es gab ein trockenes, splitterndes Geräusch, und Karim spürte etwas Scharfes, das sich fast in seinen Bauch bohrte. Er warf sich zur Seite, stieß die Kreatur von sich und landete im Sand. Der Aufprall presste ihm fast die letzte Luft aus den Lungen, doch er sprang sofort wieder auf und straffte seine Schultern, weil er mit einem weiteren Angriff rechnete. Aber der kam nicht.

Er hatte die Kreatur auf dem abgebrochenen Stumpf des Tamariskenbaums aufgespießt. Eine breite, gezackte Holzklinge hatte – ohne einen Tropfen Blut zu vergießen – ein klaffendes Loch durch ihren Körper getrieben und zeigte zum Nachthimmel empor. Die Glut hatte die Hälfte der verbliebenen Haut im Gesicht des Monsters geschmolzen und nackte Knochen und verkohlte Sehnen zum Vorschein gebracht.

Perplex und keuchend starrte Karim in die ohrenbetäubende Stille der Wüste. Er hielt Abstand und wartete darauf, dass die Kreatur ihn erneut attackieren würde.

Minuten vergingen, und Karim wartete immer noch. Er hustete und spuckte Galle, was seine wunde Kehle in Brand zu setzen schien. Doch die Kreatur bewegte sich immer noch nicht. Karim schlurfte ein bisschen näher heran, trat mit dem Fuß nach ihr, einmal, zweimal, und trieb die Holzklinge so noch weiter in sie hinein.

Nichts.

Karim erlaubte sich ein befreiendes Schluchzen. Er stolperte zu Behkai hinüber, der in einer Lache aus Sternenlicht lag. Der Hund hatte sich nicht mehr geregt, seit das Monster ihn gegen den Baum geschleudert hatte.

Karim blickte zu ihm hinunter und wischte sich die Tränen aus den Augen.

»Warum musstest du ihn unbedingt angreifen, du dummer, nährischer Hund?«

Ohne Behkais Aufmunterung war die Stille kaum zu ertragen.

Karim sank auf die Knie und legte eine Hand auf die Brust des Hundes.

Sie hob und senkte sich.

Karims Herz machte einen Satz. »He, he du lebst ja noch!« Er beugte sich zu ihm, zog die Schnauze des Hundes zu sich heran und rieb sie kräftig. »Komm schon, Sen, bleib bei mir, du dummer Hund!«

Ein langer Moment verging.

Dann schlug Behkai die Augen auf. Er blinzelte und leckte Karim über den Mund.

»Igitt!«, rief Karim aus. »Einfach ekelhaft!« Behkais Schwanz bewegte sich leicht hin und her, und Karim kralte ihn hinter den Ohren. »Guter Junge«, flüsterte er.

Behkai wollte aufstehen, winselte jedoch und legte sich wieder hin.

»Warte, ich mach das schon«, sagte Karim.

Mühselig gelang es ihm, den Hund auf seine Arme zu nehmen. Er trug ihn zum Boot, während Behkais Beine lustig in die Luft ragten. Nachdem er den Hund auf eine Decke gelegt hatte, lief er zurück, um die restlichen Vorräte zu holen, lichtete den Anker und schob das Boot sanft in die Strömung des Flusses zurück.



## 18

### RAI

Rai kauerte im Dunkeln und wartete auf das Zeichen. Zum bestimmt zwanzigsten Mal tastete sie nach dem Dolch ihres Vaters, um zu prüfen, ob er noch immer in ihrem Gürtel steckte. Unter der schwarzen Stoffmaske, bei der es sich um kaum mehr als einen Sack mit Löchern für Augen und Mund handelte, war es heiß und kratzig, aber sie erfüllte ihren Zweck. Mit der Maske und der dunklen Tunika war Rai so gut wie unsichtbar. Ein Geist in der Nacht.

Vor ihr ragte das Haus der Medjau in die Nacht. Sie und zehn weitere Horizont-Rebellen, darunter auch Omari und Asim, versteckten sich in den Schatten des Anwesens und behielten das u-förmige, flache Gebäude genau im Blick.

Nach dem großen Krieg hatte der neue Nomarch dieses so-

lide, aber unschöne Symbol für die Macht der Oberkhetarer über Sakesch an der Nordgrenze der Stadt errichten lassen. Auf der zum Hof hin gelegenen Seite der beiden Gebäudeflügel befand sich ein Dutzend bogenförmiger Durchgänge, vor denen schwere Vorhänge hingen, die den Wind und den herangewehten Wüstensand aufhalten sollten. In den kleinen Barracken dahinter schliefen rund vierzig Soldaten.

Das alles wusste Rai nur deshalb, weil der Bäcker häufig Brot an die Medjau lieferte und er sich beim letzten Mal die Mühe gemacht hatte, die Männer zu zählen und diese Information an die Rebellen weiterzugeben. Durch nächtelange Beobachtung hatten sie außerdem herausgefunden, dass nach Mitternacht nur drei Mann vor dem Gebäude Wache standen. Diese Wachen beschattete Rai nun von ihrem Versteck aus: Ein Mann patrouillierte vor dem rechten Flügel, zwei weitere vor dem linken. Neben ihnen spendeten große Kohlebecken flackernd Licht.

Am wichtigsten allerdings war das, was sich im Hauptteil des Gebäudes befand und nur über den offenen Hof und vorbei an den bewaffneten Soldaten erreicht werden konnte, die dicht gedrängt in den Baracken auf beiden Seiten schliefen: eine große, fensterlose Kammer, in der sich reihenweise Gegenstände befanden, die in Sakesch ansonsten nahezu unmöglich zu bekommen waren.

Die Waffenkammer.

Asims Plan war einfach. Die drei Wachen außer Gefecht setzen, ohne die Soldaten zu wecken, in die Waffenkammer eindringen und so viele Waffen stehlen, wie sie tragen konnten.

»Wir senden eine Botschaft an die Medjau – an den Nomarchen – an den Pharao selbst!«, hatte Asim bei ihrem letzten Treffen vor dem Überfall gesagt. »Zu lange schon vegetieren wir in den Ruinen unserer einst so herrlichen Stadt vor uns hin. Zu lange schon haben wir uns mit unserer Macht- und Wehrlosigkeit abgefunden und dem König mit seinem unersättlichen Hunger unser

Fleisch zum Fraß vorgeworfen. Doch damit ist es jetzt vorbei! Nun greifen wir zu den Waffen! Nun verteidigen wir, was uns gehört! Und die Stadt des Ra wird in der Dunkelheit wieder am Horizont erstrahlen!«

Die Rebellen hatten gejubelt und die Fäuste in die Luft gereckt – und Rai hatte mitgemacht. Hatte den Männern zugnickt, als sie in der Nacht verschwunden waren, und ein paar von ihnen hatten sogar zurückgenickt.

Rai platzte fast vor Stolz.

*Ich habe in Gassen gekämpft und gedacht, damit würde ich mir Respekt verdienen. Aber Buto und seine dummen Freunde wissen doch gar nicht, was Respekt überhaupt ist!* Die Rebellen hingegen waren angesehene Männer – Handwerker, Händler, einige von ihnen ehemalige Soldaten. Männer, deren Respekt auch wirklich etwas zu bedeuten hatte.

Wenn jemand von ihnen wegen des Überfalls nervös war, ließ er es sich nicht anmerken. Sobald die Entscheidung gefallen war, hatte es kein Zurück mehr gegeben, und niemand – nicht einmal der widerwillige Brauer – hatte Einwände gebracht. Rai selbst war anfangs noch nicht ganz zufrieden mit dem Plan gewesen, über den sie Tag für Tag während der Feldarbeit grübelte. Es war ein einfacher Plan – aber war er nicht vielleicht *zu* einfach? Was, wenn etwas schiefging? Am Ende der letzten Besprechung hatte sie endlich den Mut gefunden, Asim darauf anzusprechen.

»Keine Sorge, ich habe eine Geheimwaffe«, hatte der Rebellenführer geantwortet. Er hatte einen großen Sack dabei, und nun zeigte er ihr, was sich darin befand. »Es könnte unschön werden, wenn wir sie einsetzen müssen«, hatte er mit einem grimmigen Lächeln bemerkt. »Aber dafür wird es eine Nacht, die die Medjau so schnell nicht vergessen.«

Rais Aufmerksamkeit wurde durch das unverwechselbare *Kuuuuu*, das dem Ruf der Nachtschwalbe ähnelte, in die Gegenwart

zurückkatapultiert. Denn es stammte nicht von einem Vogel – es war Asims Signal.

*Zeit zum Aufbruch.*

Barfuß und lautlos rannten Omari und sie aus ihrem Versteck ins offene Gelände, hielten sich dabei aber geduckt im Schatten, während Asim und ein weiterer Rebell auf der anderen Hofseite auftauchten. Die beiden Paare flankierten das Gebäude, Rai und Omari links, Asim und sein Partner rechts. Als Rai die Außenmauer erreichte, presste sie sich mit dem Rücken dagegen und lauschte, ob eine der Wachen auf der anderen Seite etwas gehört hatte.

»Und, wie findest du die Arbeit hier?«, fragte eine junge Männerstimme.

»Ach«, brummte eine zweite, ältere Stimme. »Sakesch ist der letzte Misthaufen. Da würde ich lieber mit Hunden arbeiten.«

Rai stieg vor Wut zwar die Hitze in die Wangen, aber gleichzeitig war sie auch erleichtert, dass sie bisher unbemerkt geblieben waren.

»Vielleicht hättest du besser in Thonis bleiben sollen«, fuhr der ältere Mann fort.

Der Jüngere lachte nervös. »Ich hatte keine Wahl. Unsere Vorgesetzten haben die anderen und mich nach Sakesch beordert, weil hier Männer gebraucht wurden.«

Der Ältere schnaubte. »Na, da haben sie uns offensichtlich die Besten der Besten geschickt, was?«

Es entstand eine unangenehme Stille. Schließlich erwiderte der jüngere Mann: »In letzter Zeit hat sich die Aufgabenverteilung im Palast immer wieder geändert. Wir waren die Einzigen, die übrig geblieben sind.«

»Na, da kann ich mich ja glücklich schätzen.«

*Ein verbitterter alter Hase und ein verunsicherter Neuling*, dachte Rai. *Damit lässt sich arbeiten.*

»He, ihr da!«, rief eine tiefe Stimme von der anderen Seite des

Gebäudes. »Ich glaube, ich habe hier etwas gehört. Klang wie ein Tier, das herumwühlt, aber ich sehe besser mal nach.«

»Mach nur«, rief der ältere Mann desinteressiert zurück.

Rai warf Omari einen Blick zu und lächelte.

Sie warteten und zählten dabei lautlos bis zehn. Außer dem unmelodischen Summen des jungen Mannes war nichts zu hören.

Aber der dritte Wachmann kam nicht zurück.

»Hesar? Wo bleibst du denn? Komm zurück«, rief ihm der ältere Mann hinterher, nachdem vielleicht eine Minute vergangen war. »Du bist dran, auf den Grünschnabel hier aufzupassen. Er geht mir langsam auf die Nerven.«

Das Summen verstummte.

»Hesar?«

Rais gesamter Körper vibrierte vor Anspannung.

Der ältere Mann stieß einen leisen Fluch aus und seufzte. »Dann gehe ich wohl besser mal nachsehen, wohin dieser Schwachkopf jetzt schon wieder verschwunden ist. Wenn ich in zwei Minuten nicht zurück bin, weckst du die Männer.«

»Z...zu Befehl«, antwortete der junge Mann.

Rai lauschte, wie sich die Schritte des Älteren entfernten, und ging leise auf die Ecke des Gebäudes und den Kreis aus flackern-dem Feuerschein zu.

»Hesar?«, rief der ältere Mann erneut. Seine Stimme klang nun weit entfernt. Dann war ein gedämpftes Stöhnen zu hören.

Rais Puls begann zu rasen, und der junge Wachmann schnappte aufgebracht nach Luft. Er hatte es also ebenfalls gehört. Nun würde er jeden Moment Alarm schlagen, was zur Folge haben würde, dass sämtliche Soldaten aus ihren Betten sprangen und auf die Rebellen losgingen.

*Los! Jetzt!*

Rai huschte um die Ecke. Der junge Wachmann stand mit dem Rücken zu ihr und dem Chepesch in der Hand da und reckte den

Hals, um einen Blick auf seine Kameraden auf der anderen Gebäudeseite zu erhaschen. Mit einer einzigen fließenden Bewegung presste sie ihm eine Hand auf den Mund und schlang ihm den anderen Arm um den Hals, bis er in ihrer Ellenbeuge verschwand. Dann drückte sie zu und zog dabei ihren Ellbogen nach hinten, um mehr Druck auf seine Kehle auszuüben. Es dauerte einen Moment, bis der Wachmann begriff, was gerade geschah. Dann fing er an zu treten und seine Klinge blind über die Schulter zu schwingen, um Rai abzuschütteln. Doch da war Omari längst zur Stelle. Er entwaffnete den jungen Wachmann und fing den Chepesch im Fall. Die Tritte und Schläge des Wachmanns wurden schwächer, und gleich darauf hing er schlaff in Omaris Armen.

Rai und Omari hielten still und lauschten auf Geräusche aus der Kaserne. Der Kampf hatte mehr Lärm gemacht als erwartet.

Doch im Inneren des Gebäudes blieb es still.

Mit einem erleichterten Seufzer steckte Omari den Chepesch in seinen Gürtel und half Rai, den bewusstlosen Wachmann zur Gebäudeseite zu ziehen, wo sie ihn an Händen und Füßen fesselten. »Verdammt, Rai!«, flüsterte Omari währenddessen. »Du hättest doch auf mich warten sollen! *Ich* sollte das Signal geben!«

»Er hätte uns verraten«, erwiderte Rai und schob dem Wachmann einen provisorischen Knebel in den Mund. »Wir hatten keine Zeit für Signale.« Sie blickte auf.

Omari starrte sie finster an.

»Was? Ist doch alles in Ordnung. Auftrag ohne Zwischenfälle ausgeführt.«

Omari schüttelte den Kopf. »Du bist unmöglich. Und jetzt komm, lass uns gehen.«

»Ich weiß gar nicht, worüber du dich beschwerst«, flüsterte Rai, als sie wieder zur Vorderseite des Gebäudes rannten. »Immer findest du was zu meckern.«

Asim und sein Partner warteten bereits auf sie.

»Alles klar?«, fragte Asim und deutete mit dem Kinn auf die Stelle, wo eben noch der junge Wachmann gestanden hatte.

Omari nickte.

»Gut.« Asim drehte sich vom Haus der Medjau weg und legte eine Hand an den Mund.

*Ku-kuuuu!*

Innerhalb von Sekunden tauchten sechs weitere Männer aus ihren Verstecken auf. Vier von ihnen hatten große, verschlossene Krüge dabei, die anderen beiden hielten Rollen aus grobem Stoff in den Händen. Für den nächsten Schritt ihres Plans sollten Asim und sein Partner am Eingang Wache stehen, während sich Rai, Omari und die sechs übrigen Männer in den Innenhof begaben.

*Ganz ruhig*, dachte Rai und konzentrierte sich auf den Eingang zur Waffenkammer. Es waren nur etwa fünfzig Ellen, aber plötzlich kam ihr der Weg viel weiter vor. Sie stellte sich all die Männer vor, die mit ihren Chepeschs in den Armen hinter den schweren Vorhängen schliefen. Eine falsche Bewegung, und ...

Sie machte einen Schritt vorwärts, spürte den kühlen, harten Boden unter ihren Füßen und rief sich Asims Worte in Erinnerung. *Nicht den Atem anhalten. Nicht stehen bleiben. Ihr müsst schneller sein als eure Angst, dann kann sie euch nicht einholen.*

Rai ging langsam, aber mit festen Schritten vorwärts und hielt den Blick dabei streng nach vorne gerichtet. Aus den Augenwinkeln sah sie die Vorhänge der Baracken im Wind flattern, schaute aber nicht hin und blieb auch nicht stehen.

Bevor sie sich's versah, hatte sie die Tür zur Waffenkammer bereits erreicht.

Omari war ebenfalls angekommen. Die beiden Männer mit den Tüchern befanden sich direkt hinter ihm. Sie trugen nun zusätzlich je ein brennendes Binsenlicht. Offenbar hatten sie einen kleinen Umweg zu den brennenden Kohlebecken gemacht, um sie anzuzünden.

Währenddessen gingen die anderen vier Männer langsam an der Hauswand entlang einmal um den Innenhof herum und schütteten den Inhalt ihrer Krüge aus, sodass die Säume der schweren Vorhänge vor den Baracken mit einer schwarzen, zähen Flüssigkeit getränkt waren. Es waren die Krüge aus dem Sack, die Asim ihr beim letzten Treffen gezeigt hatte.

»Was ist das?«, hatte sie ihn gefragt.

»Naft«, hatte Asim geantwortet. »Es steigt hier und da aus dem Wasser auf. Ist nicht leicht zu finden.«

Der Begriff war Rai neu gewesen. »Und was bewirkt es?«

Asim hatte es ihr erklärt. Sie war fasziniert gewesen und hatte sich darauf gefreut, den Effekt mit eigenen Augen sehen zu dürfen. Aber als sie nun beobachtete, wie die Männer das unheimlich aussehende Zeug auf den Boden schütteten, sah sie die Sache auf einmal anders. Wenn alles nach Plan verlief, würden sie es gar nicht brauchen. *Möge die Nacht so ruhig wie möglich verlaufen*, betete sie in Gedanken. *Und mögen wir von Unglück verschont bleiben*.

Rai riss sich von dem Anblick los und konzentrierte sich wieder auf die Waffenkammer, die mit einem Riegel verschlossen war. »Hilf mir damit«, flüsterte sie Omari zu.

Er trat neben sie, und gemeinsam schoben sie lautlos den Holzriegel zur Seite und öffneten die Doppeltür. In dem fensterlosen Raum dahinter war es stockfinster, also wandte sich Rai an einen der Männer mit den Stoffballen und streckte die Hand nach seinem Binsenlicht aus, einer einfachen kleinen Fackel aus einem in Talg getauchten Schilfblatt, das aber genug Licht spendete, damit Rai sehen konnte, was sich im Raum befand.

Ihre Augen weiteten sich.

Asim hatte aufgrund seiner Beobachtungen der Medjau bei ihren Patrouillen in der Stadt Vermutungen darüber angestellt, was sich wohl in der Waffenkammer befinden mochte. Aber es war besser als gedacht. *Viel* besser.

An der Wand standen aufgereiht Speere und Wurfspieße, dazu ein Dutzend Chepeschs ähnlich jenem, den der junge Wachmann getragen hatte. Dolche und Kurzschwerter lagen ordentlich aufgetürmt und glänzend auf Tischen. Sie waren alle meisterhaft gefertigt und mit Bronzeklingen und feinen Holzgriffen versehen. Nichts an ihnen erinnerte an die improvisierten Waffen der Rebellen, die diese aus eingeschmolzenen alten Werkzeugen und Holzresten hergestellt hatten. Zu ihrer Begeisterung entdeckte Rai unter den Waffen auch mehrere Schleudern und zwei Kompositbögen. Aber so beeindruckend all diese Waffen auch waren – was Rais Aufmerksamkeit wirklich fesselte, war etwas anderes: ein seltsamer Gegenstand, der versteckt in einer Ecke im Schein der Binsenlichter glitzerte. Rai erkannte ein Paar goldene Flügel, die übereinander gefaltet waren, wobei die Federn jeweils kompliziert geformte Metallschuppen bildeten, die sich überlappten.

Während Omari und die anderen Männer damit beschäftigt waren, die Waffen in die schweren Tücher zu wickeln, die sie mitgebracht hatten, näherte sich Rai wie hypnotisiert den goldenen Flügeln. Bei genauerer Betrachtung stellte sie fest, dass es sich um einen Schuppenpanzer handelte, der den Brustkorb umhüllen sollte und mit zwei gekreuzten Lederriemen am Rücken befestigt wurde. Die Rüstung schien alt zu sein und war unbeschreiblich schön gearbeitet. Rai fragte sich, woher sie wohl stammte.

»Komm jetzt, Rai!«, flüsterte Omari streng. Einer der Männer hatte bereits die Kompositbögen und den Großteil der Klingen eingepackt, sodass die Waffen beim Tragen nicht klirrten. Omari und der andere Mann rollten hastig die Speere und Wurfspieße ein.

Rai nickte und hob die Rüstung auf. Zu ihrer Überraschung rollte noch ein weiterer Gegenstand heraus. Ein langer Stab mit einem schweren Kopf – ein Streitkolben vielleicht? Reflexartig fing sie das Ding auf, damit es nicht auf den Boden polterte.

Sobald sich ihre Finger um den Griff schlossen, durchfuhr ihren

Körper ein so starkes Kribbeln, dass sie den Gegenstand fast fallen gelassen hätte.

*Was war das?*, fragte sie sich, aber der Schockmoment war so schnell wieder vorbei, wie er gekommen war. Sie hielt die Waffe näher ans Licht. *Nein, ein Streitkolben ist das nicht.* Der Schlagkopf war lang wie ein Paddel, aus einer Art grau meliertem Stein und mit zwei eigemeißelten Augen und heiligen Worten versehen. Der Griff war aus auf Hochglanz poliertem Zedernholz gefertigt und mit weichem Leder umwickelt. So wie schon die Rüstung sah auch diese Waffe alt und überaus wertvoll aus. Ob die beiden Gegenstände wohl vor langer Zeit aus Rahoteps Palast geplündert worden waren und seitdem hier verstaubten?

*Moment mal*, dachte sie dann. *Ich weiß, was das ist.*

Einen ähnlichen Gegenstand hatte sie in ihrer Kindheit an der Außenwand des verlassenen Palasts des Königs gesehen, wo sie häufiger mit ihren Freunden gespielt hatte. *Das ist ein Sechem-Zepter.*

Sechem-Zepter waren eher rituelle Gegenstände als Waffen und dienten als Machtsymbol, das mit der löwenköpfigen Göttin Sachmet assoziiert wurde. Rais Finger wanderten zu dem kleinen Sachmet-Amulett an ihrem Hals und ihre Gedanken zu dem Mann aus dem Roten Land, der es ihr geschenkt hatte. *Seltsam ...*

»Rai!«, unterbrach Omari sie in dringlichem Ton. »Wir müssen los! Wir haben schon viel zu lange getrödelt!«

»Ich komme ja.« Hastig streifte sie ihren Umhang ab und schob den Kopf durch die geflügelte Rüstung. Die Metallfedern klimpern leise, als sie sich auf ihren Schultern niederließen und wie flüssiges Gold über ihre Brust fielen. Dann steckte sie das Zepter und ein paar Schleudern in ihren Gürtel und legte ihren Umhang wieder an. Einer der Männer mit den Gefäßen war hereingekommen und goss das schwarze Naft über die restlichen Waffen, die nicht in die Stoffbündel passten.

»Los, los, los!«, scheuchte Omari den Mann mit dem letzten Stoffbündel im Flüsterton zurück ins Freie. Gerade winkte er Rai und den Mann mit dem Gefäß durch die Tür, als genau das eintrat, was sie alle befürchtet hatten.

»Zu den Waffen!«, schrie eine heisere Stimme in die Nacht. »Zu den Waffen! Wir werden angegriffen!«

Der junge Wachmann war aufgewacht.

Rai schlug das Herz bis zum Hals. Angst und Reue raubten ihr fast die Luft zum Atmen.

*Ich hätte ihn bewusstlos schlagen sollen, anstatt ihn nur zu würgen.*

*Ich hätte den Knebel fester binden sollen.*

*Ich hätte ...*

Omari erstarrte mitten in der Bewegung und sah mit weit aufgerissenen Augen an ihr vorbei.

Das Unglück schien sie offenbar doch nicht verschonen zu wollen.

»Lauf!«, rief sie, packte Omari und zerrte ihn hinter sich her, hinaus aus der Waffenkammer.

Die ersten Männer stolperten bereits mit ihren Dolchen in den Händen aus den Baracken und blinzelten in die Dunkelheit, während der junge Soldat weiter Alarm schlug. Irgendwo in dem Lärm hörte Rai den drängenden Ruf der Nachtschwalbe.

*Ku-kuuuuu, ku-kuuuuu!*

Die beiden brennenden Kohlebecken vor dem Gebäude fielen klirrend um. Glühende Kohlen ergossen sich auf die Naft-Lachen, die bis zu den Sockeln reichten. Unter lautem Zischen fingen sie Feuer. Einen Wimpernschlag später rasten die Flammen bereits die Naft-Spuren nach, die die Männer am Gebäude entlanggezogen hatten, und entzündeten die schweren Vorhänge. Die Männer, die sich nun aus den Baracken drängten, schrien auf vor Schmerz, als ihre Kleidung und Haare zwischen den brennenden Vorhängen Feuer fingen. Rai hatte noch nie erlebt, dass sich ein Brand so

schnell ausbreitete und dabei innerhalb so kurzer Zeit eine solche Hitze entwickelte.

Das Haus der Medjau ging unter in Rauch, Schreien und Chaos – und dann wurden Rai und Omari mit voller Wucht nach hinten weggeschleudert, als hinter ihnen die mit Naft getränkte Waffenkammer explodierte. Rai stolperte und wäre fast hingefallen, aber Omari riss sie auf die Beine und rannte weiter. Ihre einzige Überlebenschance bestand darin, im allgemeinen Aufruhr zu entkommen und in der Nacht zu verschwinden, bevor die Medjau sich orientieren konnten.

Doch da versperrte ihnen eine große Gestalt den Weg. Der Saum ihres Umhangs stand in Flammen.

Es war Großohr, der Mann, der Rai das Messer an den Hals gehalten hatte, als sie zu ihrem ersten Horizont-Treffen erschienen war. Er hatte im Tumult seine Maske verloren, sodass ihm die Panik anzusehen war, als er verzweifelt versuchte, seinen Umhang zu löschen.

Dann entdeckte ihn einer der Medjau.

Rai wollte eingreifen, aber sie war nicht schnell genug. Der junge Soldat war schneller, wirbelte den Rebellen zu sich herum und versetzte ihm einen brutalen Schlag gegen den Kiefer. Großohr taumelte und wäre zu Boden gegangen, aber der Soldat fing ihn auf und stieß ihm mit einer flüssigen Bewegung seinen Dolch in den Bauch.

*Nein!*

Doch ehe Rai reagieren konnte, hatte Omari sie schon beiseitegestoßen und stürzte sich auf die beiden Kämpfer, riss dem Soldaten den Dolch aus der Hand, packte ihn mit einer seiner riesigen Pranken am Hinterkopf und schlug seinen Schädel gegen die Lehmziegelwand. Der Kopf des Soldaten prallte zurück, und er brach zusammen, wobei er einen roten Fleck an der Wand hinterließ.

Keuchend legte sich Omari Großohrs Arm um die Schulter und zog ihn weg. »Weg hier!«, brüllte er Rai zu.

Sie wollte ihm folgen, als ein weiterer Soldat von links auf sie zugerannt kam und versuchte, ihr den Weg abzuschneiden.

»He! Halt!« Das Gesicht des Soldaten sah im Schein des Feuers monströs aus, rußgeschwärzt und voller Blasen.

Rai griff nach ihrem Dolch, aber stattdessen schlossen sich ihre Finger um den Griff des Sechem-Zepters. Mit einem wilden Schrei schlug sie kraftvoll auf den Soldaten ein. Das schwere Steinpaddel traf ihn an der Schulter und ließ ihn zu Boden gehen. Er wand sich und umklammerte brüllend vor Schmerz seinen zerschmetterten Arm.

Eine Hand schloss sich um Rais Fußgelenk. Sie schnappte nach Luft und versuchte, sich zu befreien, aber der Griff war zu fest. Dann rammte sie jemand mit voller Wucht und fegte ihr die Beine weg. Sie stürzte, prallte schwer mit dem Rücken auf, wobei ihr das Zepter aus der Hand glitt.

Der Aufprall raubte ihr den Atem – aber nur für einen Moment. Ihr Angreifer hielt immer noch ihre Beine fest, aber das Zepter war nur eine Armeslänge entfernt. *Wenn ich es nur erreichen könnte ...*

Sie streckte sich und tastete nach der Waffe. Ihre Fingerspitzen berührten bereits den Griff, als der Mann sich plötzlich auf sie setzte. Es war der Soldat, der auf Großohr eingestochen hatte. Anscheinend hatte Omari ihn doch nicht erledigt.

Der Soldat keuchte, sein Blick war wild und sein Kopf blutüberströmt von dem Aufprall gegen die Wand. Er versetzte Rai einen heftigen Hieb, der in ihrem Kopf nachhallte wie ein Donnerschlag. Schützend hob sie die Arme vors Gesicht, doch er schlug wutentbrannt weiter auf sie ein, wieder und wieder. Sie versuchte, die Schläge abzuwehren, aber alles drehte sich, und ihr Sichtfeld wurde an den Rändern bereits dunkler.

»Ich will dein Gesicht sehen, wenn ich dich töte«, knurrte der Soldat, packte Rais schwarze Kapuze und riss sie ihr vom Kopf. »Du stinkender ...«

Die Beleidigung blieb ihm in der Kehle stecken, und seine Wut schlug angesichts ihres zerschundenen Gesichts in Verwirrung um.

»Eine Frau?«

Der kurze Moment des Zögerns und die leichte Gewichtsverlagerung, die damit einherging, reichten Rai, um nach dem Sechem-Zepter zu greifen.

Ihre Finger schlossen sich um den Griff. Mit aller noch verbliebenen Kraft schlug sie dem Soldaten gegen die Schläfe, sodass ein widerlich schmatzender Laut erklang. Eine Blutfontäne spritzte über sein Gesicht, und seine Augen, deren erschrockener Blick immer noch auf sie gerichtet war, regten sich nicht mehr. Dann sackte er leblos auf ihr zusammen.

Rais Atem ging stoßweise, Panik flutete ihren Körper. Der Kopf des Soldaten lag auf ihrer Brust, und sein Blut tränkte ihre Kleidung. Der Geruch war nicht minder erstickend als das drückende Gewicht seines Körpers.

Entsetzt schob sie seinen Leichnam von sich herunter und rapelte sich mit dem Zepter in der Hand auf. Sie starrte den Soldaten an, der nun auf dem Bauch lag. Sein Kopf war eine einzige blutige Trümmerlandschaft.

Alles drehte sich.

Rai schüttelte den Kopf, um wieder klarer sehen zu können. Sie durfte keine Zeit verlieren. Ihr blieben nur Sekunden, bis sie der nächste Medjau bemerken und angreifen würde. Der Ausgang aus dem Hof war nicht weit entfernt. Wenn sie es nur zurück in die Stadt schaffte, wäre sie in Sicherheit. Noch immer kamen Soldaten aus ihren Kasernen und kämpften gegen das Feuer, versuchten zu begreifen, was hier überhaupt vor sich ging.

Sie rannte los. Das Gewicht der Schuppenrüstung unter ihrem Umhang lastete schwer auf ihr.

*Nicht den Atem anhalten.*

Hinter ihr ertönte ein Schrei. Weitere Rufe.

*Nicht stehen bleiben.*

Der Umhang klebte an ihrer Haut, durchnässt und getränkt vom Gestank des Todes.

*Ihr müsst schneller sein als eure Angst.*

Sie ließ das Feuer hinter sich, Schatten umhüllten sie, aber selbst da hielt sie nicht an. Nachdem die Rebellen ihre Aufgabe erfüllt hatten, sollten sie sich in alle Winde zerstreuen, damit die Medjau sie nicht so leicht verfolgen konnten. Also rannte Rai durch die dunklen Straßen, bis sie das Ackerland erreichte und den Weg zu Omari Werkstatt einschlug.

Erst als sie durch die Tür platzte, hörte sie auf zu rennen.

Omari kniete mit Großohr vor sich auf dem Boden und übte Druck auf die Wunde in dessen Bauch aus. Der Rebell verzog vor Schmerz das Gesicht. Rai eilte zu ihnen hinüber und riss sich den blutigen Umhang vom Leib.

»Wird er überleben?«, fragte sie und sank ebenfalls neben ihm auf die Knie.

»Ich weiß es nicht«, antwortete Omari. Seine Stimme bebte vor Wut und Angst. »Aber ich traue mich nicht, den Heiler zu rufen. Auch wenn er ein guter Mann ist, wird er Fragen stellen. Und ich weiß nicht, ob man ihm guten Gewissens ein solches Geheimnis anvertrauen kann.«

»Was ist mit deinen Eltern? Können sie nicht helfen?«

»Je weniger sie wissen, desto besser«, antwortete Omari und wiederholte damit, was sie zuvor zu ihrem eigenen Vater gesagt hatte. »Ich will nicht, dass sie in die Angelegenheit verwickelt werden.«

Großohr winkte ab. »Ihr braucht niemanden zu rufen«, knurrte er heiser und warf Rai einen trotz allem Schmerz vergnügten Blick zu. »Ich hätte gedacht, dass du dich freuen würdest, mich bluten zu sehen. Du weißt schon, weil ich dir doch eine verpasst habe.«

»Vergeben und vergessen.« Rai legte ihre Hand auf seine. »Haupt-

sache, du stirbst uns nicht weg. Wer soll denn sonst den neuen Rebellen Manieren beibringen?«

Großohr lachte, und ein frischer Blutstrahl schoss aus der Wunde. Er stöhnte.

»Hör endlich auf, dich zu bewegen!«, befahl Omari. »Wenn wir die Blutung stillen können, überlebst du vielleicht. Das wäre gut für dich und gut für uns! Dann müssten wir morgen deutlich weniger erklären.«

Der Mann nickte und schloss die Augen. Gleich darauf war er entweder bewusstlos oder eingeschlafen. Jedenfalls rührte er sich nicht mehr, während Rai Omari half, die Wunde zu verbinden und mit einem sauberen Tuch zu umwickeln. Aber er atmete noch.

Als sie fertig waren, gingen sie gemeinsam zum Waschbecken, um sich die Hände vom Blut zu reinigen. Nun, wo langsam Ruhe einkehrte, legte sich ihr Kampfrausch. Erst jetzt wurde ihr wirklich bewusst, was gerade geschehen war. Sie fühlte sich überwältigt. Erschöpft. Taub. Ihre Hände zitterten unkontrolliert.

Omari hingegen strahlte vor Triumph. »Wir haben es geschafft, Rai!«, sagte er und lehnte sich an seinen Arbeitstisch. »Wir haben ihnen die Macht genommen und ihr Haus niedergebrannt.«

»Das haben wir.« Rai war bewusst, dass auch sie Triumph hätte empfinden müssen. Schließlich war die Mission ein großer Erfolg gewesen. Der Einsatz des Naft hatte eine starke Botschaft an die Oberkhetarer gesendet – ebenso wie der Diebstahl der Waffen. Sie hatten getan, was getan werden musste. Was niemand sonst zu tun wagte.

*Es war deine Schuld, dass der Wachmann aufgewacht ist.*

Omari war mit Rais Antwort offensichtlich nicht zufrieden und fuhr fort: »Verstehst du denn nicht? Heute Nacht erstrahlt Sakesch im sengenden Feuer der Rache!«

»So ist es«, entgegnete Rai und warf einen Blick in Richtung des schlafenden Rebellen.

*Es ist deine Schuld, dass er diese Nacht vielleicht nicht überleben wird.*

Omari strahlte. »War das nicht aufregend? Endlich die Möglichkeit zu haben, diesen verfluchten Oberkhetarern zu geben, was sie verdient haben?«

Rai nickte.

*Du hast einen Soldaten getötet.*

*Hast ihm den Schädel zertrümmert.*

*Dein Umhang ist mit seinem Blut getränkt.*

Rai war Gewalt nicht fremd. Sie hatte gewusst, worauf sie sich einließ, als sie sich dem Horizont angeschlossen hatte. Immerhin war sie es gewesen, die die Rebellen zu diesem Angriff angeregt hatte! Es war das Richtige – und das Einzige –, was sie tun konnten, um sich zu wehren.

Aber noch nie zuvor hatte sie einen Menschen getötet. Hatte keine Vorstellung davon gehabt, wie sich das anfühlen würde. Nicht, dass sie die Wahl gehabt hätte – es war um Leben oder Tod gegangen. Und trotzdem musste sie immer wieder an das Entsetzen und die Blutspritzer auf seinem Gesicht denken, als er starb. An das Gewicht seines leblosen Körpers auf ihrem.

*Hör auf damit, wies sie sich streng zurecht. Du musst Stärke beweisen. Wir sind im Krieg. Wie sollen die Männer dich respektieren, wenn du nach der ersten Schlacht schon zusammenbrichst? Einer Schlacht, die wir sogar gewonnen haben?*

Omari schien von ihrem inneren Kampf nichts mitzubekommen.

»Dies ist der Beginn unserer Reise zurück zu unserer alten Größe, Rai«, sagte er und blickte aus dem Fenster in die sternenklare Nacht. »Ist das nicht wunderbar?«

*Hab Mut, verdammt noch mal*, dachte sie und straffte die Schultern.

»Ja«, sagte sie. »Wunderbar.«



## 19

# SITA

Sagt mir, was Euch gefällt.«

Femis Stimme stahl sich wie Rauch in ihr Ohr und schwebte von dort aus weiter bis in den fruchtbaren Garten ihrer Fantasie. Jahrelang hatte Sita ihn heimlich gepflegt. Doch jetzt erst kostete sie zum ersten Mal von den Früchten, die er trug.

Sie lag auf dem weichen Wollteppich in ihrem Schlafgemach, und Femi kniete vor ihr wie ein Bittsteller. Sie hatten gerade erst begonnen, und doch schwitzte er bereits. Seine feuchte Haut schimmerte im Mondlicht, das durch das Fenster fiel. Sita beobachtete, wie ihm eine einzelne Schweißperle in die kleine Grube an seiner Halsbeuge rann, weiter über seine nackte Brust und seinen Bauch floss und dann der Rille an seiner Leiste folgte. Sita konnte nicht anders, als sich vorzubeugen und den Tropfen aufzulecken.

Als ihre Zunge Femis Haut berührte, sog er die Luft ein – ein leises Keuchen nur. Sie dachte an Zähne, die sich in eine weiche Frucht versenkten. An süßen Honig, der über Lippen tropfte. Der Laut riss die Pforten zu dem geheimen Garten in ihrem Inneren nieder, lud Femi ein, ihn zu betreten.

Sie zog ihn an sich, schlang die Beine um seine Hüfte, sodass er sie mit seinem Gewicht auf den Boden drückte.

»Das hier«, flüsterte sie, als er ihren Hals, ihr Schlüsselbein, ihre Schultern mit Küssen bedeckte. »Das hier gefällt mir. Das ist es, was ich will. Was ich brauche.« Sein Gewicht, das sie niederdrückte, verlieh ihr das Gefühl, in Sicherheit zu sein. So fest mit dem Boden verbunden, dass die Gefahr, von dem wirbelnden Mahlstrom ihres Lebens mitgerissen zu werden, gebannt schien.

Sie spürte, wie sich sein Puls bei ihren Worten beschleunigte. Er sah auf, suchte ihren Blick. Seine Augen waren dunkel und voller Bewunderung.

Sie fragte sich, ob er sie liebte.

Sorgte sich, dass er es womöglich tat.

Femi war nicht dumm. Ihm musste bewusst sein, dass er als Palastwache keine gemeinsame Zukunft mit einer Prinzessin erwarten konnte. Aber was, wenn sein Herz ihn trotzdem träumen ließ? Was, wenn sein Herz trotzdem zerbrach?

Vielleicht scheute er sich ja nicht nur ihr zuliebe davor, Liebe mit ihr zu machen, sondern auch, um sich selbst zu schützen. Vielleicht tat er alles in seiner Macht Stehende, um zu verhindern, dass sie sich in seine Seele stahl.

Aber würden sie der Versuchung noch lange widerstehen können?

Sie wollte ja aufhören.

Sie *konnte* nur nicht.

*Wie viele Leben werde ich zerstören, wenn ich diesen verfluchten Weg weiter beschreite?*

Statt sich von ihm zu lösen, drückte sie ihn fester an sich. Krallte sich an seinem breiten, schweißfeuchten Rücken fest und ließ sich in ihn fallen, bis sie beide untergingen, verzweifelt nach Luft schnapten –

Ein markerschütternder Schrei durchschnitt die Nacht.

Sita löste sich mitten im Kuss von ihm. Wartete. Die Angst lag schwer wie ein Stein in ihrem Bauch. Noch immer krallte sie sich an Femi fest, doch jetzt aus anderen Gründen.

»Was war das?«, flüsterte Femi.

Da hörten sie erneut einen Schrei. Es war eine Frauenstimme, und sie klang so abgrundtief verzweifelt, dass es Sita eiskalt den Rücken hinabließ.

Sofort war sie auf den Beinen, warf sich eine Robe über und rannte, dicht gefolgt von Femi, aus dem Gemach.

»Sitamun, warte«, sagte er leise und packte sie am Handgelenk.

»Was, wenn uns jemand sieht?«

»Ist mir gleich«, sagte Sita und riss sich los. »Wir gehen nachsehen.«

Femis Miene veränderte sich, als er ihren Befehlston registrierte. »Dann erlaubt mir wenigstens voranzugehen, meine Prinzessin«, sagte er förmlich. »Falls Gefahren lauern.«

»In Ordnung. Aber wir müssen uns beeilen.«

Jegliche Vertraulichkeit zwischen ihnen war verschwunden. Sie existierte einzig und allein in den vier Wänden ihres Schlafgemachs. Weil sie nirgendwo sonst eine Überlebenschance hatte.

Sie liefen den Gang entlang, der auf einer Seite von breiten Fenstern und auf der anderen von flackernden Fackeln gesäumt war. Auf einer Fensterbank saß eine der Palastkatzen und beobachtete aus ihren goldenen Augen interessiert, wie Sita und Femi vorbeieilten.

Das Wehklagen hielt an. Unheimlich. Gemartert.

*Als würde jemandem das Herz aus der Brust gerissen*, dachte Sita schauernd.

Sie rannte in die Richtung, aus der es kam, trieb Femi zur Eile an. Sie kamen vorbei an Höflingen und ihren Frauen, die verschlafen blinzelnd und verstört aus ihren Zimmern kamen. Als es ihr nicht schnell genug ging, drängte sie sich an Femi vorbei und lief voran.

Je näher sie dem Laut kamen, desto sicherer war sie, von wem er stammte und was ihn verursacht hatte.

Ihre Panik wuchs.

*Bitte, betete sie. Nicht das.*

Ein bitterer Gallegesmack breitete sich in ihrer Kehle aus. Vor der Tür zu Maets Zimmer blieb sie stehen.

Dahinter brannten Öllampen und Räucherwerk. Doch nichts konnte den säuerlichen Geruch übertünchen, der die ganze Kammer durchdrang und auf den Gang hinausquoll wie ein Fluch. Im Dämmerlicht sah Sita Maets Mutter am Bett ihrer Tochter knien. Sie wiegte sich wehklagend vor und zurück und zerrte sich dabei an den Haaren. Der Anblick traf Sita wie ein Faustschlag. Sie bekam keine Luft mehr. Von einem Moment auf den nächsten schien die Welt nur noch aus Leid zu bestehen.

Sita wandte sich ab.

Wollte nicht hinsehen.

Wollte so tun, als wäre es nicht wahr.

*Du hast es nicht verdient, dass dir dieser Schmerz erspart bleibt.*

Die Stimme in ihrem Kopf war streng, aber sie sagte die Wahrheit. *Das hier hast du zu verantworten.*

*Sieh hin.*

*Sieh nur, was du erschaffen hast.*

Sie musste all ihren Mut aufbringen, um die kleine, reglose Gestalt auf dem Bett zu betrachten.

»Nein«, flüsterte sie erstickt. »Maet ...«

Die Decke war bis zur Brust des Mädchens hochgezogen. Glatt gestrichen von den verzweifelt Händen einer Mutter, die in ihrer Hilflosigkeit eine Beschäftigung suchte. Maets Gesicht war der Tür

zugewandt. Die Augen standen offen, ebenso wie ihr Mund. Als hätte sie gerade etwas rufen wollen.

*Si-Si ...*

*Ich hab Angst, Si-Si ...*

*Warum hast du mir nicht geholfen, Si-Si?*

Sitas Beine gaben unter ihr nach.

Femi hielt sie, ehe sie zu Boden stürzen konnte. »Geht es Euch gut, Prinzessin Sitamun?«

Seine Stimme schien von weit weg zu kommen, und es dauerte etwas, bis Sita sich wieder so weit im Griff hatte, dass sie ohne Hilfe stehen konnte. Schwankend berührte sie ihr Gesicht. Es war tränennass.

Menschen kamen. Priester, Höflinge, Wachen. Schon bald überlante das emsige Summen von Gebeten und gedämpften Unterhaltungen und Vorbereitungen das Wehklagen.

Mentuhotep traf ein und machte sich ein Bild von der Lage. Er wirkte ungewöhnlich zerzaust und hatte dunkle Schatten unter den Augen. Mit vor Verärgerung gerötetem Gesicht schob er sich durch die Menschenmenge bis in das Schlafgemach.

»Aus dem Weg! Ich hätte als Erster davon erfahren müssen. Als Erster!« Ohne auch nur ein Wort mit Maets Mutter zu wechseln, ging er am Bettrand in Stellung und sprach: »Gelobt seist du, o Amun, Herr über alles, von geheimnisvoller Form«, rezitierte er. »Nimm dies Kind in deine Arme, denn es ist bereit, die Reise in den Westen anzutreten. Mache ihr Herz leicht wie Luft, auf dass sie von ihrem letzten Gericht für würdig befunden werden möge, die Schilffelder zu durchqueren ...«

Auf einmal betrat die Königin den Korridor. Ihr Blick wirkte panisch. Sita war überrascht, dass Maets Tod so starke Gefühle in ihr auslöste. Schließlich war das kleine Mädchen nicht ihr Fleisch und Blut. Doch dann ergriff die Königin das Wort, und Sita begriff.

»Der König!«, rief Königin Bintanat. »Er ist spurlos aus seinen Gemächern verschwunden! Gerade war er noch da, und dann ...«

*Vater ist verschwunden?* Es dauerte einen Moment, bis die Bedeutung der Worte bei Sita ankam.

Auf die Ankündigung der Königin hin breitete sich in dem überfüllten Gang endgültig das Chaos aus, und Femi wurde von den übrigen Wachen mitgezogen, um den Pharao zu suchen.

»Es tut mir leid«, sagte er noch zu Sita, dann verschwand er den Gang entlang.

»Sie hat weder gelogen, o Amun«, fuhr Mentuhotep fort, »noch hat sie ihr Herz vor dem Leid der Unschuldigen verschlossen ...«

Maets Mutter schien weder den Hohepriester noch die Neuigkeiten über den König richtig wahrzunehmen. Sie gab nur weiter ihre Klagerufe von sich und riss sich Strähne um Strähne ihrer schwarzen Haare aus, die überall um sie herum auf dem Fliesenboden lagen wie ein weiches Nest aus Schmerz, in dem sie vermutlich ihr restliches Leben verbringen würde. Vielleicht würde sie hin und wieder eine Weile fortfliegen, aber sie würde stets zurückkehren, um in ihrem Nest über den unaussprechlichen, herzerreißenden Verlust zu brüten, den sie erlitten hatte.

Sita war kalt. Sie wusste, dass sie den Tod des Mädchens zugelassen hatte, indem sie Meris Geheimnis für sich behielt. Eigentlich hätte sie Maet das Gift genauso gut selbst einflößen können. Aus irgendeinem Grund hatte sie sich eingebildet, die Kleine würde schon irgendwie überleben. Dass sie sich weigern würde, noch mehr von den Kuchen zu essen. Oder dass ihre Jugend sie retten würde.

Aber natürlich hatte sie sich geirrt. Maet war gestorben wie ein Lamm, das auf dem Altar von Meris hochtrabenden Träumen für das Königreich geopfert worden war.

Sita sah zu Maets Mutter, die sich in ihrer Trauer verloren hatte.  
*Ist es das wirklich wert gewesen?*

Tränen brannten in ihren Augen, und sie riss sich von dem An-

blick los. Auf einmal überkam sie der wilde Drang, sich nützlich zu machen. *Ich sollte ihnen bei der Suche nach Vater helfen.*

Mit zügigen Schritten lief sie den Gang entlang, vorbei an ihren eigenen Gemächern bis in die Haupthalle des Palastes. Dort befanden sich bereits mehrere Wachen. Eine von ihnen verhörte den armen Ineni darüber, wie es möglich sein konnte, dass niemand das Verschwinden des Königs bemerkt hatte. Auf Sita achtete niemand.

Etwas Weiches streifte ihre Beine. Als sie nach unten sah, entdeckte sie die getigerte Katze, die sich mit aufgerichtetem Schwanz um ihre Beine schlängelte. Doch als sie begriff, dass Sita gerade weder einen Leckerbissen noch Streicheleinheiten zu bieten hatte, schlich sie auf leisen Pfoten weiter in Richtung Lustgarten.

Ohne recht zu wissen, weshalb, folgte Sita der Katze.

Draußen stand der Lotus in voller Blüte. Der Fischteich lag schwarz und still vor ihr, die weißen Blüten tüpkelten die Oberfläche wie Sterne am Nachthimmel. Die Bäume hatten sich in Schatten gehüllt, und zwischen ihren Zweigen sangen die Nachtschwalben. *Ku-kuuuu, ku-kuuuu!* Der Duft nach grünen Kräutern und die stille Schönheit des Gartens bildeten einen grellen Kontrast zum Geschehen innerhalb der Palastmauern.

Dann bemerkte Sita, dass jemand auf der Bank am Wegesrand unter der Maulbeerfeige saß. Die Gestalt wirkte mager und in sich zusammengesunken.

»Vater?«

Die Gestalt regte sich nicht. Sita eilte unter das Blätterdach des Baums und blinzelte, bis sich ihre Augen an die Dunkelheit gewöhnt hatten.

König Amunmose saß auf der von Jasmin flankierten Steinbank und blickte starr an Sita vorbei auf den Garten. Er trug eine edle weiße Tunika mit dunkelroten Kanten, die er sich locker um den Körper drapiert hatte. Auf seinem Kopf ruhten weder Krone noch Kopfschmuck, und sein dünnes, mit Holunderbeeren gefärb-

tes Haar, das die Farbe eines verblässenden Blutergusses hatte, bewegte sich in der Brise. Unter seinen hervorstehenden Wangenknochen und in den Augenhöhlen hatten sich Schatten eingenistet. Er reagierte gar nicht auf Sitas Anwesenheit.

»Vater?«, wiederholte sie.

Nun wandte er sich ihr doch zu. Seine Augen schimmerten und wirkten zu groß für sein Gesicht. Einen Moment lang schwieg er, dann sagte er: »Ich hatte wieder diesen Traum.«

Seine Stimme klang heiser, und er sprach so leise, dass Sita kurz glaubte, sie hätte es sich nur eingebildet.

»Was für einen Traum?«, fragte sie.

Er hob eine fahrige Hand an die Stirn. »Den von den Schlangen. Der roten und der schwarzen. Die eine beißt, die andere ...« Er musterte Sita konzentriert. Als würde er sie zum ersten Mal im Leben richtig wahrnehmen. »Ich habe auf die Priester vertraut. Habe ihre Anweisungen befolgt. Alles. Ich habe *alles* getan!« Die letzten Worte stieß er mit ohnmächtiger Wut hervor.

Sita verzog das Gesicht. Seit dem Bastet-Fest hatte sie es vermieden, mit ihrem Vater allein zu sein. Weil sie wusste, dass ihr schwaches Herz drohen würde alles zu zerstören, sobald sie zu viel Zeit mit ihm verbrachte. Sobald sie auch nur eine Sekunde lang vergaß, weshalb Meri all das tat. Sobald sie nicht mehr an die Zukunft dachte, sondern in der Gegenwart verharrte und sich erlaubte, Gefühle zu haben.

*Du bist so weit gekommen. Du kannst jetzt keinen Rückzieher mehr machen.*

»Bitte, Vater.« Sie näherte sich ihm langsam. »Lasst euch von mir zurück in Eure Gemächer begleiten. Alle suchen schon nach Euch, und ...«

»Sie ist tot, oder?«

Nach kurzem Schweigen murmelte sie: »Es tut mir leid, Vater.« Der König ließ den Kopf fallen.

Stille senkte sich über sie. Dann sagte er: »Ich weiß, dass ich Fehler gemacht habe.« Sein Blick war wieder in die Ferne gerichtet, als würde er mit der ganzen Welt und niemandem zugleich sprechen. Am allerwenigstens mit Sita. »Ich weiß, dass ich keine wahre Größe bewiesen habe und eine ganze Heerschar böser Geister infrage kommt, die dieses Elend über mich gebracht haben könnten. Nicht nur für all das, was ich getan habe, sondern auch für das, was zu tun ich versäumt habe. Aber warum ...« Ihm versagte die Stimme, und seine Schultern sackten nach unten. »Warum mussten sie sich ausgerechnet *sie* holen?«

Sita dachte an Maets kleinen Körper, der in ihrem Bett lag und langsam kalt und starr wurde. Das Mädchen hatte nichts von allem verdient.

Und doch konnte sie nicht verhindern, dass entsetzlich selbstsüchtige Gedanken aus ihr strömten. All die Dinge, die sie schon so lange hatte sagen wollen und doch stets für sich behielt.

*Würdet Ihr auch um mich so weinen, Vater?,* fragte sie sich, während er leise aufschluchzte und seine Schultern vor Verzweiflung bebten. *Ich bin nicht unschuldig und rein – nicht mehr jedenfalls. Aber ich gehöre zu Euch! Bin Euer Fleisch, Euer Blut! Vielleicht wäre ich ja nicht so verdorben, wenn Ihr mich nur geliebt hättet!*

Schauernd brach der König in sich zusammen, stürzte mit dem Gesicht voran von der Bank und landete auf dem weichen Lehm-boden.

Sita musterte ihn. Einmal mehr war ihr Zorn zur Waffe geworden und hatte sein Ziel niedergestreckt. Sie wich einen Schritt zurück.

»Vater?«, flüsterte sie.

Nur die Nachtschwalben antworteten. *Ku-kuuuu!*

Sita schrie um Hilfe, machte auf dem Absatz kehrt und rannte in den Palast.



## 20

# KARIM

*Bleib hier!«*

Der Hund legte den Kopf auf die Seite und betrachtete Karims ausgestreckte Hand.

»Ich muss für eine Weile weg«, sagte er langsam, als würde Behkai ihn verstehen, wenn er nur jedes Wort betonte. »Und ich kann dich nicht mitnehmen, also will ich, dass du *beim Boot bleibst*.« Er zeigte auf das Boot, das hinter ihnen am Ufer vor Anker lag.

Behkai blinzelte. Nachdem er sich lange genug ausgeruht hatte, schien sich der schwarze Hund von der nächtlichen Begegnung mit der Kreatur wieder erholt zu haben. Karim gefiel es ganz und gar nicht, ihn allein zu lassen, während er zum Tempel ging, doch blieb ihm keine andere Wahl.

»Du weißt, was du zu tun hast, hm?«, fuhr Karim fort. »Pass

auf, dass niemand das Boot stiehlt. Ich komme zurück, so schnell es geht.«

Behkai winselte. Der Hund sah ihn so durchdringend an, dass selbst Karim, der nicht viel Erfahrung im Zusammenleben mit Hunden hatte, die Botschaft verstand.

»Natürlich bringe ich was zu essen mit«, sagte er seufzend.

Behkai leckte sich die Vorderläufe und bewegte sich nicht vom Fleck, als Karim die weiße Tunika glatt strich, die Rait-tau ihm geschenkt hatte, und sich auf den Weg in Richtung der Tempeltore machte. Nachdem er das Boot vorhin ans Flussufer gezogen hatte, hatte er sich bis auf den Lendenschurz ausgezogen, seine Hände ins kalte Wasser getaucht und es über seinen geschundenen Körper laufen lassen, ehe er in die weiße Tunika geschlüpft war. Da er dachte, dass er sie vielleicht später auch noch brauchen würde, schrubbte er das Blut und den Schmutz von seinen dunklen Kleidern und hängte sie über dem Bug des Bootes zum Trocknen auf.

»Also dann«, murmelte er nervös, als er zu dem Bauwerk aufblickte, das vor ihm aufragte. »Wenn nicht jetzt, wann dann?«

Von all den Wundern, die Karim während seiner Reise am Flussufer erblickt hatte, war der Tempel des Amun am faszinierendsten gewesen. Eine Reihe von widerköpfigen Löwenstatuen führte zu einer Toranlage mit zwei massiven Türmen, die von Fahnenmasten mit roten und grünen Bannern flankiert wurde. Jeder Fingerbreit der hohen Tempelmauern war mit Bildern und Gravuren bedeckt, die Symbole, farbenprächtige geometrische Muster sowie überlebensgroße Figuren von Göttern und Menschen zeigten. Am Eingang wimmelte es von Soldaten, Bauern und Händlern, die mit Waren beladene Esel mit sich führten, sowie von ernsten Männern mit kahlen Schädeln, die ganz in Weiß gekleidet waren. Karim bemerkte ein paar größere Boote, die in der Nähe am Fluss vertäut waren. Eine Gruppe von Arbeitern, die nichts als einen Lenden-

schurz trugen, war damit beschäftigt, große Kisten auszuladen und sie zu den Tempeltoren zu tragen.

Heute werden vermutlich Waren geliefert, folgerte Karim. Es würde nicht einfach werden, sich Zugang zu den Aufzeichnungen im Inneren des Tempels zu verschaffen, doch an einem Tag wie diesem, an dem hier so viele Fremde ein und aus gingen, würde es ihm vermutlich leichter fallen. Wenn er unbemerkt hineinschlüpfen konnte, musste er nur noch herausfinden, wo die Aufzeichnungen aufbewahrt wurden. Vielleicht konnte er jemanden bestechen, ihm zu helfen. Eines der kostbaren Gegenstände aus seinem Bündel würde demjenigen schon die Zunge lösen.

*Falls ich sie nicht dem Falschen anbiete und festgenommen werde.*

Karim schluckte. Der Gedanke, eine Hand – oder seinen Kopf – zu verlieren, ließ ihn innehalten.

*Was mache ich hier eigentlich?*

Natürlich, er hatte seine Reise angetreten, weil er dem alten Priester versprochen hatte, etwas über Setnacht und seine Verbindung zum Orakel des Lamms herauszufinden, doch die Dinge hatten sich geändert. Das Monster war tot, aufgespießt vom Skelett eines Baumes. Es würde ihn nicht mehr verfolgen und konnte niemandem mehr schaden. War damit nicht ein Schlusspunkt unter die ganze Geschichte gesetzt? Was auch immer das Orakel weisagte – es hatte nichts mehr mit ihm zu tun. Warum sollte er sich dann immer noch mit dieser gruseligen Sache befassen? Wozu sollte das gut sein?

*Ich könnte meine Schätze auf dem Markt in Thonis gegen die besten Waffen in diesem Land eintauschen und zu den Anen zurückkehren, dachte er. Gegen einen khetarischen Bogen und ein Sichelschwert würden Hager und Babu keine Chance haben. Sie hätten gar keine Zeit, um zu reagieren. Ich würde sie niedermetzeln und mich wieder um meine Familie kümmern.*

Karim schüttelte den Kopf. Nein. Nur weil er Setnacht getötet

hatte, hieß das nicht automatisch, dass das Orakel unrecht hatte. Der alte Priester hatte ihn gewarnt, dass die drohende Katastrophe nicht nur die Khetarer betreffen würde. Wenn Paserhor recht hatte, dann war auch Karims Familie nicht davor gefeit. Und ein paar khetarische Waffen würden nicht ausreichen, um sie davor zu beschützen.

Trotz seiner Bemühungen zogen ihn seine Gedanken unaufhaltsam zum weit entfernten Tal zurück. Zu dem Grab, das nun die letzte Ruhestätte eines Jungen war, der etwas Besseres verdient hatte. *Er* hatte diese Tür geöffnet. *Er* war es, der alles in Gang gesetzt hatte – so schien es zumindest. Jetzt lag es in seiner Verantwortung, dafür zu sorgen, dass durch seine Handlungen niemand zu Schaden kam. Ob es ihm nun gefiel oder nicht, er musste seinen Schwur erfüllen und versuchen, eine Antwort zu finden.

Erneut hatte er Djets Stimme im Ohr.

*Wenn es irgendjemand schaffen kann, dann du.*

Karim seufzte. Warum musste dieser Junge sterben, der so an ihn geglaubt hatte?

»Verflucht seist du, Djed«, flüsterte er und setzte seinen Weg zum Tempel fort. »Wenn ich heute sterbe, ist alles deine Schuld.«



So groß der Tempel vom Flussufer bereits ausgesehen hatte, so war dies nichts im Vergleich zu dem Gefühl, das ihn ergriff, als er vor seiner majestätischen Fassade stand. Für einen Moment vergaß er alles um sich herum und starrte nur ehrfürchtig nach oben.

»He beweg dich, Mann!«, meckerte jemand hinter ihm. »Siehst du nicht, dass du im Weg stehst?«

Karim zuckte erschrocken zusammen, ehe er einen langgesichtigen Mann erblickte, der einen ebenso langgesichtigen, mit schweren Waren beladenen Esel hinter sich herzog.

»Entschuldigung«, sagte er und trat einen Schritt zur Seite, um den Mann passieren zu lassen.

Der Mann zog den Esel an ihm vorbei und grummelte etwas vor sich hin. Karim folgte ihm zu den Tempeltoren, wo zu beiden Seiten identische Statuen auf riesigen Thronstühlen saßen. Beide hatten lange Bärte sowie blaue Haut und trugen große goldene Kronen, von denen jeweils zwei Federn aufragten.

*Das muss Amun sein.* Karim erinnerte sich daran, was Paserhor ihm über den Schutzpatron von Thonis erzählt hatte: dass er der Gott der Mysterien, all des Verborgenen und Unsichtbaren, war.

Während er so tat, als würde er zufällig dem Mann und seinem Esel folgen, erreichte Karim die offenen Tore, vor denen mehrere haarlose Beamte in weißen Tuniken standen und alle Waren inspizierten, die sie erblickten.

»Was ist das?«, fragte einer von ihnen den Mann mit dem langen Gesicht.

»Natron für die Einbalsamierer«, antwortete er.

Der Beamte winkte ihn herein. Karim hielt sich direkt hinter dem Esel und legte wie selbstverständlich eine Hand auf einen der Säcke, die er trug, als gehörten sie zusammen. Der Beamte warf ihm einen flüchtigen Blick zu und ließ auch ihn passieren. Sobald er in Sicherheit war, schlich sich Karim davon und ließ den ahnungslosen Natronverkäufer und seinen Esel mitsamt ihren Waren zurück.

In einem großen Innenhof hielt Karim im Schatten einer der bemalten Säulen inne, um die Umgebung näher in Augenschein zu nehmen. Direkt vor ihm befand sich der Eingang zu einer großen überdachten Halle, und zu beiden Seiten des Hofes zweigten Gänge ab, die tiefer in das Innere des Tempels hineinführten.

*Ich brauche unbedingt einen Führer,* dachte er. *Vollkommen unmöglich, mich hier allein zurechtzufinden.* Er ließ seinen Blick über die Menge schweifen und suchte nach einer geeigneten Person. *Ich brauche jemanden, der wie ein Priester gekleidet ist und sich hier*

*auskennt. Jemand, der jung und ehrgeizig genug ist, um sich bestechen zu lassen ...*

Sein Blick blieb an einem Mädchen von vielleicht dreizehn Jahren hängen. Auch sie war kahlköpfig und trug ein schlichtes weißes Kleid. Das Mädchen warf ihm einen neugierigen Blick zu.

*Zu jung*, sagte sich Karim und suchte weiter.

Schließlich erblickte er einen Mann mit Mondgesicht, der an einer Säule lehnte und mit gelangweilter Miene an seinen Nägeln feilte. Trotz seiner jungen Jahre hatte er raue, schwielige Hände, die harte Arbeit gewohnt zu sein schienen.

*Vielleicht ein Arbeiter oder ein Priester von niedrigem Rang. Perfekt.*

Karim trat näher an ihn heran. »Entschuldigung«, sagte er mit leiser Stimme. »Du könntest mir nicht zufällig sagen, wo ich das Haus des Lebens finde?«

Der junge Mann blickte zu ihm auf und kniff misstrauisch die Augen zusammen. »Wer will das wissen?«

»Jemand, der einen langen Weg auf sich genommen hat hierherzukommen«, antwortete Karim, der sein Bündel von der Schulter gleiten ließ. Er nahm eine goldene, mit Obsidian besetzte Schnalle heraus und zeigte sie dem Mann. »Und jemand, der erfreut sein wird, dir deine Auskunft angemessen zu entgelten«, fügte Karim hinzu. »Nimm dies als Dank und du wirst in deinem Leben nie wieder hart arbeiten müssen.«

Karim legte dem jungen Mann die Schnalle in die Hand, der sie aufmerksam studierte.

»Dann sagst du mir jetzt, wo sich die Aufzeichnungen des Tempels befinden?«, fragte Karim eilig. Er war erleichtert, dass der Mann geneigt zu sein schien, sich auf den Handel einzulassen, doch es musste schnell gehen. Wenn der langgesichtige Händler und sein Esel die Tempelanlage wieder verließen, würden die Torwächter sicher bemerken, dass ihr Geschäftspartner fehlte.

Der junge Mann schaute verschmitzt zu ihm auf.

»Nein«, antwortete er. »Aber ich werde die Torwächter informieren, dass sich ein Eindringling, der vermutlich nichts Gutes im Schilde führt, innerhalb dieser Mauern aufhält. Ich bin sicher, dass ich für meinen Mut belohnt werde.« Er kicherte. »Aber danke für die Schnalle.«

Karim spürte, wie das Blut aus seinem Gesicht wich.

*Verdammt.*

Der Mann wandte sich in Richtung Tor, offenkundig bereit, Karims Plan zunichtezumachen, ohne dass dieser etwas dagegen tun konnte.

*Wer sich in die Höhle des Löwen wagt ...*

Er wollte schon seine Beine in die Hand nehmen, als ...

»Nehschi, du hast ihn gefunden!«, rief eine kindliche Stimme.

Karim drehte sich um und erblickte das kahlköpfige Mädchen von vorhin, das den jungen Mann strahlend anlächelte.

»Du kennst diesen Mann, Nefermaat?«, fragte Nehschi.

»Ich habe auf ihn gewartet«, antwortete das Mädchen. »Er ist aus einem fernen Königreich gekommen, um sich unsere Papyrusammlung anzusehen, nicht wahr?« Sie drehte sich zu Karim um und warf ihm einen vielsagenden Blick zu.

Karim hatte keine Ahnung, warum das Mädchen sich an ihn wandte, hielt es aber für das Beste mitzuspielen.

»So ist es«, bestätigte er in einem formellen Ton. »Entschuldige bitte, Sena. Ich habe dich nach meiner Ankunft nicht gleich erblickt, also habe ich diesem jungen Mann ein Geschenk als Dank für seine Hilfe angeboten.«

Der junge Mann blinzelte, offenbar verwirrt von Karims verändertem Verhalten.

»Aber du ... du hast gesagt ...«, stotterte er unsicher.

»Du kannst es natürlich behalten«, fügte Karim hinzu, schloss die Hand des Mannes um die goldene Schnalle und tätschelte sie.

»Meister Mentuhotep weiß von seinem Besuch«, sagte das Mädchen. »Ich bin sicher, dass es seinem Gast an nichts fehlen soll, meinst du nicht?«

»Aber das Reinigungsritual ...«

»In seinem Königreich werden unsere Bräuche nicht befolgt«, unterbrach ihn Neff. »Also hat ihm der Meister erlaubt, die Reinigung zu umgehen.«

Nehschi schaute zwischen Karim und dem Mädchen hin und her, bevor er seine Schultern entspannte und die Schnalle in der Tasche seiner Tunika verschwinden ließ.

»Entschuldige meine Unwissenheit«, sagte er zu Karim und verbeugte sich steif. »Ich hoffe, du genießt deine Zeit im Haus des Amun.«

Karim führte seinen Fingerknöchel an seine Nase. »Da habe ich nicht den geringsten Zweifel.«

Als der junge Mann sich entfernt hatte, neigte das Mädchen ihren kahlen Kopf zur Seite und sagte zu Karim: »Komm mit mir.«

Karim folgte ihr einen Gang hinunter, der nach links abzweigte, und fühlte sich genauso verwirrt, wie es Nehschi gewesen war. Hatte dieses unternehmungslustige Mädchen einen Blick auf seine Habe geworfen und nun die Möglichkeit ergriffen, sich selbst etwas Wertvolles zu verschaffen? Er erblickte eine Gruppe von Schreibern, die schwatzend an ihnen vorbeieilten und dem Mädchen Bemerkungen zuwarfen, als sie schon fast außer Hörweite waren.

»He, Kleine, wie wär's? Wenn du Schmuck willst, dann sag Bescheid. Ich hab Ringe, Armreife ...«

»Warum willst du die Aufzeichnungen sehen?«, fragte sie ihn im Gehen mit leiser Stimme, während sie ihren Blick weiterhin nach vorne richtete.

Karim zögerte.

»Sag mir die Wahrheit, sonst schreie ich«, fügte das Mädchen

hinzu. »Dann finden sie raus, dass du nicht hier sein darfst, und verweisen dich des Tempels.«

*Dann kann ich froh sein, wenn sie mich nicht umbringen*, dachte Karim, behielt das aber für sich. Dennoch war er beeindruckt – das Mädchen sah kaum älter als seine kleinen Schwestern aus, schien aber ziemlich gerissen zu sein.

»Ich will etwas über einen alten khetarischen König namens Setnacht herausfinden. Sein Name steht auf einem uralten Gegenstand, den ich im Roten Land gefunden habe, doch ein alter Priester sagte mir, dass ein Pharao mit diesem Namen vollkommen unbekannt sei. Meine einzige Chance, etwas über ihn herauszufinden, meinte er, wäre die Papyrussammlung in diesem Tempel, dem Haus des Lebens. Aus diesem Grund bin ich hier. Das ist alles. Ich will niemandem etwas Böses, aber zum Dank für deine Unterstützung würde ich dir gern etwas schenken.«

»Ich will keine Geschenke.«

Karim war ratlos. Er blieb stehen. »Wenn du keine Edelsteine willst, warum hast du mir dann geholfen?«

Das Mädchen ließ ihren Blick in alle Richtungen schweifen, um sicherzugehen, dass sie allein waren. Dann sah sie ihm in die Augen. Sie sah trotzig aus, doch er erkannte auch die Furcht in ihrem Blick.

»Auch mir hat jemand an meinem ersten Tag hier geholfen«, sagte sie. »Außerdem weiß ich, wer du bist. Und ich will deine Hilfe.«

»Woher ...?« Er betrachtete eingehend ihr Gesicht, doch er war sich ganz sicher, dass er sie nie zuvor gesehen hatte. *Wie kann sie wissen, wer ich bin?*

Er konnte sich nicht von ihrem Blick losreißen. Ihre Augen waren wie ein dunkler Brunnen, der sie in seine unergründliche Tiefe zog wie die Kraft, die ihn zu verborgenen Orten führte. Er spürte einen seltsamen Schwindel.

*Wer ist diese Nefermaat?*

Eine Erinnerung zuckte durch seinen Kopf. Das Bild eines Kindes in einem vergessenen Tempel, das von einer katzenköpfigen Göttin mit einer Feder gekrönt wurde.

»Das Orakel ...«, murmelte Karim.

Nefermaat blinzelte, und der Zauber war gebrochen.

Karim taumelte ein paar Schritte zurück und schüttelte den Kopf, um das seltsame Gefühl zu verscheuchen.

Das Mädchen legte den Kopf auf die Seite und sah nun selbst ziemlich katzenhaft aus. »Welches Orakel?«

Es dauerte ein paar Sekunden, ehe Karim aus seinem Tagtraum erwachte. War es möglich, dass das Schicksal sie zusammengeführt hatte – wie Paseshor es erhofft hatte? Zu welchem Zweck? Wenn er das herausfinden wollte, musste er ihr die Wahrheit sagen – zum einen, um sie davon zu überzeugen, ihm zu helfen; zum anderen, weil er das Gefühl hatte, dazu verpflichtet zu sein.

*Ich kann nicht glauben, dass ich schon wieder auf jemanden aus Khetara angewiesen bin*, dachte er frustriert.

»Das Orakel des Lamms«, antwortete er schließlich.

Das Mädchen erbleichte. »Des Lamms?«

Karim nickte. »Ich habe das Bild in einem Tempel des Chnum gesehen, weit im Süden von hier. Der Priester, den ich erwähnt habe, hat darüber gewacht. Er hat mir ein bisschen davon erzählt ... dass sich Wasser in Blut verwandeln und eine Krone zerbrechen würde.«

Vom Geheimnis, das aus der Erde aufstieg, sagte er nichts. »Das Seltsame war, dass der Mann auf dem Bild aussieht wie ich und das Mädchen wie du. Aber ich frage mich, wie das möglich ist. Denn das Bild ist dem Priester zufolge über tausend Jahre alt.«

Mit jedem Wort, das Karim sprach, wurde die Angst des Mädchens größer. »Dieser Priester ... ist der zufällig vor ein paar Jahren hier gewesen, um dem König von diesem Orakel zu erzählen?«

Karim blinzelte. »Ja, das war er. Aber dein König hat ihn nach Hause geschickt und ihm verboten, jemals wiederzukommen. Und jetzt ... ist der Priester gestorben.« Über die näheren Umstände von Paseshors Tod sagte er nichts.

Nefermaat schüttelte den Kopf. »Das verstehe ich nicht«, murmelte sie vor sich hin. »Warum ich?«

Ein Priester mit einem Tablett, das voll beladen mit Gefäßen und Leinentüchern war, ging an ihnen vorbei und schaute sie neugierig an. Die beiden verstummten, weil sie nicht belauscht werden wollten.

Nachdem der Priester verschwunden war, beugte Karim sich vor. Ich erkenne dich von dem Bild wieder, das du nie gesehen hast. Und trotzdem scheinst du etwas über diese Dinge zu wissen. Wie kommt das?«

Das Mädchen trat verlegen von einem Bein auf das andere. »Ich habe nicht ganz die Wahrheit gesagt«, gab sie zu. »Ich weiß nichts von dir, weder deinen Namen noch deine Herkunft. Ich habe dich in einer Vision gesehen.«

»In einer Vision?«

Das Mädchen erzählte ihm von ihrem wiederkehrenden Traum. Die Übereinstimmungen mit dem Orakel des Lamms waren zu groß, als dass Karim sie hätte ignorieren können. Dann erzählte sie ihm, wie sie zum Tempel gebracht worden war, um sich zur Priesterin ausbilden zu lassen.

»In der Vision, die ich hier im Tempel hatte, habe ich vier Leute gesehen, die alle irgendwie mit dem Lamm verbunden waren. Ich war eine von ihnen, und du warst auch da, so wie du es auf dem Bild gesehen hast. Die anderen und ich waren allein, doch aus irgendeinem Grund ...«, sie runzelte die Stirn, »hastest du zwei Schatten.«

Jetzt war es an Karim, sich zu fürchten.

»Weißt du, was das zu bedeuten hat?«, fragte Nefermaat.

Karim wandte den Blick ab. »Ich habe keine Ahnung«, log er.

Die junge Priesterin schien vertrauenswürdig zu sein, doch er war noch nicht bereit, ihr von dem Monster zu erzählen. Wenn er das tat, dann musste er ihr auch von den Schakalen, der Grabräuberei und vielleicht sogar von Djets und Paseshors Tod erzählen. Würde sie ihm immer noch helfen wollen, wenn sie wüsste, dass er für vieles, was geschehen war, die Verantwortung trug?

*Das behalte ich lieber erst mal für mich.*

»Aus reiner Neugier ...«, fuhr Karim fort, »war eine der beiden Personen in deiner Vision vielleicht die Prinzessin?«

Neff schien noch verblüffter als vorhin zu sein. »Die eine trug eine Krone. Deshalb nahm ich an, dass sie eine von den königlichen Drillingen sein musste. Ich wusste nicht, dass es Sitamun war.« Sie hielt inne. »Die letzte trug ein Zepter.«

»Was für ein Zepter?«, fragte Karim. Er versuchte, sich zu erinnern, wie Paseshor die Waffe genannt hatte, die er auf dem Bild gesehen hatte, besser gesagt das, was er fälschlicherweise für eine Waffe gehalten hatte. »War es ein Sechem-Zepter oder so ähnlich?«

Neff nickte eifrig. »Ja! Ein Sechem-Zepter, genau!«

Karim dachte an das Mädchen Rait-tai. »Ich glaube, ich habe sie vielleicht getroffen, obwohl die Wahrscheinlichkeit für eine solche Begegnung verschwindend gering ist.«

»Wo war das?«

»Südlich von hier in Sakesch, auf einem Gehöft am Fluss«, antwortete Karim.

»Nimm dich in Acht, Sakesch, Großes Haus des Ra ...«, murmelte das Mädchen vor sich hin. »Wie sah sie aus?«

»Sie war eine große stämmige junge Frau. Sie bot mir Fisch und ein paar andere Dinge an, und ich habe ihr dafür zwei Stücke aus meiner Sammlung gegeben: einen goldenen Ring und ein kleines Löwenamulett.«

»Ein Löwe ... wie Sachmet«, sagte Neff nachdenklich.

»Ja, genau.«

»Vielleicht war diese Begegnung kein Zufall.«

Erneut musste Karim an die Strömung des Flusses denken, die ihn unaufhaltsam an ein bestimmtes Ziel gebracht hatte.

»Nun, Sena«, sagte er, »ich habe deine Fragen beantwortet. Jetzt ist es an der Zeit. Ich muss so viel wie möglich über Setnacht herausfinden. Für den alten Priester schien er der Schlüssel zu allem zu sein.«

Das Mädchen nickte. »Gut. Aber wir müssen uns beeilen. Die meisten Priester nehmen gerade ihr Mittagmahl ein, sodass sie nur für etwa eine Stunde fort sein werden.« Sie setzte sich in Bewegung und hielt erneut inne. »Das Problem ist nur, dass ich nicht gut genug im Lesen der Heiligen Schrift bin, um so schnell zu finden, was du suchst. Ich würde den ganzen Tag lang brauchen.«

Karim strich sich über seine schwarzen Bartstoppeln. Die Zeit verging wie im Flug. »Gibt es niemand, der uns helfen kann? Jemand, der es mit den Regeln nicht so genau nimmt?«

Zum ersten Mal lächelte das Mädchen. »Es gibt da eine Person, die einen Versuch wert wäre.«



Nefermaat führte Karim zu einem großen luftigen Raum, in den das Sonnenlicht durch die breiten Fenster an der hinteren Wand fiel. Als sie eintraten, stiegen Karim so intensive Gerüche nach duftenden Gewürzen und Salz in die Nase, dass ihm unwillkürlich die Augen tränten. Ein langer Tisch zog sich an der Wand entlang, auf dem fein säuberlich verschiedene Gegenstände aufgereiht waren – Gefäße von verschiedener Größe, von Palmblättern umwickelte Grasbürsten, scharfe Obsidiansplitter und zwei dünne Metallstiele, von denen einer eine scharfe Spitze hatte, während der andere wie ein sehr langer Löffel aussah. In einer Ecke sah Karim zu seiner

Überraschung die gleichen Säcke, die der langgesichtige Händler mit seinem Esel geliefert hatte.

*Natron für die Einbalsamierer.*

Ihn schauderte, als er begriff, dass die Gegenstände für das khetarische Einbalsamierungsritual bestimmt waren. Ein seltsamer Brauch, der vor allem im Gegensatz zur Tradition seines eigenen Volkes stand, nämlich die Menschen noch am Tag ihres Todes zu bestatten und ihr Grab mit einem Bett aus Steinen zu markieren. Doch so seltsam ihm dieser Brauch erschien, so vertraut war er ihm auch. Er hatte das Ergebnis schon oft in den Gräbern betrachtet, die er ausraubte. Doch tausend Jahre alte Mumien in dunklen Wüstenhöhlen zu entdecken, war das eine – eine Einbalsamierung persönlich mitzerleben, etwas ganz anderes.

Ein schmaler, ziemlich junger Mann stand mit dem Rücken zu ihnen in der Mitte des Raumes. Er trug nichts als einen langen, an der Taille gegürteten Schendit. Karim konnte seine Wirbelsäule erkennen, die sich unter dem Stoff abzeichnete, als er sich über den steifen, ausgetrockneten Leichnam vor ihm beugte. Es war der Leichnam einer älteren Frau, der auf zwei Sockeln ruhte. Ihre Arme waren sittsam über der Brust verschränkt, und ihre langen, sorgsam geflochtenen grauen Haare lagen über ihrer Schulter wie ein Katzenschwanz. Ihre Haut hatte einen erdfarbenen Ton angenommen und war von einer duftenden Harzschicht überzogen. Der Mann umwickelte die Frau behutsam mit beschrifteten Binden, die er mit großer Präzision über ihren Körper legte und unter diesem hindurchführte. Er war so sehr in seine Arbeit vertieft, dass er sie nicht kommen hörte.

»Kenna?«, sprach ihn Nefermaat mit sanfter Stimme an.

Der junge Mann hielt inne und drehte sich zu ihnen um. Er hatte ein ernstes Gesicht, dessen Proportionen nicht recht zueinander passen wollten – die Nase zu groß, die Wangenknochen zu spitz, der Hals zu lang. Karim fühlte sich an einen Geier erinnert, der sich in der Wüste über sein Aas beugt.

»Neff«, sagte Kenna. Die Haut um seine Augen kräuselte sich vor Freude. Dann huschte sein Blick zu Karim und wurde neugierig. »Wer ist das?«

»Entschuldige die Störung«, entgegnete das Mädchen, »aber ich habe gehofft, dass du meinem Freund helfen kannst. Er braucht Informationen über einen alten König, der anscheinend aus den offiziellen Aufzeichnungen entfernt wurde. Ein Pharao namens Setnacht. Er vermutet, dass sich im Haus des Lebens etwas über ihn finden lässt.«

Behutsam legte Kenna seine Rolle mit Tüchern auf dem Bauch der toten Frau ab. »Dein Freund ...«, sagte er mit offenkundigem Unbehagen.

»Sei gegrüßt«, sagte Karim und nickte ihm zu. »Ich habe einen weiten Weg zurückgelegt, um hierherzukommen, und ich würde deine Hilfe sehr zu schätzen wissen.«

»Einen langen Weg, in der Tat«, erwiderte Kenna und musterte ihn. »Du bist auf dem Fluss gekommen. Dein Hund ist bestimmt froh, nach so einer langen Reise wieder an Land zu sein.«

Karim war wie vom Donner gerührt. Wusste denn jeder in diesem Tempel, wer er war? Doch selbst Nefermaat schien überrascht zu sein.

»Es muss dir sehr wichtig sein, hier Antworten auf deine Fragen zu finden«, fuhr Kenna fort. »Die Leute aus dem Roten Land steigen im Allgemeinen nur sehr ungern in ein Boot.«

»Wo... woher weißt du das alles?«, fragte Karim, nachdem er seine Stimme wiedergefunden hatte. »Du bist ein Priester – ist das nicht Magie?«

Kennas schiefes Lächeln verzerrte sein Gesicht. »Aber nein. Man braucht kein Heqat, wenn einfache Beobachtung ausreicht. Trotz deines khetarischen Gewands deutet alles darauf hin, dass du aus dem Roten Land kommst. Dein Akzent, dein Auftreten – sogar die Haare in deinem Gesicht. Und deine Tunika erzählt mir den Rest.

Sie ist nicht nur vom Geruch des Flusses durchtränkt, sondern auch mit diesen hier bedeckt.« Er trat einen Schritt auf Karim zu, zupfte etwas von seiner Tunika und hielt es ihm vor die Augen. Es war das Haar des schwarzen Hundes. »Das Tier muss dir sehr zugetan sein, wenn es so viele Haare zurücklässt.«

In diesem Moment begriff Karim, dass es ein Fehler wäre, diesen Mann anzulügen. Kenna würde ihn sofort durchschauen.

»Alles, was du sagst, ist wahr, Sen. Ich weiß, wie dein Volk über meines denkt. Also wäre es nur natürlich, wenn du mir deine Hilfe verweigerst. Doch auch ich habe Augen, um zu sehen, und ich glaube, dass du eine Zuneigung für dieses Mädchen verspürst – Nefermaat.« Ihm war nicht entgangen, wie sehr sich Kennas Gesicht bei ihrem Anblick aufgehellt hatte. »Ich habe das Mädchen gerade erst kennengelernt, doch sie hat sich entschieden, mir zu vertrauen und zu helfen. Vielleicht könntest du ihr zuliebe das Gleiche tun.«

Kenna schien nicht überzeugt zu sein. »Worum geht es hier eigentlich, Neff?«, fragte er das Mädchen.

»Ich weiß es noch nicht«, antwortete sie. »Nicht genau. Aber ich weiß, dass es wichtig ist. Und ich verspreche, dass ich dir alles erzählen werde, sobald ich es herausgefunden habe.«

»Die Herkunft des Königs ist ein uraltes Rätsel, Sen«, fügte Karim hinzu. »Und du bist vielleicht der Einzige, der mir helfen kann, es zu lösen.«

Zu Karims Freude hatte der Köder die erwünschte Wirkung auf den neugierigen Einbalsamierer. Kenna warf einen Blick auf die fast fertige Mumie hinter ihm. »Ich vermute mal, dass sie noch da ist, wenn ich zurückkomme«, sagte er wie zu sich selbst. Dann wandte er sich wieder an Karim.

»Gut, ich werde dir helfen. Aber ich werde dich genau im Auge behalten, mein Freund. Bring mich nicht dazu, meine Freundlichkeit zu bereuen.« Und zu Neff sagte er: »Ich hoffe, du weißt, was du tust.«

Neff nickte in Richtung Tür. »Wir müssen uns beeilen.«

Karim unterdrückte ein Grinsen. »In Ordnung.« Karim sah, wie sich der Einbalsamierer auf dieses kleine Abenteuer freute. »Lass uns deinen verschwundenen Pharao suchen.«



Das Haus des Lebens war so schummrig, wie der Einbalsamierungsraum hell war. Als er die unterste Stufe erreichte, die zum Haus des Lebens hinabführte, brauchte Karim ein paar Sekunden, ehe sich seine Augen an das Zwielflicht gewöhnt hatten. Der riesige, fensterlose Raum, der nur von Öllampen spärlich erhellt wurde, enthielt einen langen Lesetisch sowie Hunderte runder Löcher in den Wänden, in denen Papyrusrollen steckten. Karim kam dieser Raum seltsam vertraut vor, doch er brauchte einen Moment, um die Ursache dafür zu ergründen.

*Hier fühlt es sich an wie in einem Grab*, dachte er. Doch war dies kein Grab für Leichname, sondern für Erinnerungen. Worte. Ein Ort, der die Weisheit und Geschichten vergangener Tage bewahrte und sie durch ein ewiges Leben ehrte.

Im Nu durchquerte Neff den Großteil des Raumes und blieb vor einer Wand stehen. »Hier befinden sich die Listen mit all unseren Königen«, sagte sie. »Doch ohne die genauen Daten, wann Setnacht regiert hat, würde es zu lange dauern, sie alle durchzusehen. Tausende von Jahren khetarischer Geschichte sind hier niedergeschrieben.«

Kenna verschränkte die Arme und schien gründlich nachzudenken. »Hier kommen wir nicht weiter. Wäre er ein König, der auf der Hauptliste steht, dann würden wir ihn bereits kennen. Ich glaube, ich weiß, wo wir suchen müssen.«

Er wies ihnen mit einer Öllampe den Weg und führte sie bis ans hintere Ende des Raumes. Schließlich standen sie vor einer Wand,

in der keine Löcher waren, die aber stattdessen mit Szenen bemalt war, die Götter, Schlachten und Rituale zeigten – ähnlich denen, die Karim an der Außenseite des Tempels betrachtet hatte.

»Mein Vater hat mir mal erzählt«, begann Kenna, »dass die Schreiber die unerwünschten Dokumente, die sie eigentlich vernichten sollten, an geheimen Orten aufbewahren, statt sie zu verbrennen.« Er ließ die Öllampe an der Wand entlangwandern und strich mit der Handfläche behutsam über die Darstellungen.

»So ist das mit den Schreibern«, fuhr er fort. »Sie haben eine natürliche Abneigung dagegen, Papyrusrollen zu zerstören – ganz gleich, was auf diesen stehen mag.«

Karim blinzelte. »Ich verstehe nicht ganz ... das hier ist doch nur eine Wand.«

»So könnte man glauben«, erwiderte Kenna, dessen Hand immer noch über die Wand strich. »Als ich in die Priesterschaft eintrat und viel Zeit hier verbrachte, hat mich diese Wand gleich sehr interessiert. Warum sollte man hier ein kompliziertes Gemälde anfertigen? Es ist doch so dunkel, dass man sowieso nichts erkennen kann. Eines Tages, als mich niemand beobachtete, habe ich ein bisschen nachgeforscht und hinter einem der Bilder ein verborgenes Loch entdeckt. Darin steckte eine winzige Papyrusrolle, die Zeugnis von einer verbotenen Beziehung zwischen zwei Palastbeamten ablegte, wenn ich mich richtig erinnere. Sollte es also noch mehr verborgene Schriftstücke geben ...« Seine Hand hielt dort inne, wo mehrere Lotusblüten zu sehen waren. Er entfernte ein winziges Stück von der Wand und legte einen kleinen Hohlraum frei. Kenna blickte hinein und kicherte leise. »... dann vielleicht hier.«

*Keine Wand, sondern eine Tür*, dachte Karim, den das seltsame Gefühl beschlich, dass sich ihm die Muster und Geheimnisse der Welt offenbarten.

Der Einbalsamierer schob seine Finger in den Hohlraum und zog ein Stück Papyrus heraus, das vom Alter brüchig geworden war.

Neff eilte zu Kenna an den Lesetisch. »Siehst du?«, sagte sie zu Karim. »Ich hab doch gesagt, dass er uns helfen kann.«

Obwohl der Inhalt des Papyrus interessant war – Kenna zufolge ging es um verbotene Flüche und andere böse Magie –, hatte er nichts mit Setnacht zu tun.

»Lasst uns weitersuchen«, sagte Kenna. »Wenn es wirklich solche Unterlagen gibt, dann ist es ziemlich wahrscheinlich, dass sie hier sind.« Sie steckten den Papyrus in den Hohlraum zurück und setzten ihre Suche nach weiteren geheimen Öffnungen in der Wand fort.

Im Laufe der nächsten halben Stunde entdeckten sie drei weitere verborgene Schriftstücke, doch keines von ihnen brachte sie bei ihrer Suche weiter.

Karim trat von der Mauer zurück und seufzte. »Hier ist nichts mehr, glaube ich.«

Kenna zog nachdenklich die Augenbrauen zusammen. »Vielleicht hast du recht. Wer auch immer diesen König aus den Unterlagen entfernt hat, muss ziemlich gute Arbeit geleistet haben. Tut mir leid, aber wenn wir nicht sehr bald erfolgreich sind, müssen wir die Suche aufgeben. Die Schreiber werden bald an ihre Plätze zurückkehren.«

Karim rieb sich sein Gesicht mit beiden Händen, während Frustration in ihm aufstieg. War der ganze weite Weg umsonst gewesen? Was sollte er jetzt tun? Mit seiner Unheil verkündenden Botschaft zum Pharaon gehen? Schon Pasenhor hatte damit keinen Erfolg gehabt, und ein dahergelaufener Dieb aus dem Roten Land würde erst recht keinen ...

Er konnte den Gedanken nicht zu Ende führen.

Denn plötzlich erblickte er an der linken Seite der Wand ein Detail, das ihm bisher verborgen geblieben war. Er nahm dem jungen Einbalsamierer die Öllampe aus der Hand und hielt sie vor die seltsame Figur, die in Schwarz, Blau und Gold gemalt war: ein Gott mit

einem eigentümlichen Hundekopf, großen Ohren und einer nach unten gerichteten Schnauze.

Er spürte einen vertrauten Sog in seiner Brust, der ihn zu dem Bild zog.

*Das ist es, dachte er. Ich kenne es.*

Aus dem Augenwinkel spähte er zu den beiden anderen hinüber. Sie standen auf der gegenüberliegenden Seite des Raumes und untersuchten die Wand nach verborgenen Hohlräumen. Er drehte ihnen den Rücken zu, damit sie nicht sehen konnten, was er tat.

Er beugte sich vor, zeichnete mit seinen Fingerspitzen die Umrisse des Hundekopfs nach und entdeckte eine winzige Ritze. Mit schnellen Bewegungen versuchte er, die Ritze so weit zu vergrößern, dass er einen Fingernagel hineinstecken konnte.

Schließlich gelang es ihm, die ganze Platte von der Wand zu entfernen und eine kleine Öffnung dahinter freizulegen. Mit zitternden Fingern griff er hinein und ertastete zwei uralte Papyrusrollen, die so fein wie Zwiebelschalen waren.

Er rollte die erste auseinander und sah, dass sie mit khetarischer Schrift bedeckt war. Es war jedoch nicht dieselbe Bildsprache, die Karim in zahlreichen Gräbern und an Tempelmauern kennengelernt hatte. Das Dokument war vielmehr in einer fließenden Schrift verfasst worden, deren Symbole wie abstrakte Versionen der Vögel, Hände und Becher aussahen, die ihm vertraut waren. Natürlich wusste er nicht, was sie bedeuteten, abgesehen von einigen Symbolen, die sich stets wiederholten: ein gefaltetes Tuch, ein Laib Brot, eine gezackte Linie, ein Geier.

Karim spürte ein Kribbeln im Nacken.

*Die Symbole für Setnacht.*

Seine Intuition hatte ihn auch diesmal nicht getrogen. Dennoch war das Dokument nutzlos für ihn, solange Kenna und Nefermaat es nicht übersetzten. Doch die andere Rolle ... als er einen Blick darauf warf, übernahm sein Schakal-Instinkt. Er wusste, dass sie

ihm dieses Dokument niemals überlassen würden, auch wenn er es in einer verborgenen Wandnische entdeckt hatte. Doch oh, er wollte es so sehr in seinen Besitz bringen.

»Hast du was gefunden?«

Neffs Stimme riss ihn aus seinen Gedanken, und er zuckte zusammen.

»Das habe ich, Sena«, antwortete Karim, der die zweite Schriftrolle heimlich in seiner Tunika verschwinden ließ. Dann drehte er sich um und zeigte dem Mädchen die erste Rolle. »Sieht aus wie ein Brief oder so. Ich habe ein gutes Gefühl. Kannst du das lesen?«

Die Priesterin trug das Dokument zu Kenna an den Lesetisch, rollte es auseinander und beschwerte jede Ecke mit einem kleinen glatten Stein.

»Was steht da?«, fragte Karim besorgt.

»Das ist in normaler Schrift geschrieben«, sagte Nefermaat aufgeregt. »Sogar ich kann das lesen!«

»Es ist ein Brief«, bestätigte Kenna mit leiser Faszination in der Stimme. »Von einem Einbalsamierer an einen anderen, was seltsam genug ist. Datiert vor mehr als tausend Jahren.« Er überflog rasch die Worte. »Du hattest recht, mein Freund ... es geht um deinen verschwundenen König!«

Ein Schauer rieselte durch Karim hindurch, als sein Verdacht bestätigt wurde. »Das sind großartige Neuigkeiten, Sen – bitte erzähl mir mehr.«

»Setnacht wird als dritter König der sechsten khetarischen Dynastie genannt«, erklärte Kenna. »Das war zu der Zeit, als die Hauptstadt der Pharaonen in Unterkhetara lag, nicht hier im Norden. Jetzt verstehe ich auch, warum diese Regentschaft aus den offiziellen Unterlagen entfernt wurde. Hör zu.«

Er räusperte sich und begann zu lesen.

»An Onuriseref, Mann des Anubis, meinen Bruder.

Heute haben wir den Ketzerkönig Setnacht bestattet und die

Plage seiner Herrschaft für immer hinter uns gelassen. Was wir alle die letzten siebzehn Jahre ertragen haben, ist unvorstellbar. Selbst die größten Seher Khetaras hätten das Ausmaß seiner Ketzerei wohl nicht vorhersehen können – dass er unsere Götter, unsere Traditionen und unsere Kunst ablehnen und sogar unsere prachtvolle Hauptstadt verlassen würde, um sich eine eigene zu bauen. Und das alles im Namen des Meisters der Stürme, seinem einzig wahren Gott. Und obwohl ich Setnacht hier im Tempel gedient habe, wie du, habe ich seine Lehren doch nie akzeptiert.

Ich habe Gebete gesprochen, die meine Zunge verbrannt haben, Bruder. Doch in meiner Seele wusste ich, dass der König eines Tages sterben und der Albtraum enden würde. Ra sei Dank, ist dieser Tag gekommen. Wie genau sich sein Schicksal erfüllte, weiß ich nicht und will es auch nicht wissen. Der neue König hat keine Einzelheiten verraten, doch einige vermuten, dass er diese Welt nicht freiwillig verlassen hat. Für mich zählt nur, dass er tot ist. Und ich selbst habe mithilfe meines Assistenten Wesir die Bestattungsriten durchgeführt.

Unter uns gesagt, hatte ich Wesir stets im Verdacht, ein Anhänger von Setnachts Irrlehre zu sein, doch ohne einen Beweis hatte ich keine andere Wahl, als meine Gemächer weiterhin mit ihm zu teilen. Die Einbalsamierung haben wir gemeinsam durchgeführt und alle Vorschriften eingehalten, die einem König zukommen – mit einer Ausnahme. Es war ein Befehl des neuen Pharaos. Ich habe die Eingeweide von Setnacht entfernt und sie in die vier Gefäße gelegt, doch habe ich ihm auch das Herz entnommen.

Bist du erstaunt, Bruder? Es mag uns Männern des Anubis falsch erscheinen, doch ich war froh, es zu tun. Ich war froh, dieses schwarze Herz ins Feuer zu werfen und seinen Namen zu verfluchen. Ich habe mich selbst gefragt: *Ist es nicht genau das, was er verdient?* Den ganzen Weg nach Westen zu reisen, um vom Gericht abgewiesen zu werden? Damit sein elender Ka für immer und ewig auf der Erde umherwandern muss?

Herzlos im Leben, herzlos im Tod. Es ist richtig, Bruder, und es ist gut. Freue dich jetzt, denn unsere lange Leidenszeit ist vorüber.«

Nachdem Kenna aufgehört hatte zu lesen, folgte ein langer Moment der Stille.

Karim war kalt geworden. Er dachte an den Abend am Feuer zurück, als Pasenhor ihm die Inschrift auf der Rückseite des Lapislazuli-Amuletts vorlas, das er aus Setnachts Sarg herausgehoben hatte.

Dies ist das Herz eines Königs.

War es möglich, dass der Gehilfe des Einbalsamierers, den der Verfasser dieser Schrift verdächtigte, ein Jünger Setnachts gewesen zu sein, diese Botschaft in das Amulett geritzt hatte – in der Hoffnung, dem König das zu geben, was ihm auf seiner Reise ins Jenseits fehlte?

Das alles klang wie abstruser khetarischer Aberglaube. Andererseits hatte Karim, seit er in dieses Grab eingedrungen war, die unglaublichsten Dinge erlebt, und das Ganze ergab in all seiner Verrücktheit einen gewissen Sinn. Es erklärte, warum ihm die Kreatur durch das halbe Königreich gefolgt war. Vielleicht war Setnacht erwacht, als Karim das Amulett aus dem Grab entfernt hatte, und war ihm die ganze Zeit über gefolgt, um sein Herz zurückzuholen.

*Nicht, dass das jetzt noch wichtig wäre*, dachte Karim. *Das Monster ist tot.*

*Doch für den Fall, dass es noch lebte ...* Karim wusste, was dann zu tun war.

»Er schreibt, dass Setnacht den Meister der Stürme verehrt hat«, sagte er zu dem jungen Einbalsamierer. »Ist das ...« Karim wies mit dem Kopf auf den hundeköpfigen Gott.

»Ja, das ist Set – der Herr der Wüste, Gott des Chaos und des Krieges. Der Bruder und Mörder von Osiris. Osiris ist der Gottkönig von Khetara und der Gott der Unterwelt«, antwortete Kenna.

»Ich habe von einem nicht sehr bedeutenden Kult gelesen, der Seth verehrte, aber nichts Vergleichbares.«

Kenna verschränkte die Arme. »Der Brief legt nahe, dass das gesamte Königreich zeitweise dazu übergegangen war, Set zu verehren. Ich bin erstaunt, dass ein so wichtiges Ereignis der Geschichte vollständig ausgelöscht werden konnte, andererseits ...« Ein Ausdruck der Trauer huschte über sein Gesicht. »Andererseits ist Khetara auch deshalb so mächtig geworden, weil es seine Fehler und Dämonen im Schatten verbirgt.«

Karim musterte den Mann aufmerksam. Der schmale Einbalsamierer hatte trotz seiner seltsamen Erscheinung etwas Nobles und Elegantes an sich.

»Wir müssen gehen«, drängte Neff. »Die Schreiber werden jeden Moment zurück sein.«

Karim nickte. »Natürlich. Ich möchte nicht, dass einer von euch wegen mir in Schwierigkeiten gerät. Ich stehe tief in eurer Schuld.«

»Vielleicht kannst du etwas von dieser Schuld begleichen, indem du uns erzählst, was das alles zu bedeuten hat«, sagte Kenna. »Die Angst in deinen Augen verrät dich. Was hat ein Stammesangehöriger aus der Wüste mit einem tausend Jahre alten khetarischen König zu tun?«

Während Karim das Gefühl hatte, ihnen eine Antwort schuldig zu sein, eilte ein bleicher gebeugter Mann die Treppe hinunter und erblickte sie.

»Mein Prinz!«, rief er aus. »Ich wusste nicht, dass Ihr an diesem Nachmittag zu Besuch seid. Womit habe ich diese Ehre verdient?« Seine hervorstehenden Augen flitzten zwischen Kenna, dem Mädchen und Karim hin und her.

Karim glaubte, sich verhöhrt zu haben. Der Mann musste den Einbalsamierer mit jemandem verwechseln.

Kenna räusperte sich. »Ich entschuldige mich dafür, euch nicht in Kenntnis gesetzt zu haben, Oberschreiber«, sagte er. »Doch ich

brauchte Zugang zu einem bestimmten Einbalsamierungstext, und Nefermaat war so freundlich, mir zu helfen. Sie ist unter eurer weisen Führung sehr kundig geworden.«

»Oh!«, sagte der Oberschreiber sichtlich geschmeichelt. »Ja, das Mädchen ist sehr begabt – doch, ähm, wer ist *das*, wenn ich fragen darf?« Er neigte seinen Kopf in Karims Richtung.

Kenna ging zu dem älteren Mann und legte ihm seine feingliedrige Hand auf die Schulter. »Er ist mein Gast«, antwortete er in einem Ton, der jede weitere Frage ausschloss. »Und jetzt muss er sich auf den Weg machen. Würdest du ihn hinausbegleiten, Neff? Ich will nicht, dass er sich verirrt und irgendwo landet, wo er nicht hingehört.« Kenna sah Karim mit einer hochgezogenen Braue an.

Karim setzte sein unschuldigstes Gesicht auf.

»Natürlich, Prinz Bakenamun«, sagte Neff und beugte ihr Haupt. Dann wandte sie sich an Karim. »Folge mir.«

Sprachlos ließ Karim den Oberschreiber stehen und folgte ihr zur Tür. Jedoch nicht, ohne zuvor mit einem Fingerknöchel Kennas Nase zu berühren. Kenna schürzte die Lippen und nickte ihm zu.

Als sie aus dem Haus des Lebens ins gleißende Nachmittagslicht traten, blieb Karim stehen und warf der jungen Priesterin einen fragenden Blick zu. »Prinz Bakenamun?«

»Genau der«, antwortete Neff lächelnd. »Wir hatten großes Glück, dass er da war, sonst hätte uns der Oberschreiber nicht ohne Weiteres gehen lassen.«

Karim nickte vor sich hin, während sie dem Tempeltor entgegen gingen. Jetzt, da er wusste, dass Kenna königlicher Abstammung war, erklärten sich auch seine Redegewandtheit und vornehmen Umgangsformen. »Das hättest du mir auch vorher sagen können.«

»Warum sollte ich?«, gab Neff zurück. »Du hättest dich anders verhalten, wenn du es gewusst hättest, und das ist auch der Grund, warum er hier und nicht im Palast ist. Ich dachte, gerade *du* würdest das verstehen. Du dachtest, dass Kenna dir misstrauen würde,

als er herausfand, dass du aus dem Roten Land kommst, aber das hat er nicht getan. Welche Vermutungen hättest du über ihn angestellt, wenn du gewusst hättest, dass er ein Prinz und kein normaler zukünftiger Priester ist?«

Karim kicherte. »Weißt du was, ich habe zwei Schwestern in deinem Alter, aber keine von ihnen ist so scharfzünftig wie du.«

»Das liegt nur daran, dass ich recht habe«, erwiderte sie spitz. »Und warum sollte ich überhaupt ehrlich zu dir sein, da du mir immer noch etwas verheimlichst? Du hast mir noch nicht mal deinen Namen verraten.«

*Dieses Kind treibt mich in den Wahnsinn*, dachte Karim. Sie und ihr Prinz können offenbar auch Gedanken lesen.

»Sag einfach Schakal zu mir.«



## 21

# RAI

Ein neuer Tag brach an.

Als Rai am späten Nachmittag erwachte, waren ihre Augen geschwollen, und ihr tat jeder einzelne Muskel weh. Im ersten Moment kreisten ihre Gedanken um das übliche Morgenritual aus Brot und Bier und der Versorgung der Tiere. Aber dann bemerkte sie, dass sie noch die schwere Flügelrüstung trug, und sah das Sechem-Zepter neben sich liegen. Schlagartig kehrten die Erinnerungen zurück. Ruckartig fuhr sie hoch.

*Wir haben es wirklich getan!*

Sie musste daran denken, wie sie in Omaris Werkstatt das Zepter gereinigt hatte. Wie sie das Blut von seinem paddelförmigen Ende gewaschen hatte. Und von ihren Händen und Unterarmen. Dazu gesellte sich die vage Erinnerung daran, wie sie anschließend nach

Hause gelaufen war und vollständig bekleidet auf ihre Schlafmatte gesunken war.

Sie suchte das Haus nach ihrem Vater ab, der aber bereits gegangen war, vermutlich, um die Zebus zu versorgen. Sie rieb sich die Augen. Ihr ganzer Körper schmerzte von den Treffern, die sie hatte einstecken müssen, und die Wunden auf ihrem Rücken pochten. Aber immerhin fegte der Schmerz die Spinnweben in ihrem Kopf davon. Der Schreck und die Schuldgefühle, die sie nachts noch empfunden hatte, legten sich mit dem Sonnenlicht, und ein ganz neues Gefühl kam in ihr auf: Triumph.

*Vielleicht wendet sich das Schicksal von Sakesch ja doch noch,* dachte sie, während sie in den strahlenden, wolkenlosen Tag hinausblickte. Was sie getan hatte, war riskant gewesen. Aber sie hatte es unbeschadet wieder zurück nach Hause geschafft.

*So muss sich Omari gestern gefühlt haben.*

Sie waren in dem Glauben aufgewachsen, dass ihre Welt starr war. Unveränderlich. Zusammengesetzt aus Ungerechtigkeiten und festen, unberührbaren Regeln, die von Menschen aufgestellt worden waren, die älter und klüger waren als sie.

Doch gestern Abend hatte diese Welt einen herben Schlag einstecken müssen. Der Schaden, den sie dabei genommen hatte, mochte nur ein kleiner Riss sein – doch der bewies einen wichtigen Punkt: dass diese Welt zerstört werden konnte. Und was man zerstören konnte, das konnte man auch wieder aufbauen. Neu gestalten.

Rai zog sich frische Sachen an und wickelte ihren Panzer und das Zepter in ihre dunklen Gewänder. Anschließend verstaute sie das Bündel in der Flechttruhe, in der sie ihr gesamtes Hab und Gut aufbewahrte – auch den Goldring, den ihr der Schakal gegeben hatte. Dann wusch sie sich das Gesicht und verließ das Haus, winkte ihrem Vater zu und machte sich auf den Weg in die Stadt, um ihren morgendlichen Erledigungen nachzugehen. Es war wichtig, dass ihr Verhalten nicht von der Norm abwich.

*Seltsam, dass Vater mich gar nicht ausgefragt hat, ehe ich gegangen bin,* dachte sie, während sie die Straße am Fluss entlanglief. Aber vielleicht war er ja so müde von seiner Arbeit auf dem Hof, dass er überhaupt nicht bemerkt hatte, wie lange sie gestern weggeblieben war.

Entweder das, oder er wollte es lieber gar nicht wissen.



Die Stimmung in der Stadt war heute anders als sonst. Rai bemerkte sofort, dass eine Spannung in der Luft lag, ähnlich wie kurz vor einem der seltenen Gewitter über Khetara. Sie sah Frauengruppen tuschelnd beisammenstehen, so eng, dass die Warenkörbe auf ihren Köpfen sanft gegeneinanderstießen, als würden auch sie einander ihre Geheimnisse erzählen. Sie sah Straßenverkäufer mit strahlenden Augen frisches Brot an die alten Soldaten verteilen, die normalerweise um ihr Frühstück betteln mussten. War es möglich, dass die gesamte Stadt bereits von dem Überfall wusste? Nun, Neuigkeiten zogen in Sakesch schnell ihre Kreise. Und falls wirklich die Ereignisse der vergangenen Nacht der Grund für die besondere Atmosphäre waren, dann schien ihr Tun gewaltige Auswirkungen zu haben.

*Vielleicht ist uns ja mehr gelungen als nur ein Schlag gegen die Oberkhetarer,* dachte Rai. *Vielleicht haben wir den Leuten damit auch Hoffnung geschenkt.*

Wie jeden Tag holte sie Bier und Brot und machte sich anschließend auf den Weg zur Weberei, der am Haus des Nomarchen vorbeiführte – aus dessen Eingangstor sie den Brauer kommen und in Richtung seiner Brauerei davongehen sah.

*Was er wohl hier will?,* fragte sie sich mit leiser Unruhe und beschleunigte ihre Schritte, um zu ihm aufzuholen.

»Der Falke segelt über den Himmel«, sagte sie leise, als sie ihn erreicht hatte.

Der Brauer warf ihr einen raschen Blick zu, der sich für einen Sekundenbruchteil verfinsterte, als er sie erkannte. »Wir begegnen ihm am Horizont«, erwiderte er ebenso gedämpft. »Was willst du, Rait-tai? Wir sollten uns in der Öffentlichkeit nicht gemeinsam blicken lassen.«

»Was wollte der Nomarch von dir?«, fragte sie. »Ich habe dich aus seinem Haus kommen sehen.«

Der Brauer blinzelte. »Ach, nichts Besonderes. Es ging nur um eine Lieferung. Schließlich muss ich weiter den Schein wahren.«

Rai seufzte erleichtert auf. »Ra sei Dank. Ich hatte schon Angst, du wärst verhört worden. Hast du drinnen irgendetwas Interessantes aufschnappen können?«

Der Brauer zögerte, dann bedeutete er ihr, weiter neben ihm herzugehen. »Der Nomarch war außer sich vor Wut. Ich habe ihn sagen hören, die vergangene Nacht sei eine Katastrophe gewesen, und er könne nicht fassen, dass seine Männer so etwas unter ihrer Aufsicht zugelassen haben. Sämtliche Waffen bis auf die wenigen, die seine Soldaten bei sich in den Schlafbaracken hatten, sind gestohlen oder vom Feuer zerstört worden. Und sie haben keine Ahnung, um wen es sich bei den Angreifern gehandelt haben könnte. Jetzt haben sie einen Trupp Männer flussabwärts nach Thonis geschickt, um neue Waffen zu besorgen. Aber es wird mehrere Tage dauern, bis sie wieder da sind. In der Zwischenzeit werden die meisten anderen Soldaten wegen ihrer Brandwunden versorgt oder müssen die Schäden am Gebäude beheben. Alles ist durcheinander, das reinste Desaster.«

»Genau wie Asim gehofft hat.« Rais Gedanken rasten.

Der Brauer nickte. »Diesmal hatte der alte Soldat das Glück wirklich auf seiner Seite. Trotzdem finde ich nach wie vor, dass sein Plan an Wahnsinn grenzt.«

»Als würde das jetzt noch eine Rolle spielen«, bemerkte Rai und blieb an der Straßenecke stehen, an der sich ihre Wege trennten.

»Begreifst du denn nicht? Wir müssen allen davon erzählen, was du gerade erfahren hast! Der Horizont muss ein zweites Mal zuschlagen, solange die Medjau geschwächt und unterbesetzt sind. Wir müssen sofort anfangen, einen neuen Plan zu schmieden! Ehe sie mit Verstärkung aus Thonis zurückkehren! Vielleicht könnten die Weber ja eine Botschaft an Asim weiterleiten, damit er ein Treffen arrangiert?«

Der Brauer schnaubte. »Du kannst dich glücklich schätzen, nach gestern Nacht überhaupt noch am Leben zu sein, Mädchen. Gleich nach dem ersten Angriff einen zweiten zu wagen, wäre der schiere Wahnsinn. Du hast deinen Spaß gehabt und Rebellin spielen dürfen, und wenn du klug bist, gehst du jetzt nach Hause und konzentrierst dich darauf, dir einen guten Ehemann zu suchen, mit dem du eines Tages das Land deiner Familie bewirtschaften kannst. Bleib bei dem, was dir liegt, Rait-tai. Und überlass den Rest uns Männern.«

Die Wut ging mit Rai durch. »Dann solltest *du* vielleicht weiter bei Bier und Feigheit bleiben. Wo dir beides doch so liegt.«

»Ich schütze nur meine Familie«, knurrte der Brauer. »Was mehr ist, als man von dir behaupten kann. Dein armer Vater ... Nach allem, was er schon durchgemacht hat ...«

»Wag es nicht, über meinen Vater zu urteilen!«

»Glaubst du, ich lasse mir von dir den Mund verbieten? Schlimm genug, dass du nicht zuhörst.« Er winkte ab. »Ach, mach, was du willst. Organisiere dein Treffen. Aber wehe, du behauptest am Ende, ich hätte dich nicht gewarnt.«

Rai sah ihm nach. Ihre Wangen brannten vor Zorn.

Der Brauer hatte das Talent, genau die richtigen Dinge zu sagen, um sie zur Weißglut zu treiben. *Du hast deinen Spaß gehabt und Rebellin spielen dürfen ... Überlass den Rest uns Männern ... Dein armer Vater ...*

Schäumend marschierte sie weiter zur Weberei. Sie hatte gehofft, auf Tamerit zu treffen, auch wenn sich vermutlich keine Gelegen-

heit für ein Gespräch ergeben würde. Aber nach ihrem Kuss bei der letzten Begegnung würde es schon reichen, sie nur zu sehen, um Rais Stimmung nach dem unsäglichen Gespräch mit dem Brauer wieder zu heben.

In der Weberei ging es wie immer geschäftig zu, und in der Luft lag das leise Stimmengewirr der Frauen, die über ihre Webstühle und Spindeln gebeugt gedämpft miteinander redeten. Rai suchte den Raum nach Tam ab, entdeckte in der Ecke aber stattdessen jemand Unerwartetes, der leise mit Mamet Mut sprach.

»Kaum spricht man von der Katze, da kommt sie auch schon angesprungen«, sagte Rai. »Hallo, Asim. Ich habe mich gerade über dich unterhalten.«

Asim warf ihr einen Blick zu. Sein grau melierter Bart war heute ein wenig zerzaust, und obwohl er Augenringe hatte, funkelten seine Augen vor Aufregung.

»Guten Morgen, Rait-tai.«

Mamet Mut sah neugierig zwischen ihnen hin und her. »Ihr kennt euch?«

»Das Mädchen besitzt gewisse Fähigkeiten, wie ich kürzlich am eigenen Leib erfahren durfte«, sagte Asim ironisch.

»Zu jung für dich«, schimpfte Mamet Mut, die Asims Worte missverstanden hatte. »Außerdem würde sie längst dem jungen Zimmerer gehören, wenn er auch nur einen Funken Verstand im Kopf hätte.«

Rai grinste und verkniff sich die Antwort, dass ihr Herz bereits jemandem gehörte. Da wurde die ältere Frau weggerufen, um ein Problem an einem der Webstühle zu beheben.

»Hast du heute Morgen mit Omari gesprochen?«, fragte sie Asim, als sie allein waren. »Hat dein Freund die Nacht überlebt?«

»Ra sei Dank lebt er, aber wir müssen seine Wunde im Auge behalten. Er ist dir so ähnlich, Rai. Stur wie ein Esel. Vermutlich werden wir ihn festbinden müssen, damit er sich ausruht.«

Erleichtert erzählte Rai die Geschichte des Brauers. Als sie erwähnte, dass der Nomarch viele seiner Männer flussabwärts geschickt hatte, um Nachschub zu holen, hob Asim die Augenbrauen.

»Das ist unsere Chance!«, wisperte er aufgeregt. »Solange der Nomarch verwundbar ist, können wir ihm vielleicht die Macht entreißen. Bis seine Männer zurück sind, haben wir ihm längst den nächsten Schlag versetzt.«

»Genau das Gleiche dachte ich auch«, erwiderte Rai. »Sobald ich davon gehört habe, bin ich gekommen, um Mamet Mut zu bitten, dir eine Nachricht zu übermitteln, damit sich der Horizont noch heute Abend treffen kann, um unseren nächsten Angriff zu planen.«

Asim lachte leise. »Vielleicht habe ich dich unterschätzt, und du bist gar kein Kätzchen, sondern eine Löwin! Ein paar Lektionen in Militärstrategie, und du bist bereit für die Schlacht, Rait-tai.«

Das Wort »Schlacht« erinnerte sie an etwas, das sie ihn seit ihrer ersten Begegnung hatte fragen wollen. »Du warst Soldat in der Armee von König Rahotep, nicht wahr?«

Der Glanz in Asims Augen erlosch, als der Name des toten Königs fiel. »Ja, das war ich.« Sie dachte schon, er würde nicht weiter darauf eingehen, da fügte er hinzu: »Hauptmann sogar. Mein Vater war ein Mitglied des Königshauses.«

»Ein Hauptmann ...«, wiederholte Rai. Unwillkürlich straffte sie ihre Haltung. Ihr Bild von dem Rebellenführer hatte sich gerade grundlegend verändert.

Wenn der große Krieg anders ausgegangen wäre, hätte Asim jetzt wahrscheinlich im Palast gelebt, von allen bewundert und respektiert und gekleidet in feine Leinengewänder, anstatt in dunklen, zerlumpten Roben in Gassen herumzulungern. *Wie seltsam das Leben doch sein kann*, dachte Rai. Wie schnell es sich ändern konnte, je nachdem, in welche Richtung das Schicksal floss.

*Am Ende bekommt der Fluss immer seinen Willen.*

Rais Finger wanderten zu dem Sachmet-Amulett um ihren Hals. Es hatte ihr in der vergangenen Nacht guten Schutz geboten. Aber das warf eine weitere Frage auf, die einfach aus ihr heraussprudelte, ehe sie sich eines Besseren besinnen konnte.

»Wie hast du überlebt?«, fragte sie. »Haben Sematauis Männer nicht die gesamte königliche Garde niedergemetzelt, als sie den Palast belagerten?«

Asims Gesicht nahm einen Ausdruck irgendwo zwischen tiefem Schmerz und noch tieferem Bedauern an.

»Es tut mir leid«, platzte Rai heraus. »Ich hätte nicht ...«

»Ich bin geflohen«, antwortete Asim, bevor sie ihren Satz beenden konnte. Bei seinen Worten verzog er das Gesicht, als würde er von einer Last sprechen, die noch ganz frisch auf seiner Seele ruhte. »Als sie angegriffen haben, wusste ich sofort, dass wir keine Chance haben. Wir hatten keine Zeit, unsere Truppen zu versammeln oder eine vernünftige Verteidigung zu organisieren. Wir waren zahlenmäßig unterlegen und wurden einfach überrannt. Also habe ich ...« Er atmete tief durch, dann fuhr er fort: »Ich habe mir eingeredet, überleben zu wollen, um sie alle rächen zu können. Den König. Meine Waffenbrüder. Meine Familie. Aber tief in meinem Herzen wusste ich auch damals schon, dass das alles nur Ausreden waren. Ich bin geflohen, weil ich *Angst* hatte.«

Rai wusste nicht, was sie sagen sollte. Sie fühlte sich schrecklich, weil sie diese alte Wunde wieder aufgerissen hatte. Sie hatte dem Mann nicht wehtun wollen. Um sie herum erklang immer noch das freundliche Geschwätz der Weberinnen, das ihre Unterhaltung übertönte, aber einige der Frauen warfen immer wieder neugierige Blicke in ihre Richtung.

Als Asim Rais Unbehagen bemerkte, wurde sein Gesichtsausdruck weicher. »Ich erzähle dir das, Rait-tai, weil es der Grund ist, aus dem ich den Horizont überhaupt erst gegründet habe. Jahrelang habe ich wie einer der alten Soldaten gelebt, die man an jeder

Straßenecke sieht. Dann wurde mir eines Tages klar, dass ich keine Aussicht auf Erlösung hätte, wenn ich sterben würde und mein Herz gegen die Feder von Maat gewogen würde. So schwer war es vor Scham. Ich musste etwas tun, um das Gleichgewicht wiederherzustellen. Das wird meine Männer nicht zurückbringen und meine vergangenen Fehler nicht ungeschehen machen, aber ... es ist alles, was ich tun kann. Und ich muss es wenigstens versuchen.«

Rai erwiderte ernst: »Mein Vater hat auch im Palast gearbeitet. Er war Schreiber. Die Oberkhetarer haben ihm die Hand abgehackt und ihn so als getöteten Feind zählen können, ihn aber am Leben gelassen. Er fragt sich bis heute, warum er leben durfte, während so viele andere sterben mussten.«

»Und was hält dein Vater davon, dass du dich uns angeschlossen hast?«, fragte Asim. »Hast du ihm davon erzählt?«

»Nicht direkt.« Rai zuckte mit den Schultern. »Aber ich glaube, er weiß es. Er sehnt sich ebenso wie alle anderen auch nach Freiheit. Aber ...«

»Aber er hat Angst, dass dir etwas zustößt?«

Rai nickte.

»Der Preis der Freiheit ist hoch«, sagte Asim leise. »Bist du sicher, dass du bereit bist, ihn zu zahlen? Ich kann dir nicht versprechen, dass du diesen Kampf überlebst.«

»Das ist mir bewusst«, antwortete Rai. »Und ich hasse es, meinen Vater zu beunruhigen. Aber ich tue das doch auch für ihn. Er kann so nicht weitermachen, sonst zerbricht er am Ende an dem Versuch, die anmaßenden Forderungen des Königs zu erfüllen. Er hat etwas Besseres verdient.«

»Das haben wir alle.«

»Es ist, wie du gesagt hast: Wir müssen die Waage wieder ins Lot bringen. Ich weiß, dass es gefährlich ist. Aber ich will trotzdem dabei sein.«

Asim streckte die Hand aus und drückte ihre Schulter. »Dein

Vater ist ein Glückspilz. Ich wäre stolz, eine Tochter wie dich zu haben.«

Rai errötete.

Asim winkte Mamet Mut zu sich. »Der Horizont trifft sich morgen Abend wieder im Garten der Toten«, sagte er zu ihr. »Sag es weiter.«

Als Rai ihm nachsah, fühlte sich ihr Herz sogar noch leichter an als beim Aufwachen.

Kurz nachdem Asim gegangen war, kam Tam mit einem Korb voller Flachs auf der Hüfte in die Weberei.

*Genau dich wollte ich sehen*, dachte Rai. Ohne ein Wort zu sagen, nahm sie Tam beim Handgelenk und zog sie in den Hinterraum der Weberei, wo der Flachs und andere Materialien gelagert waren. Hier waren sie vor neugierigen Blicken sicher.

»Hallo, Rai«, sagte Tam. Sie stellte den Korb auf dem Boden ab. Sie war noch ein wenig außer Atem von ihrem Weg mit der schweren Last. Ihre runden Wangen glänzten vor Anstrengung, und dunkle Haarsträhnen umrahmten ihr Gesicht. Ihre Schönheit war natürlich, ihre Stimme angenehm wie Wasser, das über glatte Steine fließt. »Ich wusste nicht, ob ich dich heute sehen würde«, fuhr sie fort. »Ich habe alles über die ...«

Bevor sie den Satz beenden konnte, zog Rai sie an sich und küsste sie, drückte sie gegen die Wand, genoss ihre Weichheit, den Moschusduft ihrer Haut und den Geschmack ihrer Lippen.

Als sie sich von ihr löste, lächelte Tam überrascht. »Womit habe ich das denn verdient?«, fragte sie.

»Damit, dass der heutige Tag ein Geschenk ist, das wir vielleicht niemals wieder bekommen«, sagte Rai.

Sie fühlte sich so leicht, als würde sie jeden Moment davonschweben.



## 22

# SITA

Sita saß auf den Stufen des Palastschwimmbads und ließ ihre Füße ins kühle Wasser baumeln. Ihre Leibdienerin Nebet saß hinter ihr auf einem Schemel und kämmt ihr mit langsamen, rhythmischen Bewegungen Mandelöl ins Haar. Es waren viele Frauen hier im Bad, und Nebet war als Einzige bekleidet. Das Becken war kreuzförmig angelegt und in der Mitte tief, während das Wasser in den vier Armen immer flacher wurde. Zu drei Seiten war es von einem Schatten spendenden Bogengang gesäumt, und da es auf der Palastrückseite gelegen war, gab es den Blick auf eine Wüste frei, die so still und leer war, dass man fast hätte vergessen können, wie nah die Stadt war. Die Säulen waren üppig mit Blumenmustern in Blau und Grün versehen und zeigten Bilder von nackten Frauen, die sich im Wasser aalten – fast genauso wie das Bild, das sich in der wahren Welt darunter bot.

Einige Konkubinen und Nebenfrauen des Königs hatten sich hier getroffen, um den Nachmittag mit Schwimmen und leisen, belanglosen Plaudereien zu verbringen.

Neue Kleider.

Bootsausflüge.

Ein verschwundenes Kinderspielzeug.

Alles, nur nicht das, worüber sie in Wahrheit alle nachdachten. Alles, was ihnen Ablenkung von den wahren Geschehnissen im Palast bot.

Wie alle anderen hinter diesen Mauern verharrten auch sie in Wartestellung.

Nach seinem Zusammenbruch im Lustgarten am Abend zuvor war der König eilig in seine Gemächer gebracht worden, wo ihn die Priester versorgten. Sita wusste, dass ihr Vater wieder aus seiner Ohnmacht erwacht war. Aber darüber hinaus hatte es bis jetzt keine weiteren Neuigkeiten über seinen Zustand gegeben.

Sita hatte in dieser Nacht kein Auge zubekommen. Nun sah sie den anderen Frauen beim Tuscheln zu, hielt sich jedoch aus ihren Gesprächen heraus. Sie fühlte sich wie betäubt. Erschöpft und unfähig, jemandem etwas vorzumachen.

Auch Tadia, die Lieblingskonkubine des Königs, war gekommen und plauderte angeregt mit einer anderen Konkubine, die in der Gunst des Pharaos weniger hoch stand. Tadia gab sich zwar ernst, aber in ihren Mundwinkeln lauerte gut verborgen ein feines Lächeln. Sita hegte den Verdacht, dass sie sich insgeheim darauf freute, einen jungen, gut aussehenden neuen König für sich gewinnen zu können. Wie vielen der Frauen es wohl ähnlich ging? Auch die meisten Nebenfrauen hatten sich im Schwimmbad eingefunden. Eine aber fehlte.

Maets Mutter.

Sita schluckte. Obwohl sie gerade erst einen ganzen Teller süße Melone gegessen hatte, breitete sich ein bitterer Geschmack in ihrem Mund aus.

*Ist es das wirklich wert gewesen?*

Ein Teil von ihr wollte zu dem Weinkrug greifen, der auf einem Beistelltisch in der Nähe stand, und ihn mit einem Schluck leeren. Aber seit Maet zusammengebrochen war, bekam Sita keinen Tropfen mehr herunter. Beim bloßen Geruch wurde ihr speiübel. Insgesamt war ihr nicht mehr nach Sinnesfreuden zumute, weder fleischlich noch in sonst einer Form.

Sie wollte leiden.

Sie hatte die Wahrheit verdrängt. Hatte sie in Ausreden und Rechtfertigungen gehüllt – nur um jetzt feststellen zu müssen, dass ein Kind dafür mit seinem Leben zahlte. Als sie ihren Vater so tief um Maet hatte trauern und dann direkt vor ihren Augen zusammenbrechen sehen, während sie selbst mit ihren grauenvoll egoistischen Gedanken beschäftigt gewesen war, hatte sich ihre Sichtweise auf die Dinge von Grund auf verändert. Ihre Schuldgefühle waren seitdem fast körperlich greifbar. Wie ein Geier, der über ihr kreiste. Denn wo sie auch hinging – der Tod schien ihr zu folgen.

*Ihr Blut klebt an deinen Händen.*

Sita glaubte immer noch an die Vision, die Meri für Khetara vorschwebte. Glaubte immer noch daran, dass er gute Absichten verfolgte. Nur fragte sie sich inzwischen, ob es nicht auch andere Möglichkeiten gegeben hätte, sie umzusetzen.

Der Gedanke versetzte ihr einen so heftigen Stich, dass sie zusammenzuckte.

»Oh, verzeih, Prinzessin«, sagte Nebet, die offenbar glaubte, in einer Klette in Sitas Haar hängen geblieben zu sein. »Ich bemühe mich, vorsichtiger zu sein.«

»Nein, nein, es ist nichts passiert.«

Nebet interpretierte Sitas niedergeschlagene Stimmung falsch, legte ihr eine Hand auf die Schulter und drückte sie. »Es war grauenvoll, Maet so plötzlich zu verlieren. Aber du hast alles versucht, um sie zu retten, Sitamun. Dank dir konnte sie schnell nach Hause

gebracht werden und ihre letzten Stunden mit ihrer Mutter verbringen ...«

»Ich gehe schwimmen«, unterbrach Sita sie hastig, weil sie befürchtete, jeden Moment in Tränen auszubrechen.

»Aber deine Haare!«, protestierte Nebet.

Doch Sita war bereits aufgestanden, hatte sich von der Stufe abgestoßen und war ins tiefere Wasser getaucht. Als sie fast die gesamte Länge des Beckens durchtaucht hatte, stieß sie alle Luft aus ihren Lungen und ließ sich im Schneidersitz auf den Grund sinken. Das sonnenwarme Wasser umspülte ihren nackten Körper, und ihr Haar umgab sie wie ein schwarzer, schimmernder Heiligenschein. Die abwechselnd blauen und grünen Kacheln ließen es so wirken, als würde sie in einem zu Hunderten Facetten geschliffenen Juwel schweben, abgeschirmt vom Verstreichen der Zeit. Am liebsten hätte sie für immer in dieser glitzernden Stille verweilt.

Doch irgendwann ließ ihre Lunge sie im Stich und verlangte nach Luft, und Sita blieb keine andere Wahl, als sich vom Boden abzustoßen und in die Welt an der Oberfläche zurückzukehren. Sie warf sich ihr nasses, glänzendes Haar zurück und wischte sich das Wasser aus den Augen.

Das Erste, was sie sah, war ihre Mutter, die den Säulengang entlang auf sie zukam. Eine nach der anderen verstummten die anderen Frauen, als sie Königin Bintanat nahen sahen.

Die Königin blieb am Beckenrand stehen. Keine Träne schien den Kajal um ihre Augen berührt zu haben. »Er verlangt nach dir«, sagte sie zu Sita, laut genug, dass alle es hören konnten.

Die anwesenden Frauen schnappten alle gleichzeitig nach Luft. Sie wussten, was diese Worte bedeuteten.

Der Pharao – König Amunmose III., Sohn des Amun, Herr der beiden Länder, er, dessen Erscheinung heilig ist – lag im Sterben.

»Meri versammelt gerade die Wesire und wird dann gemeinsam mit ihnen zu uns stoßen. Nun muss ich nur noch einen Boten zum

Tempel schicken, um Kenna zu holen.« Die Königin warf Sita einen prüfenden Blick zu und seufzte. »Zieh dich an«, befahl sie, dann machte sie auf dem Absatz kehrt.

Sita starrte ihrer Mutter nach, bis die Königin um eine Ecke verschwunden war. Dann schwamm sie zu den Stufen am anderen Ende des Beckens und stieg aus dem Wasser. Nebet eilte herbei, wickelte ihr ein Leintuch um den Körper und stellte ihr Sandalen vor die Füße. Sita schlüpfte hinein. Ein Gefühl der Schwere und Enge breitete sich in ihrer Brust aus.

»Soll ich dir beim Anziehen behilflich sein, Sitamun?«, fragte Nebet mit sanfter Stimme. Die Worte klangen wie eine Liebkosung.

»Danke, Nebet«, hörte Sita sich antworten, »aber das übernehme ich lieber selbst.«

»Wie du möchtest.«

Sita nahm den schnellsten Weg zurück zu ihren Gemächern. Auf den menschenleeren Gängen herrschte eine gespenstische Stille, und die wenigen Dienerinnen, denen sie begegnete, senkten den Kopf und mieden ihren Blick. Als sie endlich ihre Gemächer erreicht hatte, atmete sie erleichtert auf, schob den Türvorhang beiseite und überlegte gerade, ob ihr schlichtester weißer Kalasiris wohl sauber war, als sie jemanden mitten im Raum stehen sah. Es handelte sich um eine kleine, gebeugte Frau in einem grün melierten Gewand und einem Paar grober Ledersandalen, die kaum Platz für ihre breiten, flachen Füße boten.

Sita blieb in der Tür stehen und betrachtete blinzelnd den Rücken der Fremden, die das Hunde- und Schakale-Brett auf dem Tisch am Fenster begutachtete. Sie hielt eine der schakalköpfigen Figuren in der Hand und bewegte sie Feld für Feld vorwärts, bis sie schließlich beim schützenden Schen-Loch oben im Brett angekommen war.

Sita stand da wie zur Salzsäule erstarrt. Wie hatte eine Bäuerin in ihre Gemächer gelangen können? Sie hatte zwar mitbekommen, dass die meisten Wachen gerade vor den Gemächern des Königs

versammelt waren – aber so lückenhaft konnte die Palastbewachung doch nicht sein!

»Am Ende ähneln sich diese Spiele doch alle gewaltig, nicht?«, krächzte die Frau, ohne vom Brett aufzublicken. Ihre Stimme war rau, und sie sprach langsam, als hätte sie etwas im Hals stecken. »Schlangen, Hunde, Schakale ... ein bisschen Strategie hier, ein bisschen Glück da, aber letztendlich geht es immer nur darum, als Erster zum Ziel zu gelangen. Ich spiele zwar nicht gern selbst, aber es bereitet mir Freude, anderen dabei zuzusehen. Abzuwarten, wer am Ende gewinnt.«

Sita räusperte sich. »Verzeihung, aber wer bist du? Ich weiß nicht, wie du hier hereingekommen bist, aber ich fürchte, du musst jetzt gehen. Ich habe keine Zeit für Besucher. Man hat nach mir gerufen.« Als ihr bewusst wurde, wie sehr sie gerade wie ihre Mutter klang, verzog sie das Gesicht.

»Ich bin eine alte Freundin«, erwiderte die Frau und sah vom Spielbrett auf. Ihre Hässlichkeit überraschte Sita. Der Mund der Fremden war zu breit, und ihre gelblich gefärbten Augen traten aus ihrem Kopf hervor. Das Schlimmste jedoch waren die unzähligen Warzen, die ihre ledrige, sonnengegerbte Haut bedeckten. Die Fremde schien Sitas kaum verhohlene Bestürzung zwar durchaus zu bemerken, sich aber nicht weiter daran zu stören. Sie zuckte nicht einmal mit der Wimper.

»Vor vielen Jahren haben zwei meiner Freundinnen und ich Eure Mutter kennengelernt. Es war in der Nacht Eurer Geburt. Die Ammen und Priester ließen auf sich warten, und die Königin befand sich in einer schlechten Verfassung. Also haben wir ihr bei der Geburt geholfen. Ich bin gekommen, um ihr meine Aufwartung zu machen. Und um mit Euch zu sprechen.« Dann verzog sich ihr Gesicht zu einer unheimlichen Grimasse, bei der es sich, wie Sita nach dem ersten Schreck begriff, um ein Lächeln handeln sollte. »Die anderen wollten ebenfalls kommen, aber sie waren ...« Die

Fremde hielt inne, dachte nach und blinzelte schließlich. »Beschäftigt.«

Sita war erstaunt. Sie kannte Nebets Geschichte über ihre Geburt und die drei seltsamen Tänzerinnen, die erschienen waren, um bei der Entbindung der Drillinge zu helfen, in- und auswendig. In den siebzehn Jahren, die seitdem verstrichen waren, hatte niemand die Frauen jemals wieder gesehen oder herausgefunden, wer sie gewesen waren.

*Bis jetzt zumindest.*

In ihren Geschichten hatte Nebet die drei Frauen detailliert beschrieben. Da waren die Frau mit den hellen und die mit den dunklen Augen gewesen, die wie Schwestern aussahen. Die Helläugige war laut Nebets Erzählungen diejenige gewesen, die Sita gleich nach der Geburt im Arm gehalten hatte. Und dann war da noch die Gedrungene mit der schlechten Haut gewesen, die Sita nun offenbar vor sich stehen hatte.

*Sie muss uralt sein*, dachte Sita. Und doch bewegte sich die Frau ohne jede Steifheit, und ihre ungewöhnlichen, gelblichen Augen sahen sich aufmerksam und lebhaft um.

Die Frau untersuchte inzwischen die übrigen Gegenstände in Sitas Gemach, ordnete die Cremes und Farben, legte die Pinsel in geraden Reihen zurecht und schnalzte missbilligend mit der Zunge, als sie einen leeren Weinkrug auf dem Boden entdeckte. Sita folgte ihr, wollte sie aufhalten, spürte aber zugleich, dass sich diese Frau nicht kontrollieren ließ. Am Ende legte die Fremde das weiße Kalasiris-Kleid, das Sita anziehen wollte, zusammen mit einem Paar frischer Sandalen zurecht. Dann sah sie Sita erwartungsvoll an.

Da ihr keine andere Wahl zu bleiben schien, ließ sie sich von der Frau beim Anziehen behilflich sein.

»Weiß die Königin, dass du gekommen bist?«, fragte Sita, als die Frau ihr die Kalasiris über den Kopf stülpte. »Ich bin sicher, sie würde sich freuen, dich nach all den Jahren wiederzusehen.«

»Ich bin gekommen, um *Euch* zu sehen«, antwortete die Frau, als wäre damit alles gesagt. »Ich bin gekommen, um Euch in diesen schwierigen Zeiten ins Gedächtnis zu rufen ...« Sie schob Sita mit kleinen, geschickten Händen den Träger des Kleids über ihre Schulter, »... dass der Tod nur der Anfang ist.«

Sita runzelte die Stirn. Zu behaupten, dass diese khetarische Weisheit abgedroschen war, wäre noch untertrieben gewesen. Genauso gut hätte die Fremde sagen können, dass die Sonne heiß war. Die Vorstellung eines glorreichen Lebens nach dem Tod bildete einen zentralen Bestandteil des Glaubens der Khetarer, angefangen mit der Geschichte von Osiris' Auferstehung und seiner Krönung zum König der Unterwelt. Dass die Frau nach fast zwei Jahrzehnten extra zum Palast gereist war, nur um ihr das zu sagen ... Nein. Das ergab keinerlei Sinn.

*Vielleicht hat das Alter ja ihren Verstand getrübt*, dachte Sita. Es wäre nicht das erste Mal gewesen, dass sie das erlebte. »Ich weiß die Botschaft zu schätzen«, entgegnete Sita vorsichtig, »und ich fühle mich durch deinen Besuch geehrt. Aber vielleicht könnten wir ...«

»Mein Mann«, krächzte die Frau unbeeindruckt weiter. »Er hat immer gesagt, dass Ihr zu Großem bestimmt seid.«

»Dein Mann?«, fragte Sita. »Kenne ich ihn?«

Die Frau gab ein leises, feuchtes Kichern von sich. »Oh, jeder kennt ihn! Oder besser gesagt, er kennt jeden. Er ist ein Töpfer – immer an seiner Töpferscheibe zugange. Vor langer, langer Zeit hat er mir eine Geschichte über dich und drei andere erzählt. Eine so *spannende* Geschichte! Aber er hat mir nur den Anfang erzählt, nicht das Ende. War das nicht niederträchtig von ihm? Ich habe ihn ausgeschimpft, weil ich es hasse, auf die Folter gespannt zu werden. Aber er meinte nur, ich solle nicht so ungeduldig sein.« Sie schnaubte. »Er versteht mich nicht. Aber Ihr ... Ihr liebt Geschichten, nicht wahr, Sitamun? Ich wette, *Ihr* versteht mich genau. Und ich wette, Ihr wollt ebenfalls wissen, wie es weitergeht. Nun, dann

habe ich gute Nachrichten für Euch.« Sie beugte sich vertraulich vor und sagte: »Denn die Entscheidung, wie die Geschichte endet, liegt bei Euch.«

*Woher weiß sie, dass ich Geschichten liebe?* Die Frau sprach in Rätselform, und doch ergaben ihre Worte auf verquere Weise Sinn. Vielleicht war ihr Mann eine Art Seher?

*Sita! Du hast dafür gerade keine Zeit!*, mahnte sie eine strenge Stimme in ihrem Kopf.

»Es tut mir wirklich leid«, sagte sie zu der Frau, nachdem sie sich angezogen hatte, »aber ich muss jetzt unbedingt gehen. Mein Vater ist sehr krank, und wie ich bereits sagte, wurde ich an sein Sterbett gerufen.«

»Ah, ja, Euer Vater«, sagte die alte Frau und nickte. »Ich hoffe für ihn, dass er diese Welt mit leichtem Herzen verlässt. So wie wir alle es tun sollten.« Sie schenkte Sita ein bedeutungsvolles Lächeln. Als wüsste sie weitaus mehr, als sie preisgab. »Noch eine Sache, bevor ich gehe«, fügte sie hinzu. »Vergesst nicht, Sitamun: Ihr seid sie, die alle Namen kennt. Eure Worte haben Macht. Das Wort ist die Tat. Vergesst das nicht, wenn die Zeit gekommen ist.«

Bei den Worten der Fremden lief es Sita eiskalt den Rücken hinab. Sie wich zur Tür zurück und versuchte, freundlich zu bleiben. »Das werde ich. Ich bin mir sicher, dass Nebet sich sehr über deinen Besuch freuen würde ... Sie ist wahrscheinlich noch im Schwimmbad, falls du bei ihr vorbeischauchen möchtest.«

Die alte Frau klatschte erfreut in die Hände. »Ah! Ich liebe es, zu schwimmen!«

»Gut«, sagte Sita und deutete zur Tür. »Wenn du möchtest, kann ich dir den Weg erklären.« Sie wollte die alte Hebamme aus ihrer Kammer führen, aber nachdem sie sich kurz weggedreht hatte, um den Vorhang zur Seite zu schieben, war die Frau nirgends mehr zu sehen.

*Sie muss durch die andere Tür geschlüpft sein, während ich nicht*

hingesehen habe, vermutete Sita. *Überraschend, wie schnell sie sich noch bewegen kann.* Hoffentlich geriet sie nicht in Schwierigkeiten mit den Wachen. Doch die hatten im Augenblick sicherlich Besseres zu tun, als sich um eine harmlose alte Frau zu kümmern, die durch die Gänge streifte.

Ebenso wie Sita gerade Besseres zu tun hatte.



Als Sita das Schlafgemach ihres Vaters erreichte, standen sowohl Meri als auch Kenna bereits vor seiner Tür. Sie hielten Abstand zueinander – Meri in seinem besten scharlachroten Schendit und einer Bluse, die an der Taille mit einem obsidianbesetzten Ledergürtel zusammengehalten wurde, und Kenna schmucklos wie stets in einer einfachen weißen Tunika. Sie waren wie Sonne und Mond, ihre Brüder, die man so selten zusammen sah und die zugleich nicht aus ihrer gemeinsamen Umlaufbahn ausbrechen konnten.

»Schwester«, murmelte Meri zur Begrüßung. Seine Augen strahlten.

»Sitamun«, sagte Kenna förmlich.

Sita trat zwischen sie. »So weit musste es also kommen, um uns drei zusammenzubringen?«

»Mit wem könnte ich meine Trauer besser teilen als mit meinen geliebten Geschwistern?«, sagte Meri so ungekünstelt, dass Sita ihm beinahe geglaubt hätte.

Kenna verschränkte die Arme, erwiderte aber nichts.

Da kam auch schon Königin Bintanat aus den Gemächern des Königs. »Gut, ihr seid alle da. Er hat nicht mehr viel Zeit.« Sie musterte ihre Kinder nacheinander – zuerst Meri, dann Sita, dann Kenna – und mit jedem Blick schwand ein wenig mehr von ihrer Gunst. »Um Gottes willen, Kenna, das ist das Beste, was du zum

Anziehen finden konntest? Für die Krönungszeremonie müssen wir unbedingt etwas Angemessenes in Auftrag geben.«

»Der König hat nur noch wenige Augenblicke zu leben, Mutter«, entgegnete Kenna sanft. »Verzeiht mir bitte, dass meine Gedanken in dieser Situation nicht um die neuste Mode kreisen.«

Die Königin wirkte leicht verärgert, gleichzeitig aber auch eine Spur erfreut über die Zurechtweisung. Sie richtete eine Falte an Kennas Tunika. »Vielleicht steckt ja doch ein Funke Feuer in dir, Bakenamun.« Dann winkte sie alle drei zu sich heran. »Beeilt euch. Euer Vater wartet.«

Meri ging voran, Sita folgte ihm und schob sich durch den schweren Vorhang, Kenna kam als Letzter. Der Weihrauch hing schwer in der Luft, und Sonnenstrahlen fielen durch die zarten Vorhänge, trafen auf die Rauchwolken und tauchten den Raum in ein verschwommenes Licht, das eine traumähnliche Atmosphäre erzeugte. All die Gegenstände, mit denen das Gemach früher angefüllt gewesen war – Gläser voll Johannisbrotbaum-Extrakt und Propolis aus den Bienenstöcken des Palastes, gebraucht, aber nicht mehr von Nutzen, Teller voll Essen, unberührt und von Fruchtfliegen umschwirrt, übel riechende Schüsseln, strategisch platziert neben dem Bett –, waren entfernt worden. Das Chaos des Lebens beseitigt, um Platz für den Tod zu schaffen.

Das Gewicht auf Sitas Brust wurde so schwer, dass sie kaum atmen konnte, als sie sich dem Bett näherte, in dem grau und eingefallen ihr Vater lag. Sie hatten ihm dasselbe flussblaue Gewand angezogen, das er damals bei seiner Krönung getragen hatte. Es war mit goldenen Fischen mit Malachitaugen bestickt und für seinen einst korpulenten Körper gemacht worden, sodass er nun beinahe zwischen den Falten verschwand. Sein dünnes, beerenschwarzes Haar war unter einer gestreiften Kopfbedeckung verborgen. Seine Augen waren geschlossen, und einen Moment lang dachte Sita, er sei bereits tot. Aber dann hörte er ihre Schritte und regte sich. Sein

unkonzentrierter Blick suchte sie und kam auf ihrem Gesicht zum Ruhen.

»Nun«, sagte er heiser. »Wer auch immer behauptet hat, Unkraut vergeht nicht, hat sich gewaltig geirrt.«

Sita hielt sich die Hand vor den Mund, um das Schluchzen zu unterdrücken, das ihr in der Kehle aufstieg. Er war ein nachlässiger Vater, ein unfähiger König und ein Lüstling vor den Göttern gewesen. Aber ...

*Er ist immer noch mein Vater.*

Der König winkte seine Kinder zu sich. Meri und Sita knieten sich auf die eine Seite des Bettes, Kenna auf die andere. Nacheinander sah Amunmose sie mit einem Ausdruck der Verwunderung auf seinem eingefallenen Gesicht an.

»Meine Kinder«, sagte er mit einem leisen Lachen. »Ich erinnere mich an die Nacht eurer Geburt, als wäre es gestern gewesen. Was für eine Überraschung das war! Kein einziger Priester hatte vorausgesehen, dass ihr zu dritt wart. Trotz all ihrer Visionen und ihres Heka brauchte es drei Tänzerinnen aus Amun-weiß-wo, um eure Geburt vorherzusagen.«

Sita nickte. »Eine von ihnen ist hier im Palast, Vater. Sie sagte, sie wolle ihre Aufwartung machen.«

Die Augenbrauen des Königs schossen in die Höhe. »Das musst du Nebet erzählen. Sie war überzeugt, dass es sich bei den Frauen um inkarnierte Göttinnen gehandelt habe, die auf die Erde gekommen waren, um eine neue Dynastie einzuleiten.« Er schnaubte verächtlich, dann fuhr er nach einer kurzen Pause fort: »Eine schöne Vorstellung, und glaubt mir, ich habe sie für mich arbeiten lassen. Was für eine großartige Geschichte, um sie all den Narren zu erzählen, die mein Anrecht auf den Thron infrage stellten. Drei Kinder, entbunden unter dem Schutz von drei Göttinnen! Eine Dreifaltigkeit innerhalb einer Dreifaltigkeit! Schöner hätte ich es mir nicht einmal *ausdenken* können. Dennoch sollte man meinen, dass Isis,

Nephtys und Heket Besseres zu tun haben, als sich inmitten eines Gewitters um eine schreiende Frau zu kümmern.«

Sita ließ sich auf die Fersen zurücksinken und erinnerte sich. Nebet bezeichnete die drei Frauen manchmal als Tänzerinnen, aber hin und wieder hatte sie Sita auch erzählt, sie wären Göttinnen gewesen. Isis war die Helläugige, Nephtys die Dunkeläugige und Heket war die Gedrungene mit den ...

Sie schnappte nach Luft.

*Die Gedrungene mit den Warzen.*

Heket ... Im Vergleich zu Isis und Nephtys war sie eine eher unbekannte Göttin, aber Sita wusste noch, dass ihr Lehrer ihr erklärt hatte, sie sei die froschköpfige Göttin der Fruchtbarkeit und Wiedergeburt. Außerdem war sie die Gemahlin von Chnum, einem Gott, der entweder als Mann mit Widderkopf oder gelegentlich als Lamm dargestellt wurde und auch als der göttliche Töpfer bekannt war, der auf dem großen Rad den Menschen aus Lehm geformt hatte.

Sita rief sich die merkwürdige alte Frau in ihrem Schlafgemach ins Gedächtnis. Die Dinge, die sie über ihren Mann gesagt hatte ...

*Jeder kennt ihn. Oder besser gesagt, er kennt jeden.*

*Er ist Töpfer – immer an seiner Scheibe zugange.*

Die Welt um sie herum geriet ins Wanken.

*Das kann doch nicht sein ... oder doch?*

»Die Wesire musst du fest im Griff haben«, sagte der König gerade zu Meri, als Sita ihre Aufmerksamkeit wieder auf das Hier und Jetzt richtete. »Was für ein Haufen Nörgler! Wenn man sie gewähren ließe, würde dieses Königreich in einem Meer aus Bürokratie ertrinken.« Der König hielt inne, sein Atem ging schwer und flach. »Nimm dir eine meiner Mätrissen – Tadia vielleicht. Sie ist jung und reif und würde eine gute Hauptfrau für dich abgeben.« Er tätschelte Meris Hand. »Regiere so wie ich, mein Sohn, und Khetara wird weiter gedeihen.«

»Du hast mich vieles gelehrt, Vater«, antwortete Meri. Es klang

wie ein Kompliment, aber Sita war sich sicher, dass es nicht so gemeint war.

Dann wandte sich der König an Kenna. »Bakenamun, du wirst das Einbalsamierungsritual und die Fertigstellung meines Grabes beaufsichtigen. Ich verlasse mich darauf, dass du alles richtig machst. Nur das Beste vom Besten, verstanden? Sematauis Grab soll im Vergleich zu meinem wie das eines Bettlers aussehen.«

Kenna runzelte die Stirn, als hätte er auf etwas Bitteres gebissen, nickte aber. »Wie Ihr wünscht.«

Zufrieden fuhr sich König Amunmose mit seiner blassen Zunge über die trockenen, rissigen Lippen. »Wisst ihr«, murmelte er, »wir verbringen so viel Zeit unseres Lebens damit, über den Tod nachzudenken und uns vorzustellen, wie herrlich es sein wird, wenn wir die Duat erreichen. Und doch denken wir nie darüber nach, dass niemand je zurückgekehrt ist, um uns zu erzählen, wie es wirklich ist.« Er lachte und wurde anschließend von einem heftigen Hustenanfall geschüttelt. Als dieser endlich nachließ, waren die Augen des Königs feucht und gerötet. »Als jemand auf der Grenze zwischen dem Hier und dem Dort«, keuchte er, »kann ich euch versichern, dass Sterben ... durch und durch ... beschissen ist.« Er grinste.

Meri war der Einzige, der das Lächeln erwiderte.

»Was ist mit mir, Vater?«, fragte Sita. Sie wusste, dass sie besser den Mund gehalten hätte, aber dafür sehnte sie sich zu sehr nach seiner Aufmerksamkeit. Sie konnte einfach nicht aus ihrer Haut. »Was wünscht Ihr, dass *ich* tue?«

König Amunmose drehte seinen Kopf zu ihr und hob eine knochige Hand, um ihr übers Haar zu streicheln, so wie man eine Blume im Garten bewundern würde. »Dass du dich gut verheiratest.«

Sita wartete auf mehr, doch es kam nichts. Und einfach so wurde ihre ohnehin schon zerbrechliche Trauer im Keim erstickt, ehe sie ihren ersten Atemzug tun konnte.

»Ich bin so ... müde«, murmelte König Amunmose ermattet.

Bei seinen Worten erhoben sich Meri und Kenna, als hätten sie nur darauf gewartet, endlich gehen zu können.

Kenna neigte den Kopf. »Möge dein Herz leicht sein und deine Reise nach Westen schnell verlaufen, Vater. Ganz Khetara wird an der Feier deiner Aufnahme ins Haus der Götter teilnehmen.«

Kennas Worte hallten in Sitas Ohren wider.

*Möge dein Herz leicht sein.*

Ein leichtes Herz war frei von Sünde. Von Schuld. Von Scham.

Das Gewicht des Herzens ihres Vaters konnte sie nicht ermessen, aber ihr eigenes fühlte sich so schwer an wie ein Stein.

Ohne ein weiteres Wort wandte sich Kenna zur Tür um und verließ den Raum. Meri wollte ihm folgen, blieb aber noch einmal stehen, als Sita plötzlich das Wort ergriff.

»Darf ich noch einen Moment bei dir bleiben, Vater?«, fragte sie. »Allein?«

Der König gab einen leisen Laut von sich. Der Besuch hatte ihn erschöpft.

Meri warf ihr einen fragenden Blick zu. *Was hast du vor?*, formte er lautlos mit den Lippen.

Doch sie ignorierte ihn und versicherte stattdessen dem König: »Ich werde auch nicht lange bleiben.«

»Ich genauso wenig, Sitamun«, murmelte König Amunmose. Mit einem Seufzer bedeutete er Meri zu gehen.

Meri zögerte, sein Blick zuckte zwischen Sita und ihrem Vater hin und her, bevor er ging.

»Wenn du mit dem Prinzen von Taschan nicht zufrieden bist«, begann ihr Vater, bevor sie überhaupt das Wort ergreifen konnte, »wird deine Mutter sicherlich jemanden finden, der ...«

»Das ist alles meine Schuld«, unterbrach ihn Sita. Die Worte sprudelten aus ihr heraus wie Wasser aus einem gebrochenen Damm. »Ich hätte das verhindern können. Ich hätte dich retten können, aber ich habe es nicht getan.«

Der Atem ihres Vaters ging schwerer. »Es ist nicht deine Schuld, Kind«, keuchte er. »Nur die Götter selbst hätten ...«

»Nein, du verstehst nicht«, schluchzte sie.

*Das ist deine letzte Chance. Befreie dein Herz von seiner Last, bevor es zu spät ist.*

Sita schloss fest die Augen. Eine giftige Mischung aus Liebe und Hass für ihren Bruder und ihren Vater pulsierte durch ihre Adern. Sie würde es tun. Aber sie war zu feige, um ihm dabei in die Augen zu blicken und mit anzusehen, wie ihr Verrat ihm in seinen letzten Stunden das bisschen Freude raubte, das ihm noch blieb.

Sie lauschte darauf, wie sich die Atmung ihres Vaters beruhigte, während er darauf wartete, dass sie das Wort ergriff, und hielt ihren Blick dabei fest auf seine Hände und den goldenen Ring gerichtet, den er wie stets trug.

»Es waren die Honigkuchen«, sagte sie schließlich tonlos. »Meri hat sie vergiftet, und ich wusste davon.«

Ihr Vater schnappte nicht nach Luft, schrie nicht auf vor Entsetzen. Also holte sie tief Luft und erzählte ihm die ganze Geschichte bis in die letzten Einzelheiten.

Als sie fertig war, fühlte sie sich leer. Leichter.

»Es tut mir so leid, Vater«, sagte sie mit nun festerer Stimme in die Stille hinein. Sie legte ihre Hand auf seine – und spürte, dass sie kalt war. Nun sah sie ihm doch ins Gesicht. »Wirst du mir jemals vergeben können?«

Der König starrte sie an, ohne zu blinzeln. Seine Pupillen waren geweitet. Sita suchte in seinem Gesichtsausdruck verzweifelt nach einem Anzeichen von Überraschung, Entsetzen, Wut – irgendeine Gemütsregung.

Aber er war tot, und ihre Chance auf Vergebung war mit ihm gestorben.

*Wie viel hat er noch gehört?, fragte sie sich. Alles? Nichts?*

Sie würde es nie erfahren.

Die Herrschaft von König Amunmose III. war vorbei.

*Möge sein Leben im Westen ewig währen.*



Noch immer tief erschüttert trat Sita durch den Vorhang. Die Menschenansammlung im Gang hatte sich vergrößert. Die Wesire waren eingetroffen, ebenso wie einige Palastbeamte und mehrere Nebenfrauen. Als Sita erschien, verstummten alle und wandten sich ihr zu.

Sie wünschte sich von ganzem Herzen, dass diese Aufgabe jemand anderem zugefallen wäre. Ganz gleich wem, nur nicht ihr. Ihre Hände zitterten.

*Du bist eine Prinzessin*, sagte die strenge Stimme in ihrem Kopf. *Also benimm dich auch so.* Es war die Stimme ihrer Mutter, und sie klang enttäuscht.

Sita straffte den Rücken und formulierte die Nachricht so einfach wie möglich. »Er ist tot.«

Ihre Worte schlugen ein wie ein Blitz. Die Reaktion kam sofort.

»Schickt Boten zu jedem Nomarchen in jeder Stadt«, befahl die Königin den Wesiren, während sich eine Schar von Priestern an Sita vorbei ins Schlafgemach des Königs drängte. Die Wachen schickten alle unerwünschten Schaulustigen weg und umringten Meri – ihren neuen Schutzbefohlenen.

Kenna stand ein wenig abseits, die langen Hände vor sich verschränkt. Er schien aufrichtig zu trauern. Als er Sitas Blick begegnete, war sie einen Moment lang wieder das weinende kleine Mädchen, das mit Kennas Hilfe einen toten Vogel vergrub, den sie im Garten gefunden hatte. Er war immer schon ein seltsamer, stiller Junge gewesen. Aber auch stets freundlich. Und er behandelte selbst die kleinsten Lebewesen mit Respekt – im Leben wie im Tod. Meri hatte ihn nie verstanden. Die Brüder waren einfach zu unterschied-

lich, um etwas miteinander anfangen zu können. Sita hatte sie stets beide verstanden. Bis Kenna sie verließ, um Priester zu werden.

*Wir haben uns früher doch nahegestanden! Was ist mit uns passiert?*

Sie wollte zu ihm gehen, ihm um den Hals fallen und ihm alles gestehen. Sie wollte, dass er ihr sagte, wie sie all das, was sie zerstört hatte, wieder in Ordnung bringen konnte. Aber als sie sich das letzte Mal an ihn gewandt hatte, war seine Reaktion verächtlich und abweisend ausgefallen. Vielleicht hatte sie es ja nicht anders verdient. Doch als sie Kenna nun über die hektische Menge hinweg ansah und ihre eigene Trauer in seinem Gesicht widergespiegelt fand, fragte sie sich, ob er sich nicht vielleicht ebenso wünschte, zu ihr zu gehen, um bei ihr Trost finden zu können.

Plötzlich lag eine Hand auf ihrer Schulter, und sie spürte Lippen an ihrem Ohr. »Komm mit.«

Als Kenna seinen Bruder an Sitas Seite sah, verzog er das Gesicht und wandte sich von ihnen ab, um wieder dorthin zurückzukehren, von wo er gekommen war.

»Warte!«, rief Sita, aber Meri hielt sie fest und zog sie weg.

Ein Schluchzen stieg in ihrer Kehle auf, aber sie unterdrückte es und ließ sich von Meri mitnehmen.

Sie waren nur ein paar Schritte gegangen, als der Hauptmann der Leibgarde sie einholte.

»Mein Prinz«, sagte er, »ich muss darauf bestehen, dass Ihr mit uns kommt. Es gibt viel zu tun, und wir müssen für Eure Sicherheit sorgen.«

Meri blieb stehen. »Du vergisst dich«, wies er den Soldaten scharf zurecht.

Einen Moment lang verstummte die Menge. Meris normalerweise stets so charmanter, schmeichelnder Ton war verschwunden. Ersetzt durch etwas Furchteinflößendes, das nur darauf gewartet hatte, endlich zum Vorschein kommen zu dürfen.

»Ich mag die Krone noch nicht tragen, aber du sprichst hier immer noch mit deinem zukünftigen König. Unser Vater ist tot. Und du wirst uns nun einen Moment Zeit für unsere Trauer geben.«

Der Soldat schluckte und senkte den Kopf. »Natürlich, mein Prinz. Bitte verzeiht mir.« Er blieb wie angewurzelt stehen, bis Meri ihn mit einer Geste entließ.

Meri führte Sita in eine ruhige Ecke und zog sie fest an sich. Das war genau das, was sie sich von Kenna gewünscht hatte, und doch fühlte sie sich nun, wo Meri es tat, nicht getröstet.

Weil es ihm in Wahrheit nicht um sie zu gehen schien, sondern um die Leute, die zuschauten.

Und als Meri sich zu ihr hinunterbeugte, um ihr etwas zuzuflüstern, bestätigte sich, dass ihr Instinkt nicht getrogen hatte.

»Du hast es ihm gesagt, nicht wahr?« Er umfasste mit einer Hand ihren Hinterkopf, eine zärtliche und zugleich raubtierhafte Geste. »Du hast ihm unser Geheimnis verraten, ehe er starb.«

Sita stockte der Atem – ein Eingeständnis, so deutlich, als hätte sie es laut ausgesprochen.

»Du konntest den Mund einfach nicht halten, oder?«, zischte Meri. »Nicht, dass es jetzt noch eine Rolle spielt. Aber das werde ich mir merken, Sitamun. Als einen Punkt mehr auf der Liste deiner *Indiskretionen*.« Er strich ihr mit der Hand über den Hinterkopf, als wäre sie ein Haustier. »Du musst noch einiges lernen, bevor du eine passable Königin abgibst. Aber zu deinem Glück bin ich ein hervorragender Lehrmeister.«

Sita erstarrte. »Wovon redest du da?«, flüsterte sie erstickt.

Meri gab einen abfälligen Laut von sich. »Hast du wirklich geglaubt, ich würde zulassen, dass du an diesen affektierten Prinzen aus Tasch verscherbelt wirst? Hast du wirklich geglaubt, ich würde dich so wenig lieben?«

*Was will er damit andeuten? Er kann doch unmöglich glauben, dass ich ... dass wir ...*

»D...das *darfst* du nicht«, stammelte sie. »Ich bin deine Schwester, Meri. Das macht niemand mehr, seit tausend Jahren nicht!«

Er beugte sich ein wenig nach hinten, um sie ansehen zu können. Sein schönes Gesicht war nur wenige Zentimeter von ihrem entfernt. »Und genau deshalb müssen wir es tun«, flüsterte er. »Als Khetara die alten Bräuche abgelegt hat, verlor es seine Seele. Nun liegt es an uns, sie wiederzubeleben und damit die Bedeutung unseres Königreichs wiederherzustellen. Und du bist ein Teil davon, Sitamun! Von allen Frauen im Land hast du das reinste Blut, das der Göttlichkeit am nächsten kommt. Die Priester müssen Papyrusrollen wälzen, um die Macht des Heka zu erlernen. Aber wir nicht. Dein und mein Fleisch ist das Fleisch der Götter, und durch unsere Adern fließt Magie. Verstehst du denn nicht? Wir gehören zusammen – das ist unser Geburtsrecht. So wie Osiris seine Schwester-Frau Isis an seiner Seite hatte und Seth Nephthys, so werde ich dich an meiner Seite haben. Meine Zwillingschwester. Mein Spiegelbild.«

Seine Umarmung war erdrückend. Er war ihr so nah, dass die einzige Luft, die sie während seiner Schilderung des Schicksals, das sie erwartete, einatmen konnte, aus seinen Lungen kam. Und sie hatte keine andere Wahl, als sie einzuatmen.

»Sobald ich gekrönt bin, wird Khetara wieder einen Gottkönig haben, dem Namen, aber auch seinen Taten nach. Dieses Königreich ist Stück für Stück in sich zusammengebrochen, während Vater sich an Kuchen und Konkubinen satt gefressen hat.« Er schürzte angewidert die Lippen, aber nur für einen Sekundenbruchteil. Dann lächelte er und ließ die Hand von ihrem Hinterkopf zu ihrem Gesicht gleiten. Seine Finger waren weich und dufteten. »Doch damit ist es jetzt vorbei. Mit mir auf dem Thron und dir an meiner Seite wird Khetara wieder mächtig. Du wirst schon sehen.«

Und damit ließ er sie los und ging davon, um sich den zahlreichen Pflichten eines Kronprinzen zu widmen. Um Pläne zu schmie-

den, Entscheidungen und Vorbereitungen zu treffen, Zeremonien abzuhalten und Beileidsbekundungen, gefolgt von Treueschwüren, entgegenzunehmen. In Windeseile bildete sich eine Menschentraube um ihn, Wachen, Wesire und Beamte umschwärmten ihn wie Nachtfalter eine Flamme.

Sita sah ihm nach, und ihre Gedanken wanderten erneut zu der Nacht des Bastet-Festes.

Sie dachte daran, was sie sich im Gebet an die Göttin gewünscht hatte, anstatt um die Rettung ihres Vaters zu bitten. Nicht, dass es etwas geändert hätte. Selbst Bastet hätte den König nicht retten können.

Und inzwischen war klar wie der helllichte Tag, dass Bastet auch ihr Gebet nicht erhören würde.

Sita war nicht frei. Und würde es niemals sein.

Das Netz hatte sich fest um sie zusammengezogen.



## 23

### NEFF

Nie zuvor hatte Neff eine solche Stille erlebt.

Seit dem Tod des Königs in der Nacht zuvor schien ein Trauerschleier über dem Tempel des Amun zu liegen. Die Priester gingen zwar ihren alltäglichen Aufgaben nach, unterhielten sich dabei aber nur gedämpft und huschten mit gesenkten Köpfen von hier nach dort. Die Wabet waren bereits in den frühen Morgenstunden aus den Frauengemächern verschwunden, um die langwierigen Vorbereitungen für Amunmoses Bestattungszeremonie in Gang zu setzen, die in exakt siebenzig Tagen stattfinden würde. Selbst die Vögel im Lustgarten schienen leiser zu zwitschern als üblich.

Durch ihr Studium der Schriften hatte Neff gelernt, wie gefährlich die Zeit zwischen dem Tod eines Pharaos und der Krönung des nächsten war. Der Strom der Zeit floss unaufhörlich wei-

ter und zog Khetara auf eine ungewisse Zukunft zu. Aber bis der Prinz gekrönt wurde, hatte niemand das Ruder in der Hand, um das Königreich sicher durch mögliche Gefahren zu navigieren.

Vielleicht war das ja der Grund, aus dem die Priester so leise sprachen: weil sie Angst hatten, die bösen Mächte anzuziehen, die ermutigt durch den Tod des Königs das Land durchstreiften.

In der Stille träumte Neff von zu Hause. Sie stellte sich vor, auf ihrer Matte zu erwachen, nach oben zu gehen und ihrer Mutter dabei zuzusehen, wie sie in der Morgensonne den Sand vom Dach fegte. Sie stellte sich vor, wie sie sich an den Frühstückstisch setzte und ihrem Vater davon erzählte, wie sie dem König begegnet war. Dass sie in den Palast gerufen und gebeten worden war, seinen Traum zu deuten.

*Ich wusste, dass er sterben würde,* erzählte sie ihrem Vater in ihrer Vorstellung. *Aber ich hatte Angst, es ihm zu sagen. Deshalb habe ich gelogen. Ich habe den König belogen, und nun ist er tot.*

Sie malte sich die entsetzte Miene ihres Vaters aus. Seine Enttäuschung. Seine Worte, ehe sie Bastets Boot betreten hatte, fielen ihr wieder ein, und seine Stimme und die Stimmen der Götter verschmolzen in ihrem Kopf zu einer großen kosmischen Verurteilung.

*Nefermaat.*

*Die vollkommene Gerechtigkeit.*

*Das bist du.*

*Du wirst uns stolz machen.*

Die Worte brannten wie Essig in einer Fleischwunde.



Meister Mentuhotep und der oberste Schreiber waren mit den Bestattungsvorbereitungen und Prinz Meriamuns Krönung beschäftigt, weshalb Neff entlassen wurde, nachdem sie ihre tägli-

chen Aufgaben erfüllt hatte – ein ganzer Tag, der nur ihr gehörte. Allein kehrte sie in die Frauengemächer zurück. Nachdem sie sich Hände und Gesicht im Becken gewaschen hatte, kniete sie sich auf die Schlafmatte und betete zu der Göttin, die sie an diesen Ort gebracht hatte.

»Hilf mir, Bastet. Was soll ich jetzt tun? Wie kann ich es wiedergutmachen?«

Sie wartete auf ein Zeichen, doch nichts tat sich.

Nach einer Weile wollte sie sich wieder erheben, da hörte sie eine Gruppe von Priestern den Gang entlangkommen.

»Amun sei Dank ist die Natronlieferung gestern eingetroffen«, sagte einer von ihnen im Vorbeigehen. »Die Einbalsamierer werden es mit Sicherheit dringend brauchen.«

Neff blinzelte. Schließlich hatte sie die Natronlieferung längst gesehen. Karim, der Mann aus ihrer Vision, hatte sich mit dem Natronverkäufer und seinem Esel in den Tempel geschlichen. Die Nachricht vom Zusammenbruch und dann dem Tod des Königs hatte sie die Ereignisse im Lebenshaus kurz vergessen lassen, aber jetzt kehrte die Erinnerung wieder zurück.

Der mysteriöse Pharaon namens Setnacht. Das Orakel des Lamms.

Uralte Kräfte hatten sie an diesen Ort gebracht. Und dann hatten sie Karim zu ihr geführt. Als sie ihn zum ersten Mal auf dem Hof gesehen hatte, war es gewesen, als hätte sie ein unsichtbares Band zueinandergezogen. Ein ähnliches Gefühl hatte sie gehabt, als sie am Abend des Bastet-Fests Prinzessin Sitamun gesehen hatte. Nur war es Neff damals nicht bewusst gewesen, dass dieses Gefühl von großer Bedeutung war.

*Eine trug eine Krone ...*

Wenn Sitamun, Karim, das Bauernmädchen aus Sakesch, von dem er erzählt hatte, und sie selbst die vier Gestalten aus ihrer Vision waren, dann hatte sich das Orakel tatsächlich bewahrheitet.

Angst nagte an ihr. Sie sprach von Ereignissen, die sich ihrem

Wissen entzogen. Von Ereignissen, die längst in Gang gesetzt worden waren.

Es war alles zu viel, um es für sich zu behalten. Sie musste mit jemandem reden, allein schon, um sich nicht mehr so allein zu fühlen. Also dankte sie Bastet und verließ die Frauengemächer, um sich auf die Suche nach dem einen Menschen zu machen, dem sie trauen konnte.



Kenna war nicht schwer zu finden. Dazu brauchte sie nur den Geräuschen zu folgen, die aus der Einbalsamierungskammer drangen und die lastende Stille durchschnitten, die sich über den Palast gesenkt hatte.

Neugierig geworden, schlich sie sich zur offenen Tür und spähte in der Hoffnung, sich unbemerkt umsehen zu können, um die Ecke.

Der Prinz stand vor einem halben Dutzend Sem-Priester. Sein Gesicht war gerötet, die Arme hatte er in die Seiten gestemmt. Noch nie hatte Neff ihn so gesehen.

»Bitte, mein Prinz«, sagte der älteste Sem-Priester mit elender Miene. »Wir wünschen Euch doch einfach nur beim Einbalsamierungsritual des Königs zu helfen. Ihr wisst ebenso gut wie wir, dass dies keine Aufgabe für einen einzelnen Mann ist. Und im Falle eines Pharaos ist es ...«

»Er ist nicht nur der Pharaon«, unterbrach Kenna den Mann scharf. »Er ist mein Vater. Und niemand außer mir darf ihn berühren. Ist das klar? Dies ist meine Pflicht, und ich allein muss sie erfüllen.«

Der ältere Priester sank in sich zusammen. »Wir Ihr wünscht«, sagte er und bedeutete den anderen, ihm nach draußen zu folgen.

Neff wich hastig von der Tür zurück und glitt hinter eine Säule, bis alle Sem-Priester gegangen waren und sich wieder Stille über

den Gang gesenkt hatte. Die Ruhe war so vollkommen, dass sie sich schon fragte, ob Kenna vielleicht mit ihnen gegangen war. Aber dann ergriff er das Wort.

»Du kannst jetzt hereinkommen, Neff.«

Sie wagte sich aus ihrem Versteck hervor. »Woher wisst Ihr das nur immer?«, fragte sie, als sie die Kammer betrat.

Kenna stand in der Raummitte und beugte sich über eine vertraute Gestalt, die auf den zwei Steinpodesten ruhte, auf denen sich der Leichnam der alten Frau befunden hatte. Als Neff vorhin durch die Tür gespäht hatte, war die Gestalt von den Priestern verdeckt gewesen. Sie jetzt so vor sich zu sehen, ließ Neff das Herz bis zum Hals klopfen.

*Der König.*

Neff schlug sich die Hand vor den Mund und erstarrte.

Amunmoses ausgemergelter Körper war bis auf ein feines Leintuch, das um seine Taille geschlungen war, nackt. Bei ihrer letzten Begegnung war sein Gesicht bei ihrem Anblick voller Hoffnung gewesen. Es war die Hoffnung auf eine Botschaft der Götter gewesen, von denen er sich verlassen fühlte. Sie hatte ihm mit Lügen geantwortet, und nun war er tot.

»Es tut mir so leid«, platzte es aus ihr heraus. Ihre Worte waren Kondolenz und Entschuldigung zugleich.

Kenna sah zu ihr auf. Seine Augen waren rot gerändert, aber trocken. »Danke. Mein Vater und ich haben uns nicht sehr nahegestanden.« Sein Blick wanderte hinab zu Amunmoses Leichnam. »Aber anders als Mutter hat er meine Entscheidung, mich dem Priestertum anzuschließen, niemals infrage gestellt. Vater war der Meinung, dass ein jeder tun und lassen sollte, was er wollte.« Nach kurzem Schweigen schob er nach: »Er selbst jedenfalls hat nach diesem Grundsatz gelebt. Dass er seine Gelüste über seine Pflichten gestellt hat, mag ihn zu einem schlechten König gemacht haben, aber ... dafür, dass er mir die Freiheit gewährt hat, schulde ich ihm

diese letzte Ehrerweisung.« Er kehrte an den Tisch zurück, auf dem seine Werkzeuge bereitlagen.

»Ich sollte Euch besser wieder allein lassen«, sagte Neff und näherte sich rückwärts der Tür.

»Nein, warte.« Kenna seufzte und wandte sich zu ihr um. Erst jetzt fiel Neff auf, wie müde er sein musste. Vermutlich hatte er seit dem Zusammenbruch des Königs in der Nacht zuvor nicht geschlafen.

»Die Gesellschaft der Priester wäre bedrückend gewesen. Deine dagegen empfinde ich als tröstlich.« Er presste die Lippen zu einem Strich zusammen. »Aber ich sollte dich warnen. Das Einbalsamierungsritual ist nichts für schwache Nerven. Glaubst du, das stehst du durch?«

Neff knabberte sich auf der Unterlippe herum. Kenna war ein Prinz. Er hätte ihr einfach befehlen können zu bleiben, wenn er es wünschte. Doch stattdessen bat er sie darum. Und obwohl die Vorstellung, einen grauenvollen Prozess mitzerleben, den sie bisher nur vom Hörensagen kannte, Neff abstieß, konnte sie ihren Wahlbruder in diesen Notzeiten nicht allein lassen.

»Aber natürlich«, erwiderte sie.

Kenna musterte sie genau und schien es sich dabei anders zu überlegen. »Nein, das darf ich nicht von dir verlangen. Du bist doch noch ein Kind, und das hier ... Ja, es ist wichtig und notwendig. Aber es ist auch ausgesprochen abstoßend, wenn man den Umgang mit Toten nicht gewohnt ist.«

»Ich will bleiben«, versicherte ihm Neff. Sie klang selbstbewusster, als sie sich fühlte. Die Wahrheit lautete, dass ihr bereits jetzt flau im Magen war. Aber sie war fest entschlossen, Prinz Kenna beizustehen. »Ich kann so viel lernen, wenn ich Euch helfe. Wir ... Wir könnten es doch als Teil meiner Priesterinnenausbildung betrachten.«

Kenna begann zu strahlen. »Da hast du allerdings recht. Es ist

ein ausgesprochen erhellender Prozess. Nicht nur das Ritual an sich, sondern auch, was es uns über den Körper und seine Funktionsweisen lehrt. Wenn du möchtest und es für nützlich hältst, erkläre ich dir währenddessen gern alles ganz genau.«

Neff schluckte. »Ja, das möchte ich sogar sehr.«

»Dann lass uns anfangen.«

Kenna wirkte entspannter, als er zu seinen Werkzeugen zurückkehrte und in die Rolle des Lehrers schlüpfte. Er nahm einen langen, metallenen Schaft vom Tisch und legte ihn seinem Vater auf die Brust. Neff zwang sich, näher zu kommen, während der Prinz den Kopf des Königs in den Nacken legte und mit einem kleinen, gebogenen Holzstück stützte.

»Als Erstes müssen wir das Organ im Schädel entfernen«, sagte er und nahm dabei den Schaft zur Hand. »Es ist von zentraler Bedeutung, dass sämtliche Feuchtigkeit aus dem Körper entfernt wird, damit der Fäulnisprozess nicht einsetzen kann. Die Toten müssen in der Duat ihre physischen Körper bewahren, weswegen es unsere Pflicht ist, dafür zu sorgen, dass sie perfekt erhalten sind.«

Mit diesen Worten schob er dem König das spitze Ende des Schafts so tief ins Nasenloch, bis es nicht mehr weiterging. Dann durchbrach er mit einer raschen, kräftigen Bewegung den Widerstand. Es knackte leise.

Neff gab einen leisen Laut von sich, weil ihr Frühstück wieder hochzukommen drohte.

Kenna sah zu ihr auf. »Alles in Ordnung?«

»Alles bestens«, erwiderte sie erstickt.

Kenna nickte und machte sich wieder an die Arbeit. Mit langsamen Kreisen bewegte er den Schaft im Schädel und zog ihn dann wieder heraus. Auf dem Metall schimmerte eine dunkle Blutschicht. Als Nächstes griff er nach dem Schaft mit dem löffelförmigen Ende.

»Jetzt, wo das Organ zerteilt ist, können wir es entnehmen, ohne den Schädel zu beschädigen«, erklärte er.

Neff beobachtete, wie er nun diesen zweiten Schaft ins Nasenloch des Königs schob und systematisch schwammige graue Gewebestückchen entnahm, die er mit Übelkeit erregenden schmatzenden Geräuschen in eine Tonschale klatschte.

»Ich dachte ...« Sie verstummte kurz, weil sie die Galle herunterschlucken musste, die ihr in der Kehle brannte. »Ich dachte, es soll alles erhalten werden.«

»Ja, alles bis auf das hier.« Kenna zog eine Grimasse und versuchte, die letzten Gewebestückchen zu entfernen. »Das Organ im Schädel hat keinerlei uns bekannten Nutzen. Wir entfernen und konservieren Lunge, Magen, Leber und Darm in Kanopenkrügen. Das sind Tongefäße, die nur zur Aufbewahrung der Organe angefertigt werden und nach den Söhnen des Horus benannt sind, die sie beschützen sollen. Nur das Herz verbleibt im Körper, um diesen auf der Reise in den Westen zu begleiten. Es ist so, wie der Einbalsamierer in dem alten Brief sagte, den wir im Lebenshaus gefunden haben: Wenn das Urteil gefällt wird, wird das Herz gegen Maats Feder aufgewogen, und wenn es leichter ist als die Feder, ist der Pharaon in der Duat willkommen. Ohne Herz kann es kein Urteil geben, und er muss bis in alle Ewigkeit auf der Erde herumlaufen.«

»Und das kommt als Nächstes?«, fragte sie mit einer Spur Grauen in der Stimme. »Ihr entfernt alle Organe bis auf das Herz?«

»Richtig.« Nachdem Kenna die Entnahme des grauen Kopforgans beendet hatte, wischte er sich den Schweißfilm von der Stirn. Dann legte er das blutige Instrument weg, bettete den Kopf seines Vaters vorsichtig wieder flach auf die Unterlage und wischte ihm mit einem sauberen Tuch Blut und Gewebereste vom Gesicht. Neff beobachtete, wie sich Kennas Gesichtsausdruck dabei veränderte. Es waren nur ein kaum erkennbares Flattern des Nasenflügels, ein Beben des Mundwinkels. Aber es reichte, um ihr zu ver raten, dass er trauerte.

Er musste gespürt haben, dass sie ihn beobachtete, denn er räu-

perte sich und warf den schmutzigen Lappen in die Schüssel zu den Gewebestücken. Dann wandte er sich ab und stützte sich kurz mit beiden Händen am Instrumententisch ab, ehe er mit einer Obsidianklinge zum Leichnam seines Vaters zurückkehrte.

»Jetzt öffnen wir den Unterleib und entfernen sämtliche Organe. Anschließend füllen wir den Leichnam mit Natron und warten siebzig Tage lang, bis der Konservierungsprozess abgeschlossen ist.« Sichtlich beunruhigt wechselte er einen Blick mit Neff. »Bist du immer noch bereit zu bleiben, kleine Schwester?«

Neff wollte den Rest nicht sehen. Und am liebsten hätte sie selbst das, was sie bereits gesehen hatte, wieder aus ihrem Gedächtnis gelöscht. Aber zu bleiben, fühlte sich an wie ein kleiner Schritt auf dem Weg der Wiedergutmachung ihrer Lügen. Wenn sie auf Vergabung hoffen wollte, dann würde sie mutig sein müssen. Sie hatte den König im Stich gelassen. Das Mindeste, was sie nun tun konnte, war, für seinen Sohn da zu sein.

»Ich bleibe.«

Kenna warf ihr ein schiefes Lächeln zu und nickte. Dann versenkte er die Klinge im weichen Fleisch der linken Bauchseite seines Vaters und durchtrennte es, wie Neff es sonst nur von den Fischern auf dem Markt mit ihrer Ware kannte. Der Schnitt reichte bis zu dem Stoffstück an der Taille seines Vaters.

»Da«, sagte der Prinz und untersuchte den Schnitt genau. Das wenige Blut, das herausdrang, war dickflüssig und dunkel. Der Prinz atmete tief durch und schob seine Linke in die Öffnung.

»Bring mir eine Schüssel«, murmelte er und deutete auf die Tongefäße auf dem Tisch. »Die größte, bitte.« Neff hastete los und stellte die Schüssel neben Kenna ab, der bereits dabei war, einen langen, rosafarbenen Schlauch aus dem Leichnam zu ziehen, der nicht enden zu wollen schien, bis er schließlich aus der Schüssel herauszuquellen drohte.

»Die nächste Schüssel«, sagte er und langte erneut in den Leich-

nam. Diesmal holte er ein dickeres, schwereres Organ hervor, das er mit der Obsidianklinge freischneiden musste und anschließend in die zweite Schüssel fallen ließ. Neff hielt die Luft an, als sie die erste Schüssel zurück zum Instrumententisch trug und dabei sorgfältig darauf achtete, sich den Inhalt nicht allzu genau anzusehen.

Als Nächstes kam ein schweres, kegelförmiges Organ zum Vorschein, das so groß war, dass es nur knapp durch den Schnitt passte. Es war von einem dunklen Rotbraun, das seltsam brutal und düster wirkte, und überraschend schwer. Kenna musterte es genau, ehe er es in die Schüssel gab.

»Was stimmt nicht damit?«, fragte Neff.

Doch Kenna schüttelte nur den Kopf. »Nichts vermutlich. Aber seltsam ist es schon ...« Er richtete seine Aufmerksamkeit wieder auf den Leichnam und schien sich innerlich zu wappnen. »Ein letztes Mal noch«, murmelte er und langte tief in den Körper, fast bis zur Schulter.

Unter Mühen zog er zwei weitere schwammige Organe heraus, die genau gleich aussahen. Verglichen mit dem vorigen waren sie überraschend leicht, und die Oberfläche war mit seltsamen Wucherungen übersät. Neff überwand ihre Abscheu und sah genauer hin. Die Auswüchse erinnerten sie an den Schimmel, der sich manchmal auf verdorbenen Lebensmitteln bildete, die zu lange im Dunkeln standen – weißlich, weich und faulig.

»Prinz Kenna?«, fragte Neff, als der Prinz aufstand, um seinen Arm in einer Schüssel mit sauberem Wasser zu waschen. »Was ist das?«

Kenna untersuchte die Wucherungen, und sein interessierter Gesichtsausdruck wich Argwohn.

»Lass mal sehen«, sagte er und stellte die Schüssel zu den anderen drei auf dem Instrumententisch.

Er untersuchte jedes einzelne gründlich und wurde dabei mit jeder Sekunde unruhiger.

Am Ende schnitt er mit seinem Messer das gekrümmte Organ auf und schüttete den Inhalt auf einen flachen Teller. Was herauskam, war ein graubrauner Brei.

Als Neff der Geruch in die Nase stieg, wäre sie beinahe in Ohnmacht gefallen. Aber sie krallte sich an der Tischkante fest und zwang sich, bei der Sache zu bleiben.

Kenna roch vorsichtig an dem grauen Brei und stellte ihn dann wieder hin. Mit nachdenklicher Miene legte er beide Handflächen flach auf den Tisch, beugte sich vor und fluchte leise in sich hinein.

Neff kam neben ihn. »Was ist los?«, fragte sie nervös.

Kenna atmete tief durch. »Vor etwa einem Jahr wurde ein Mann zur Einbalsamierung gebracht, nachdem sich herausgestellt hatte, dass seine Frau ihn vergiftet hatte. Sie hatte sich Zeit gelassen und ihm jeden Abend eine geringe Dosis in sein Essen gemischt, bis er krank wurde und starb. Fast wäre sie ungestraft davongekommen, wurde jedoch von einer Nachbarin verraten, die sie bei der Planung mit ihrem Liebhaber belauscht hatte. Die Frau hatte gehofft, nach dem Tod ihres Mannes mit ihm durchbrennen zu können.

Als sie mit den Vorwürfen konfrontiert wurde, gestand sie und wurde hingerichtet. Danach bezahlte die Familie ihres Mannes für eine vollständige Einbalsamierung. Es war eines der ersten Rituale, die ich selbst durchgeführt habe, daher erinnere ich mich noch sehr gut daran. Während der Exhumierung fielen mir mehrere Besonderheiten an den Eingeweiden des Mannes auf. Seine Leber zum Beispiel«, Kenna deutete auf das schwere, dunkle Organ, »war geschwollen und viel größer als normal. Ganz wie die meines Vaters.«

Neff erstarrte. *Nein, bitte! Das darf einfach nicht wahr sein!*

Als Nächstes zeigte Kenna auf die schwammigen Organe. »Ich bemerkte außerdem, dass die Lunge des Mannes von verfaulten Wucherungen übersät war, ähnlich wie diese hier. Und die Nahrung in seinem Magen verströmte einen seltsamen Geruch, der nicht zu dem passte, was er an diesem Tag gegessen hatte.« Er deutete auf

den grauen Brei – den Mageninhalt des Königs. Seine letzte Mahlzeit. »Das sind die halb verdauten Reste eines Honigkuchens«, erklärte Kenna. »Aber der Geruch erinnert eher an Knoblauch. Das ist nicht normal, Nefermaat. Nichts davon ist, wie es sein sollte.«

Neff taumelte einen Schritt nach hinten. »Amun, vergib mir«, flüsterte sie.

Kenna schien sie nicht zu hören. Er ballte die langen Finger mit den leicht blutverkrusteten Nägeln zu Fäusten. »Ich kann selbst nicht glauben, dass ich das sage, aber ich glaube nicht, dass mein Vater an einer Seuche oder einem Fluch gestorben ist. Ich glaube, er wurde ermordet.«

Neff schloss die Augen, und das flaue Gefühl in ihrem Bauch verstärkte sich, als die Worte, die sie damals nicht ausgesprochen hatte, über ihre Lippen kamen: »Er wird von jenen verraten werden, die ihm am nächsten stehen. Er wird durch die Hand des einen sterben, während die andere schweigend zusieht.«

Kenna wirbelte zu ihr herum. »Was hast du da gesagt?«

So groß ihre Angst auch war – sie wusste, dass sie ihm die Wahrheit sagen musste. »Das ist die Botschaft, die ich empfangen habe, als Euer Vater mich in den Palast rief, um seinen Traum zu deuten. Aber ich hatte zu viel Angst, ihm zu sagen, was ich gesehen hatte. Also erzählte ich ihm etwas anderes. Ich wusste nicht, was passieren würde. Ich dachte nicht, dass meine Worte eine Rolle spielen würden.« Neff schniefte, und ihr stiegen die Tränen in die Augen. »Es tut mir so leid.«

Kenna erbleichte. »Verraten von jenen, die ihm am nächsten stehen ... und eine stumme Zeugin ...« Nachdenklich starrte er auf den Boden, dann verwandelte sich sein trauriger Gesichtsausdruck in Wut, und er stieß ein einzelnes Wort hervor, scharf wie eine Obsidianklinge. »Meri.«

Er schlug so heftig mit der Faust auf den Tisch, dass die Werkzeuge schepperten. Als er seine Gefühle wieder im Griff hatte, legte

er sie wieder ordentlich zurecht. Doch sein Atem ging nach wie vor stoßweise.

Eine pulsierende Wut, die Neff erschreckte, ging von ihm aus.

*Er wird dich für das, was du getan hast, hassen. Und deshalb wird er dich aus dem Tempel werfen lassen. Du wirst Schande über deine Familie bringen. Du bist eine feige Lügnerin, und du hast alles ruiniert.*

Auf einmal musste sie an das Gespräch denken, das sie an jenem Tag im Palast mit Prinz Meriamun geführt hatte. Sie hatte ihm von ihrer Vision erzählt! Und ihm versprochen, alles für sich zu behalten!

*Ich kümmere mich um den König.*

Und genau das hatte er getan.

*Ich bin so dumm, dachte Neff.*

Sie begann zu weinen. »Es tut mir leid«, schluchzte sie erneut und vergrub ihr Gesicht in den Händen. »Es tut mir so leid.«

Kenna berührte sie an der Schulter. Sie zuckte zusammen, aber sein Griff war sanft. »Trockne deine Tränen, kleine Schwester«, sagte er nun wieder ganz ruhig. »Dich trifft keine Schuld. Wenn überhaupt, dann bin ich es, der einen Fehler begangen hat.«

Neff runzelte die Stirn. »Wie meint Ihr das? Wie könnte Euch eine Schuld treffen?«

»Sita hat versucht, mir zu sagen, dass im Palast etwas nicht stimmt. Sie hat mich regelrecht um Hilfe angefleht und angedeutet, dass ihr die Krankheit unseres Vaters verdächtig vorkommt. Aber ich wollte nicht auf sie hören. Ich dachte, die Fantasie würde mit ihr durchgehen ...« Er wandte sich dem Leichnam seines Vaters zu, der seine letzten Geheimnisse am Ende selbst preisgegeben hatte. »Ich hätte auf sie hören sollen.«

Neff atmete zwar immer noch stoßweise, aber sie war erleichtert, dass er nicht wütend auf sie war. »Und was werdet Ihr jetzt tun?«

Kenna zuckte mit den Schultern. »Was kann ich schon ausrich-

ten? Meri steht kurz vor der Krönung. Wie ich meinen Bruder kenne, hat er bereits die Unterstützung der Wesire und der anderen Priester gewonnen. Vater hatte Feinde in seiner eigenen Verwaltung, die die Gelegenheit nutzen werden, um dem mutigen neuen Pharaon ihre Treue zu schwören. Ich würde sogar wetten, dass einige von ihnen an Meris Plan beteiligt waren. Wenn ich ihn beschuldige, würde ich nur mich selbst und meine Umgebung in Gefahr bringen.«

Neff dachte an den hitzigen jungen Prinzen, dem sie im Palast begegnet war und der sich so sehr von seinem sanften Bruder unterschied. Sie stellte sich vor, wie er auf dem Thron saß und mit seiner blendenden Ausstrahlung verhinderte, dass jemand sein wahres Wesen erkannte.

Bei diesem Gedanken überkam sie plötzlich ein Gefühl des Unheils, und sie hörte wieder die traurige Stimme des Lamms aus ihrem Traum.

*Hütet Euch, denn bald schon wird der große Fluss von Khetara mit Blut gefüllt sein.*

»Meri hat gewonnen«, fuhr Kenna fort.

*Sei gewarnt, Thonis, großes Haus des Amun! Hüte dich vor alledem, was ungesehen unter dir weilt!*

»Ich kann nichts weiter tun, als einfach weiterzumachen.«

*Leid und Verderben den Kindern der zwei Länder!*

Neff schnappte nach Luft.

»Geht es dir gut?«, fragte Kenna.

»Ihr müsst ihn aufhalten!«, beschwor sie ihn.

»Ich kann nicht.« Sein Tonfall war entschuldigend. »Der Thron ist sein.«

Wie betäubt sah Neff zu, wie Kenna den Sack mit Natron zu dem Leichnam trug und begann, Salz in den leeren Torso des Königs zu füllen.

*So darfst du nicht enden, dachte sie. Aber was sollte ich schon bewir-*

ken, wenn selbst ein Prinz nichts ausrichten kann? Warum sollten die Götter jemanden so Machtloses wie mich für diese Aufgabe auswählen?

»Ich hole Euch frisches Wasser«, bot Neff an und nahm die Schüssel. Sie brauchte eine Ausrede, um an die frische Luft zu kommen.

Als sie sich zum Gehen wandte, sah sie eine Katze in der Tür sitzen, die in der Luft schnupperte. Sie war alt und getigert. Wahrscheinlich handelte es sich um eine der Palastkatzen, die hier überall frei herumliefen. Ihre Augen verengten sich, als sie den starken Geruch wahrnahm, und sie sträubte das Nackenfell. Dann schlich sie davon, an einen Ort, an dem der Gestank des Todes nicht so schwer in der Luft hing.

Oder steckte mehr dahinter als das? Spürte die Katze das düstere Omen, das über Neff, über dem Raum und der Leiche schwebte? Über dem jungen Priester, der an Götter und Rituale glaubte, aber nicht an sich selbst, und über dem Chaos, das aus seinem Schweigen entstehen würde?

Neff folgte der Katze und hielt die Schüssel fest an sich gedrückt, als würde sie ihr den Mut verleihen, den sie selbst nicht besaß. Jemand musste etwas unternehmen. Und da sonst niemand dazu bereit zu sein schien, musste sie sich eben der Aufgabe annehmen. Sie verstand immer noch nicht, warum Bastet sie an diesen Ort gebracht hatte und ihr diese Herausforderung auferlegt hatte. Aber wer war sie schon, dass sie den Willen der Götter infrage stellte?

*Zeig mir, was ich tun muss, Göttin, dachte Neff, und es wird getan. Ich werde nicht länger schweigen.*



## 24

### MAU

Ganz in der Nähe versteckte sich Beute. Die Katze konnte sie riechen, jung und zart. Die Beute würde quieken, wenn sie ihre Zähne in ihr versenkte, was aber stets nur dazu führte, dass sie noch fester zubeißen wollte.

Die getigerte Katze schlich auf leisen Pfoten durch die Palastgänge und folgte dabei dem Duft. Bei Einbruch der Nacht war sie aus dem Tempel zurückgekehrt. Sie verbrachte häufig ihre Tage dort, um an den Brandopfern teilzunehmen, die den Göttern gebracht wurden. Wieso auch nicht? Sie war doch selbst eine Art Göttin. Stand ihr da nicht auch der ein oder andere Bissen Fleisch zu?

Es war ein anstrengender Tag gewesen. Die Menschen hatten sich nicht an ihre üblichen Routinen gehalten. Wo Leben war, hatte es nach Anspannung gerochen, wo keines war, nach Tod.

Der Tag hatte sie an eine lang, lang zurückliegende Zeit erinnert. Fast noch ein Kätzchen war sie damals gewesen, und der Regen war wie eine Sintflut vom Himmel gerauscht. Auf ihrem Rückweg aus dem Palast hatte die Katze vorhin keine Wolken entdecken können, und doch fühlte es sich an, als würde auch heute wieder ein Gewitter nahen.

Sie folgte dem Duft der Beute in eine Kammer, die von flackern-dem Kerzenlicht erhellt wurde. An einem Tisch saß ein junger Mann, der einen merkwürdigen Gegenstand untersuchte.

Es handelte sich um ein flaches Holzbrett mit dem eingeschnitzten Bild einer zusammengerollten Schlange, deren Körper in Abschnitte unterteilt war. In den Körper der Schlange waren schwarze und rote Steine verschiedener Größen eingesetzt, dazu jeweils ein größerer Stein in jeder Farbe. Der Mann hielt mehrere kurze Stöcke in der Hand, die auf einer Seite weiß, auf der anderen schwarz waren. Er rollte die Stöcke in den Händen und musterte dabei gedankenverloren die Schlange. Um ihn herum befanden sich überall unordentliche Papyrusstapel, die in der Brise zitterten und gegeneinander raschelten.

Er achtete gar nicht weiter darauf, dass die Katze eintrat. So erging es ihr häufiger, außer bei den Menschen, die kurz innehielten, um ihr zu huldigen, indem sie sie hinter den Ohren kraulten. Doch die meisten ließen sie einfach laufen, wohin sie auch wollte. So war es immer schon gewesen, und aus irgendeinem Grund wusste sie, dass es auch auf ewig so bleiben würde.

Die Katze sah den jungen Mann nicht zum ersten Mal. Immerhin war sie dabei gewesen, als er damals, in jener Gewitternacht, das Licht der Welt erblickt hatte. Und danach, als er zu einer schlanken Kreatur mit hellen Augen und blitzenden Zähnen geworden war. Eigentlich mochte sie ihn nicht sonderlich. Jedenfalls nicht so wie die Köchin und das Mädchen, das im Garten die Fische beobachtete. Aber sie respektierte ihn. Denn er war ebenso ein Raubtier wie sie.

Sie spürte, dass hinten an der Wand eine Maus entlangastete, und wollte gerade abspringen, als ein Schatten durch die Tür fiel.

»Seid begrüßt, mein Prinz«, sagte eine Frauenstimme. »Störe ich?«

Der Mann wandte sich zu der Frau um. »Hallo, Tadia«, erwiderte er. »Nein, überhaupt nicht. Komm herein.«

Es war eines der Mädchen, zu denen sich die Katze nachts oft legte. In den Frauengemächern gab es die weichsten Betten und das weichste Fleisch, und die Katze liebte nichts mehr, als sich in einer warmen Armbeuge oder Bauchgrube zusammenzurollen und sich vom Rauschen des Blutes einlullen zu lassen.

Das Mädchen trat ein und verbeugte sich, ohne den Mann dabei aus dem Blick zu lassen. Die Perlen in ihrem Haar klickten leise.

»Ich dachte, vielleicht ist Euch nach etwas Gesellschaft«, sagte sie und strich dabei über ihr zartes Gaze-Kleid. »Eurem Vater habe ich abends häufig Besuche abgestattet. Er sah mir gern beim Tanzen zu.«

Der Mann hob eine Braue. »Das kann ich mir vorstellen.«

»Ich biete mich Euch an, Prinz Meriamun«, fuhr sie ehrfurchtsvoll und schüchtern fort. »So wie ich damals Eurem Vater jeden Wunsch von den Lippen abgelesen habe, möchte ich mich nun auch Euch hingeben.«

Der Prinz rollte die Holzstäbe in seinen Händen und musterte das Mädchen dabei nachdenklich. Dann deutete er auf einen Stuhl auf der anderen Tischseite.

»Setz dich.«

Tadia nahm Platz. Ihre Haltung war aufrecht, und sie schien eifrig zu lauschen.

»Kannst du Mehen spielen?« Er deutete auf das Schlangenbrett zwischen ihnen.

Die Schultern des Mädchens sackten kaum merklich nach unten. »Nein, mit Spielen kenne ich mich kaum aus. Aber ... ich könnte es doch lernen!«

»Es gibt einen roten Spieler, das bin ich«, erklärte der Prinz. »Und einen schwarzen Spieler, das bist du. Wenn man dran ist, wirft man diese Stöcke, um herauszufinden, wie viele Felder man seine Bauern bewegen darf.« Er deutete auf die kleinen Steine. »Wenn der erste Bauer den Kopf der Schlange erreicht, verlässt er das Spielbrett und wird zum Schakal.«

Dabei deutete er auf einen der größeren Steine, einen zu einem Hundekopf geschnitzten Karneol. Er fuhr mit dem Stein die zusammengerollte Schlange nach. »Der Schakal kann sich bewegen, wohin er will, und dabei die gegnerischen Bauern töten.«

Nachdem er seine Erklärung beendet hatte, lehnte er sich in seinem Stuhl zurück. »Und nun erzähle mir, Tadia. Wie lässt sich das Schlangenspiel deiner Meinung nach gewinnen?«

Tadia blinzelte. Offenbar hatte sie nicht damit gerechnet, einer Prüfung unterzogen zu werden. Sie senkte den Blick auf das Brett und musterte es genau, als würde sie darauf hoffen, dass es ihr die richtige Lösung verrät. »Vielleicht gewinnt, wer zuerst all seine Figuren zum Schlangenkopf gebracht hat?«

»Das möchte man meinen, nicht?«, entgegnete der Prinz. »Denn so empfinden die meisten Menschen den Weg zum Sieg: Man fängt am Anfang an und muss als Erstes das Ziel erreichen. Ganz einfach.«

Mit verschwörerischer Miene beugte er sich zu Tadia vor, und sie ahmte seine Haltung nach. »Aber da irrst du dich.«

Die Nackenhaare der Katze richteten sich auf. Die Stimmung im Raum kippte. Eine unsichtbare Finsternis breitete sich aus, wurde immer mächtiger.

»Nein, Tadia«, fuhr der Prinz fort. »Man gewinnt dieses Spiel nicht, indem man als Erstes am Ziel ist. Sondern indem man als Letzter noch am Leben ist. Sieger ist der Spieler, der als Erstes alle gegnerischen Bauern vom Spielfeld eliminiert hat. Verstehst du? Dieses Spiel hält eine äußerst wichtige Lektion für uns bereit.

Ebenso wie das Leben ist auch Mehen keine Reise – sondern ein Krieg.«

Er stieß ein freudloses Lachen aus und rollte erneut die Stöcke in seiner Hand. Sie klapperten wie Knochen.

»Weißt du, es ist fast schon amüsant. Mein Vater hat mir dieses Spiel beigebracht, und doch hat er diese Lektion niemals gelernt. Seiner Schwäche und Faulheit – seiner Arroganz – haben wir es zu verdanken, dass Khetara nun kurz vor dem Ruin steht.«

Sein Blick zuckte zu den Schriftrollen zu seinen Füßen. »Wann immer ich mich heute nicht gerade in Besprechungen mit seinen Wesiren befand, war ich hier in diesem Raum und habe gelesen. Weizensteuerberichte, Briefe vom Nomarchen in Sakesch und den Befehlshabern der Armee. Die Lage ist schlimmer, als ich dachte – und weitaus schlimmer, als Vater je hat durchblicken lassen. Amun allein weiß, was die benachbarten Königreiche von uns halten. Dabei ist es gerade einmal eine Generation her, dass sie uns gefürchtet haben! Uns Ehrerbietung erweisen mussten, damit wir sie überhaupt am Leben ließen! Doch davon ist nichts mehr zu spüren. Stattdessen ist meine Mutter gezwungen, eine Delegation griesgrämiger Taschen zu umgarnen, weil sie darauf hofft, sie könnten vielleicht einen geeigneten Prinzen für meine liebe Schwester springen lassen!« Er schnaubte verächtlich. »Das ist das Erbe, das mir mein Vater hinterlassen hat. Ein einziges Chaos. Den Göttern sei Dank, dass er gestorben ist, denn sonst wäre der Schaden so groß geworden, dass auch ich ihn nicht mehr hätte beheben können.«

Falls die Worte des Mannes das Mädchen schockierten, ließ es sich nichts anmerken. Tatsächlich wirkte es durch seinen Vortrag sogar eher erregt. Die Katze spürte die pulsierende Hitze, die Tadia beim Zuhören abstrahlte, und sah, wie sich kaum merklich ihre Lippen teilten.

»Vater hat sich stets damit gebrüstet, wie friedlich seine Herr-

schaft verlaufen ist«, fuhr der Prinz fort. »Aber Frieden ist eine Illusion. Männer sind dazu geboren, um Krieg zu führen. Hält man sie zu lange davon ab, werden sie entweder nutzlos oder sie verrohen. Es gibt nur eine Sprache, die alle Menschen verstehen, und nur einen Weg, der zum Sieg führt: Macht. Mit der Keule werde ich sie unterwerfen und mit der Peitsche all jene zerstören, die sich weigern, sich zu unterwerfen. Das ist mein Versprechen.«

»Ihr sprecht wie ein wahrer König«, antwortete Tadia in sinnlichem Ton. »Bitte erlaubt mir, Euch zu dienen. Lasst mich an Eurer Seite sein, wenn Ihr uns zum Sieg führt. Ich will Euch alles geben, was Ihr begehrt.«

Der Mann fuhr sich mit der Zunge über die Lippen. »Ist das so?«

»Ja.« Sie glitt vom Stuhl und ging auf die Knie.

Der Prinz rollte die Wurfstäbe in seiner Hand und beobachtete, wie Tadia auf ihn zuglitt. »Und was erhoffst du dir im Gegenzug für dein Angebot?«

»Nichts als Eure Gunst, mein Prinz«, erwiderte sie, schob sich zwischen seine Beine und rieb nicht unähnlich einer Katze ihre Wange an der Innenseite seines Oberschenkels. Es war eine besitzergreifende Geste. Eine Geste, mit der sie ihr Revier markierte. »So groß, wie die Last ist, die Ihr auf Euren Schultern tragt, werdet Ihr auch Entspannung benötigen. Einen Ausgleich. All das kann ich Euch bieten. Und mehr noch.« Sie schob ihre Hand sein Bein hinauf.

Der Prinz packte sie blitzartig am Handgelenk. Seine Miene nahm einen angewiderten Ausdruck an. »Glaubst du wirklich, ich will das vorgekaute Fleisch meines Vaters auf meinem Teller?«, knurrte er.

Das Mädchen erblasste.

»Du bildest dir ein, du hättest dir einen Platz in meinem Bett verdient, nur weil du ihm zu Gefallen warst? Einem Mann, der sich mit allem gepaart hat, was auf zwei Beinen läuft?«

Tadia zuckte zurück und starrte den Prinzen an, als würde sie ihn zum ersten Mal sehen.

Der Schwanz der Katze zuckte nervös. Die Maus war vergessen.

Der Prinz erhob sich von seinem Stuhl. »Ich werde alles vom Angesicht der Erde auslöschen, was er mit seinen Berührungen verdorben hat.« Das Mädchen versuchte zu fliehen, doch er kam ihm hinterher. »Angefangen bei dir.«

Mit einem Satz war er bei ihr und packte sie an der Kehle.

Alles ging so schnell, dass dem Mädchen nicht einmal Zeit zum Schreien blieb.

Die Katze duckte sich, während Tadia versuchte, sich aus dem Griff des Prinzen zu winden. Das Mädchen trommelte auf seine Brust ein, doch er hielt sie eisern gepackt, und Tadias Gesicht schwoll bereits an und verfärbte sich lila. Sie schlug mit den Armen panisch um sich und stieß dabei das Schlangenspiel vom Tisch, sodass die roten und schwarzen Spielsteine über den Boden sprangen. Versuchte verzweifelt, nach Luft zu schnappen, die Hände des Prinzen um ihren Hals zu lösen.

Doch er beobachtete sie nur genüsslich und drückte weiter zu.

Schon bald hörte Tadia auf, sich zu wehren. Stille senkte sich über den Raum.

Der Prinz ließ sie los. Mit offenen Augen und starrem Blick fiel Tadia reglos zu Boden.

Seufzend ließ sich der Prinz wieder auf seinen Stuhl sinken und schob sich eine Haarsträhne aus den Augen. Dann trank er mit großen Schlucken den Becher Wein aus, der auf dem Tisch gestanden hatte.

»Wache!«, rief er.

Ein großer, bulliger Mann kam herein. Er bemerkte den Leichnam auf dem Boden zwar, schien den Anblick aber wenig beunruhigend zu finden.

»Ja, mein Prinz?«, fragte er nur in knappem Ton.

Der Prinz deutete auf das Mädchen. »Beseitige die Unordnung.«  
»Ja, mein Prinz.« Die Wache bückte sich nach der Leiche und warf sie sich über die Schulter wie eine Bestie ihre Beute.

Doch ehe er den Raum verlassen konnte, hielt ihn der Prinz noch einmal auf. »Ich glaube, es ist an der Zeit, dass du dich gemeinsam mit den anderen der Leibgarde des Königs annimmst. Meinst du nicht auch?« Er tätschelte dem großen Mann freundschaftlich den Arm. »Viel zu tun heute Nacht.«

»Ich erledige das, mein Prinz. So, wie wir es besprochen haben.« Und mit einer zackigen Verbeugung war er fort.

Nachdem die Wache gegangen war, sammelte der Prinz sorgsam die roten und schwarzen Spielsteine vom Boden auf und legte sie neben das Mehen-Brett auf den Tisch. Als er den roten Schakal fand, legte er ihn der Schlange mit einem Lächeln auf den Kopf.

Neugierig kam die Katze aus ihrem Versteck hervor, um an dem schwarzen Schakal zu schnuppern, der in ihrer Nähe gelandet war. Sie konnte nicht widerstehen und ließ ihn mit der Pfote über den Fliesenboden schlittern.

Als der Prinz das Klackern hörte, drehte er sich um.

»Oh, hallo, Kätzchen«, gurrte er. »Bist du auf der Jagd?« Er lachte leise auf. In seinen Augen glomm die Gier. »Da sind wir schon zwei.«



## 25

# SITA

Sita erwachte vom Ruf eines Falken.

Mit einem unterdrückten Aufschrei fuhr sie im Bett hoch und schreckte damit Nebet auf, die neben ihr auf einem Stuhl saß und ein Loch in einem ihrer Kleider stopfte.

»Alles ist gut, Liebes«, sagte sie und tätschelte Sita die Hand.  
»Alles ist gut.«

»Was war das?«, fragte Sita und blickte durchs Fenster in die tiefe Finsternis hinaus. Es war kein Falke in Sicht, dabei hatte er so nah geklungen ...

»Hm? Ich habe nichts gehört.« Nebets Stimme klang merkwürdig. Sie ließ die Nähnaedel fallen und nahm sie mit zitternden Fingern wieder zur Hand. »Schlaf weiter, Prinzessin. Du musst dich ausruhen.«

Sita rieb sich die Augen. Nebet war zu ihr gestoßen, als sie früher am Tag nach dem Tod ihres Vaters durch die Palastgänge gerirrt war, und hatte sie zurück in ihre Gemächer gebracht. Sie war so durcheinander gewesen, dass sie Nebet gar nichts von Meris Absicht erzählt hatte, sie zu seiner Königin zu machen. Inzwischen konnte sie sich nur noch verschwommen daran erinnern, dass sie anschließend ins Bett gefallen war und sich in den Schlaf geweint hatte. Aber das war am Nachmittag gewesen ... Hatte sie wirklich bis in die Nacht hinein geschlafen?

Sie hörte einen entfernten Aufruhr und das dumpfe Stampfen von Schritten. Dazu beunruhigte Rufe, die hastig unterdrückt wurden.

»Wie viel Uhr ist es?«, fragte sie. Plötzlich hatte sie ein unerklärliches Gefühl der Eile befallen. »Was geht da draußen vor sich?«

Nebets Lippen zuckten. »Nichts, was dich zu kümmern braucht, Sitamun. Am besten bleibst du hier bei mir.« Den Rest des Satzes brauchte sie nicht auszusprechen: *Hier, wo es sicher ist.*

In Sitas Magengrube breitete sich ein ungutes Gefühl aus. Da Meri ihr von seinem Komplott gegen ihren Vater erzählt hatte, war sie davon ausgegangen, dass er ihr all seine Geheimnisse erzählt hatte. Aber über seinen Plan, sie zu heiraten, hatte er kein Wort verloren. In dieser Hinsicht hatte er sie im Dunkeln tappen lassen. Was für weitere Pläne wohl noch ans Licht kommen würden, jetzt, wo der König tot war?

»Nebet«, sagte sie. »Ich befehle dir, mir zu erzählen, was vor sich geht.«

Die ältere Frau starrte auf das Kleid und klammerte sich daran fest, bis ihre Knöchel weiß hervortraten. Sie schwieg lange, ehe sie antwortete.

»Vor einer Weile hat mir eine der anderen Leibdienerinnen mitgeteilt, dass sieben Mitglieder der Leibwache des Königs ermordet worden sind.«

»Ermordet?« Entsetzt schlug Sita die Decke zurück und sprang auf. *Ist Femi einer von ihnen?* Ihr Herz hämmerte wie wild in ihrer Brust. »Und wie?«

»Ich weiß nur, dass der Prinz persönlich ihren Tod befohlen hat. Es ist ... beunruhigend.« Nebets Gesicht verzerrte sich kurz, doch sie riss sich hastig wieder zusammen. »Ich vertraue darauf, dass er gute Gründe hatte. Es steht mir nicht zu, die Entscheidungen des Pharaos infrage zu stellen.« Sie griff nach Sitas Hand. »Und dir ebenso wenig.«

Sita schüttelte sie ab. »Wie kannst du so etwas nur sagen? Was für gute Gründe könnte er für eine solche Barbarei bitte haben?« Ihre Stimme klang schrill, fast schon hysterisch. »Ich muss Femi finden.«

»Sitamun. Bitte.« Nebet hielt sie fest, auf ihrem Gesicht erschien ein Ausdruck des Entsetzens. »Geh nicht. Ich flehe dich an!«

Sita musterte sie eindringlich. Sie kannte Nebet, seit sie auf der Welt war, und merkte es ihr an, wenn sie ihr etwas verheimlichte. »Was verschweigst du mir?«

Ihre Leibdienerin presste die Lippen zusammen.

Sie hatte der Frau befohlen zu sprechen, und doch schwieg sie? Was konnte schlimmer sein als die Ermordung der Wachen?

»Nebet!«, rief sie verärgert. Sie wollte ihre Dienerin schon an den Schultern packen und durchschütteln, bis sie die Wahrheit ausspuckte, da fielen ihr Meris Worte wieder ein. *Wir gehören zusammen ... mein Zwilling ... mein Spiegelbild ...*

Hatte er recht? War sie Meri wirklich so ähnlich? In der Vergangenheit hätte der Vergleich sie stolz gemacht. Aber diese Zeiten waren vorbei. Ihr Bruder mochte anfangs noch gute Absichten verfolgt haben, aber er war zu weit gegangen. Ein Mord im Namen des Allgemeinwohls war vielleicht noch zu rechtfertigen gewesen. Aber dabei war es offenbar nicht geblieben. An welchem Punkt würde er aufhören? Wie war es möglich, dass sie nicht eher erkannt hatte,

was er im Schilde führte? Und was hatte ihr gemeinsames Geheimnis aus ihr gemacht? Sie war kurz davor gewesen, auf ihre geliebte Nebet loszugehen, nur weil sie versucht hatte, für ihre Sicherheit zu sorgen. Eine weitere Welle der Selbstverachtung rollte über sie hinweg.

*Wenn es nicht wahr ist – wenn du wirklich nicht bist wie er –, dann beweise es!*

*Beweise die eine Eigenschaft, die Meri vollkommen fremd ist. Ehrlichkeit.*

Sie atmete tief durch. »Warte, ich bringe dir etwas Wasser«, sagte sie zu Nebet.

Die Leibdienerin, die sie nervös beobachtet hatte, entspannte sich langsam wieder, und als Sita ihr einen Becher brachte, legte die ältere Frau die Hände darum wie um einen Talisman.

»Danke«, sagte sie und trank einen Schluck. Sita kniete sich vor sie, eine Geste, die Nebet zu überraschen schien. »Sitamun?«

»Ich liebe dich sehr, Nebet.« Sita hatte die Worte noch nie laut ausgesprochen, auch wenn sie hoffte, dass ihre Taten Beweis genug gewesen waren. »Du warst mir eine bessere Mutter als meine eigene und hast mir weitaus mehr Hingabe entgegengebracht, als ich sie verdiene.«

Nebets Augen schimmerten feucht. »Was redest du denn da, Kind?«, fragte sie mit belegter Stimme. »Aber natürlich hast du meine Liebe verdient. Du hast doch nie etwas Unrechtes getan.«

»Aber viel Rechtes habe ich auch nicht getan. Ich weiß, du willst mich vor den Dingen beschützen, die im Palast vor sich gehen. Aber das kannst du nicht, Nebet. Du musst es mir sagen, Nebet.« Sie schlug die Hände zu einer flehentlichen Geste zusammen und fuhr leise fort: »Du musst mich gehen lassen.«

Nebet gab einen kurzen Schluchzer von sich, dann nickte sie. »Wie du wünschst, Sitamun.« Sie bemühte sich um eine klare Stimme. »Das Mädchen, das mir von der Leibwache erzählt hat,

war eigentlich auf der Suche nach Tadia. Tadia war nicht in die Frauengemächer zurückgekehrt, und es hatte Nachricht gegeben, dass sich alle Diener, Konkubinen und Nebenfrauen des Königs im Horusraum versammeln sollten, um ein besonderes Ritual zu Ehren des verstorbenen Königs zu besuchen. Sie wollte nicht, dass Tadia es verpasst, also hat sie mich gebeten, ihr Bescheid zu geben, falls ich sie sehe. Aber ich ... ich finde es einfach seltsam, all die Leute um diese Nachtzeit zusammenzutrommeln. Und dann auch noch im Horusraum? Warum ausgerechnet dort? Ich habe einfach kein gutes Gefühl dabei, Sitamun.«

Sita schauderte.

Ihrer Leibdienerin rann eine einsame Träne die Wange hinab. »Weißt du, dein Bruder war stets so schön. So bezaubernd, selbst als Säugling schon. *Er, dessen Gesicht die Sonne ist*, so nannten sie ihn. Er strahlte so hell. Aber nun frage ich mich, Sitamun ... Ja, die Sonne wärmt. Aber sie kann auch sengend sein.« Ihre Lippen bebten. »Geh nicht.«

Doch Sita erhob sich mit pochendem Herzen. »Es tut mir leid«, sagte sie und eilte zur Tür hinaus.



Sita rannte durch die verlassen Gänge des Palastes, der sich auf einmal mehr wie ein Gefängnis als wie ein Zuhause anfühlte.

Der Horusraum wurde nur selten als Zeremoniensaal verwendet und zählte zu den vielen Überresten eines Palastes, der lange vor der Herrschaft ihres Vaters errichtet worden war. Anders als sein Vorgänger betrachtete sich Amunmose als moderner König und hatte einige der archaischeren Rituale abgeschafft, deren Einhaltung Semataui wichtig gewesen war. In ihrer Kindheit hatte der staubige Horusraum für Meri und sie häufig als Spielplatz gedient, wo sie so taten, als wären sie König und Königin, und mit den ver-

schiedensten Gegenständen, die sie gerade zur Hand hatten, die Zeremonien vergangener Tage nachspielten. Als Sita sich nun an diese Momente erinnerte, deren Andenken ihr einst so viel bedeutet hatte, drehte sich ihr der Magen um.

Sie rannte, rannte immer weiter, bis sie den stickigen, vergessenen Korridor erreichte, der nur von gedämpftem Fackelschein erleuchtet wurde. Der Eingang zum Horusraum befand sich am hintersten Ende und wurde von einem roten Leinenvorhang bedeckt. Davor stand eine Frau in Trauergelb.

»Mutter?«

Königin Bintanat wandte sich zu ihr um. Bei ihrem Anblick zuckte Sita erschrocken zusammen. Die dicke Kajalumrandung um die Augen ihrer Mutter war zu dicken, schwarzen Streifen verlaufen. Sie wirkte gequält, wie ein Schatten ihrer selbst. »Sita«, sagte sie leise. »Wie schön, dich zu sehen.«

»Was hat Meri getan, Mutter? Was geht da drinnen vor sich?«

Sita versuchte, sich an ihr vorbeizudrängen, aber die Königin rührte sich nicht von der Stelle. Sie wirkte benommen. Als wäre sie gar nicht richtig da. Mit einer ungewöhnlich zärtlichen Geste legte sie Sita die Hand an die Wange.

Sita schauderte.

»So ein wunderschönes Mädchen«, sagte ihre Mutter. »Ein Gesicht, wie dazu gemacht, in Stein gemeißelt zu werden. Das habe ich immer schon gedacht. Und das wird es nun auch. Denn du wirst die Königin dieses Reichs und wirst an Meris Seite sitzen, während er Khetara in eine große Zukunft führt. Ist das nicht herrlich?«

Sita zuckte zurück. »Moment. Du *befürwortest* das? Dass deine eigenen Kinder das Bett miteinander teilen?« Es fühlte sich an, als würde ihr die Macht über ihr Leben wie Sand durch die Finger rinne. »Wusstest du davon, dass er diese Ehe geplant hat? Wie konntest du denn nur ...«

»Pssst.« Königin Bintanat legte Sita einen Finger auf die Lippen,

als hätte sie es mit einem aufsässigen Kind zu tun. »Meri hat den Wesiren und mir erst heute Abend seine Liebe zu dir gestanden. Sicher waren wir anfangs überrascht. Aber nachdem dein Bruder uns alles erklärt hat, haben auch wir begriffen, wie sinnvoll das alles ist. Unter deinem Vater, möge sein Leben im Westen ewig währen, hat das Königreich zu weit von den Traditionen unserer Vorfahren entfernt. Um Khetara wieder zu seinem alten Wohlstand zu verhelfen, müssen wir zu unseren Wurzeln zurückkehren. Und das beginnt mit dir, Sitamun. Durch deine Adern fließt Isis' Blut, mein Mädchen. Nebet hat immer schon gesagt, dass Isis dich bei deiner Geburt gesegnet hat. Dass sie es war, die dir deinen Namen gegeben hat. Ich habe ihr nie geglaubt, aber jetzt ... jetzt sehe ich es selbst. Die Götter sprechen durch deinen Bruder, und wie Isis und Osiris wird er in dir schon bald Schwester und Gattin haben. Und durch eure Vereinigung wird eine neue Nation geboren werden.«

»Wie kannst du so etwas nur sagen?«, fragte Sita fassungslos. »Wie kannst du blind dafür sein, wie durch und durch verkehrt das alles ist?«

Doch kaum hatte die Anschuldigung ihre Lippen verlassen, verspürte Sita den Stich ihrer Worte in ihrem eigenen Herzen. Denn hätte nicht jeder, der die Wahrheit kannte, dasselbe über *sie* sagen können? *Habe ich nicht genauso geklungen wie Mutter, als ich unter Meris Einfluss stand? Habe ich nicht genickt und gelächelt und all die süßen Worte nachgeplappert, die er mir ins Ohr geflüstert hat?* Sie hatte von den vergifteten Kuchen gewusst. Hatte gewusst, dass sie ihren Vater und ein unschuldiges Kind töten würden.

*Wie konnte dir entgehen, wie durch und durch verkehrt das alles war?*

»Bevor Meri den Thron besteigt«, fuhr die Königin fort, als hätte Sita nie etwas gesagt, »möchte dein Bruder seinen geliebten Vater in der Art der alten Könige in die Duat schicken. Wie damals, als sie noch ihr Gefolge mitnahmen, damit es ihnen im Jenseits diene.«

Sitas quälende Gedanken kamen schlagartig zum Stillstand. Ihr Herz schlug schneller, als sie ihren Blick auf den roten Vorhang richtete und der bedrohlichen Stille dahinter lauschte. Wenn sich all die Nebenfrauen, Konkubinen, die Diener und Dienerinnen ihres Vaters in diesem Raum befanden – warum war es dann so still?

»Nein«, stieß sie heiser aus. Sie sah zwischen ihrer Mutter und dem Eingang zum Horusraum hin und her. »Das würde er niemals tun ...«

Ehe die Königin sie aufhalten konnte, war Sita bereits durch den Vorhang gestürzt.

In den folgenden Tagen und Monaten würde sie noch oft an diesen Moment denken. Speicherte ihn bis auf die kleinste Einzelheit in der tiefsten, dunkelsten Ecke ihres Geistes ab, wo er bis zu ihrem Tod verbleiben würde.

Der Raum war viel sauberer, als Sita ihn in Erinnerung hatte. Der ganze Krimskrams, der im Laufe der Jahre hineingeworfen worden war, war weggeräumt worden, und sogar die Wände, die mit Bildern des falkenköpfigen Horus bemalt waren, schienen aufgefrischt.

Auf dem großen, flachen Tisch in der Raummitte stand ein üppiges Festmahl. Brotkrumen, nackte Knochen und Skelette von Weintraubenrispen lagen auf goldenen Platten verstreut, daneben standen drei kunstvoll bemalte Weinkrüge. Es hätte sich um den Veranstaltungsort einer feierlichen Zeremonie handeln können, bei der man das Glas auf den Pharaon erhoben hatte. Wären da nicht sie gewesen.

Sie waren alle da. Die vier anderen Frauen ihres Vaters, die sie als kleines Mädchen, als sie noch mit Holzpuppen spielte, bemutet hatten. Die ihr beigebracht hatten, wie man sich die Augen mit Kajal schminkt, als sie älter wurde.

Auch Maets Mutter war unter ihnen.

Dazu die Konkubinen, jung und schön, und die Diener. Seine treuen Sänftenträger, seine Leibdiener, die Köchin und ihre Gehil-

fen. Der höfliche, sanftmütige Ineni, der bis zum Ende an der Seite des Königs geblieben war. Sie alle waren um den Tisch versammelt, um das Andenken König Amunmoses III. zu ehren.

Und sie alle waren tot.

Einige waren auf den Tisch gesunken. Ihre Köpfe ruhten auf edlen Tellern, als würden sie schlafen. Andere waren rücklings umgekippt und lagen ausgestreckt auf dem blau gefliesten Boden, die Hände um ihre Kehlen oder Bäuche oder aneinandergeklammert. Ineni lag am nächsten zur Tür, sein schlanker Körper zu einer verkrümmten Haltung verkrampft, die Lippen schlaff und blau. Maets Mutter hatte sich auf dem Boden zusammengerollt. Sie sah fast schon friedlich aus.

Aber eben nur fast.

Keiner von ihnen schien verletzt worden zu sein, und es hätte wohl so gewirkt, als wäre niemandem hier Gewalt angetan worden – wenn da nicht der Wein gewesen wäre.

Er war aus umgestürzten Bechern über den Tisch geflossen, dunkel und unheilvoll, und tropfte in purpurroten Rinnsalen auf den Boden, wo er in die Ritzen zwischen den Fliesen sickerte. Er durchtränkte weiße Leinenkleider und befleckte erkaltete Haut. Sein säuerlicher Geruch hing so schwer in der Luft, dass es Sita fast die Kehle zuschnürte.

Obwohl niemand in diesem Raum auch nur eine einzige Wunde hatte, war eine tödliche Waffe im Spiel gewesen.

Eine Waffe, die ganz zu dem Meri passte, den Sita kannte.

Was auch immer er in den Wein gemischt hatte, es hatte innerhalb weniger Augenblicke zwei Dutzend Menschenleben ausgelöscht. Schnell wie der Biss einer Kobra.

Die Umgebung verschwamm vor Sitas Augen wie eine Fata Morgana. War zu schrecklich, um wahr zu sein.

Vor Maets Mutter fiel Sita auf die Knie und zog den Kopf der Frau in ihren Schoß. »Wach auf«, flehte sie. »Bitte ...«

Doch Maets Mutter lag reglos und mit weit geöffneten Augen und starrem Blick da.

*Keine Tränen mehr.*

Es war erst wenige Tage her, dass ihr Vater Maet bei dem Bankett auf seinem Knie gewippt und ihre Mutter dabei zugesehen hatte. *Und jetzt sind alle drei tot.*

Sita unterdrückte ein Schluchzen, nahm der Frau den leeren Weinbecher aus der Hand und warf ihn quer durch den Raum. Er schlug gegen die Wand und zersprang in tausend Scherben. Der Knall war so laut, dass sie zusammenzuckte.

Und auf einmal sah sie alles glasklar vor sich. Als wäre endlich ein Bann gebrochen, der seit Meris Offenbarung über ihr gelegen hatte.

*Das ist nur der Anfang,* dachte sie. Sie hatte häufig genug gegen Meri gespielt, um seine Eröffnungen zu kennen. *Opfere die Bauern, um dich in eine überlegene Position zu bringen.* An einem einzigen Abend hatte Meri jede einzelne Person in diesem Palast ausgelöscht, die ihrem Vater treu ergeben gewesen war. Jede bis auf die Königin, Kenna und Sita selbst.

Sie hatte keine Ahnung, was er mit ihrer Mutter und ihrem Bruder vorhatte. Aber der bloße Gedanke daran, was für Pläne er mit ihr selbst hatte, war so übelkeiterregend, dass sie ihn hastig verdrängte.

*Wenn ich jetzt nicht fliehe, stecke ich bis in alle Ewigkeit in diesem Albtraum fest.*

Plötzlich trat ein Mann durch die Hintertür des Raums. Sie erkannte ihn als eine der Wachen, die Meri besonders nahestanden. Als er Sita vor Maets Mutter knien sah, wurde seine finstere Miene etwas weicher. Er räusperte sich.

»Verzeiht, Prinzessin Sitamun, aber ihr solltet hier nicht sein«, sagte er langsam. Ihm war anzumerken, dass er seine Worte mit Bedacht wählte. »Erlaubt mir bitte, Euch zurück in Eure Gemächer zu geleiten.«

»Nein, nein«, erwiderte Sita hastig und erhob sich stolpernd. »Ich gehe schon selbst, danke. Ich wollte mich nur ... nur verabschieden.«

Der Wachmann nickte zwar, beobachtete aber genau, wie sie rückwärts den Raum verließ. Erst als sich der rote Vorhang zwischen der grauenerregenden Szenerie im Horusraum und ihr gesenkt hatte, wagte sie es, zu rennen.



Kurz vor ihren Gemächern bog sie um eine Ecke und rannte in jemanden hinein, der aus der anderen Richtung kam. Reflexartig schlug sie zu, war bereit, sich mit allen Kräften zu wehren. Aber zwei starke Hände fassten sie bei den Unterarmen und hielten sie fest.

»Alles ist gut, Sitamun. Ich bin's.«

»Femi?« Sie brauchte kurz, um sein freundliches, vertrautes Gesicht zu erkennen. »Oh, Amun sei Dank, du lebst!« Nach all den Verlusten kam es ihr vor wie ein Wunder, dass Femi nicht ebenfalls den Tod gefunden hatte. Ohne einen Gedanken daran zu verschwenden, dass es jemand sehen könnte, fiel sie ihm um den Hals und drückte sich fest an ihn.

»Ja, ich lebe«, entgegnete er. »Zumindest noch.«

Er wirkte verstört und erschöpft, und an seinem Schendit klebte Blut. Nicht seines, wie Sita vermutete.

»Ich kann nicht glauben, dass mein Bruder dich verschont hat. Ich war mir sicher, dass du zu seinen ersten Opfern zählen würdest. Schließlich hat er uns zusammen gesehen ...«

Femi gab ein spöttisches Lachen von sich. »Ich bezweifle, dass es Gnade war, die ihn davon abgehalten hat, Sitamun. Vermutlich verfolgt er damit eine Strategie. Welchem Zweck sie dient, weiß ich allerdings nicht.« Er nahm sie bei der Hand und zog sie den Gang

entlang. »Jetzt kommt bitte mit mir, Prinzessin. Ich muss Euch zurück in Eure Gemächer bringen, bevor uns jemand sieht.«

»Nein«, entgegnete sie und befreite sich aus seinem Griff. »Ich kehre nicht zurück.«

Femi runzelte verwirrt die Stirn. »Wie meint Ihr das?«

Sie hob das Kinn. »Mein Bruder will mich zu seiner Königin machen.«

Femi riss die Augen auf.

»Er hat es mir heute Nachmittag gesagt, gleich nach dem Tod unseres Vaters. Ein Tod, der wie so viele andere hätte verhindert werden können. Der Prinz ist ...« Auf einmal hatte sie einen Kloß im Hals. »Ich wusste ja, dass er skrupellos ist, aber ich dachte, er würde damit gute Absichten verfolgen. Ich hätte nie gedacht, dass ...« Ihr versagte die Stimme. Was blieb, war die schlichte Wahrheit. »Ich war so dumm.«

»Ich verstehe das nicht«, warf Femi ein. »Wie hättet Ihr diese Todesfälle verhindern sollen? Was hättet Ihr dagegen tun können?«

»Ich hätte gestehen können!«, entgegnete Sita heftig. »Ich hätte kämpfen können. Ich hätte sterben können. Alles wäre besser gewesen als das, was ich getan habe – nämlich nichts.«

»Sitamun«, sagte Femi mit leiser Stimme. »Wollt Ihr damit sagen, dass der König ermordet wurde? Dass der Prinz ... ihn ermordet hat?«

Es war zu spät. Nun würde sich durch die Wahrheit nichts mehr ändern. Sita würde niemanden damit retten können – nicht einmal sich selbst. Dennoch sprach sie sie aus, jetzt, wo sich ihr endlich Gelegenheit dazu bot.

»Ja.«

Femi war anzusehen, dass seine Gedanken rasten. Sie wollte ihm mehr erklären, ihm alles erzählen, aber sie hatte keine Zeit.

»Ich kann unmöglich hier im Palast bleiben und von Meri als

Trophäe benutzt werden. Ich muss fliehen – noch heute Nacht. Wirst du mir helfen?«

Femi wurde blass. »Aber wo wollt Ihr denn hin?«

Sita schüttelte den Kopf. »Ich weiß es noch nicht«, gestand sie. »Aber ich muss fort von hier, bevor Meri mich bewachen lässt. Soweit ich weiß, warten seine Männer schon in meinen Gemächern. Einer von ihnen hat mich im Horusraum gesehen.«

»Schon gut, schon gut.« Femi fuhr sich mit der Hand durch sein kurzes Haar. »Kommt, ganz in der Nähe gibt es eine Vorratskammer. Ich besorge Euch ein schlichtes Kleid und einen Umhang, einen Wasserschlauch, etwas Trockenproviant und ein kleines Messer. Viel mehr kann ich nicht für Euch tun.«

»Das ist mehr als genug«, erwiderte Sita.

Femi sah ihr in die Augen. Sein müder Blick war von tiefer Trauer erfüllt. So viel hatte er bereits verloren, und schon bald würde es noch mehr sein. Er sah aus, als gäbe es tausend Dinge, die er sagen wollte. Aber stattdessen senkte er den Kopf. »Wie Ihr wünscht, meine Prinzessin.«

Sie eilten zu dem Vorratsraum, wo Sita sich bei Kerzenschein umzog. Ihre edlen Kleider stopfte sie in einen groben Beutel, den sie sich über die Schulter streifte. Vielleicht konnte sie sie später gegen Vorräte eintauschen. Das Gewand, das sie ausgewählt hatte, war schlicht und schwarz und hatte eine breite Kapuze, die ihr Gesicht vor neugierigen Blicken verbarg. Femi legte ihr einen Leder-gürtel um, an dem sie den Dolch und den Wasserschlauch befestigen konnte, und schnürte ihn um ihre Taille fest. Als sie fertig war, traten sie wieder in den Flur hinaus.

Sie waren nicht weit gekommen, da hörten sie, wie sich laute Schritte näherten.

»Zurück mit Euch nach drinnen!«, flüsterte Femi gepresst und schob sie wieder in die Vorratskammer.

Sita drückte sich gegen die Wand und hielt den Atem an.

Genau vor der Tür hielten die Schritte inne.

»Femi«, sagte eine tiefe Stimme. »Hast du die Prinzessin gesehen?«

»Heute Abend nicht«, log Femi. »Liegt sie denn nicht in ihren Gemächern und schläft?«

Der andere Wächter brummte: »Sie ist in den Horusraum geplätzt und anschließend davongelaufen. Der Prinz will, dass du sie findest. Die anderen Männer durchsuchen die Frauengemächer. Wenn du sie findest, bring sie sofort in den Thronsaal.«

»Natürlich«, antwortete Femi.

Sita lauschte, bis die Schritte verhallt waren.

Femi streckte den Kopf durch die Tür. »Wir müssen uns beeilen. Der kürzeste Weg aus dem Palast führt durch den Gärtnereingang im Lustgarten. Los, kommt.«

Sita zog sich die Kapuze übers Gesicht, griff nach Femis Hand und eilte mit ihm zur Haupthalle. Sie hatten den dunklen Saal bereits zur Hälfte durchquert, als sich zwei Wachen näherten.

Femi zog Sita hastig hinter eine Säule, wo sie mit pochendem Herzen warteten, bis die Wachen wieder fort waren. Sita war vor Angst speiübel, und sie konnte kaum atmen, bis sie endlich aus dem Palast in die kühle, duftende Luft des Lustgartens hinaustraten.

Der Fischteich plätscherte. In der gewellten Oberfläche spiegelte sich ein zerklüfteter Mond. Eine steife Brise zerzauste Sitas Gewänder. Sie trug den Duft von Rauch, Honig und Wein mit sich und rauschte leise und eindringlich in den Platanen.

*Schschsch ...*

Es war Zeit, Femi zu verlassen. Alles hier hinter sich zu lassen.

»Komm mit mir«, platzte es aus Sita heraus. Sie hatte nicht darüber nachgedacht – hatte eigentlich überhaupt nicht nachgedacht. Sie wusste nur eins: dass sie eine schreckliche Angst davor hatte, allein zu sein. »Du bist hier nicht sicher. Wenn Meri merkt, dass

ich fort bin, wird er sofort vermuten, dass du mir bei der Flucht geholfen hast.«

Doch Femi schüttelte den Kopf. »Wenn ich Euch begleite, bemerken sie es umgehend. Sie werden uns wie Hunde jagen, und ich kann Euch nicht beschützen. Aber wenn ich bleibe, kann ich sie vielleicht von Eurer Spur abbringen. Verlasst die Stadt, so schnell Ihr könnt, in südlicher Richtung. Wenn sie mich befragen, sage ich ihnen, Ihr hättet erwähnt, mit einem Boot zum Flussdelta im Norden fahren zu wollen, dass ich aber nicht begriffen hätte, dass es dabei um einen Fluchtversuch ging. Sie werden stundenlang alle Boote im Hafen durchsuchen. Das verschafft Euch wertvolle Zeit.«

Der Plan klang solide, und Sita war beeindruckt, dass Femi ihn so schnell ausgearbeitet hatte. Allerdings hatte er einen Haken.

»Die Wachen wirst du mit deinen Lügen überzeugen können, aber wenn sie mich nicht finden, wird mein Bruder dich befragen. Und er wird sofort merken, dass du ihn getäuscht hast.« Sie atmete tief durch. »Er wird dich foltern, Femi. So lange, bis du ihm sagst, wo ich bin.«

Femi verzog bei ihren Worten keine Miene. Offenbar war er bereits selbst zu diesem Schluss gelangt. »Dann dürft Ihr mir nicht sagen, wohin Ihr geht, Sitamun. Denn wenn ich es nicht weiß, dann muss ich den zukünftigen König auch nicht anlügen.«

Sita starrte Femi an. Auf einmal sah sie ihn in einem ganz neuen Licht. Anfangs war er für sie nur ein Spielzeug gewesen, dann hatte sie ihn nach und nach auch als Freund schätzen gelernt. Doch seine Stärke, sein Mut und sein Ehrgefühl waren ihr selbst da noch entgangen.

Wie so oft war sie aus Arroganz blind für die Wahrheit gewesen. Femi mochte ein einfacher Wachmann sein, doch in seiner Brust schlug das Herz eines Kommandanten.

»Ich verdiene dein Opfer nicht. Ich habe dich benutzt, war kalt zu dir. Hätte ich dich einfach in Ruhe gelassen, hättest du nie ...«

»Hättet Ihr mich einfach in Ruhe gelassen«, unterbrach Femi sie, »hätte ich nie erfahren, was es heißt, Euch zu lieben. Auch wenn es nur für kurze Zeit war.«

Die Worte trafen sie wie ein Messerstich. Es war genau so gekommen, wie sie befürchtet hatte. »Aber du kannst mich unmöglich lieben«, protestierte sie. »Warum solltest du mich lieben?«

Femi lächelte. Es war ein trauriges Lächeln, das ihr fast das Herz zerriss. »Ihr werdet vielleicht niemals Königin dieses Königreichs sein, aber meine Königin wart Ihr schon immer. Es wäre mir eine Ehre, Euch zu beschützen und dafür zu sterben, Sitamun. Ich kann mir keinen schöneren Grund vorstellen, dieses Leben hinter mir zu lassen.«

Sita warf sich ihm um den Hals und küsste ihn lange und leidenschaftlich. Es war ein Kuss für die Ewigkeit. Als sie sich von Femi löste, waren ihre Wangen tränenüberströmt.

»Ich komme zurück«, schwor sie ihm. »Ich weiß noch nicht, wie, aber ich werde einen Weg finden.«

Femi nickte und sah zum Hauptsaal, aus dem gedämpfte Rufe drangen.

»Die Zeit läuft uns davon«, sagte er. »Du musst gehen. Jetzt.«

Sita folgte seinem Blick und betrachtete ein letztes Mal den Palast. »Ich weiß doch gar nicht, wer ich außerhalb dieser Mauern bin.«

»Dann geh und finde es heraus, meine Prinzessin.« Femi musterte ihr Gesicht so genau, als wollte er es sich für immer einprägen.

Mit einem feierlichen Nicken wandte sich Sita dem Garteneingang zu. »Auf Wiedersehen«, flüsterte sie Femi zu. Und Nebet. Kenna. Ihrer Mutter. Dem Garten ihrer Jugend und dem einzigen Leben, das sie je gekannt hatte.

Dann trat sie über die dunkle Schwelle und floh hinaus in die weite Wüste dahinter.



## 26

## RAI

In jener Nacht wurden im Garten der Toten große Pläne geschmiedet.

Rai und Omari trafen am Eingang auf Großohr und nannten die geheime Losung, auch wenn er versicherte, das sei nicht nötig.

»Euch zwei kenne ich doch«, sagte der sonst so schroffe Kerl und schlug Omari mit der Faust gegen die Schulter. »Wenn ihr nicht wärt, würde ich schließlich gerade bis zum Hals in Natron liegen und meine Organe in ihren Tonkrügen bewundern.«

»Schön, dich gesund und munter zu sehen«, entgegnete Omari.

»Und so schnell wieder auf den Beinen!«, fügte Rai hinzu. In Anbetracht der Tatsache, dass ihm nur einen Tag zuvor ein Messer in den Bauch gerammt worden war, wirkte er bemerkenswert rüstig. »Du wirkst kein bisschen mitgenommen.«

Großohr wackelte mit den Brauen. »Nun ja, viel mitgenommen als sonst kann ich ja wohl kaum wirken, oder? Solange ich nicht lachen, rennen oder von einem Stuhl aufstehen muss, ist alles bestens.« Nun musste er doch lachen und verzog das Gesicht.

Rai lachte mit. »So unangenehm mir das auch ist – aber ich weiß gar nicht, wie du heißt.« Und es fühlte sich einfach falsch an, ihn in Gedanken die ganze Zeit als »Großohr« zu bezeichnen.

»Ach, mach dir keine Gedanken. In unserem Gewerbe ist es manchmal sicherer, keine Namen zu nennen. Überhaupt sollte man sich gut überlegen, wem man seinen Namen nennt. Meiner lautet Menkaure, aber ihr dürft mich Menk nennen.«

Lächelnd folgte Rai ihm in die gewaltige Nekropole. Sie fühlte sich, als hätte er ihr gerade ein Geschenk gemacht.

Die Stimmung im Hesep-Mut mit seinen hohen Wänden und der abgestandenen, reglosen Luft war so unheimlich wie eh und je. Asim und die übrigen Mitglieder des Horizonts standen an den bröckelnden Steinaltar in der Mitte gelehnt da. Die Gruppe war kleiner als bei den bisherigen Treffen.

Als Asim sich umdrehte und sie erkannte, nahm sein Gesicht einen erleichterten Ausdruck an. »Ah, da seid ihr ja endlich. Wir wollten gerade anfangen, das weitere Vorgehen zu besprechen.«

»Wo sind denn alle?« Rai sah sich nach dem Schäfer und dem griesgrämigen Brauer um, aber sie waren beide nicht anwesend. »Sind wir so viel zu spät?«

»Nein, ihr seid sogar pünktlich«, entgegnete Asim. »Vielleicht hat Mamet Mut die Nachricht nicht rechtzeitig an alle übermitteln können. Oder ein paar Mitglieder haben beschlossen, in Deckung zu bleiben, bis sich die Lage etwas beruhigt hat.« Seufzend verschränkte er die Arme vor der Brust. »Mit dem Angriff haben wir ordentlich im Ameisenhaufen des Pharaos herumgestochert. Da können wir es unseren Leuten kaum übel nehmen, wenn sie nicht gebissen werden wollen.«

»Ich schon«, brummte Omari. »Das ist *die* Chance, um Oberkhetara einen empfindlichen Schlag zu versetzen. Nicht lange, und sie werden sich neu aufgestellt haben und mit Verstärkung zurückkehren. Wer uns jetzt im Stich lässt, um seine Haut zu retten, ist ein Feigling. So einfach ist das.«

Asims Nasenflügel bebten. »Du bist sehr jung für so große Worte, Omari. Ich kann dir nur raten, deine Worte mit Bedacht zu wählen. Denn einfach ist wahrlich nichts an unserer Lage.«

Seine Reaktion schien Omari zu überraschen. Er senkte den Blick. »Entschuldige bitte, Asim. Ich befürchte doch nur, wir könnten diese einmalige Gelegenheit verpassen.«

Asim klopfte Omari freundlich auf die Schulter. »Deine Leidenschaft ist bewundernswert, Omari. Pass nur auf, dass du nicht die Kontrolle über dein Feuer verlierst.« Er wandte sich wieder den anderen zu. »Lasst uns nicht über die reden, die heute Nacht nicht gekommen sind. Feiern wir lieber jene, die hier sind.«

Die Männer nickten zustimmend.

»Wir haben viel Arbeit vor uns«, fuhr Asim fort. »Die Nachricht von unserem Sieg hat sich in ganz Sakesch verbreitet. Doch von unserer Sache wissen die meisten Leute nichts. Wir müssen dafür sorgen, dass jeder Mann in der Stadt von der bevorstehenden Revolution und unseren Plänen für die Zukunft erfährt – und erkennt, dass es klug wäre, sich unserem Kampf anzuschließen. Solange wir so wenige sind, brauchen wir uns keine Hoffnungen zu machen, uns endgültig vom Joch der Oberkhetarer befreien zu können. Wir müssen gemeinsam handeln – als ein Volk.«

Es folgte eine Diskussion, in der verschiedene Fragen gestellt und Ideen ausgetauscht wurden. Wie konnten sie Mitglieder anwerben, ohne entdeckt zu werden? Wie die Waffen verteilen, die sie bei dem Überfall erbeutet hatten? Und wie sollten sie sich auf die Rückkehr der Medjau aus dem Norden vorbereiten?

Rai hörte aufmerksam zu. Dann nahm sie ihren ganzen Mut

zusammen, um ihr Versprechen gegenüber Tam einzulösen. »Ich denke, wir sollten die Weberinnen zu unseren Treffen einladen«, sagte sie. »Zufällig weiß ich, dass einige dieser Frauen sich engagieren wollen, und zwar nicht nur als Botinnen. Sie haben weitaus mehr zu bieten.«

Die anderen Rebellen reagierten mit Skepsis.

»Ich bezweifle, dass die Männer dieser Stadt es gut finden würden, wenn wir ihre Mütter und Töchter in Gefahr bringen«, sagte einer. »Die Weberinnen sind zwar mutig – aber wozu sollen sie schon groß nützlich sein?«

Rais Wut flammte auf. »Bin ich denn etwa nutzlos? Habe ich so wenig für unsere Sache geleistet?«

»Du bist nicht wie andere Frauen, Rait-tai. Ich hätte gedacht, das ist dir bewusst«, sagte ein anderer Mann.

Rai wollte ihm gerade das unermessliche Ausmaß seiner Dummheit vor Augen führen, als Asim beschwichtigend die Hände hob. »Bitte. Lasst uns jetzt nicht auch noch untereinander streiten. Ihr habt beide berechnete Argumente – vielleicht können wir ja mit den Weberinnen sprechen und sie fragen, wie genau sie uns unterstützen wollen. Möglicherweise können sie ja wirklich noch mehr zu unserer Sache beitragen, ohne dass wir sie dabei in Gefahr bringen müssen. Können wir uns auf dieses Vorgehen einigen?«

Rai und der Mann brummt zustimmend.

»Womöglich bin ich ja nicht der Einzige hier, der sein Feuer zähmen muss«, flüsterte Omari ihr ins Ohr.

»Halt die Klappe, du Trottel«, erwiderte Rai und stieß ihn mit dem Ellbogen an.

»An Ideen mangelt es uns sichtlich nicht. Also lasst uns entscheiden, wer welche Aufgabe übernimmt«, sagte Asim. »Rai, mit dir fangen wir an.«

*Ku-kuuuu!*

Die Gruppe verstummte.

Menks Signal konnte nur eines bedeuten: Etwas stimmte nicht.

Wortlos löschten Asim und die anderen ihre Fackeln im Sand und warteten reglos in der Dunkelheit ab. Rai lauschte mit angehaltenem Atem. Ihre Nackenhaare stellten sich auf. Der Wind pfiff durch die Ritzen in der riesigen Steinruine, und irgendwo in der Ferne schrie ein Fuchs in den Dünen. Ansonsten war nichts zu hören.

Nach einer langen Weile beugte Omari seinen Kopf zu ihr und flüsterte: »Bleib hier. Ich gehe nachsehen ...«

Bevor er den Satz beenden konnte, ertönte ein zischendes Geräusch von oben, und ein Pfeil bohrte sich in Omaris Schulter. Er taumelte rückwärts weg und griff nach dem Pfeilschaft.

Rai starrte ihn mit offenem Mund an.

»Oh«, sagte er. Dann brach er zusammen.

Im nächsten Augenblick regnete es ein Dutzend weiterer Pfeile von oben. Wie ein Todesschwarm zischten sie durch die Luft.

Die Stille zerbarst.

»In Deckung!«, schrie Asim, aber es war zu spät – ein weiterer Mann wurde getroffen, dieser mitten in den Rücken.

Der Rebell schrie auf vor Schmerz und ging zu Boden.

Panik flutete Rai. *Das ist ein Hinterhalt!*

Inmitten des Durcheinanders blickte sie auf und sah vier Bogenschützen auf den zerfallenen Mauern der Nekropole sitzen. Ihre Silhouetten zeichneten sich dunkel vor dem Nachthimmel ab. Als sie neue Pfeile einlegten, nutzte Rai die Gunst der Stunde, um Omari an den Achseln zu den Überresten einer niedrigen Steinmauer zu ziehen. Ein Pfeil schoss an ihrem Arm vorbei und verfehlte sie nur um Haaresbreite.

Nicht weit von ihr fiel ein weiterer Rebell. Dann noch einer.

*Schneller, schneller!*, dachte Rai und versuchte, den brennenden Schmerz in ihrem Rücken zu ignorieren. Unter der Last von Omaris Körper wurden ihre Wunden bis zum Zerreißen gespannt, und vor Angst wich ihr die Kraft aus den Gliedern.

Sie versuchte, sich nicht umzusehen. Versuchte, sich nicht zu fragen, welcher der Männer, mit denen sie gerade noch gesprochen hatte, gerade verblutete. Versuchte, nicht an die Familien zu denken, die am Morgen aufwachen und feststellen würden, dass jemand fehlte.

*Nicht jetzt.*

Keuchend mühte sie sich weiter voran. Auch als ein weiterer Mann zu Boden ging. Auch als sich ein Pfeil in ihre linke Hüfte bohrte. Erst als sie Omari und sich hinter der niedrigen Mauer in Deckung gebracht hatte, erlaubte sie sich, benommen vor Schmerz neben ihm zusammenzubrechen. Obwohl ihr der Pfeil nur eine Fleischwunde am Oberschenkel zugefügt hatte, blutete sie heftig.

Sie streckte eine zitternde Hand aus und legte sie ihrem Freund auf die Brust, erleichtert, unter ihren Fingern einen gleichmäßigen Herzschlag zu spüren.

*Ra sei Dank.*

Dann ertönte eine Stimme – eine seltsam vertraute Stimme, die sie in ihrer Panik aber nicht zuordnen konnte. »Nicht schießen! Wir gehen rein. Ich will den Anführer lebend.«

Rai schob sich an die Wand und spähte um die Ecke, blinzelte in die Dunkelheit. Fünf Wachen kamen herein, zwei trugen Fackeln, die anderen waren mit Chepeschs bewaffnet. Rai erkannte sie sofort. Es handelte sich um die Leibwache des Nomarchen. Der Mann, der gesprochen hatte, war derselbe, der ihr so brutal den Arm auf den Rücken gedreht hatte, als sie dem Hirten zu Hilfe gekommen war.

*Die Männer des Nomarchen,* dachte Rai. Ihre Wangen brannten. *Er steckt also dahinter.*

Die verbliebenen Rebellen schwangen mit Panik im Blick ihre Dolche, als die Wachen auf sie zustürmten.

Rai fluchte mit zusammengebissenen Zähnen. Obwohl der Pfeil noch in ihrer Hüfte steckte, zog sie ihren Dolch aus der Scheide und

rappelte sich mühsam auf, bereit, sich in den Kampf zu stürzen. Aber eine starke Hand zerrte sie zurück hinter die Wand.

»Runter!«, befahl Asim. »Runter und stillhalten!«

»Nein!«, sagte Rai und wehrte sich. »Wir können uns hier doch nicht verstecken und einfach zusehen, wie sie sterben!«

»Wir nicht, nein«, antwortete Asim. »Aber ich kann nicht die Verantwortung dafür übernehmen, dass dein Vater auch noch dich verliert. Nicht, wenn ich es irgendwie verhindern kann!«

»Das hast du nicht zu entscheiden!«

Asim wirkte verzweifelt. Die Luft war erfüllt von den Schreien der sterbenden Rebellen. »Bitte, Rait-tai, bitte tu mir diesen einen Gefallen! Hilf mir, mein Herz zu erleichtern, bevor es zu spät ist.«

Rai ließ sich wieder auf den Boden sinken, ganz vorsichtig, um mit dem Pfeilschaft nirgends anzustoßen. Sie wollte so gerne kämpfen, einen Schlachtruf ausstoßen und ihr Messer mit dem Blut dieser Wachen tränken – aber sie konnte Asim diesen Gefallen schlecht verwehren.

»Wie du befehlst, Hauptmann«, sagte sie.

Asim nickte und stand auf. Mondlicht fiel auf sein zerklüftes, grob geschnittenes Gesicht. Trotz seiner zerfetzten Kleidung glaubte sie, noch nie einen edleren Mann gesehen zu haben. »Ihr macht keinen Laut, ganz gleich, was passiert. Verstanden?«

Rai nickte widerwillig.

»Gut.« Asim hielt sich im Schatten und schlich sich an die Wachen an, die sich um die letzten beiden verbliebenen Rebellen versammelt hatten. Einer war bereits am Bein getroffen, der andere war gerade entwaffnet worden und hob nun schützend die Fäuste.

Die Soldaten wollten gerade zuschlagen, als Asim losstürmte, einen der Asa-Stöcke vom Boden aufhob und ihn durch die Luft wirbelte, wobei er eine der Wachen mit einem heftigen Schlag gegen den Kopf ausschaltete.

Während die Wachen abgelenkt waren, nutzten die beiden Rebellen die Gelegenheit zur Flucht. Asim rammte einer weiteren Wache die Spitze des Asa so fest in den Hals, dass es Übelkeit erregend knackte. Der Mann stieß einen würgenden, gurgelnden Laut aus und griff sich an die Kehle, aber da schlug Asim ihm auch schon mit dem Stock gegen die Schläfe, woraufhin der Mann wie ein Stein zu Boden ging.

»Was ist los mit euch Schwachköpfen?«, brüllte der Anführer der Wachen. »Schaltet ihn aus!«

Rai beobachtete die Szene wie gebannt. Asim wandte sich einem dritten Wächter zu, sah aber nicht, dass ein weiterer mit gezücktem Schwert hinter ihm auftauchte. Rai wollte ihn warnen, aber sie hielt ihr Versprechen und schwieg.

Die Klinge glitt über Asims Rücken. Blut spritzte.

Asim stöhnte auf vor Schmerz und krümmte sich – doch schon im nächsten Moment stürzte er sich mit dem Asa auf seinen Angreifer. Diesmal waren die übrigen Wachen jedoch gewappnet und gingen gemeinsam auf ihn los, rissen ihm den Asa aus der Hand und schleuderten ihn weg.

»Fesselt ihn«, befahl der Anführer der Wachen und wischte sich den Schweiß von der Stirn.

Einer seiner Untergebenen holte ein langes Seil hervor. »Was ist mit den beiden, die entkommen sind?«, fragte er.

»Die kommen nicht weit. Die Bogenschützen werden sie erledigen«, antwortete der Anführer. Schniefend beobachtete er, wie sie Asims Arme hinter seinem Rücken fixierten und ihn auf die Knie zwangen. »Du bist also der Anführer dieses Gesindels?«

Asim antwortete mit Schweigen.

Der Anführer der Garde zuckte mit den Achseln. »Auch gut. Dein Geschick mit dem Asa spricht für sich. Dass es sich beim Rest dieses Pöbels um Bauernjungen und vergreiste Soldaten handelt, ist offensichtlich. Du bist ja selbst kaum mehr als ein Bettler.

Aber ich könnte mir vorstellen, dass du einst einmal mehr warst als das.«

Er schob Asim die flache Seite seines Chepeschs unters Kinn und zwang ihn, zu ihm aufzusehen. »Wenn du dir einbildest, dass ich dich lebend gefangen nehmen wollte, um Informationen aus dir herauszuquetschen, dann irrst du dich. Du hast eine Verschwörung gegen den König angezettelt. Dein Leben ist verwirkt. Es war mir einfach nur wichtig, dich eigenhändig zu töten.«

Omari regte sich und kam mit einem leisen Stöhnen wieder zu Bewusstsein.

Der Anführer der Soldaten lauschte. »Was war das?«

Mit klopfendem Herzen legte Rai ihre Lippen ganz dicht an Omaris Ohr und flüsterte: »Pssst ...«

Asim ergriff wieder das Wort. »Amunmose hat den Thron von Khetara nicht verdient«, brüllte er laut, vermutlich, damit Omari nicht mehr zu hören war. »Einen nutzloseren Pharao hat dieses Land nie gesehen! Und deswegen erheben wir uns gegen ihn! Wir tun es nicht nur für Sakesch. Wir tun es für das ganze ...«

»König Amunmose ist tot«, sagte der Anführer der Leibgarde.

Asim verstummte.

»Wir haben die Nachricht erst heute Abend erhalten, gemeinsam mit Anweisungen von Kronprinz Meriamun. Dem Hörensagen nach ist er ganz anders als sein Vater und hat sich den Großen Vereingter König Semataui zum Vorbild genommen. Es heißt, er wolle dem Königreich wieder zu seiner alten Größe verhelfen – angefangen damit, euch unterkhetarische Köter wieder zum Spurensuchen zu bringen.«

Düster entgegnete Asim: »Dass es einen neuen König gibt, ändert nichts. Töte mich, wenn du willst. Aber damit kannst du das Volk von Sakesch nicht von seinem Vorhaben abbringen. Die Leute werden sich ihre Stadt zurückholen. Und ihre Würde ...«

Auf einmal begriff Rai, dass Asims Worte nicht an den Gardisten gerichtet waren, sondern an sie.

»... und morgen schon, hörst du? Morgen schon wird der Falke über den Himmel segeln, und wir begegnen ihm am ...«

Ein scharfer, schmatzender Laut ertönte, gefolgt von einem dumpfen Aufprall.

Dann Stille.

Rai unterdrückte ein Schluchzen, ihr gesamter Körper bebte vor Trauer.

»Nehmt den Kopf mit«, sagte der Anführer der Garde unbeteiligt. »Der Nomarch wird einen Beweis für unseren Sieg sehen wollen. Vielleicht behält er ihn ja auch als Andenken.«

Die übrigen Soldaten nickten und machten sich daran, die Waffen und die Gefallenen einzusammeln. Rai kam es wie eine Ewigkeit vor, bis sie den Garten der Toten endlich verlassen hatten.

Als sie an ihr vorbeikamen, hielt sie die Luft an. Durch die Pfeile, die aus ihren Körpern ragten, und ihre blutgetränkten Roben sahen Omari und sie wie Leichen aus. Erst als sie sicher war, dass die Männer fort waren, öffnete sie die Augen und sah ihnen nach. Bei dem Anblick gefror ihr das Blut in den Adern.

Einer von ihnen hielt Asims Kopf an den Haaren fest, so wie man eine tote Gans aus dem Sumpf tragen würde. Er baumelte mit weit geöffnetem Mund in der Hand des Gardisten, als würden ihm seine letzten Worte noch immer auf der Zunge liegen.

Rai schloss fest die Augen. Heiße, wütende Tränen strömten über ihre Wangen.

Kurze Zeit später waren die Leibgardisten verschwunden. Doch erst als ihre Schritte längst verhallt waren, wagte Rai es, sich zu rühren.

Sie lag in einer unbequemen Haltung auf der Seite und sah hinauf zu den unvergänglichen Sternen. Ihr Vater hatte ihr beigebracht, dass jeder einzelne von ihnen die Seele eines Pharaos war. Sie fragte sich, wie viele von ihnen gute Menschen gewesen waren und wie viele blutrünstige Tyrannen wie Semataui oder gierig wie

Amunmose. Wie war es möglich, dass diese Menschen trotz ihrer Taten nun am Himmel strahlen durften?

Einige Zeit später durchbrach eine Stimme die Stille, von der sie geglaubt hatte, sie wäre für immer verstummt.

»Ra sei uns gnädig. Nein. Nein. Asim ... Asim!«

Mühsam rappelte Rai sich auf und spähte um die niedrige Mauer herum, wo sie einen Mann mit gramebeugtem Rücken neben Asims enthauptetem Körper knien sah.

»Menk?«, flüsterte Rai erstaunt.

Menk hob den Kopf, und sein Kummer wich Ungläubigkeit. »Rait-tai? Du lebst!«

»Zwar mit einem Pfeil im Hintern, aber ja«, antwortete Rai und schnaubte. »Omari auch – und er braucht Hilfe.«

Menk eilte zu ihr und quittierte ihre Verletzungen mit einem fassungslosen Kopfschütteln. Omari kam wieder zu Bewusstsein, aber er war benommen und kaum ansprechbar.

»Sie ... Sie haben sie getötet, Menk«, stammelte Rai, während sie Omari auf die Beine half und das Ausmaß der Zerstörung um sie herum begutachtete. Ihre Stimme klang ungewöhnlich hoch und schrill, fast schon hysterisch. »Sie haben sie alle getötet!«

»Ich weiß. Ich habe versucht, euch zu warnen, aber als ich sie entdeckt habe, war es schon zu spät.«

»Du hast getan, was du konntest.«

»Nein, habe ich nicht. Ich hätte kämpfen müssen! Ich hätte mit ihnen sterben sollen!« Er stieß einen Fluch aus und vergrub den Kopf in den Händen.

Auch Rai spürte die Last der Schuld schwer auf ihren Schultern ruhen. »Ich wäre ebenfalls lieber mit ihnen gestorben«, sagte sie leise. »Aber Asim wollte, dass ich lebe.«

Ob er sich genauso gefühlt hatte? Mit dem Wissen, dass er lebte, während so viele andere gestorben waren? *Hat ihm das zu dem Mann gemacht, der er war?*

Omari lehnte sich bei Menk an und starrte ausdruckslos auf die Leichen. »Was machen wir jetzt? Wir können sie doch nicht einfach so hier liegen lassen.«

Rai presste die Lippen zusammen und betrachtete die gefallenen Rebellen, deren Blut im Sand versickerte. Sie hätte keinen von ihnen als ihren Freund bezeichnet, aber es waren gute Männer gewesen. Sie hatten ihr eine Chance gegeben. Sie waren heute Nacht auf ihren Vorschlag hin hergekommen und dem Tod ins offene Messer gelaufen.

»Uns bleibt keine Wahl«, sagte sie schließlich. »Nach Hause tragen können wir sie nicht, und nach heute Nacht wird es für ihre Familien zu gefährlich, sich hierher in die Nekropole zu wagen, um sie zu holen. Die Männer des Nomarchen werden sicher Ausschau halten, wer sich hier blicken lässt. Also müssen wir hier und jetzt tun, was wir können, ehe wir in die Stadt zurückkehren.«

Obwohl ihr jeder Schritt Schmerzen bereitete, erwies Rai den toten Männern nacheinander die letzte Ehre, indem sie ihnen die Arme vor der Brust kreuzte, den Kupferdolch ihres Vaters auf ihre Brust legte und für jeden von ihnen ein Gebet sprach.

»Erhöre mich, Ra, Schöpfer der Stunden, Herr der Tage – erhöre mich und lass dein Licht auf diesen Mann scheinen. Verbrenne die Angst in seinem Herzen und wache über ihn auf seiner Reise zu den Schilffeldern im Westen ...«

Als sie fertig waren, ließen sie die Toten im Licht der Morgendämmerung ruhen. Nach tausend Jahren Ruhe waren heute Nacht neue Knochen im Garten der Toten gepflanzt worden.

Rai zitterte vor Kälte und Schmerzen, als sie den langen, beschwerlichen Rückweg nach Sakesch antraten. Aber selbst als die Sonne über dem Horizont aufging und ihre schmutzigen, tränenüberströmten Gesichter mit ihrem Licht streichelte, empfand Rai keine Wärme.

Zu schwer war ihr ums Herz.



## 27

### NEFF

Wo sind die Wabet?«, fragte Nehschi verzweifelt.

Neff sah blinzeln zu dem jungen Priester auf. Ihr Gesicht war triefnass, weil sie sich gerade im Becken gewaschen hatte. Als Nehschi in den Frauengemächern aufgetaucht war, hatte sie gerade angefangen, sich auf ihre vormittäglichen Aufgaben vorzubereiten. Sein Gesicht war von einem feinen Schweißfilm überzogen.

»Sie sind alle fort, um die Krönung vorzubereiten«, antwortete sie, während sie sich das Gesicht mit einem sauberen Stofftuch abtrocknete.

Nehschi gab einen tiefen, fast schon tierhaften Laut von sich, den sie schon so oft von ihm gehört hatte, dass er genauso gut eine Kuh hätte sein können. »Und wie soll ich ohne Hilfe das tägliche Ritual durchführen? *Nicht jetzt, Nehschi*, sagen sie immer. *Ich habe*

zu viele wichtige Aufgaben zu erledigen, um mich um deine Probleme zu scheren, Nehschi. Frag jemand anders, Nehschi. Aber wem wird man am Ende die Schuld geben, wenn Amun uns zürnt, weil wir ihm zu spät seine Opfergaben gebracht haben? Nehschi natürlich!«

Neff seufzte und legte das zusammengefaltete Tuch auf dem Beckenrand ab. Sie plagten immer noch leise Schuldgefühle, weil sie Nehschi an dem Tag, an dem Karim in den Tempel gekommen war, manipuliert hatte. »Ich helfe dir, in Ordnung?«

Nehschi schnaubte. »Was weißt du schon über die Durchführung des täglichen Rituals? Hast du überhaupt schon einmal assistiert?«

»Nein, aber ich weiß genug«, antwortete Neff. »Außerdem bleibt dir gar keine andere Wahl.«

Nehschi starrte sie einen Augenblick lang an, dann streichelte er seine goldene Gürtelschnalle. »Nun, wenn Mentuhotep bereit war, dir seine ausländischen Gäste anzuvertrauen, dann werde ich dir wohl die Assistenz bei diesem einen Morgenritual überlassen können.«

Neff verkniff sich ein Grinsen und folgte ihm aus den Frauengemächern und weiter durch den großen Tempel. Es freute sie, dass Nehschi ihre Lüge darüber, dass der Mann aus dem Roten Land ein Gast Mentuhoteps gewesen sei, geschluckt hatte. Vermutlich war der Priester zu sehr mit sich selbst beschäftigt, um ihre Worte infrage zu stellen. Ihr Ruf war also nicht gefährdet.

Trotzdem hatte sie seit Karims Abreise immer wieder an ihn denken müssen. Sie war zuvor noch nie einem Stammesmitglied aus dem Roten Land begegnet und hatte erst recht kein langes Gespräch mit einem geführt. Obwohl sie das Gefühl hatte, dass er nicht ganz ehrlich zu ihr gewesen war, hatte sie ihn gemocht. Sein Tonfall war respektvoll gewesen und seine Art so charmant, dass man seiner Bitte um Hilfe nur schwer widerstehen konnte. Abgesehen davon war er es gewesen, der der Vision, wegen der sie sich auf dieser Reise befand, einen Namen gegeben hatte: das Orakel des Lamms.

Aber die Antworten, die sie erhalten hatte, warfen auch neue Fragen auf: Welche Verbindung bestand zwischen den vier Personen – Karim, Prinzessin Sitamun, dem geheimnisvollen Bauernmädchen aus Unterkhetara und ihr selbst? Welche Rolle würden sie alle noch spielen? Und was genau hielt die Zukunft für sie bereit?

*Hütet Euch, denn bald schon wird der große Fluss von Khetara mit Blut gefüllt sein.*

Seit Kenna den Mord am König aufgedeckt hatte, war sie überzeugt, dass Meriamuns Thronbesteigung Teil des Plans war. Schließlich hatte sie nicht nur die Beweise in der Einbalsamierungsstube gesehen – Kenna vermutete auch, dass Sitamun von der Vergiftung ihres Vaters wusste und ihr Besuch im Tempel vor seinem Tod ein Hilferuf gewesen war.

Zwei der vier Figuren im Orakel waren also bereits in die Verschwörung verwickelt.

*Die Lügen werden so prächtig gedeihen wie der Weizen auf den Feldern.*

Aber Neff wusste, dass noch mehr auf dem Spiel stand.

Karim hatte gesagt, dass sein verschwundener Pharao Setnacht der Schlüssel zu den Geheimnissen des Orakels sei.

Warum sonst hätte das Schicksal Karim zu ihr führen sollen? Der Brief, den sie im Lebenshaus gefunden hatten, verriet, dass die Menschen den Ketzerkönig verachtet hatten – aber das war tausend Jahre her. Setnacht war lange tot. Was sollte er mit den jetzigen Ereignissen in Khetara zu schaffen haben? Ein weiterer Teil ihrer Vision kam ihr in den Sinn. Was er wohl zu bedeuten hatte?

*Aus den Tiefen der Erde wird ein Geheimnis heraufsteigen.*

Neff schauderte.

Obwohl sie noch nicht bis ins letzte Detail verstand, wie die Teile des Rätsels zusammenpassten, fügten sie sich doch immer mehr ineinander, und sie wurde das Gefühl nicht los, dass sich das Unheil mit rasender Geschwindigkeit näherte. Aber wie sollte sie den Lauf

der Dinge ändern? Sie hatte Bastet um Antworten gebeten. Doch bislang schwieg die Göttin.

Sie wollte mit Kenna darüber reden, ihm alles erzählen, was sie wusste, aber nach jenem Vormittag in der Einbalsamierungskammer hatte sich der Prinz in seinen Gemächern eingeschlossen und sämtliche Besucher abgewiesen, auch sie. So war sie gezwungen, viel zu viel Zeit allein mit ihren Gedanken zu verbringen, verfolgt von bösen Omen, denen sie machtlos gegenüberstand.

Sie folgte Nehschi durch den Hof. Um sie herum gingen andere Wabet-Priester ihrer Arbeit nach und verrichteten die Aufgaben, die täglich im Tempel anfielen. Der Himmel war ausnahmsweise einmal bewölkt, sodass die Welt in gedämpftes Grau getaucht schien.

Am anderen Ende des Hofes stiegen sie ein paar Stufen hinauf und betraten eine große Säulenhalle. Es folgten noch mehr Stufen und dann eine weitere Halle, die zwar kleiner war, ansonsten aber genauso aussah wie die erste.

Eine dritte Treppe führte hinauf in die Opferhalle, einen Raum, der gerade groß genug für ein halbes Dutzend Menschen war. Man hatte ihr erzählt, dass die Tempel bewusst so gebaut waren, dass die Priester über Treppen in Räume gelangten, die immer kleiner wurden, je näher sie dem Allerheiligsten kamen, damit sie sich fühlten, als würden sie zum Zwiesgespräch mit den Göttern in den Himmel aufsteigen.

Schließlich erreichten sie die Tür zum Heiligtum. Sie war mit einer gewachsten Schnur versiegelt, die um die Türknäufe gewickelt war.

»Ich werde nun das Siegel brechen und die Opfertgaben erbringen«, sagte Nehschi und deutete auf die Materialien, die ordentlich auf einem Tisch neben der Tür lagen. »Du schwenkst den Weihrauch.«

Neff wurde plötzlich nervös. *Es ist ein häufiges Ritual, das drei-*

*mal am Tag durchgeführt wird. Kein Grund zur Sorge.* Trotzdem zitterte ihre Hand, als sie das Harz in dem bronzenen Räuchergefäß anzündete. Duftender Rauch stieg langsam daraus auf und breitete sich rasch in der kleinen Kammer aus. Durch den Dunst sah Neff, wie der Priester die Schnur löste und die Tür öffnete. Sie stieg als Erste die drei Stufen hinauf und schwenkte dabei den Weihrauch vor sich her.

Dann stand sie Amun gegenüber.

In Anbetracht seiner Aufgabe als Schutzgott von Thonis, der Hauptstadt des Königreichs, hatte man ihm eine gewaltige Statue errichtet. Sie stand auf einem hohen Sockel, war so hoch wie drei Männer und aus weißem Kalkstein gefertigt. Kein Klecks Farbe, kein anderer Stein, kein Metall unterbrach die Reinheit des Materials. Nur seine Augen waren aus feinstem Lapislazuli gefertigt und so blau wie der Sommerhimmel. Es verbarg sich ein Sinn dahinter, dass er ungeschmückt gezeigt wurde. Schließlich war er der Unsichtbare, der Gott des Verborgenen, der keinen Tand benötigte. Er war alles und nichts, war nirgendwo und überall. Und in dieser Weite zwischen Unwissenheit und Wissen errichtete Amun ein Haus namens Mysterium und lud alle ein, durch seine Türen zu treten.

Neff sah ihm in die Augen und empfand dabei eine merkwürdige Verbundenheit. Damals auf dem Markt in Bubas hatte sie sich häufig darüber beschwert, dass die Leute ihre Versuche, sie an ihren Stand zu locken, zu ignorieren schienen. »Es ist, als würden sie mich gar nicht wahrnehmen«, hatte sie immer wieder ihrem Vater gesagt.

Doch er hatte nur mit der Zunge geschnalzt und ihr einen wissenden Blick zugeworfen. »Unsichtbar zu sein, bedeutet Macht«, hatte er geantwortet. »Unsichtbarkeit schafft Möglichkeiten. Um zu beobachten, zu lernen, zu handeln. Niemand hört dir zu? Gut. Dann kannst du selbst genauer hinhören, ihre belanglosen Ge-

sprache, ihre Geheimnisse belauschen. Finde heraus, was die Leute wirklich denken, Neff, und du kannst aus dem Schutz der Schatten heraus die Welt verändern.«

Als sie Amun nun in seine tiefblauen Augen sah, konnte sie ihren Blick nicht abwenden. *Amun hat alles erschaffen, sogar sich selbst. Und niemand hat ihm dabei zugesehen.*

Während sie ihren Gedanken nachhing, veränderte sich die Atmosphäre im Heiligtum. Das Gefühl erinnerte sie an den Moment in Bubas, als Bastet sich ihr offenbart hatte, nur dass es damals deutlich ausgeprägter gewesen war. Bastets Energie hatte sie gepackt wie die Katze eine Maus, während Amuns sich wie Rauch in ihren Körper stahl und mit jedem Atemzug durch ihren Mund und ihre Nasenlöcher eindrang, bis sie voll und ganz damit angefüllt war.

Nehschi, der vor der Statue kniete, den Boden küsste und die Morgenhymnen sang, nahm sie kaum noch wahr. Seine Arme waren zu einer Geste der Anbetung erhoben. Er befand sich zwar gleich neben ihr, kam ihr aber ganz weit weg vor. Als wäre ihr Ba – ihre Vogelseele – davongeflogen und schwebte nun hoch oben vor Amuns Gesicht. Es war ein friedvolles Gesicht, dem die schwere Last der hohen, mit zwei Federn geschmückten Krone auf seiner Stirn nicht anzusehen war.

Stimmen hallten durch ihren Kopf. Da war die Stimme ihres Vaters. Die von Kenna. Und die Stimme, die ihr nachts, wenn sie nicht schlafen konnte, Fragen stellte. Sie erklangen alle zugleich, und doch war es keine von ihnen.

*Du musst auf das vertrauen, was du nicht sehen kannst, sagten sie. Kämpfe nicht gegen die Strömung an, die dich zu deinem Schicksal trägt, sonst wirst du zu spät oder gar nicht eintreffen. Nutze die Gaben, die dir gegeben wurden, und gib ihnen Raum, in dir zu wachsen. Denn sie stammen von uns, die wir dich zu diesem Zweck aus der Erde geformt haben.*

Amuns Augen schienen mit jedem Wort größer zu werden, bis

sie schließlich alles andere in Neffs Blickfeld verbargen und ihre Welt zu einer rauchblauen Wolke voller Möglichkeiten geworden war.

*Du fühlst dich auf dieser Reise vielleicht allein, aber wie die Bäche, die in den großen Fluss münden, bist du eine von vielen, und viele sind eins.*

Ihr Herz schwoll an.

Und dann sank sie – zurück zu sich selbst, zurück zu Nehschis emsigen Opfern aus Wasser und Öl und Gebeten.

*Vieles ist verborgen.*

Die Stimmen verhalten zu einem Flüstern.

*Aber vieles wird offenbart werden.*

Neff schnappte nach Luft. Die Rückkehr in ihren physischen Körper kam abrupt und fühlte sich merkwürdig an. Sie kam sich seltsam schwer vor, und ihr Arm, der das Räuchergefäß hielt, brannte vor Schmerz, weil sie ihn so lange hochgehalten hatte.

Nehschi wickelte Amuns Füße in die für diesen Zweck vorgesehenen weißen Tücher, dann sah er auf. »Was ist los mit dir? Warum weinst du?«

Neff berührte ihr Gesicht. Überrascht stellte sie fest, dass ihre Finger tränennass waren. Sie schüttelte den Kopf. »Ich ... Ich weiß es nicht.«

Er wollte gerade weiterfragen, als außerhalb des Heiligtums ein lang gezogener Ruf laut wurde, der sie beide aufhorchen ließ.

»Was ist das?«, fragte Neff.

Nehschi stellte die leeren Opferteller und Flaschen zurück auf das Tablett und stand auf. »Der Wächter. Jemand Wichtiges scheint zu kommen. Wir sollten nachsehen, ob wir gebraucht werden.«

Mit einem letzten Blick auf den Schutzgott folgte Neff Nehschi nach draußen und wartete, bis dieser die Tür wieder verschlossen hatte. Dann eilten sie gemeinsam durch die immer größer werdenden Hallen hinaus in den Haupthof. Die wenigen Priester, die

nicht mit den Vorbereitungen des Königsgrabes oder der Krönung beschäftigt waren, hatten sich bereits dort versammelt und spähen interessiert durch das Eingangstor. Neff entdeckte Kenna unter ihnen und eilte zu ihm. Er stand regungslos da, sein Gesichtsausdruck so undurchschaubar wie der von Amun.

»Wer kommt da?«, fragte sie und folgte seinem Blick.

Kenna verzog das Gesicht. »Mein Bruder.«

Meriamun kam auf einer filigran geschnitzten Sänfte mit vier Trägern durch das Tor herein. Er trug dieselbe durchscheinende Leinenbluse und denselben Schendit, die Neff bereits an ihm gesehen hatte. Doch sein Schmuck war noch prächtiger geworden. Goldene Manschetten umschlossen seine Hand- und Fußgelenke, und auf seiner Brust ruhte eine prächtige Halskette, die zwei kniende Göttinnen darstellte, die dem Prinzen huldigten. Seine Augen waren mit Kajal umrandet und seine üppigen schwarzen Haare mit goldenen Perlen verziert.

Die Träger sanken auf die Knie und setzten die Sänfte ab. Dann erhob sich Meri von seinem Thron und trat auf die Menge zu.

»Bakenamun«, sagte er mit offenkundiger Abneigung. »Schön, dich so schnell wiederzusehen. Und du, junge Nefermaat. Was für ein glücklicher Zufall, euch beide zugleich hier anzutreffen.«

Kenna schob sich schützend vor Neff und schirmte sie mit dem Arm ab. »Du wirst sie nicht anrühren«, sagte er zu Meri. Er sprach so leise, dass sie ihn kaum verstehen konnte. Falls die Sänfenträger etwas gehört hatten, ließen sie sich nichts anmerken. »Wenn du gekommen bist, um mich zu töten, dann tu es. Aber lass das Mädchen in Ruhe.«

Neff erstarrte vor Entsetzen. *Ihn töten?*

Meri lächelte und klopfte Kenna auf die Schulter. »Sei nicht so dramatisch, Bruder. Ich bin nicht hier, um dich zu töten. Was für eine schreckliche Energieverschwendung, wo du doch ohnehin kaum am Leben bist. Wie kommst du überhaupt darauf?«

Kenna mahlte mit den Kiefern. »Du hast letzte Nacht Vaters gesamten Hofstaat niedergemetzelt.«

Neff spürte, wie ihr das Blut aus dem Gesicht wich.

Meri gab einen tadelnden Laut von sich. »Ach, *niedermetzeln* ist so ein hartes Wort«, entgegnete er unbekümmert. »Ich bevorzuge *opfern*. Diese ehrenhaften Männer und Frauen haben sich geopfert, um ihrem König bis in alle Ewigkeit zu dienen. Du bist ein gläubiger Mann – gerade du solltest die Lehren doch kennen.«

»Und gerade du solltest wissen, dass wir diese Lehren vor tausend Jahren aufgegeben haben, weil sie barbarisch sind.«

»Nur wer ein schwaches Herz und einen schwachen Kopf hat, würde Stärke mit Barbarei verwechseln«, gab Meri zurück. »Merkt euch meine Worte: Wenn die Pharaonen von einst das Königreich von heute sehen könnten, würden sie es lieber von der Erde tilgen, als es weiter seinem Untergang entgegenzusehen.« Er beugte sich zu ihnen vor. »Das Blut einiger weniger ist ein geringer Preis für die Wiederherstellung des Ruhmes unseres Königreichs.«

»Ein geringer Preis?«, spottete Kenna. »Du hast mit deiner unsterblichen Seele bezahlt.«

Meri schüttelte den Kopf. »Sieh dich doch an, Kenna. Und dann sieh mich an.«

Neff blickte zwischen den beiden hin und her. Neben dem starken, geschmeidigen, goldenen Meri wirkte Kenna blass wie ein Gespenst.

»Mein Herz ist leicht. Wie steht es mit deinem?«, spottete Meri.

Kennas Gesicht verzog sich vor Wut. »Wie kannst du das sagen, nachdem du ... du ...«

»Nachdem ich was, Bruder?« Meris Augen blitzten auf.

In Gedanken betete Neff, dass Kenna jetzt etwas sagen würde. *Beschuldige ihn! Sprich es aus, damit alle erfahren, dass er den König ermordet hat!*

Doch Kenna senkte den Blick. »Nichts.«

Meri zuckte mit den Schultern. »Wie immer, Bruder, beweist du das Rückgrat einer gekochten Zwiebel. Aber so sehr ich unseren kleinen Austausch auch genieße, bin ich nicht hierhergekommen, um mit dir zu streiten, sondern um die kleine Priesterin abzuholen.«

Beide drehten sich zu Neff um.

In ihrem Kopf dreht sich alles. *Er ist meinetwegen hier?*

»Was? Nein!« Der abrupte Themenwechsel schien Kenna überumpelt zu haben. »Du kannst sie nicht einfach mitnehmen.«

»Doch, das kann ich«, entgegnete Meri ungerührt. »Keine Sorge, ihr wird nichts geschehen.«

»Aber sie gehört hierher!«, rief Kenna.

»Nicht mehr. Hier im Tempel mit seinen finsternen Kammern und seinen endlosen Schriftrollen verschwendet das Mädchen nur seine Zeit. Sie gehört ins Licht, zu mir.«

»Aber was wird Mentuhotep sagen? Sie steht unter seinem Schutz!«

»Mentuhotep wird gar nichts sagen, da es ihn nichts mehr angeht. Ich habe bereits mit ihm gesprochen.« Meri wandte sich ihr zu. »Du hast dich mir als wertvoll erwiesen, Nefermaat. Denn allein deine Prophezeiung hat mir dort draußen im Sumpf das Leben gerettet.«

Neff war überrascht. Dann fiel ihr wieder die Vision vom Krokodilgott ein. »Euer Traum. Über Sobek.«

Der Prinz nickte. »Wenn ich bei der Jagd nicht vor seinem Abbild niederkniet wäre, würde ich jetzt nicht hier stehen. Du bist nicht wie die anderen Heuchler, das weiß ich jetzt. Aus dir spricht wahrlich die Stimme der Götter. Und deshalb gehörs du an meine Seite.« Nach kurzem Überlegen fuhr er fort: »Trotzdem hat mein Bruder recht. Ich kann dich nicht zwingen, deine Gaben zu teilen. Was ich suche, ist eine Beraterin, keine Sklavin. Du hast also die Wahl, Nefermaat. Du kannst hier bei meinem Bruder bleiben oder

mit mir in den Palast kommen. Wenn du mich begleitest, wird es dir an nichts fehlen. Ich werde dich mit Reichtümern bekleiden, die einem Kind der Götter würdig sind. Darauf gebe ich dir mein Wort.«

Sie blickte unsicher von einem Bruder zum anderen.

»Neff, was gibt es da zu überlegen?«, flüsterte Kenna nach einer langen Pause. »Er lässt dir die Wahl! Los, sag ihm, dass du hierbleiben willst!«

Sie schloss die Augen.

*Kämpfe nicht gegen die Strömung an, die dich zu deinem Schicksal trägt.*

Neff wollte bleiben. Gerade jetzt, wo sie angefangen hatte, sich in ihrem Leben als Priesterin einzufinden. Die Vorstellung, nun gleich wieder an den nächsten Ort verschleppt zu werden – noch dazu in einen Palast! –, erfüllte sie mit Angst. Aber gleichzeitig wusste sie, dass sie das Angebot des Prinzen nicht ausschlagen konnte. Er bot ihr nicht nur einen Platz an seiner Seite an, sondern auch sein Vertrauen.

Seit jenem Tag auf den Straßen von Bubas hatte sie zu verstehen versucht, was für eine Rolle sie im Plan der Göttin spielte. Sie war jung. Unsichtbar. Waren diese Eigenschaften vielleicht eher Stärke als Schwäche? War es möglich, dass ihr genau diese Eigenschaften zusammen mit ihrer Seherinnengabe das Vertrauen des Prinzen eingebracht hatten? Denn wer würde schon die Tochter eines einfachen Händlers der Manipulation oder politischer Intrigen verdächtigen?

*Wenn ich mich für Meriamun entscheide, könnte mein Wort den Willen eines Königs bezwingen.*

Diesen Weg zu beschreiten, war gefährlich. Sie würde beobachten, lernen und gegen ihn handeln, gleichzeitig aber sein Vertrauen wahren müssen. Wenn er jemals herausfand, dass sie ihn hinterging ... Sie schluckte.

Hatte sie den Mut, ein so gefährliches Spiel zu spielen?

»Du wirst uns stolz machen«, hatte ihr Vater gesagt, als sie ihn das letzte Mal gesehen hatte. »Aus ganz Bubas werden sie kommen, um mich zu sehen. Ach was, aus dem ganzen Königreich! Und alles nur, um deine Geschichte zu hören.«

*Aber welche Geschichte soll er erzählen?*

Neff holte tief Luft. Als sie ausatmete, war ihre Entscheidung gefallen.

Sie trat auf den Kronprinzen zu. »Ich werde mit Euch in den Palast zurückkehren, Prinz Meriamun.«

Kenna erstarrte.

Meri dagegen lächelte. »Eine weise Entscheidung.«

Neff warf einen Blick auf das ausdruckslose Gesicht ihres Wahlbruders. Sie wusste genau, wie sehr sie ihn verletzt hatte, auch wenn er es sich nicht anmerken ließ. Wie gern hätte sie ihm von ihren Plänen erzählt, doch das war unmöglich, jedenfalls im Augenblick.

»Ich bin dir für alles dankbar, was du für mich getan hast, Prinz Kenna«, sagte Neff und senkte den Kopf, um ihm nicht in die Augen sehen zu müssen. »Aber mein Platz ist an der Seite des neuen Königs.«

Als wäre er daran gewöhnt, stets die zweite Wahl zu sein, entgegnete er nur knapp: »Wie du wünschst.«

Meri klatschte in die Hände, um das Ende des Gesprächs zu signalisieren.

»Na also! Komm mit, kleine Seherin, wir haben einen anstrengenden Tag vor uns. Als Erstes wird man dir neue Kleider anpassen. Ich will nicht, dass du in diesen Lumpen herumläufst.« Er wies sie an, sich zu seinen Füßen auf den Rand der Sänfte zu setzen, und Neff gehorchte.

»Oh!«, sagte Meri an Kenna gewandt, bevor er in die Sänfte stieg. »Bevor ich gehe – hast du heute zufällig unsere liebe Schwester gesehen?«

Kenna runzelte die Stirn. »Sitamun? Nein, sie kommt fast nie hierher. Das weißt du doch. Ist sie nicht im Palast?«

In Meris Stirnmitte bildete sich eine steile Falte. »Nein«, entgegnete er leise. »Die Prinzessin scheint verschwunden zu sein.« Doch sofort lächelte er wieder strahlend, und die Falte verschwand. »Aber keine Sorge. Du kennst ja Sita. Ohne ihre Dienerinnen, ihren Prunk und ihren Wein ist unsere liebe Schwester weitestgehend hilflos. Sie wird schon auftauchen. Vielleicht wartet sie sogar schon auf unsere Rückkehr. Was meinst du, Nefermaat, sollen wir nachsehen?«

Neff nickte und faltete sittsam die Hände im Schoß.

Sobald der Prinz wieder auf seinem Thron saß, standen die Sänfenträger auf und hoben ihn an. Neffs Füße baumelten über dem Boden. Erneut überkam sie das Gefühl der Schwerelosigkeit, das sie bereits im Heiligtum empfunden hatte. Nur dass sie dort von etwas hochgehoben worden war, das weitaus größer und erhabener war als sie.

»Leb wohl, Bruder«, sagte Meri. »Wir sehen uns bei der Krönung.«

Als die Sänfenträger zum Tempeltor gingen, sah sich Neff ein letztes Mal nach Kenna um. Der Anblick brach ihr fast das Herz.

Mit Tränen in den Augen sah sie wieder auf den Weg, der vor ihr lag. Doch in Gedanken wiederholte sie dabei Meris Worte.

*Leb wohl, Bruder.*



28

## KARIM

Wenn Töne ess- und Farben trinkbar wären, dann hätte sich Karim auf dem Marktplatz von Thonis für alle Zeit den Bauch vollschlagen können. Verglichen mit den reisenden Händlern im Roten Land und den Basaren in Ketharas kleinen Städten, war dieser Markt ein Erlebnis für sich. Er verbrachte den Rest des Tages damit, ihn zu erkunden und Kleinigkeiten aus dem Grab gegen frische Waren einzutauschen, ehe er zu Behkai zurückkehrte. Der Hund hatte seine Aufgabe, das Boot zu bewachen, sehr ernst genommen und viele fleißige Stunden damit verbracht, vor sich hin zu dösen und hier und da einen Fisch zu fangen. Für sie beide war dies eine willkommene Abwechslung gewesen, und Karim spürte, dass ihn die vielen Sinneseindrücke so erfüllten, dass ihm kaum noch Zeit für düstere Gedanken blieb.

Ein ums andere Mal tastete er in seiner Tunika nach dem kleinen Gegenstand, seiner jüngsten Beute.

Er hatte es nicht genossen, sie aus dem Tempel zu entwenden. Die kleine Priesterin hatte ihren Kopf für ihn hingehalten, und eine Papyrusrolle aus dem Haus des Lebens zu stehlen, war keine Art, sich für ihre Freundlichkeit zu revanchieren. Doch als Karim begriffen hatte, worum es sich dabei handelte, musste er sie einfach haben.

Einmal Dieb, immer Dieb – und diese Schriftrolle war der wahr gewordene Traum eines Grabräubers.

Es war eine grob angefertigte Zeichnung, die Berge, den vertrauten langen blauen Finger des Flusses und verschiedene Orte zeigte, die mit roten Sternen gekennzeichnet waren. Die Orte waren mit ihm unbekanntem khetarischen Symbolen beschriftet, doch Karim musste sie nicht verstehen, um zu begreifen, dass es sich um eine Karte handelte. Eine sehr alte Karte.

Und wo alte Orte waren, da gab es wahrscheinlich auch Schätze.

Er erkannte ein bestimmtes Tal auf der Karte, das mit einem Stern markiert war. Er war schon dort gewesen. Es war der Ort von Setnachts Grab, wo Karim unermessliche Schätze gefunden hatte. Was mochte sich an all den anderen verborgenen Orten befinden?

Beim Gedanken an unentdeckte Gräber verspürte Karim einen Anflug von Aufregung, der im nächsten Moment in Scham überging. Als er die Karte in dem verborgenen Hohlraum entdeckt hatte, war er davon überzeugt gewesen, dass sie ihm weitere Informationen über Setnacht und das Orakel geben würde. Deshalb hatte er sie mitgenommen. Aber stimmte das eigentlich? Oder hatte er insgeheim nur seine alte Tätigkeit wieder aufnehmen und nach vergrabenen Schätzen suchen wollen?

*Warum auch nicht?, dachte Karim. Warum soll ich diese Reise nicht mit khetarischer Beute finanzieren? Ich mag die Tür zu diesem*

*Grab geöffnet haben, doch der Fluch, der sich darin befand, ist ihr Werk. Warum soll ich – ein Stammesangehöriger aus dem Roten Land – die Suppe auslöffeln, die sie sich eingebrockt haben?*

In dieser Nacht, als er und Behkai sich am Flussufer außerhalb der Stadt schlafen legten, fasste er einen Entschluss. Er würde einen weiteren Tag damit verbringen, Handel zu treiben und seine Vorräte aufzustocken, und dann damit beginnen, die verschiedenen Orte auf der Karte zu lokalisieren. Erst einmal musste er herausfinden, wo sich Setnachts Hauptstadt befunden hatte. Vielleicht konnte er die Symbole auf der Schriftrolle kopieren und jemanden finden, der sie für ihn übersetzte. Er wollte niemandem die Karte zeigen, weil er nicht wusste, wem er vertrauen konnte. Das also war sein Plan: Er wollte die vergessene Stadt finden und vielleicht schon auf dem Weg dorthin weitere Reichtümer anhäufen.

Als er versuchte, in den Schlaf zu fallen, hatte er plötzlich den eindringlichen Blick der kleinen Priesterin vor Augen und ihre letzten unheilvollen Worte im Ohr: *Ich habe das Gefühl, dass wir uns wiedersehen, Karim aus dem Roten Land.*

*Ich hoffe nicht, Sena, dachte er. Das wäre besser für uns beide.*



Am Nachmittag kehrte Karim zum Markt zurück, um sich eine Mittagsmahlzeit zu besorgen. Der Markt wand sich wie ein breites Band durch das Herz der Stadt. Hunderte von Händlern boten ihre Waren vor ihren Werkstätten unter leuchtend roten und goldenen Vordächern feil, andere kauerten in behelfsmäßigen Zelten, wieder andere hatten ihre Waren auf Decken am Straßenrand ausgebreitet. Die Luft war erfüllt von Rufen, die Öle aus dem Norden, Weihrauch aus dem Süden und alles Mögliche dazwischen anboten. Wenn man noch das Geschnatter der Enten und das Schreien der Gänse, die zum Verkauf standen, hinzunahm, sowie das Meckern

der Ziegen, die zu ihren neuen Besitzern geführt wurden, herrschte ein fast ohrenbetäubender Lärm.

An den Rändern drängten sich die Kunden dicht an dicht, und als Karim sich in ihrem Strom ein wenig treiben ließ, bekam er ein paar Gesprächsfetzen mit.

»Es heißt, die Dämonen hätten sich König Amunmoses bemächtigt, weil er nichts gegen die Unruhen in Sakesch unternommen hat ...«

»Wie viele Ziegen hast du für diese Halskette gegeben?!«

»Irgendwas ist gestern im Palast geschehen, aber niemand weiß genau ...«

»Ich habe gehört, dass es die prachtvollste Krönung seit hundert Jahren werden soll.«

»Wir könnten einen neuen Weinkrug gebrauchen. Sieh mal diesen hier ...«

»Prinz Meriamun muss sich bald eine Königin nehmen. Ich frage mich, wer es sein wird.«

Karim spitzte die Ohren. Die Erwähnung des Prinzen erinnerte ihn an das Bild der drei Königskinder, das er in Verbindung mit dem Orakel gesehen hatte.

*Bakenamun ist der Mann, dem ich begegnet bin, und sein Bruder soll den Thron besteigen.* Doch was ist mit ihrer Schwester, Sitamun, die auf dem Bild im Zentrum stand? Und es war ebenfalls Sitamun, die im wiederkehrenden Traum der kleinen Priesterin vorkam.

*Was für eine Rolle spielt die Prinzessin?*, fragte er sich.

Er scherte aus der Menge aus und steuerte einen Essensstand an, den er schon gestern besucht hatte. Eine gebückte ältere Frau drehte Fleischspieße über einem kleinen Feuer, während sie in einem blubbernden Topf rührte, unter dem die Kohlen glühten. Der Geruch, der in der Luft hing, ließ ihm das Wasser im Mund zusammenlaufen.

Als Karim näher trat, blickte die Frau lächelnd auf. »Ach, du schon wieder. Magst du noch mehr?«

»Wie könnte ich da widerstehen?«

»Heute gibt es Ente, grüne Zwiebeln und geschmorte Linsen«, sagte sie und nickte in Richtung Feuer.

»Wundervoll«, entgegnete Karim mit warmer Stimme und fügte hinzu: »Genau wie die junge Dame, die es zubereitet.«

Die alte Frau stieß einen hellen Laut aus. »Oh, so ein Schlingell!« Dann gab sie ihm von allem die doppelte Portion.

Karim nahm das heiße Essen entgegen, das in Feigenblätter gewickelt war, und bot ihr dafür eine hübsche kleine Kugel an. Die Frau nahm sie erfreut, und Karim berührte zum Dank ihre Nase mit seinem Fingerknöchel. Bei den weiblichen Verkäuferinnen kam er am weitesten, wenn er seinen Charme spielen ließ, das wusste er aus Erfahrung. Obwohl er eine khetarische Tunika trug, sahen ihn einige Händler immer noch misstrauisch an, doch auch damit wusste er inzwischen umzugehen.

Er wollte schon zu Behkai zurückkehren, als er einen Obststand erblickte, dessen Körbe von verlockend aussehenden Früchten nur so überquollen. Es gab duftende Melonen in verschiedenen Farben und Formen sowie ein paar andere Früchte, die er noch nie gesehen hatte. Neugierig warf er dem Händler ein kleines Goldstück zu und nahm sich dafür ein paar dunkelblaue Trauben sowie eine runde, tiefrote Frucht, an deren Ende sich eine stachelige kleine Blüte befand. Er wiegte sie in der Hand und fragte sich, wie er sie essen sollte, als sein Blick auf eine junge Frau fiel, die am Nebensstand einkaufte.

Auf den ersten Blick war nichts Besonderes an ihr. Sie trug ein unauffälliges schwarzes Gewand, dessen Kapuze sie sich über den Kopf gezogen hatte, um sich vor der Nachmittagssonne zu schützen. Sie sah nicht anders als hundert andere in der geschäftigen Menge aus, doch irgendetwas an ihrer anmutigen Haltung und ihren fließenden Bewegungen stach ihm ins Auge.

Die Frau begutachtete die Brotlaibe, die auf dem Tisch vor ihr

aufgeschichtet waren, doch als der Händler ihr einen Tausch anbot, schüttelte sie den Kopf und ging weiter zum Obststand. Im Gegensatz zu allen anderen – abgesehen von Karim selbst – schien sie alles mit frischen Augen wahrzunehmen. Vielleicht war auch sie eine Fremde in diesem Land.

Von irgendwoher kam ein gellender Ruf.

Die Frau zuckte zusammen. Ihr Kopf drehte sich blitzschnell dorthin, woher der Ruf gekommen war. In diesem Moment erhaschte Karim einen Blick auf ihr Gesicht. Das Erste, was ihm auffiel, war ihre scharf geschnittene Adlernase. Bei einer anderen Frau hätte sie vielleicht sehr streng gewirkt, doch bei ihr hatte sie etwas Königliches und Elegantes. Ihre vollen Lippen waren geschürzt, und ihre Augen unter den dunklen gewölbten Brauen sahen alarmiert aus.

*Wer mag sie sein?«, fragte sich Karim. Und wovon hat sie Angst?*

Zwischen der Frau und ihrem einfachen groben Gewand bestand ein gewisser Widerspruch. Für eine Bäuerin sah sie zu kultiviert aus, ihre kupferfarbene Haut zu makellos und ihre Wangen zu voll. Und dennoch war sie gekleidet, als käme sie vom Feld.

In diesem Moment erschienen am anderen Ende des Markplatzes drei Männer, die anders gekleidet waren als alle übrigen. Ihre weißen Schendits waren nicht grob und zerknittert, sondern hatten scharfe Falten und wurden von Gürteln aus feinem Leder zusammengehalten. Um ihre Hälse schlossen sich goldglänzende Reife in Gestalt von Falken mit ausgebreiteten Flügeln.

Irgendwelche Soldaten oder Wachen, vermutete Karim.

Die Leute machten einen großen Bogen um sie, und Karim beobachtete, wie sie die Straße hinuntergingen, die Händler befragten und jede junge Frau musterten, die ihnen entgegenkam.

Ein Schauer kroch Karim über den Rücken, während er zur Frau im schwarzen Gewand hinüberspähte. Sie war wachsam und angespannt – wie ein gejagtes Tier auf der Flucht.

*Wenn sie losrennt, zieht sie nur die Aufmerksamkeit der drei Männer auf sich.*

Er hatte keine Ahnung, wer sie war und warum sie Angst vor den herannahenden Wachen hatte, doch er fühlte sich verpflichtet, ihr zu helfen. Vielleicht lag es an ihrer Schönheit, doch zog er es vor, sich zu sagen, dass er sich damit für die gute Tat revanchierte, die Nefermaat ihm angeblich erwiesen hatte. Die kleine Priesterin hatte ihre Sicherheit riskiert, als sie ihm im Tempel zu Hilfe gekommen war – da war es nur recht und billig, dass er das Gleiche nun für diese Fremde tat.

»Sei begrüßt, Sena«, sagte er und trat an ihre Seite. »Du siehst aus, als könntest du eine warme Mahlzeit gebrauchen. Warum teilst du nicht einfach meine mit mir?«

Die Frau zog erschrocken die Kapuze tiefer in ihr Gesicht. »Nein danke«, entgegnete sie und setzte sich in Bewegung.

Die Wächter kamen näher.

»Bitte«, sagte Karim und griff nach ihrem Arm. »Ich will doch nur helfen.«

»Lass mich los!« Ihr Ton klang so, als wäre sie es gewohnt, dass man ihr gehorcht. Sie riss ihren Arm zu sich und starrte ihn mit herrischem Blick an. »Ich brauche deine Hilfe nicht!«

Karim sah, dass sich eine der Wachen mit gerunzelter Stirn zu ihnen umdrehte.

»Sena!«, sagte Karim warnend und mit wachsender Besorgnis. »Ich denke wirklich, du solltest mit mir kommen!« Erneut packte er ihren Arm.

»Lass mich, du Vieh!«, rief sie und versuchte, sich loszureißen.

»Vieh?« Langsam wurde es Karim zu bunt. Die Frau war stärker, als er erwartet hatte. »Jetzt hör endlich auf, dich zu wehren, Weib!«

Doch es war zu spät. Die Wachen kamen ihnen schon entgegen, die Hände an den Griffen ihrer Chepesch.

Karim brach der kalte Schweiß aus. Die Frau sah sie ebenfalls und erbleichte.

*Tu was!*

Sie kamen näher

*Irgendwas!*

Mit einer gemurmelten Entschuldigung gab Karim der Frau eine Ohrfeige.

Sie schnappte nach Luft und hielt sich eine Hand an die gerötete Wange. Sie schüttelte wie benommen den Kopf, worauf die Kapuze ihr wieder tiefer ins Gesicht fiel und dieses verbarg.

Die Wachen blieben stehen, überrascht von dieser neuen Entwicklung.

»Was ist hier los?«, fragte der eine streng.

Karim räusperte sich und warf den drei Männern einen reumütigen Blick zu. »Diese Frau ... ich hab ihr gesagt, dass sie Brot kaufen soll, sie tauscht alle unsere Gänse gegen Schmuck ein. Was soll man da machen?«

Das Misstrauen der Wächter verwandelte sich in Belustigung.

»Du hast sie im Griff, oder?«, fragte der eine.

»Worauf du dich verlassen kannst«, antwortete Karim mit nervösem Kichern. »Sie ist ein wildes Tier, das gezähmt werden muss!«

Neben ihm gab die Frau ein wütendes Schnauben von sich, behielt ihren Kopf aber unten.

»Komm schon«, sagte er zu ihr. »Zeit, um nach Hause zu gehen.«

»Viel Glück!«, rief ihm eine der Wachen zu.

Diesmal folgte die Frau ihm willig, als er sie am Arm nahm.

Hinter sich hörte Karim, wie einer von ihnen den beiden anderen Befehle erteilte.

»Ihr zwei geht zurück und kontrolliert jede Frau, die ihr seht. Ich kümmerge mich um den Rest des Marktes. Die Prinzessin muss hier irgendwo sein.«

Karim fiel die Kinnlade runter. Die Prinzessin?

Er warf der Frau einen verstohlenen Blick zu. Das Bild von Sitamuns Gesicht, das er im Tempel des Chnum gesehen hatte, kam ihm in Erinnerung. Gezeichnet mit der schwarzen Kobra, ein Herz in ihren Händen.

Es war nur ein gemaltes Bild, doch ähnelte es der Frau in Schwarz genauso, wie er selbst dem Mann im dunklen Gewand ähnelte.

Karim murmelte einen Fluch. Ganz gleich, wohin er sich wandte – das Orakel schien ihm zu folgen. *Erst Rait-taui, dann Nefermaat und jetzt das hier.* Die Ereignisse schienen sich zusammenzuziehen, doch zu welchem Zweck? Er fühlte sich wie eine Figur in einem Spiel und fragte sich, welches der nächste Zug sein würde.

Aber kam es darauf überhaupt an?

Hatten die Götter dieses verfluchten Königreichs nicht längst über sein Schicksal entschieden?

Sie gingen schweigend nebeneinanderher, bis sie das Ende des Marktplatzes erreichten, wo sich die Menschenmenge immer mehr zerstreute. Karim zog sie in den Schatten einer einsamen Palme und ließ ihren Arm los.

Er wollte gerade etwas sagen, als sie ihm hart ins Gesicht schlug.

»Au!«, heulte Karim auf und hielt sich das Kinn.

»Das ist dafür, dass du mich mit deinen dreckigen Händen angefasst hast!«, fuhr sie ihn an. In ihrem Eifer hatte sie es der Kapuze gestattet, ihr Gesicht zu offenbaren. Sie bebte vor Zorn. Dicke schwarze Haarsträhnen, so schwarz wie Rabenflügel, fielen auf ihr Gewand. »Und dafür, dass du mich geschlagen und zurechtgewiesen hast. Abgesehen davon ...« Ihr schien die Luft auszugehen. »Abgesehen davon ... sollte ich mich vermutlich bei dir bedanken.«

Karim hob die Brauen. »Ich glaube, das solltest du.«

»Ich dachte ... ich dachte, du wolltest mich bedrängen. Wie sollte ich denn wissen, dass du versucht hast, mich vor den Wachen zu schützen? Hättest du nicht wenigstens was sagen können?«

»Ich habe es versucht.«

»Nein, du hast mir eine *warme Mahlzeit* angeboten.« Sie verdrehte die Augen, als wäre solch ein Angebot der Gipfel der Frechheit.

Karim lachte kurz auf.

»Und dann hast du mich geschlagen«, fügte sie empört hinzu.

»Das ist eine sehr verkürzte Sicht der Dinge, Sena«, entgegnete Karim.

»Ach ja?«

Sie starrten sich an, jeweils eine Wange gerötet.

»Das macht dir Spaß, oder?«, sagte Karim.

»Was? Dich zu schlagen? Nein.« Sie runzelte die Stirn. »Vielleicht doch ...«

»Magst du noch mal?«

Jetzt färbte sich auch ihre andere Wange rot. Sie verschränkte die Arme. »Nein! Wer bist du überhaupt? Und woher wusstest du, dass die Wachen hinter mir her sind?«

Karim zuckte die Schultern. »Es war offensichtlich, dass sie nach einer jungen Frau suchen, und ... sagen wir so ... du hast nicht so richtig zu den anderen auf dem Markt gepasst.« Er räusperte sich. »Prinzessin Sitamun.«

Die Prinzessin sog scharf die Luft ein, während Angst und Misstrauen in ihr scharf geschnittenes Gesicht zurückkehrten.

»Ich muss dich leider enttäuschen«, sagte sie mit leiser Stimme. »Aber ich trage keine Wertgegenstände bei mir, nur die Kleider an meinem Leib. Ich kann dir deine ... Freundlichkeit nicht entgelten.«

Sein Herz schlug schneller bei dem Gedanken, dass sie sich womöglich ihrer Kleider entledigen würde, doch schob er ihn rasch beiseite.

*Sei nicht albern*, rief er sich zur Ordnung. *Sie ist eine khetarische Prinzessin. Wahrscheinlich ist sie verwöhnt und hochnäsiger und daran*

gewöhnt, dass ihr jeder nach dem Mund redet. Aber warum eine solche Frau vor den Palastwachen davonlief, war ihm ein Rätsel.

»Ich brauche keine Reichtümer«, erwiderte er. »Ich möchte dich nur um zwei simple Gefälligkeiten bitten, die du leicht erfüllen kannst.«

Die Prinzessin kniff die Augen zusammen.

»Es ist auch nichts, wofür du mich ohrfeigen müsstest, versprochen«, fügte Karim hinzu.

»In Ordnung«, sagte sie.

»Gut.« Karim nickte. »Erstens, würdest du dich unter Umständen dafür entschuldigen, dass du mich Vieh genannt hast? Ich meine, in Anbetracht meiner Heldentaten.«

Die Lippen der Prinzessin waren nur noch ein dünner Strich. Sie hob das Kinn. »Nun gut. Es tut mir leid. Du bist kein Vieh. Gefällt ›Hund‹ dir besser?«

»Absolut«, antwortete er munter. »Passt auch viel besser zu mir, würde ich sagen.«

Sitamun unterdrückte ein Lächeln. »Und die zweite Gefälligkeit?«

Karim zeigte in Richtung Fluss. »Leiste mir bei der warmen Mahlzeit Gesellschaft. Ente und Linsen, klingt doch gar nicht so schlecht, oder? Wir müssen sie nur mit Behkai teilen, fürchte ich, doch es sollte genug für uns alle da sein.«

»Behkai?«

»Mein Hund.« Die Worte kamen wie von selbst aus seinem Mund, und Karim war überrascht von der Wärme, die seine Brust erfüllte, als er sie aussprach. Das verdammte Biest war ihm wirklich ans Herz gewachsen.

Sitamun nickte. »Da ich nun schon den Namen deines Hundes erfahren habe – wie ist deiner?«

Karim zögerte, weil er stets vorsichtig war, seinen Namen Fremden anzuvertrauen, vor allem, wenn sie aus Khetara kamen. Doch wenn das Orakel sie schon einmal zusammengeführt hatte, blieb

ihm dann eine andere Wahl, als ihr zu vertrauen? Vielleicht würde auch sie ihm etwas anvertrauen, wenn er schon sein Essen und seinen Namen mit ihr teilte.

»Karim«, stieß er aus, ohne groß nachzudenken.

»Karim«, wiederholte Sitamun und formte ihre Lippen, als wollte sie prüfen, wie dieser Name schmeckte.

»Und, was meinst du? Jetzt kennen wir uns ja schon ein bisschen. Willst du mich begleiten?«

»Ich muss zugeben, dass ich ein wenig hungrig bin«, antwortete sie.

Karim lächelte. »Na dann ...«, er wies erneut in Richtung Fluss, »... freuen sich zwei Hunde auf deine Gesellschaft.«



Es ärgerte ihn – obwohl er den Grund dafür nicht genau erklären konnte –, dass Behkai so schnell Zutrauen zu Sitamun fasste. Als er und die Prinzessin am Boot auftauchten, sprang der Hund sofort auf. Karim rechnete damit, dass er die Fremde anbellen würde, doch stattdessen trabte er wie ein fröhlicher Hundewelpen zu ihr und leckte ihr die Hände ab.

Sie nahm sein Gesicht und strich ihm über die Schnauze, ohne sich um den Sabber zu kümmern, der aus seinem Maul tropfte. »Ja, was bist du für ein guter Junge!«

»Verräter«, murmelte Karim, als er am Hund vorbeiging.

Behkai ignorierte ihn – bis er das Futter roch. Karim setzte sich auf einen Stein, und sobald er begann, das Essen auszupacken, lief Behkai zu ihm hinüber, um es zu begutachten.

»Nimm doch Platz«, sagte Karim zu Sitamun und zeigte auf einen Stein ihm gegenüber.

Sie setzte sich mit so viel Anstand und Würde, wie es ihr möglich war.

Doch damit war es vorbei, als Karim ihr das Essen reichte.

Die Prinzessin machte sich mit Heißhunger über die Ente und Linsen her und schlang alles binnen weniger Minuten hinunter. Mit der zweiten Portion, die er ihr anbot, machte sie es genauso. Amüsiert beobachtete er, wie sie sich das Fett von den Fingern leckte. Als sie seinen Blick bemerkte, ließ sie ihre Hände in den Schoß sinken und streckte den Rücken.

»Gut?«, fragte er.

»In der Tat«, antwortete sie förmlich. »Vielen Dank.«

Karim steckte sich die letzte Zwiebel in den Mund und kaute, während er Bekhai das letzte Stück Fleisch zuwarf.

»Es gibt auch Obst«, sagte er und holte die Weintrauben sowie das runde tiefrote Ding hervor. »Ich weiß zwar nicht, was das ist, aber ich dachte, ich probiere es mal.« Er wollte schon hineinbeißen, doch die Prinzessin schnappte es ihm aus der Hand.

»Das ist ein Granatapfel, du Narr. Da beißt man nicht hinein. Du musst ihn aufschneiden.« Sie zog einen kleinen Dolch aus ihrem Gewand und machte vier lange Schlitze um den Stiel des Granatapfels herum, ehe sie ihn öffnete wie eine Blume. Sie gab ihm eine Hälfte, deren kleine Kerne glänzten wie eine Ansammlung von Edelsteinen.

»Sieh dir das an«, hauchte Karim, von der Schönheit der Frucht fasziniert. »Wie unzählige kleine Rubine.« Er biss vorsichtig hinein. Die kleinen Kerne explodierten in seinem Mund und erfüllten ihn mit einer wundervollen Süße. »Das ist gut!«

Sitamun sah ihm interessiert zu. »Wo kommst du her, Karim? Dein Akzent ... ich habe ihn noch nie gehört.«

Karim leckte sich den dunkelroten Saft von den Lippen. Er war bereit gewesen, ihr seinen Namen zu sagen, mehr jedoch nicht. Noch nicht.

»Ich bin ein Reisender«, antwortete er vage. »Niemand von Bedeutung – im Gegensatz zu dir. Apropos«, fuhr er fort, »warum ist eine Prinzessin auf der Flucht vor der Palastwache? Ist dein Bruder

nicht kurz davor, den Thron zu besteigen? Ich dachte, dass du im Palast bestimmt gebraucht wirst.«

Die Prinzessin kniff leicht die Augen zusammen. Sie hatte den absichtlichen Themenwechsel bemerkt, und Karim hatte das Gefühl, dass sie ihn nicht damit davonkommen ließ.

»Karim, der geheimnisvolle Reisende ...«, sagte sie. »Das ist eine lange Geschichte, und ich bin nicht geneigt, sie jemandem zu erzählen, den ich gerade erst kennengelernt habe. Ganz gleich, wie charmant mein Begleiter auch sein mag.«

Karim errötete.

Sitamun neigte den Kopf zu Bekhai, der ergeben zu ihren Füßen ruhte. »Ich meinte natürlich den Hund.«

Karim verschränkte die Arme. *Diese Frau ist wirklich etwas Besonderes.*

Sitamun lenkte ein. »Sagen wir einfach, dass ich dort nicht mehr sicher war, in Ordnung?« Ihr Blick ging über Karims Schulter hinweg in Richtung Fluss. »Und hier bin ich es auch nicht.«

Als Karim ihrem Blick folgte, sah er, dass sich ihnen auf dem Fluss ein prächtiges Schiff näherte, dessen Segel ein schwarz-roter Widderkopf zierte. Eine Schar von Wachen, die so ähnlich gekleidet waren wie die drei Männer auf dem Marktplatz, stand an Deck und suchte aufmerksam das Ufer ab. Sie wurden von ein paar Waschfrauen abgelenkt, die ein Stück flussaufwärts am Ufer knieten, doch würden sie jeden Moment nahe genug herankommen, um auch Karim und Sitamun zu entdecken.

Die Prinzessin sprang auf und zog sich die Kapuze vor das Gesicht. »Danke für alles, was du für mich getan hast«, sagte sie, »aber ich muss los.«

Karim schüttelte den Kopf. »Ich verstehe das nicht. Dein Bruder ist doch bald König – vor wem musst du da noch davonlaufen?«

Das Gesicht der Prinzessin verzog sich schmerz erfüllt. »Vor ihm. Ich laufe vor *ihm* davon.«

Geschockt dachte Karim an das Bild von Meriamun, das er gesehen hatte – ein gut aussehender junger Mann mit bronzefarbener Haut und einer roten Kobra über seinem Kopf. Was hatte er getan, das seine eigene Schwester um ihr Leben fürchten ließ?

*Sie ist aus dem Palast geflohen und hat sofort meinen Weg gekreuzt.*

»Wohin willst du gehen?«, fragte er.

»Ich will gen Süden nach Bubas reisen. Es ist das nächstgelegene Dorf, das groß genug ist, um sich dort zu verstecken. Aber ich muss zu Fuß gehen. Die Wachen durchsuchen jedes Boot, das Thonis verlässt.«

Karim stieß ein leises Seufzen aus. »Eine Frau wie du, ganz allein ... zu Fuß? Das schaffst du nie, Sena! Bei dieser Hitze, den Löwen, den umherziehenden Banden ...«

»Ich weiß deine Ermutigung sehr zu schätzen«, entgegnete Sitamun trocken und setzte sich in Bewegung.

»Warte kurz!« Karim heftete sich an ihre Fersen, und Behkai trottete hinter ihm her. Er warf einen Blick auf das herannahende Schiff und dachte fieberhaft nach.

*Ich muss das Boot hier zurücklassen. Dabei habe ich doch kaum genug für den Hund und mich zu essen, schon gar nicht für eine ausgehungerte Frau ohne jede Erfahrung, sich durchzuschlagen. Wenn die Soldaten des Prinzen mich mit ihr finden, schneiden sie mir wahrscheinlich auf der Stelle die Kehle durch. Wenn ich klug bin, lasse ich sie einfach gehen, überlegte er. Ich muss mich schon um einen streunenden Hund kümmern, da brauche ich nicht noch eine streunende Prinzessin.*

Djets Welpengesicht tauchte vor ihm auf, seine Augen voller Bewunderung.

*Du würdest eine Prinzessin nie den Gefahren der Wüste ausliefern, Karim-Sen, das weiß ich, sagte der Junge in seinem Kopf. Vor allem nicht, wenn sie so klug und hübsch ist wie Sitamun.*

Aus irgendeinem Grund hatte Djet ihn immer für einen Helden gehalten.

Dabei war er keiner. Nicht annähernd.

Und doch ... Karim konnte sich nicht helfen, aber er spürte immer noch die Gegenwart des Jungen, als würde dieser jeden seiner Schritte beobachten.

Er stieß einen leisen Fluch aus, warf sich sein Bündel über die Schulter und nahm Sitamuns Hand.

»Was ... was machst du da?«, stotterte sie und stolperte hinter ihm her, während er der offenen Wüste entgegenlief.

»Ich helfe dir, Weib!«, antwortete Karim und warf einen prüfenden Blick zurück, um sicherzugehen, dass die Wachen auf dem Schiff sie nicht entdeckt hatten. »Und jetzt leg einen Zahn zu.«

Sitamun raffte ihr Gewand, damit sie nicht stolperte, und erhöhte das Tempo. »Aber mit mir unterwegs zu sein, ist gefährlich!«

Karim lachte laut auf, während der Wind durch seine dunklen Locken fuhr.

»Keine Sorge, Sena, du wirst bald merken, dass es noch viel gefährlicher ist, mit *mir* unterwegs zu sein!«



## 29

# RAI

Rai stand barfuß am Flussufer und sah den Booten nach, die in den Sonnenuntergang davONSEGELTEN. Eigentlich hätte sie sich gern gesetzt, aber dank der frischen Pfeilwunde in ihrer Flanke war das derzeit gar nicht so leicht.

Eine kühle Brise strich über ihre Haut, und der Fluss plätscherte leise. Eigentlich hätte sie inneren Frieden empfinden müssen. Aber in Gedanken war sie immer noch im Garten der Toten. Rannte immer noch um ihr Leben. Versteckte sich immer noch blutend in der Dunkelheit, während überall um sie herum die Männer fielen wie Weizen unter der Sense. Sie sah alles vor sich – die Leichen, die offenen, starren Augen, Asims abgetrennten Kopf. Jedes einzelne Mal, wenn sie die Augen schloss.

In gewisser Weise hatte sie den Garten der Toten nie verlassen.

Und sie war nicht sicher, ob sich das jemals ändern würde.

Ein plötzliches Geräusch ließ sie zusammenfahren. Aber es war nur das Klacken, mit dem sich das Viehgatter schloss. Offenbar hatte ihr Vater die Versorgung der Zebus beendet.

»Komm ins Haus, Rait-tai«, sagte er im Vorbeigehen. »Du brauchst viel Ruhe.«

Als sie in der Nacht zuvor von dem geheimen Horizont-Treffen zurückgekehrt war, hatte ihr Vater sie trotz der späten Stunde noch erwartet. Schmutzig, tränenüberströmt und mit einem Pfeil im Hintern war sie zur Tür hereingestolpert. Ihr Vater hatte am Esstisch gegessen, war bei ihrem Anblick einfach schweigend aufgestanden und hatte Salben und Verbandszeug zusammengesucht.

Zum Glück hatte der Heiler nach ihrer Begegnung mit dem Nomarchen genug Material zurückgelassen, um auch diese Verletzung versorgen zu können. Die gesamte Zeit über hatte Anchu vielleicht eine Handvoll Worte gesagt und auch nicht nachgefragt, was passiert war. Als er sie fertig versorgt hatte, hatte er ihr auf ihre Schlafmatte geholfen und sich anschließend auf seine gelegt. Schlaflos hatte sie beobachtet, wie er sich im Mondlicht unruhig herumwälzte und im Traum immer wieder seine gute Hand nach etwas ausstreckte.

Die Pfeilwunde tat entsetzlich weh – aber der verzweifelte Ausdruck im Gesicht ihres Vaters hatte noch viel mehr geschmerzt.

Als Anchu nun das Flussufer erreichte, hielt er inne und stützte sich auf den Holzstab, den er benutzte, um die Zebus in ihren Pferch zu treiben. Seine nackte Brust war von der vielen Arbeit in der Sonne ledrig geworden und sein grober Schendit schlammgespritzt. Aus irgendeinem Grund erinnerte er sie an Asim – zwei hartgesottene Männer, Relikte eines anderen Zeitalters, die das wenige, was ihnen geblieben war, um jeden Preis zu schützen bereit waren. Wen wunderte es da, dass es ihr so leichtgefallen war, sich dem Rebellenführer anzuschließen?

Eine neue Welle der Trauer traf sie mit voller Wucht.

Vielleicht war es besser, nicht mehr an Asim zu denken.

Ihr Vater sagte leise: »Ich weiß, was gestern Nacht passiert ist. Einer der Fischer hat es mir erzählt. Sein Sohn ...« Er verstummte eine Weile, dann fuhr er fort: »Heute trauern viele Menschen. Ich bin dankbar darum, keiner von ihnen zu sein.«

Wie sehr sich Rai wünschte, er wäre wütend auf sie gewesen! Dass er sie anschrie und dafür bestrafte, dass sie sich aus dem Haus geschlichen und dafür beinahe mit dem Leben bezahlt hatte. Und zwar nicht zum ersten Mal!

Aber er klang einfach nur müde.

»Es tut mir leid«, flüsterte sie.

Anchu zuckte zusammen, als hätte sie ihm einen Schlag verpasst, und schüttelte den Kopf. »Und wie soll es jetzt weitergehen?«, fragte er dann. Ihre Entschuldigung hing zwischen ihnen, ohne dass er darauf einging.

Rai richtete den Blick wieder auf den Fluss, hinter dem die Sonne mit dem Horizont verschmolz. »Ich weiß es nicht. Ich bin nicht sicher, wie die Rebellen ohne Asim überleben sollen. Aber sie müssen! Besonders nach allem, was ich gestern Nacht erfahren habe. Die Männer des Nomarchen haben gesagt, der Pharaos sei tot.«

Anchu riss die Augen auf. »Tot?«

Rai nickte. »Sein Sohn Meriamun soll gekrönt werden – und er klingt sogar noch schlimmer als Amunmose. Er hat noch nicht einmal den Thron bestiegen und trotzdem schon verkünden lassen, dass er uns vernichten wird. Gestern Nacht war nur der Anfang. Der neue König will jeden noch so kleinen Keim von Rebellion in Sakesch ersticken. Was bedeutet, dass uns vermutlich selbst die kleinen Freiheiten, die wir noch haben, bald genommen werden.«

Anchu ließ seufzend den Kopf hängen. »Aber diese Bürde musst nicht du dir auf die Schultern laden, Rai. Wir haben schon andere

harte Zeiten durchgestanden. Und diesmal wird uns das erneut gelingen. Solange wir nur zusammenhalten.«

»Ich bin mir nicht sicher, ob ich das einfach auf sich beruhen lassen kann, Yati«, murmelte Rai mit bebender Stimme. »Du warst nicht dabei. Hast nicht gesehen, wie es war.«

»Oh, aber ich habe in diesem Leben schon vieles gesehen, Rait-tai«, entgegnete er streng. »Genug, um zu wissen, dass du dich selbst verlieren wirst, wenn du diesem Weg weiter folgst. Im Krieg verändert man sich. Hast du das verstanden? Durch *Gewalt* verändert man sich. Wenn du einmal einen Fuß in dieses öde Land gesetzt hast, dann führt kein Weg mehr zurück.« Er lehnte den Stab an seine Brust, um Rai an der Schulter packen zu können. »Ich würde lieber drinnen weiterreden. Bitte. Es wird schon dunkel.«

»Gleich.«

Ihr Vater seufzte, fügte sich aber. Rai wandte sich wieder dem Fluss zu und hörte, wie sich seine Schritte langsam entfernten. Das Licht am Horizont war beinahe verschwunden.

Eine Weile lang stand sie noch gedankenverloren da und spielte mit dem Sachmet-Amulett herum, das ihr immer noch um den Hals hing. Sie hätte bis Einbruch der Nacht bleiben können, wäre da nicht ein Laut gewesen, der sie aus ihren Gedanken riss: das plötzliche Blöken eines Schafs.

Rai fuhr herum. Am Flussufer stand ein Widder und beobachtete sie aus seinen merkwürdigen Augen mit den lang gezogenen Pupillen.

»Was machst du denn hier?«, fragte sie das Schaf.

Wie zu erwarten, blieb ihr der Widder eine Antwort schuldig.

*Vermutlich einer von Bakis*, überlegte Rai. Es kam nicht selten vor, dass ihm eins der Tiere ausbüxte, wenn er sie abends in ihren Pferch brachte. Aber sie liefen nie weit davon.

»Na, komm«, sagte sie. »Ich bringe dich nach Hause.«

Der Widder leistete keinerlei Widerstand, sondern ließ sich brav von ihr am Horn zurück zu Bakis Land führen.

Auf halbem Weg kam ihnen der Schäfer entgegen. Offenbar hatte er bereits gemerkt, dass der Widder verschwunden war, und sich auf die Suche nach ihm gemacht.

»Rai?«, rief er, als er sie bemerkte. Er wirkte verstört. Ungewaschen. Unrasiert. »Oh, Ra sei Dank, ich dachte schon, du wärest tot! Ich habe heute Morgen in der Stadt gehört, was passiert ist. Ich kann es einfach nicht fassen! Asim! Und all die anderen ...«

Rai blinzelte. Schlagartig war sie wieder dort.

Das Blut.

Die Schreie.

Das Sirren der Pfeile, die über ihren Kopf hinwegschossen.

Sie atmete tief durch, bis sie einen stechenden Schmerz in der Brust empfand, und verdrängte die Erinnerung hastig wieder in eine dunkle Ecke.

»Ja«, stieß sie hervor.

»Ich kann es einfach nicht fassen!«, wiederholte Baki, als hätte er vergessen, dass man noch andere Dinge sagen konnte.

»Wo warst du gestern Abend?«, fragte Rai. »Es haben so viele Männer gefehlt.« Sie bemühte sich, nicht vorwurfsvoll oder misstrauisch zu klingen, aber sie musste unbedingt die Wahrheit erfahren. Vor dem Angriff hatte es nachvollziehbar gewirkt, dass so viele Mitglieder der Gruppierung dem Treffen ferngeblieben waren. Es war kurzfristig anberaumt worden, vielleicht hatten sie gar nichts davon erfahren, oder sie waren übervorsichtig gewesen ... Aber nach allem, was geschehen war, fragte Rai sich nun, ob nicht doch mehr dahintersteckte.

»Ich habe die Nachricht erhalten und wollte auch kommen«, antwortete Baki. »Aber dann ist mir später am Tag der Brauer über den Weg gelaufen und meinte, ich solle besser nicht hingehen. Dass es zu gefährlich sei, sich so kurz nach dem Überfall wieder zu treffen,

und wir uns besser unauffällig verhalten sollten, bis sich die Lage beruhigt hat.«

»Was?«, fragte Rai scharf nach. »Das hat er gesagt?«

Baki nickte. »Es klang vernünftig, also bin ich zu Hause geblieben. Er muss auch noch mit ein paar anderen Männern gesprochen haben. Ein paar von ihnen bin ich gestern Abend nämlich in der Stadt über den Weg gelaufen. Nach allem, was ich jetzt weiß, bin ich froh, dass ich auf ihn gehört habe.« Beschämt senkte der Schäfer den Blick. »Aber gleichzeitig fühle ich mich schuldig, weil ich noch lebe, während so viele andere den Tod gefunden haben. Heute Nacht werde ich meinen Sohn noch ein wenig fester an mich drücken als sonst.«

Rai antwortete nicht. Sie stand nur stocksteif da und spürte ein vertrautes, tröstliches Gefühl durch ihren Körper wummern, so lodernd heiß, dass es ihre Ängste und ihre Scham zu Asche zerfallen ließ.

Es war Zorn.

»Vielleicht haben wir ja überlebt, um sie zu rächen«, sagte sie und streifte ihre Sandalen über.

Baki runzelte die Stirn, als sie ihm den Widder hinschob und sich an ihm vorbeidrängte.

»Warte, Rai!«, rief er. »Wo willst du denn hin? Um diese Zeit ist es nicht mehr sicher da draußen!«

»Ich statte dem Brauer einen Besuch ab«, erwiderte sie und ließ Baki und seine Schafe einfach stehen, die ihr in der Dämmerung stumm hinterhersahen.



Als Rai die Stadt erreicht hatte, hielt sie sich im Schatten der schmalen Gassen, in denen tagsüber die Kämpfe stattfanden. Stille Trauer hing schwer über den menschenleeren Straßen.

Rai kam an der dunklen Bäckerei vorbei. Die Arbeiter waren

längst zu Hause und gönnten sich ein paar Stunden Schlaf, ehe sie sich vor Einbruch der Morgendämmerung wieder daranmachen würden, Brotlaibe für den kommenden Tag zu formen.

Gleich nebenan lag die Brauerei.

Dünne Schilfmatten bedeckten die Fenster, aber dahinter konnte Rai flackerndes Lampenlicht und eine Gestalt, die sich bewegte, ausmachen. Die Haustür stand einen Spaltbreit offen.

Sie schob sie auf, ohne anzuklopfen.

Als sie den langen, schwach beleuchteten Raum betrat, schlug ihr ein unangenehmer, halb säuerlicher, halb süßer Geruch entgegen. Der Brauer stand mit dem Rücken zu ihr neben einer Reihe hoher Fässer, die auf glühenden Kohlen ruhten und bis zum Rand mit einem brodelnden Gebräu gefüllt waren. Die in die Rückwand eingebauten Regale waren mit verschlossenen Krügen mit fertigem Bier gefüllt, die auf ihren Verkauf warteten.

»Wir haben geschlossen«, sagte der Brauer, ohne sich umzudrehen. Er tauchte einen Becher in einen der dampfenden Bottiche. »Komm morgen wieder.«

Rai trat an den Getreide- und Keramiksieben vorbei ins Lampenlicht. Der Brauer war ein gedrungener Mann, der von der Statur her seinen Bierkrügen ähnelte, und Rai ragte hoch über ihm auf.

»Du warst es«, sagte sie.

Der Becher verharrte auf halbem Weg zu den fleischigen Lippen des Brauers und schwebte dort einen Moment lang in der Luft. Dann stellte er ihn bedächtig auf einem Beistelltisch ab.

»Als ich dich gestern Tag aus dem Haus des Nomarchen kommen sah«, fuhr Rai immer noch an seinen Rücken gewandt fort, »hatest du ihm gar kein Bier geliefert, oder? Sondern Informationen. Wie lange arbeitest du schon für ihn? Tage? Wochen? Oder warst du von Anfang an aufseiten der Oberkhetarer?«

Nun drehte sich der Brauer zu ihr um. »Rait-tai – wie enttäuschend, dass du nicht tot bist.«

»Ich hätte wissen müssen, dass du ein Verräter bist«, sagte sie, ohne weiter auf seine Bemerkung einzugehen. »Bei allen Versammlungen warst du der Lauteste. Hast Feigheit als Vernunft verkauft und alles getan, um die Männer davon abzuhalten, für ihre Freiheit zu kämpfen und ...«

»Um sie zu schützen! Und das ist mir verdammt gut gelungen, bis du aufgetaucht bist, du dummes, dummes Mädchen.«

»Um sie zu *schützen*?«, wiederholte Rai ungläubig. »Du hast dem Nomarchen von der Versammlung erzählt! Allein deinetwegen sind wir direkt in einen Hinterhalt gelaufen! All diese Männer sind deinetwegen tot!«

»Du, nicht ich, hast ihren Tod auf dem Gewissen, Rait-tai«, entgegnete der Brauer. »Ich habe versucht, sie zu warnen. Sogar *dich* habe ich zu warnen versucht! All diejenigen, die auf mich gehört haben, sind noch am Leben. Und diejenigen, die nicht auf mich gehört haben?« Er hob die Hände. »Was soll ich sagen? Man erntet, was man sät.«

Mit einem Wutschrei stürzte sich Rai auf ihn, packte ihn an der Tunika und schüttelte ihn heftig. »Wie viel hat der Nomarch dir für das Leben dieser Männer bezahlt? Für die alten Soldaten? Für den Sohn des Fischers? Für Asim? Wie viel hast du bekommen?«

Der Brauer stieß sie weg, und Rai stolperte rückwärts gegen ein Fass. Heißes Bier ergoss sich auf den schmutzigen Boden.

»Ich hätte es auch umsonst getan«, zischte er abfällig. Speicheltropfen spritzten aus seinem Mund. »Asim war ein verdammter Narr! Er hatte es nicht anders verdient!«

Rai funkelte ihn hasserfüllt an. Sie wollte ihn schlagen, schlagen und niemals aufhören. Doch gerade, als sie ihn packen wollte, nahm sie eine Bewegung an der Tür wahr. Sie wirbelte herum, um nachzusehen, wer es war.

Drei ver mummt Männer, deren Gesichter in Schatten getaucht waren, hatten sich in die Brauerei geschlichen.

»Rai?«, sagte der Größte. »Was machst du hier?«

Sie blinzelte ihn an. »Omari?«

»Baki ist gekommen, um Menk und mir Bescheid zu sagen, dass du auf dem Weg hierher bist. Aber er wusste nicht, was du vorhast. Ist etwas passiert?«

Sie zeigte auf den Brauer. »Er hat uns verraten! Er hat die ganze Zeit für den Nomarchen gearbeitet. Daher wusste die Leibgarde, dass wir letzte Nacht im Garten der Toten waren. Er hat ihnen alles erzählt!«

Die drei Männer schwiegen.

»Ist das wahr?«, fragte Baki schließlich den Brauer. »Du wusstest von dem Angriff?«

Der Brauer zupfte seine Tunika zurecht. »Weißt du, Baki«, sagte er sanft, »ich habe dich immer gemocht. Du bist nicht besonders schlau, aber du hast ein gutes Herz. Deshalb habe ich dir gesagt, du sollst nicht zu diesem gottverlassenen Treffen gehen.«

Baki schüttelte entsetzt den Kopf. »Wie konntest du uns das nur antun?«, fragte er. »Wie konntest du die ganze Zeit über Teil unserer Gruppe sein und uns dann verraten? Ich dachte, du wärst mein Freund!«

»Das *bin* ich ja auch!«, sagte der Brauer und schlug mit der Faust auf den Tisch. »Ich habe dich gerettet, oder nicht? Und die anderen auch! Bis zu dem Angriff auf die Medjau war alles unter Kontrolle. Ich hatte den Nomarchen davon überzeugen können, dass der Horizont harmlos ist – nur ein Haufen unzufriedener Nörgler. Aber dann musstet ihr ja unbedingt die Waffenkammer ausrauben! Von da an hat er auf Rache gesonnen. Also habe ich eine Entscheidung treffen müssen – ein paar zu opfern, um den Rest zu retten. Und die Männer, die zu diesem Treffen erschienen sind, waren ohnehin zu dumm und zu stur, um eine Rettung verdient zu haben. Sie haben bekommen, was ihnen gebührt.« Er suchte den Blick des Hirten. »Verstehst du denn nicht, Baki? Ich habe dir einen Gefallen getan.

Es ist Zeit, all das hinter uns zu lassen und wieder so weiterzumachen wie früher.«

»Und was ist mit uns?«, fragte Omari. »Was ist mit den sturen Narren, die dieses Gemetzel überlebt haben?«

Der Brauer zuckte mit den Schultern und deutete auf das brodelnde Bier. »Es braucht nur ein paar faule Äpfel, um das gesamte Fass zu verderben. Und da ihr nicht die Höflichkeit besessen habt zu sterben, sehe ich mich gezwungen, eure Namen als Verräter der Krone an den Nomarchen weiterzugeben. Gestern Nacht ist es euch gelungen, der Hinrichtung zu entgehen. Aber das wird kein weiteres Mal passieren.« Er kam Rai ganz nahe und verzog die Lippen zu einem höhnischen Grinsen. »Ich bin sicher, dass sich der Nomarch viel Zeit für dich nehmen wird. Er ist ein Mann, der seine Freuden auszukosten weiß. Vielleicht lässt er dich ja sogar zusehen, wenn seine Wachen deinen Vater holen und ihn endlich von seinem Elend erlösen.«

Bei der Erwähnung ihres Vaters barst etwas in Rai, das bereits bis zum Zerreißen gespannt gewesen war.

Blitzschnell hatte sie ihren Dolch in der Hand. Mit der anderen Hand packte sie den Brauer an der Schulter, zog ihn ruckartig zu sich heran und stieß ihm die Klinge zwischen die Rippen.

Die Augen des Brauers weiteten sich. Ein überraschter, erstickter Laut drang aus seiner Kehle.

»Rai!«, rief Baki.

Doch sie hielt den Brauer unbarmherzig fest und schob ihm das Messer tiefer in den Leib. Sie hatte immer gedacht, dass es schwierig sein würde, jemanden zu erstechen. Dass es viel Kraft kosten würde, ein Messer durch all die Muskeln und Sehnen zu stoßen. Doch dem war nicht so. Die Wahrheit lautete: Es war erschreckend einfach.

Es kostete sie nicht die geringste Mühe.

Eine gefühlte Ewigkeit später ließ Rai den Brauer los und riss ihm den Dolch aus dem Fleisch. Der Mann taumelte rückwärts

weg, seine Beine wackelten wie die eines Betrunkenen. Rai und die anderen beobachteten schweigend, wie er gegen den Tisch krachte und der Bierkrug zu Boden fiel. Die Tunika des Brauers war bereits blutgetränkt. Er presste die Hand auf die Wunde, aber das Blut sprudelte über seine Finger. Der Fluss war nicht zu stoppen, und niemand machte Anstalten zu helfen.

Mit hassverzerrtem Gesicht blickte er zu ihnen auf. Er öffnete den Mund, um etwas zu sagen, brachte aber keinen Ton mehr heraus.

Stattdessen brach er auf dem schmutzigen Boden zusammen.

Niemand rührte sich.

Schließlich stupste Rai ihn mit dem Fuß an, doch er reagierte nicht mehr. Sie blickte auf den Dolch in ihrer Hand, der bis zum Griff blutrot verfärbt war. Das Udjat-Auge im Griff schien sie zwischen ihren Fingern hindurch anzustarren.

Sie wartete auf das Entsetzen, die Reue. Auf den Selbsthass, den sie empfunden hatte, nachdem sie den Mann im Haus der Medjau getötet hatte. Aber nichts davon trat ein. Der Teil von ihr, der einst Reue für den Tod von Übeltätern empfunden hatte, hatte sich in nichts aufgelöst.

*Wenn du diesem Weg weiter folgst, wirst du dich selbst verlieren.*

Ein Rascheln drang aus dem Hinterzimmer, das zu den Wohnräumen führte.

»Wir müssen gehen, Rai.« Omari sprach leise, aber eindringlich.  
»Auf der Stelle!«

»Vergib uns, Ra«, murmelte Baki und starrte auf die Leiche.

Menk spuckte aus. »Der Hundesohn hat es nicht anders verdient.«

»Vater?«

Eine junge Frau trat aus dem Schatten hervor. Ihre Haare und ihre Kleidung waren zerzaust, als wäre sie gerade aus dem Tiefschlaf gerissen worden. Ihr Blick fiel zuerst auf den blutigen Dolch in Rais Hand, dann auf die Leiche auf dem Boden.

Rai kannte die Tochter des Brauers. Seine Frau hatte ihn vor Jahren verlassen, aber das Mädchen war etwa in Rais Alter, und sie waren einander häufig auf dem Markt begegnet.

Und da Rai keine Kapuze trug, die ihr Gesicht verbarg, erkannte die Brauertochter sie ebenfalls.

Das Mädchen hob die Hände. Rai hätte gedacht, dass ihr aus den Augen des Mädchens Hass oder Verzweiflung entgegenblicken würden – doch alles, was sie darin erkannte, war Angst.

»Bitte tut mir nichts«, sagte das Mädchen.

Ein Durcheinander an widersprüchlichen Gefühlen toste durch Rais Brust, und plötzlich wurde ihr schwindelig. Sie wich von dem Mädchen zurück zu Omari.

»Bring mich nach Hause«, sagte Rai.

»Du kannst nicht nach Hause gehen, Rai«, sagte Omari und führte sie zur Tür. »Nicht heute Nacht.«

»Wann dann?«

Omari antwortete nicht, sondern griff wortlos nach einem Umhang, der an der Tür hing, warf ihn Rai über die Schultern und zog ihr die Kapuze über den Kopf.

Dann traten sie in die Dunkelheit hinaus.

*Wenn du einmal einen Fuß in dieses öde Land gesetzt hast, dann führt kein Weg mehr zurück.*

Auf der Straße kamen sie an einem alten Mann vorbei, der zusammengesunken im Eingang eines verlassenen Hauses saß, vor sich hin summte und zu den Göttern betete.

»Das Lamm«, sang er. »Das Lamm, das Lamm, das Lamm ...«



## 30

# SITA

Auf ihrem Weg fort aus Thonis sah Sita die herrlichsten Dinge – Höfe, umgeben von goldenem Weizen, Herden von buckligen, grauen Zebus, Pyramiden, die sich in den Horizont bohrten wie scharfe Zähne. Aber was sie am meisten verzauberte, waren die Blumen.

Auch in ihrem Lustgarten hatten viele hübsche Blüten geblüht, die dem König teilweise aus weit entfernten Ländern zum Geschenk gemacht worden waren. Andere waren so empfindlich, dass sie nur in dem von den königlichen Gärtnern angereicherten Erdboden überlebten. Alles wuchs an der ihm zugewiesenen Stelle, und wagte sich eine besonders rebellische Pflanze doch einmal weiter vor, wurde sie auf der Stelle zurechtgestutzt. Sita hatte den Lustgarten stets für den schönsten Ort der Welt gehalten. Aber nachdem

sie ein paar Stunden lang mit Karim durch die Landschaft Khetaras gelaufen war, hatte sich ihre Meinung geändert.

Er führte sie weg vom Fluss, damit sie nicht von Meriamuns Schiffen gesichtet wurde, blieb aber in dem fruchtbaren Landstreifen, der beide Flussufer des Iterus säumte, und folgte dem Wasser grob in südliche Richtung. Am Wegesrand wiegte sich eine bunte Blütenpracht in der Brise: dunkelblaue Kornblumen, gelber Flusshanf, fransige Chrysanthemen in Orange und Weiß und Rot. Sie wuchsen wild zwischen Nachtschattengewächsen und Bitterkraut, sodass es kaum möglich war zu unterscheiden, was Blume war und was Unkraut.

*Aber gibt es denn überhaupt einen Unterschied?*, fragte sich Sita. Sie waren doch alle schön, und dem Unkraut gebührte durchaus Respekt dafür, dass es stark genug war, um selbst auf dem kargsten Boden zu gedeihen. Sie war fasziniert davon, wie gut es den Pflanzen ging, ohne dass sich jemand um sie kümmerte, und wie sie sich umeinander wanden, um sich vor den Launen des Windes zu schützen. Die Wildblumen mochten nicht so makellose Blüten haben wie sie im Lustgarten zu finden waren, aber Sita fand die wilde Freiheit der ungezähmten Natur dennoch schöner. Aus einer Laune heraus pflückte sie eine gelbe Chrysantheme und steckte sie sich ins Haar.

Seit sie die Stadt verlassen hatten, waren sie schweigend nebeneinander hergegangen – Sita, Karim und der schwarze Hund. In der Nachmittagshitze kam man ohne anstrengende Gespräche besser voran, außerdem brauchte Sita Zeit zum Nachdenken.

Die letzten Tage waren wie ein Wirbelsturm an ihr vorbeigezogen, der von jetzt auf gleich alles verwüstet hatte, was ihr Leben ausmachte. Und das Schlimmste war: Sie hatte ihn kommen sehen. Seit dem Bastet-Fest hatte sie gespürt, wie sich der Sturm am Horizont zusammengebraut hatte.

Und sie hatte keinen Finger gerührt, um ihn zu verhindern.

*Jetzt sind sie alle tot.*

Maet.

Ihr Vater.

Der gesamte Hofstaat ihres Vaters.

Alle gestorben durch die Hand eines Bruders, dem sie vertraut und den sie geliebt hatte – eines Bruders, der im Begriff war, den Thron an sich zu reißen. Eines Bruders, der seit Tagen, Wochen, Jahren geplant hatte, sie zu seiner Bettgefährtin zu machen.

Bis jetzt war ihr das unvorstellbar.

Wie konnte jemand, mit dem sie aufgewachsen war, jemand, den sie so gut zu kennen glaubte wie ihr eigenes Herz, sich als solch ein Scheusal entpuppen? Meris Enthüllung hatte alles, woran sie je geglaubt hatte, ins Chaos gestürzt. Während des Spaziergangs durchforstete sie ihre Erinnerungen mit neuen Augen und musste sich zu ihrem Entsetzen eingestehen, dass nahezu überall Hinweise auf Meris Absichten versteckt gewesen waren.

Wie gern er ihr die passende Kleidung für die Bankette ausgesucht und anschließend noch mit ihr geplaudert hatte, während sie sich umzog.

Wie er »zufällig« immer wieder ihre Hand gestreift hatte, wenn sie Mehen oder Hunde und Schakale spielten.

Wie seine Augen gefunktelt hatten, als er sie in der Festnacht mit Femi in der Schiffskabine erwischt hatte.

Im Nachhinein betrachtet hatte er niemals ein wirkliches Geheimnis daraus gemacht. Aber wie hätte sie ahnen sollen, was kommen würde? Wie hätte *irgendjemand* das ahnen sollen?

Nicht dass es eine Rolle spielte. Die Schuld lag ganz allein bei ihr, in diesem Punkt bestand für sie keinerlei Zweifel. Sie war nicht dumm. Sie lernte schnell und schlug Meri regelmäßig im Spiel. Eigentlich war sie genauso klug wie ihr Bruder, auch wenn die Mitglieder des Hofes – und ihre eigene Familie – das vielleicht anders sahen.

Aber Meri kannte all ihre Schwächen, ihre blinden Flecken, ihre Naivität.

*Sitamun, Sitamun, du betrachtetest das Brett, und dennoch scheinst du nichts zu sehen.*

Sie wandte sich wieder den riesigen weißen Pylonen des Palastes zu, die sich jetzt nur noch winzig und verschwommen am Horizont abzeichneten.

*Meri ist es in Wahrheit nie darum gegangen, unsere kleinen Spielchen zu gewinnen, dachte sie. Ihm ging es immer nur um dieses eine, große Spiel.*

Mit einem tiefen Seufzer hob sie ihren Umhang an und schloss hastig zu Karim und Behkai auf, die gar nicht bemerkt zu haben schienen, dass sie zurückgeblieben war.

»Wartet auf mich!«, rief sie. Ihre Füße schmerzten. Sie war es nicht gewohnt, so lange in der Hitze zu laufen, und ihre Sandalen waren eher zur Zierde als für weite Strecken gedacht.

Karim blieb stehen und sah sich mit zusammengekniffenen Augen zu ihr um. Sein raues, aber jugendliches Gesicht lugte unter seiner dunklen Kapuze hervor.

»Müde, Prinzessin?«, fragte er ein wenig flapsig, wie sie fand.

»Überhaupt nicht«, antwortete sie und hob das Kinn. Sie bemühte sich, ihn einzuholen und dann an ihm vorbeizuziehen. Daraufhin beschleunigte auch Karim seine Schritte, bis sie beide außer Atem waren. Schließlich fanden sie einen gemächlichen Rhythmus und gingen Seite an Seite weiter.

Sita beobachtete ihn aus dem Augenwinkel. Vorhin hatte er seine weiße Tunika ausgezogen und einen dunklen, weiten Umhang übergestreift, den er aus dem Boot geholt hatte, bevor sie geflohen waren. Er ähnelte ihrem eigenen.

Karim selbst war schlank, etwas größer als sie und behaart. *Sehen alle Männer so aus, wenn sie sich nicht rasieren?*, fragte sie sich. So herablassend sie seiner mangelnden Körperpflege anfangs auch

gegenübergestanden hatte – inzwischen musste sie zugeben, dass es sie nicht mehr sonderlich störte. Sein Aussehen und sein Auftreten hatten etwas Unerschrockenes an sich, das sie fast schon anziehend fand.

Aber da war auch etwas Geheimnisvolles an ihm. Seine Art wirkte locker und unbeschwert, aber darunter sirrte eine unterschwellige Anspannung, deren Ursache sie sich nicht erklären konnte. Allerdings war ihr aufgefallen, dass er sich beim Gehen immer wieder nervös umsah und bei Geräuschen im Gebüsch zusammenzuckte.

Wovor hatte er solche Angst?

Die naheliegendste Antwort war die königliche Garde. Es war zwar unwahrscheinlich, dass Meri seine Soldaten bis hierher geschickt hatte, dennoch ergab es aber Sinn, dass Karim die Umgebung im Blick behielt. So groß Sitas Angst, gefasst und in den Palast zurückgebracht zu werden, auch war – man würde sie mit Sicherheit am Leben lassen. Für Karim hingegen sah die Sache anders aus. Sie hegte keinerlei Zweifel daran, dass er an Ort und Stelle hingERICHTET werden würde, wenn man sie zusammen fand.

Der schwarze Hund schien sich ebenso wie sein Herrchen in Alarmbereitschaft zu befinden. Immer wieder schnüffelte er den Weg vor ihnen ab, um dann mit heraushängender rosa Zunge zu ihnen zurückzuspringen. So wie jetzt, als er zu ihr gerannt kam und ihr voller Stolz eine tote Spitzmaus vor die Füße legte.

»Igitt, wieso tut er das?« Karim schob das zerfleischte kleine Geschöpf mit der Schuhspitze an den Wegesrand. »Wenn schon, dann such uns wenigstens etwas Essbares.«

Aber Sita freute sich über das Geschenk und tätschelte dem Hund seinen großen Kopf. »Danke, Behkai«, sagte sie mit einem Lächeln.

Karim ging brummend weiter.

Sie hatte ihm viel zu verdanken, weil er ihr geholfen hatte, aus Thonis zu entkommen. Aber jetzt, wo sie Zeit zum Nachdenken gehabt hatte, fragte sie sich zunehmend, ob er wirklich aus selbst-

losen Motiven handelte. Schließlich führte er sie immer weiter weg von der Zivilisation, und wenn am Ende dieser Reise eine Bande von Wüstenräubern wartete, würde sie als entflozene Prinzessin eine willkommene Beute abgeben. So charmant Karim auch sein mochte – wieso sollte er weniger auf seinen eigenen Vorteil bedacht sein als alle anderen? Wenn sie etwas aus ihren jüngsten Erfahrungen gelernt hatte, dann, nicht mehr so vertrauensselig zu sein.

Sie tastete nach dem Dolch an ihrer Hüfte. Wenn es darauf ankam, würde sie nicht zögern, ihn zu nutzen.

»Hier rasten wir, *Sena*«, verkündete Karim mit verschränkten Armen. Sie hatten eine kleine Anhöhe erklommen, auf der ein Bewässerungskanal entlangfloss, der einen von einem Weidenwäldchen umgebenen Bauernhof begrenzte. »Wir sollten uns ausruhen und unsere Wasserschläuche auffüllen.«

Sita nickte. Sie hatte gar nicht gemerkt, wie durstig sie war. Nachdem sie Karim beobachtet hatte, machte sie es ihm nach, indem sie sich bückte, ihren Wasserschlauch in den Kanal hielt und untertauchte, bis er voll war. Dann nahm sie einen großen Schluck. Das Wasser war kalt und frisch, und am Ende leerte sie den Schlauch in einem Zug. Es war mit Abstand das beste Wasser, das sie je getrunken hatte – wahrscheinlich, weil sie noch nie so durstig gewesen war. Sofort füllte sie den Schlauch erneut, um noch mehr zu trinken.

»Mach langsam«, wies Karim sie zurecht. »Wenn du so schnell trinkst, würgst du nachher alles wieder aus.«

Sie verdrehte zwar ihre Augen, trank aber langsamer.

Karim streifte seine Kapuze ab, duckte sich unter den herabhängenden Ästen eines Baumes durch und setzte sich in den Schatten. Dort nahm er einen großen Schluck Wasser und goss sich den restlichen Inhalt seines Schlauchs auf die nackte Brust und über den Kopf. Mit geschlossenen Augen ließ er sich das Wasser in seine dunklen Locken sickern. Glänzende Tropfen verdingen sich in den Stoppeln auf seinen Wangen.

Sita beobachtete ihn mit den Lippen an dem Trinkloch in ihrem Wasserschlauch.

Karim musste gespürt haben, dass sie ihn ansah, denn er öffnete die Augen und betrachtete sie.

Sita wandte hastig den Blick ab. »In ein paar Stunden geht die Sonne unter. Ist es sicher, so nah am Fluss zu bleiben?«

»Unser Lager schlagen wir etwas weiter im Landesinneren auf«, antwortete Karim. »Aber du brauchst eine Pause.«

»Wie gesagt, es geht mir gut.« Verärgert beugte sie sich über den Rand des Kanals und spritzte sich kühles Wasser ins Gesicht. Sie blinzelte ihr Spiegelbild an. Ihr Haar war zerzaust, ihr Gesicht sonnenverbrannt, und ihre Lippen waren rissig. Sie hätte sich schämen sollen, und doch scherte es sie nicht.

Behkai rannte zu ihr, beugte sich vor, um Wasser zu schlabbern, und schüttelte dann den Kopf, sodass sein Speichel in alle Richtungen flog.

»Igitt!«, rief Karim und schlug nach dem Hund.

Behkai sprang kläffend um ihn herum, offenbar hielt er das Verhalten seines Herrchens für ein lustiges Spiel.

Sita musste lachen. Sie konnte sich nicht erinnern, wann sie das zuletzt getan hatte. Im ersten Moment fühlte es sich befreiend an, aber dann kam es ihr zutiefst verkehrt vor. *Wie kannst du nach all dem Elend noch lachen? Wie auch nur lächeln?*

Sie hielt inne. Mit der nassen Hand versuchte sie, ihre verklette-ten Haare zu zähmen. Dann drehte sie sich wieder zu Karim um.

Er saß da und starrte auf ein braunes, durchscheinendes Stück Papyrus, das er vor sich auf einem Stein ausgebreitet hatte. Er war mit groben Skizzen von Bergen und Tälern und kleinen roten Sternen bedeckt.

»Was ist das?«, fragte sie.

Er warf ihr einen Blick zu. Erst dachte sie, er würde das Dokument wieder zusammenrollen und sie mit einer vagen Antwort ab-

speisen – so wie damals, als sie ihn gefragt hatte, woher er käme. Aber er presste nur kurz die Lippen zusammen und antwortete dann: »Eine Karte.«

Neugierig setzte sich Sita zu ihm, um sie sich anzusehen. Sie zeigte den südlich von Thonis gelegenen Teil von Khetara. Einige der Orts- und Städtenamen kamen Sita bekannt vor, andere hatte sie noch nie gehört – und viele Orte, die es hätte geben sollen, fehlten.

»Die ist alt«, bemerkte Sita, deren Interesse geweckt war. »Sehr alt sogar. Wo hast du sie her?«

Karim wirkte angespannt. »Kann ich dir trauen?«, fragte er nach kurzer Überlegung.

Sita runzelte die Stirn. Mit dieser Frage hätte sie im Leben nicht gerechnet. »Ob *du*« – sie zeigte auf ihn mit seinem wettergegerbten Gesicht und den groben Gewändern und anschließend auf sich selbst – »*mir* vertrauen kannst? Ich bin eine Khetarerin von königlichem Blut, bei Amun noch mal.«

»Ja, genau«, sagte er mit einer Spur von Abscheu in der Stimme. »Also, kann ich dir vertrauen?«

Sita hob die Augenbrauen. »Ähm, ja?«

»Klingt nicht so, als wärst du dir sonderlich sicher.«

Sie seufzte frustriert auf. »Ja, Karim. Du kannst mir vertrauen.«

»Dann bete ich zu deinen und zu meinen Göttern, dass auf dein Wort Verlass ist, *Sena*.«

»Das Wort ist die Tat«, erwiderte Sita feierlich.

»Was?«

»Noch nie davon gehört? Das ist eine khetarische Redewendung, die man am Ende eines Gebets sagt. Sie bedeutet, dass Worte große Macht haben. Wenn du etwas laut aussprichst, gelangt es von deinen Lippen an die Ohren der Götter, und dadurch machst du es zur Wirklichkeit – du machst es wahr.« Sie neigte den Kopf. »Du bist nicht von hier, oder?«

Karim schüttelte den Kopf. »Ich stamme aus ... aus dem Roten Land.«

Sitas Augenbrauen schossen nach oben. *Das Rote Land? Aber natürlich!* Sie hatte zwar von den Wüstenstämmen gehört, war aber noch nie einem ihrer Mitglieder begegnet. Ihr Vater hatte das Volk aus dem Roten Land für eine Bande gottloser, skrupelloser Raufbolde gehalten, die sich die Zeit damit vertrieben, einander zu bekämpfen. Jemand wie Karim wäre niemals auch nur in die Nähe des Palastes gelassen worden.

»Du siehst gar nicht aus wie ein Krieger.«

»Ich bin ja auch keiner. Die meisten Mitglieder meines Stammes sind Hirten, keine Krieger. Aber ein Hirte bin ich auch nicht. Ich bin ein ... ein ...«

»Ein was?«

Karim zögerte.

»Nun spuck es schon aus«, drängte sie ihn ungeduldig.

Seine Wangen verfärbten sich rot. »Ich bin Grabräuber, in Ordnung?«, erwiderte er eine Spur zu laut.

Behkai winselte und legte seine langen Ohren an.

»Ich war Teil einer Bande. Wir nannten uns die Schakale. Wir suchten in der Wüste nach khetarischen Gräbern, plünderten sie und verkauften die Beute. Die Karte habe ich allerdings aus dem Amuntempel geklaut, aber das war eine absolute Ausnahme. Normalerweise bestehle ich die Toten, nicht die Lebenden.« Nach einer winzigen Pause fügte er hinzu: »So, jetzt weißt du Bescheid.«

Sita ließ sich auf die Fersen zurücksinken. Karim hatte seine kleine Rede schnell und wütend heruntergerasselt und verstummte nun abrupt. Sie hatte gehört, dass es Männer – Khetarer wie Nicht-Khetarer – gab, die Gräber plünderten, aber irgendwie passte Karim nicht in ihr Bild von einem solchen Mann.

»Deine Abscheu kann mir nichts anhaben, *Sena*«, sagte Karim hart. »Wenn dein Volk einem Handelsabkommen mit dem meinen

zugestimmt hätte, anstatt uns wie Heiden zu behandeln, müssten wir vielleicht gar nicht erst zu solchen Mitteln greifen, meinst du nicht? Ihr haltet euch für so überlegen, mit eurem fruchtbaren Fluss und euren Hunderten von Göttern und ...«

»Ich verabscheue dich doch nicht«, unterbrach Sita ihn. »Ich bin nur ... überrascht.«

Karim verschränkte die Arme vor der Brust.

»Ich habe kein Recht, über dich zu urteilen. Oder darüber, was du tun musstest, um zu überleben«, fuhr sie fort. Karims Geständnis war zwar anstößig, aber erfrischend ehrlich. Und es weckte das Bedürfnis in ihr, ebenfalls ehrlich zu sein. »Du hast den Toten Schmuck gestohlen. Aber ich ...« Die Schuldgefühle raubten ihr fast den Atem. »Ich habe Unschuldigen das Leben genommen.«

Karims Wut wich Erstaunen. »Du hast jemanden getötet? Deshalb bist du auf der Flucht?«

»Nein, nicht ganz«, antwortete sie. Und dann sprudelte die ganze Wahrheit unaufhaltsam aus ihr heraus. »Mein Bruder hat unseren Vater, den König, vergiftet, um selbst den Thron zu besteigen. Er tat es langsam, über einen langen Zeitraum hinweg, damit es nach einer Krankheit aussah. Niemand hatte einen Verdacht – obwohl er dabei versehentlich auch ein Kind getötet hat. Und sobald der König tot war, ließ mein Bruder den gesamten Hofstaat ermorden, um ihn durch seine eigenen Leute zu ersetzen.«

Karim blies die Backen auf. »Und ich dachte, ihr Khetarer wärt so zivilisiert.«

Sita warf ihm einen vernichtenden Blick zu.

Einen Moment lang saßen sie schweigend da, dann sagte Karim: »Aber ich verstehe immer noch nicht, was du damit meinst, du hättest unschuldigen Menschen das Leben genommen. Dein Bruder hat diese Menschen getötet – nicht du.«

»Aber ich wusste von dem Gift«, erklärte Sita. »Ich habe es herausgefunden, als noch Zeit gewesen wäre, meinen Vater und

Maet zu retten. Doch ich hatte zu viel Angst, um etwas zu sagen. Ich wollte glauben, dass Meri das Richtige tat, obwohl ich tief in meinem Herzen wusste, dass es falsch war. Mein Bruder mag den tödlichen Schlag ausgeführt haben, aber mein Schweigen war nicht weniger tödlich.« Sie schlang die Arme um ihre Knie und fuhr, nun leise, fort: »An dem Tag, an dem mein Vater starb, teilte Meri mir mit, dass ich seine Königin werden sollte. Es ist ein veralteter Brauch innerhalb des Königshauses, seine Schwester zu heiraten – ähnlich wie die Ermordung des Hofstaats, der den Pharao ins Jenseits begleiten soll. Beides wird seit tausend Jahren nicht mehr praktiziert. Das alles ist Teil von Meris Plan, Khetara zu seinem früheren Glanz zurückzuführen. Er ist richtiggehend besessen von dem Gedanken. Glaubt, es sei sein Schicksal. Ich weiß, dass er Pharao werden wird und ein Pharao einem Gott gleichkommt, und doch ... doch fürchte ich mich davor, was er noch alles tun wird. Wie weit er geht, um die Größe zu erlangen, die ihm vorschwebt.« Sie schluckte. »Nicht alle Götter sind gute Götter.«

»Also ... bist du weggelaufen?«

»Eine der Wachen hat mir zur Flucht verholfen«, antwortete Sita. Ihre Stimme brach, als sie an Femi dachte. »Ich kann nur beten, dass Meri ihn nicht auch getötet hat. Einen weiteren Tod auf meinem Gewissen ertrage ich nicht.«

»Nun, *Sena*«, sagte Karim und fuhr sich mit der Hand durch die Haare. »Diese eine Sache haben wir wohl gemeinsam.«

»Was meinst du damit?«

»Dass ich in letzter Zeit selbst einige fragwürdige Entscheidungen getroffen habe. Siehst du das hier?« Karim zeigte auf einen roten Stern auf der Karte, der tief in einem Bergtal aufgemalt war. »Dieser Stern markiert ein altes Grab. Ich habe es gefunden. Es war unberührt und voller Schätze. Ich hatte einen Jungen bei mir, Djjet. Er und ich waren gerade dabei, den Ort zu plündern, als es passierte.«

»Als was passierte?«

Karim warf ihr einen gequälten Blick zu. »Etwas ist ... erwacht. Es ist aus dem Grab gestiegen und hat Djjet getötet.«

Ungläubig entgegnete Sita: »Du musst dich irren. Es könnte doch einfach ein Tier gewesen sein oder ...«

»Nein. Zuerst habe ich das auch gedacht. Aber ich habe es mit eigenen Augen gesehen, *Sena*. Du bist der erste Mensch, dem ich davon erzähle. Ich ... Ich kann das Geheimnis nicht länger für mich behalten.«

Sita hatte Schriftrollen über Heka-Magie und die Existenz mächtiger Wiedergeburtswörter gelesen. Wie jedoch ein Stammesangehöriger aus dem Roten Land einen solchen Zauber gewirkt haben sollte, war ihr unklar.

»Du willst mir also erzählen, dass eine Mumie deinen Freund getötet hat, ja? Und ... was ist dann passiert?«

»Ich habe versucht, sie daran zu hindern, aus dem Grab zu entkommen. Aber sie folgte mir und tötete erneut jemanden – einen alten Priester im Tempel von Chnum.«

»Chnum?« Sita wurde plötzlich schwindelig, als sie sich an ihre seltsame Begegnung mit der alten Frau erinnerte, die sie vor dem Tod ihres Vaters im Palast besucht hatte. Die Frau hatte gesprochen, als wäre sie die Göttin Heket, Gemahlin des widderköpfigen Schöpfergottes Chnum, der manchmal auch als Lamm erschien.

Karim erzählte, wie der alte Priester ihm geholfen hatte, den Namen des Mannes herauszufinden, der in der Grabstätte begraben war: ein vergessener König namens Setnacht. Und wie er zum Tempel des Amun gereist war, um mehr über den alten Pharao zu erfahren. Dort hatte er dann im Lebenshaus die Karte gestohlen.

»Du bist Bakenamun begegnet?«, fragte Sita, als er seine Geschichte beendet hatte. »Und diese junge Priesterin, die du beschrieben hast ... Ich glaube, ich weiß, wer sie ist.« Sie erinnerte sich an das seltsame Mädchen, das sie beim Bastet-Fest angestarrt hatte und von dem Meri behauptete, es habe ihm mit einer Vision das

Leben gerettet. War es wirklich möglich, dass es sich um ein und dieselbe Person handelte? »Was für ein seltsamer Zufall.«

»Das ist es ja gerade«, sagte Karim. »Ich glaube nicht, dass es sich um Zufälle handelt. Denn im Tempel von diesem Chnum habe ich noch etwas anderes gesehen. Da war ein Gemälde an der Wand, und der alte Priester erklärte mir, dass es ein altes Orakel zeigt. Er nannte es das Orakel des Lammes.«

Sita lief es eiskalt den Rücken hinab.

»Es waren vier Figuren darauf abgebildet«, fuhr Karim fort. »Sie standen um ein blutiges Lamm herum. Und eine der Figuren war ich.«

»Du? Auf einem Bild, das ein khetarisches Orakel darstellt?«

Karim nickte. »Die zweite Gestalt war eine Kriegerin, die dritte eine Priesterin, und die letzte ...« Er schluckte und sah ihr in die Augen. »Und die letzte warst du.«

»Was?« Sita zitterte. Eine kühle Brise wehte durch die Weiden und trug einen seltsamen Duft heran – süß, rauchig und berauschend. Behkai witterte, aber so schnell der Geruch gekommen war, war er auch wieder verschwunden. »Wie kannst du dir so sicher sein?«, fragte sie.

»Weil insgesamt drei Kinder aus dem Königshaus abgebildet waren«, erklärte Karim. »Deine beiden Brüder und du. Es waren dein Gesicht und deine Augen. Es kann niemand anderes gewesen sein.« Nach kurzem Schweigen fügte er hinzu: »Und du hast ein Herz in deinen Händen gehalten.«

Sita schüttelte den Kopf. Wie sollte sie das alles glauben? Und doch berührte die Vorstellung, wie sie ein Herz in den Händen hielt und es wog, wie es die Götter taten, wenn sie Gericht hielten, etwas tief in ihrem Inneren. Meri und sie hatten anderer Menschen Leben in die Hände genommen. Welche Strafe ihnen wohl dafür drohte, dass sie sich angemaßt hatten, den göttlichen Willen an sich zu reißen?

»Und was hat dieses Orakel prophezeit?«, fragte sie.

Karims Miene verdüsterte sich. »Nichts Gutes. Untergang. Ver-  
rat. Krieg. Einen Fluss, der sich in Blut verwandelt.«

Ein hysterisches Lachen stieg in Sitas Kehle auf. Sie legte Behkai eine Hand auf den Kopf, und der Hund lehnte sich gegen ihr Bein, als wollte er sie trösten. Die Hysterie ließ nach.

»Was sonst«, murmelte sie düster, als sie sich wieder gefasst hatte.

»Da du zusammen mit deinen Brüdern abgebildet bist, hat die Machtergreifung deines Bruders vielleicht etwas mit dem Orakel zu tun. Und auch die ganze Geschichte mit Setnacht gehört dazu. Das Gemälde zeigt mich dabei, wie ich sein Grab öffne.« Karim sah sich wieder einmal nervös um. »Ich dachte, ich hätte dieses Ding getötet – die ›Mumie‹, wie du es nennst –, aber seit wir die Stadt mit ihren Menschenmassen und Ablenkungen verlassen haben, werde ich das Gefühl nicht los, dass mich jemand beobachtet. Es ist, als ob all diese Ereignisse miteinander verbunden sind ... wie einzelne Ströme, die zu einem großen Fluss zusammenfließen.«

*Deshalb erschrickt er sich also bei jedem noch so kleinen Geräusch,* dachte Sita. Dennoch blieb sie weiterhin skeptisch. Solange sie dieses sogenannte Orakel nicht selbst gesehen hatte, konnte sie sich nur auf eine Handvoll Zufälle und Karims Wort stützen.

»Und was sollen wir vier jetzt tun? Hat das Lamm das vielleicht auch erwähnt?«

Karim schüttelte den Kopf.

»Was auch sonst?«, murmelte Sita erneut.

»Du glaubst mir nicht.«

Sita warf ihm einen entschuldigenden Blick zu und zuckte mit den Schultern.

»Jetzt hör mir mal zu, Prinzessin – es waren *deine* Götter, die mich hergebracht haben, nicht meine! Und diese kleine Priesterin hat von allem gewusst! Sie hatte Visionen darüber. Deshalb hat sie mir im Tempel auch geholfen. Ich wollte es doch selbst nicht glauben! Ich bin nur nach Thonis gekommen, weil ich dem alten Pries-

ter vor seinem Tod ein Versprechen gegeben habe. Und gerade als ich dachte, merkwürdiger kann das alles nicht werden, da bist du aufgetaucht. Als ich herausgefunden hatte, wer du bist, wusste ich, dass unsere Begegnung kein Zufall sein kann.«

Sita stützte den Kopf auf den Knien ab und betrachtete die Karte, die zwischen ihnen lag. Nicht von Meri aufgespürt zu werden und einen Plan zu schmieden, wie sie ihn aufhalten konnte, war schon schwer genug – und jetzt auch noch das? Die Vorstellung, in eine uralte Prophezeiung verwickelt zu sein, war einfach zu viel für sie.

Ihr Blick fiel auf einen Textabschnitt neben dem roten Stern, der die Grabstätte der Mumie markierte.

»Hier ruht Setnacht«, las sie laut vor. »*Sein Geist ist unzerstörbar, gottgleich seine Macht. Befiehlt er dir zu sterben, so stirbst du. Befiehlt er dir zu leben, so lebst du. Das Wort ist die Tat.*«

Karim starrte sie mit großen Augen an. »Du kannst lesen?«, fragte er und schlug sich anschließend gegen die Stirn. »Aber natürlich kannst du lesen. Du bist wahrscheinlich die gebildetste Frau im Königreich. Steht da noch mehr?«

Sita versuchte blinzeln, die nächsten Worte zu entziffern, die so verblasst waren, dass man sie kaum erkennen konnte. »*Er soll nicht die Reise in den Westen antreten, denn sein Werk ist unvollendet. Durch das ...*« Sie hielt inne. »Bei diesem Symbol hier bin ich mir nicht sicher. Blut? Fleisch? *Durch das ... das Fleisch eines Akythen wird er wieder ins Leben finden.*«

Stille senkte sich über sie.

Karim war blass geworden. »*Sein Werk ist unvollendet ...* Welches Werk?«

»Wenn du im Tempel keine weiteren Informationen über ihn gefunden hast, werden wir es wohl nie erfahren«, antwortete Sita.

»Da war noch ein Brief«, erwiderte Karim nachdenklich. »Von einem Einbalsamierer, der am Bestattungszeremoniell des Königs beteiligt war. In dem Brief stand zwar nicht viel, aber es wurde er-

wähnt, dass Setnacht Thonis verlassen und weit weg vom übrigen Königreich inmitten der Wüste seine eigene Hauptstadt errichtet hat. Weißt du, wo sie sich befinden könnte?«

Sita schüttelte den Kopf. »Von so einem Ort habe ich noch nie gehört. Allerdings ist das nicht weiter verwunderlich. Wenn Setnachts gesamte Herrschaftszeit aus der Geschichte getilgt wurde, dann wurde vermutlich auch seine Stadt ausgelöscht. Und da das Ganze tausend Jahre her ist, hat die Wüste sie inzwischen vermutlich zurückerobert.«

Auf einmal kam Leben in Karim. »Und was, wenn nicht? Glaubst du, du könntest die Stadt auf dieser Karte vielleicht finden?«, fragte er aufgeregt.

Sita schaute sich die anderen markierten Orte an. Die ihr bereits bekannten ignorierte sie. Stattdessen richtete sie ihre Aufmerksamkeit auf die Namen, die sie noch nie gehört hatte. Die meisten lagen zu nah am Iteru, um tausend Jahre lang übersehen worden zu sein, und bei einigen anderen schien es sich einfach um alte Namen für Städte zu handeln, die immer noch existierten. Auch einige Grabstätten waren markiert. Ein Ausbrecher stach ihr jedoch ins Auge. Der Stern befand sich auf halbem Weg zwischen Nord- und Unterkhetara, tief in der östlichen Wüste. Bei den Symbolen neben dem Stern handelte es sich um ein offenes Viereck mit einer Lücke in der Unterseite – das Symbol für Haus – und das Seth-Tier. Sita zeigte darauf. »Perset, das Haus des Seth.«

Karim sah sie mit großen Augen an. »Das muss es sein, Prinzessin. Perset. Dorthin müssen wir als Nächstes!«

Sita schob die Karte beiseite. So faszinierend sie Setnachts Geschichte auch fand – Karims bestimmender Tonfall trübte ihre Begeisterung.

»Nein, nein, nein. Es gibt kein *Wir*. Wenn du in die Wüste gehen willst, um diese Ruine zu finden, dann tu dir keinen Zwang an – aber ich begleite dich auf keinen Fall.«

»Und das Orakel, *Sena?*«, protestierte Karim. »Wenn es die Wahrheit sagt, dann sind wir dazu bestimmt, uns dieser Aufgabe gemeinsam zu stellen.«

»Und wenn es irrt?«, schoss Sita zurück. »Was, wenn ich ganze Wochen damit vergeude, einem Gespenst hinterherzujagen, während mein Bruder seine Klauen immer tiefer in dieses Königreich schlägt? Wenn er auf seiner Suche nach Macht noch mehr unschuldige Menschen tötet?« Ihr versagte kurz die Stimme. »Wenn noch mehr Menschen sterben, die mir etwas bedeuten, dann könnte ich mir nie verzeihen, dass ich mir von irgendeinem Kerl aus dem Roten Land, den ich auf dem Marktplatz aufgegabelt habe, Flöhe ins Ohr habe setzen lassen.«

Karims Begeisterung wich einem Ausdruck abgrundtiefer Enttäuschung.

Der Anblick versetzte Sita einen Stich, doch sie wehrte sich mit aller Kraft dagegen. Sie hatte Karim gerade erst kennengelernt, und obwohl es ihr leichtfiel, mit ihm zu reden, und vieles von dem, was er sagte, wahr sein mochte, konnte sie es sich nicht erlauben, ihm voll und ganz zu vertrauen. Sie wusste ja nicht einmal, ob sie überhaupt jemals wieder jemandem würde vertrauen können.

»Dieses Orakel, von dem du erzählst, lässt es so wirken, als würde jede deiner Begegnungen einem höheren Zweck dienen. Als wäre alles Teil eines größeren Plans«, fuhr sie mit harter Stimme fort. »Aber das wahre Leben sieht anders aus. Jeder trifft seine eigenen Entscheidungen. Weil das wahre Leben keine Geschichte ist, Karim.« Als sie aufstand, zitterte sie am ganzen Leib. »Auch ich habe einmal an Geschichten geglaubt. Diesen Fehler werde ich nicht noch einmal begehen. Wir bleiben heute Nacht noch zusammen, aber wenn der Morgen graut, trennen sich unsere Wege. Ich finde den Weg nach Bubas auch allein.«

Karim erhob sich ebenfalls. »Wie du willst, *Sena.*«

Dann machte er sich daran, seine Sachen zusammenzupacken,

und Sita bemühte sich weiter, seine Enttäuschung zu ignorieren. Sogar der Hund wirkte niedergeschlagen.

Als sie den Kanal verließen, trottete Behkai mit eingezogenem Schwanz an ihrer Seite. Ein paar Minuten lang gingen sie schweigend nebeneinanderher, dann ergriff Karim das Wort. »Falls es dich tröstet: Vor heute hätte ich dir zugestimmt. Mein Leben war beschwerlich und fühlte sich manchmal sinnlos an. Dieses Orakel hat schreckliche Dinge in meinem Leben ausgelöst, aber es hat mir auch Erfahrungen beschert, die ich ansonsten nie gemacht hätte. Ich bin den Fluss hinabgereist. Ich habe einen Granatapfel gegessen. Ich habe Behkai geerbt.« Als der Hund seinen Namen hörte, legte er eifrig die Ohren an. Karim musterte Sita von der Seite. »Und ich habe dich gefunden.«

Sie mied seinen Blick.

»In den letzten Tagen habe ich mich oft gefragt, ob mein Leben wohl anders aussehen würde, wenn ich nicht mehr vor den Dingen davonlaufen würde, sondern ihnen entgegengehe. Verstehst du, was ich damit meine?« Als Sita nicht antwortete, räusperte er sich. »Ich will damit nur sagen: Selbst wenn wir uns nie wiedersehen sollten – für mich war nichts von alledem sinnlos, *Sena.* Und ich hoffe, dass deine Geschichte ein gutes Ende nimmt.«

Seine Worte berührten sie. Und so haarsträubend das alles auch klang, sie konnte nicht leugnen, dass seine Geschichte über das Orakel merkwürdig glaubwürdig klang. Doch Sita war zu klug, um sich von ihrer Fantasie mitreißen zu lassen. Von der romantischen Vorstellung, dass sie zusammen mit den anderen auserwählt worden war, um das Königreich vor der Zerstörung zu retten. Das Beste, worauf sie hoffen konnte, war, den Schaden, den sie angerichtet hatte, irgendwie wiedergutmachen zu können. Und selbst das kam ihr im Augenblick unmöglich vor. Aber versuchen musste sie es trotzdem.

Auch wenn sie wusste, dass ihr keine andere Wahl blieb, machte

es sie traurig, sich von ihren neuen Begleitern – dem Hund und dem Schakal – trennen zu müssen. Sie waren ihr so fremd und doch so vertraut, zwei Schachfiguren, die in der Hoffnung, das Ziel ihrer Reise unversehrt zu erreichen, quer durch das Land zogen.

Sita hoffte, dass sie das Spielbrett diesmal klar vor Augen hatte. Dass sie diesmal keinen Fehler machen würde.

Den Rest des Weges legten sie schweigend zurück.



## 31

### RAI

Die nächsten Stunden vergingen wie im Flug. Nachdem sie die Brauerei verlassen hatten, brachten Omari, Menk und Baki sie hastig auf den Schäferhof, wobei sie sorgfältig darauf achteten, nur schmale, dunkle Gassen zu nutzen, bis sie die Stadt verlassen hatten. Anfangs wehrte sie sich noch dagegen, weil sie befürchtete, durch ihre Anwesenheit Bakis Familie zu gefährden. Aber der Schäfer wollte nichts davon wissen.

»Ich schulde dir was, Rait-tai. Bitte erlaube mir, es wiedergutzumachen.«

Also ließ sie sich widerstandslos von den anderen mitziehen. Die Bewegungen um sie herum kamen ihr verlangsamt vor, als befände sie sich unter Wasser. Selbst die Stimmen ihrer Gefährten erschienen ihr seltsam gedämpft.

Als sie den Hof erreichten, brachte Baki sie zum Stall und versprach, draußen Wache zu halten, während Omari und Menk als Spähtrupp in die Stadt zurückkehren würden.

»Die heutigen Ereignisse werden Konsequenzen haben«, sagte Menk, ehe sie aufbrachen. »Und die sollten wir besser bereits kennen, ehe sie vor unserer Tür stehen.«

Dann war sie allein mit ihren Gedanken.

Jedenfalls hatte sie das gedacht.

Auf einem Tisch an der Stalltür brannte eine Öllampe, die ihr flackerndes Licht auf die Wände warf. Im Dämmerlicht entdeckte Rai ein Dutzend Schafe, die sie misstrauisch beäugten und keinerlei Anstalten machten, sich zu nähern, als sie sich auf einem Strohballen niederließ. Allerdings liefen sie auch nicht verängstigt davon. Die Pfeilwunde schmerzte beim Sitzen, aber sie war zu müde, um sich länger auf den Beinen halten zu können.

Im Stall war es stickig und roch stechend, aber nicht unangenehm nach Schaf. Schon bald schienen die Tiere das Interesse an ihrer Besucherin verloren zu haben und trollten sich zum Schlafen in die Ecken.

Wäre der Mond nicht über den Himmel gezogen, hätte Rai gar nicht bemerkt, wie die Zeit verstrich. Als sie sich auf den Weg in die Stadt gemacht hatte, war es gerade erst dunkel geworden, und nun stand der Mond schon hoch am Himmel.

Sie versuchte, nicht an ihren Vater zu denken.

Sie dachte an ihren Vater.

Irgendwann musste sie eingenickt sein. Im einen Moment war sie noch im Stall, im nächsten plötzlich zurück in der Brauerei.

*Der Dolch in ihrer Hand ...*

*Die Klinge, die Haut, Muskeln und Eingeweide durchtrennte ...*

*Das warme Blut, das über ihre Finger floss ...*

*Der überraschte Ausdruck in den Augen des Brauers ...*

Alles wirkte so lebendig, so echt, dass sie sich beim Aufwachen

im ersten Moment nicht erinnern konnte, wo sie war und wie sie dorthin gekommen war.

Verwirrt und schwer atmend setzte sie sich auf und versuchte, sich zu orientieren. Die Flamme der Öllampe flackerte heftig und warf verzerrte Schatten an die Wände. Einer davon sah aus wie die Silhouette eines vierköpfigen Widders, dessen Köpfe in alle Richtungen zeigten. Doch nachdem sie die letzten Traumfetzen aus ihren Gedanken vertrieben hatte, erkannte sie, dass es nur die Schatten von vier Schafen waren, die dicht beieinanderstanden und nach Raubtieren Ausschau hielten.

Auf wackeligen Beinen stand sie auf, ging zum Trog und spritzte sich kaltes Wasser ins Gesicht, um wieder zu klarem Verstand zu gelangen. Sie hatte den Brauer nicht nur getötet, um die Männer zu rächen, die bei dem Angriff ums Leben gekommen waren, sondern auch, um sich selbst und die Menschen an ihrer Seite zu schützen. Aber war ihr das wirklich gelungen, oder hatte sie die Lage durch ihr Handeln nur verschlimmert?

Als sie sich das Gesicht an ihrer Robe trocknete, hörte sie Schritte. Schnell zog sie sich in den Schatten zurück und drückte sich mit dem Rücken gegen die Wand neben der Stalltür. Einen Moment später ging langsam die Tür auf.

Rai hielt den Atem an.

»Rai?«, flüsterte Omari.

Erleichtert atmete sie auf und trat wieder ins Licht. »Ich bin hier.«

Omari kam herein und schloss die Tür hinter sich. Er bewegte sich mit Bedacht. Seine verletzte Schulter unter der Tunika war inzwischen bandagiert. Sein Gesichtsausdruck wirkte ernst.

»Ich habe Baki abgelöst, damit er sich um seine Familie kümmern kann«, sagte er mit gesenktem Blick.

Rais Körper versteifte sich. »Es ist etwas passiert, nicht wahr?«

Omari runzelte die Stirn.

»Was ist los, Omari? Sag es mir.«

Doch er hüllte sich weiter in Schweigen.

Wut stieg in ihr auf. »Nun sag schon, verdammt!«, rief sie verärgert und versetzte ihm einen Stoß. »Was ist passiert? Was haben sie getan?«

Da roch sie plötzlich den Rauch, der durchs Fenster hereinströmte.

»Die Männer des Nomarchen haben euren Hof niedergebrannt«, antwortete Omari heiser. »Das Land, das Haus ... alles. Die meisten Zebus konnten entkommen, als der Zaun niedergebrannt ist, und einige der Männer versuchen, sie einzufangen, aber ...«

Rai schrie auf und stürzte zur Tür, aber Omari packte sie an der Taille und hielt sie zurück. »Du kannst es nicht ändern!«, rief er. »Wenn du jetzt da rausgehst, werden die Medjau dich schnappen – und dann?«

»Nein!«, schrie sie und wand sich in seinem Griff. »Nein! Lass mich los!«

Aber Omari hielt sie weiter fest.

Mit einem letzten Aufschrei gab sie die Gegenwehr auf. Sie sah aus dem Stallfenster zu dem schwachen roten Licht, das in der Ferne flackerte. Hörte Männer schreien und das panische Brüllen der Rinder.

»Omari ...«, flüsterte Rai erstickt.

»Es tut mir so leid, Ay«, antwortete er. »Die Tochter des Braumeisters hat dich erkannt und muss den Männern des Nomarchen erzählt haben, was passiert ist. Da sind sie auf der Stelle mit ihren Fackeln gekommen. Aber zumindest konnte ich mich noch vor ihnen ins Haus schleichen und das hier retten.« Aus seinem Bündel holte er die Roben hervor, in die die geflügelte goldene Rüstung und das steinerne Zepter gewickelt waren, die sie bei dem Überfall gestohlen hatten. Auch der goldene Ring, den der Schakal ihr gegeben hatte, befand sich zwischen den Sachen. Sie steckte ihn sich an den Finger, damit er nicht verloren ging.

»Omari ...«, flüsterte sie mit der Rüstung und dem Zepter in den Händen erneut.

»Sie suchen dich«, fuhr er fort. »Und es wird nicht lange dauern, bis sie mich ebenfalls suchen. Jeder weiß, dass wir befreundet sind. Meine Familie habe ich bereits in Sicherheit gebracht – sie kommen bei Verwandten in Per-Abu unter, bis die Gefahr vorüber ist. Falls sie vorübergeht ...« Unruhig ging er auf und ab und schreckte damit die Schafe auf. »Was sollen wir tun, Rai? Was sollen wir jetzt denn nur ...«

»Omari!«

Die Schärfe in ihrem Tonfall brachte ihn zum Schweigen, und er blieb stehen.

»Wo ...«, begann sie, dann versagte ihr die Stimme. »Wo ist mein Vater?«

Als Omari statt einer Antwort einen verzweifelten Laut von sich gab, kam es Rai vor, als hätte jemand die Sonne vom Himmel gestohlen. Ihre ganze Welt wurde schwarz.

Ein Schluchzen löste sich aus ihrer Kehle, als sie sich daran erinnerte, wie sie ihren Vater zum letzten Mal gesehen hatte. Wie sein gütiges, wettergegerbtes Gesicht im Licht der letzten Sonnenstrahlen geschimmert hatte.

Was hatte er noch zu ihr gesagt? *Ich würde lieber drinnen weiterreden. Bitte. Es wird schon dunkel.*

Hätte sie doch nur auf ihn gehört.

Sie hatte versprochen, ihn zu beschützen. Hatte versprochen, dass ihm nichts passieren würde. Und jetzt, jetzt ...

Sie bekam keine Luft mehr. Schwankte und wäre fast in die Knie gegangen, aber Omari fing sie auf und sagte: »Er lebt, Rai. Er lebt. Aber ... sie haben ihn mitgenommen.«

Rai krallte sich an ihn. Hielt sich fest an ihm und seinen Worten.

»Und wohin bringen sie ihn?«

Omari leckte sich die Lippen. »Die Männer des Nomarchen

haben ihn der Medjau übergeben. Vor wenigen Stunden ist ihre Verstärkung aus Thonis eingetroffen, und sie haben vor, mit Anchu und einigen anderen Gefangenen aus Unterkhetara in die Hauptstadt zurückzukehren. Wir können von Glück reden, dass wir nicht unter ihnen sind.«

Rai ließ ihn los und ließ sich schwer gegen die Wand sinken. Was Omari da erzählte, waren gute und schlechte Nachrichten zugleich.

»Aber warum bringen sie sie nach Thonis?«, fragte sie.

Omari zuckte mit den Schultern. »Ich weiß es nicht. *Aber* wir wissen, dass Prinz Meriamun plant, hart gegen den Aufstand hier bei uns im Süden vorzugehen. Also wird er wahrscheinlich versuchen, den Gefangenen Informationen zu entlocken ... oder in der Öffentlichkeit ein Exempel an ihnen zu statuieren.«

Rai ließ den Kopf in ihre Hände sinken. *Hinrichtung*.

Noch war ihr Vater am Leben, aber wahrscheinlich nicht mehr lange.

»Wir können ihn rächen, Rai«, fuhr Omari fort. »Ihn und sie alle. Wir haben noch immer die Waffen, die wir den Medjau abgenommen haben. Wenn wir uns bewaffnen und zurückschlagen, können wir die Stadt stürmen.«

»Und dabei noch mehr Leute verlieren?«, fragte Rai. »Genau damit rechnen die Medjau doch! Genau das wollen sie! Was spricht dagegen, dass sie Sakesch mit derselben Selbstverständlichkeit zerstören würden wie unseren Hof?« Sie schüttelte den Kopf. »Nein, wir dürfen mit diesem Kreuzzug nicht die gesamte Stadt in Gefahr bringen. Nicht ohne die Zustimmung der Menschen, die in ihr leben.«

»Aber wieso sollten sie nicht zustimmen?«, rief Omari aufgebracht und deutete auf das Feuer am Horizont. »Es ist doch offensichtlich, dass dieser Kampf uns alle etwas angeht!«

»Nicht jeder denkt so wie du. Wir können nicht für jeden Mann, jede Frau und jedes Kind sprechen. Wenn wir das täten, was würde uns dann noch von den Oberkhetarern unterscheiden?«

Omari schnaubte frustriert. »Und was schlägst du stattdessen vor, Ay? Dass wir tatenlos zusehen?«

»Nein!«, schoss Rai wütend zurück. »Das habe ich nie gesagt! Bist du nicht derjenige, der mir immer wieder sagt, ich solle erst denken, bevor ich handle? Heute Nacht habe ich mich von meiner Wut mitreißen lassen, und sieh dir an, was passiert ist! Willst du wirklich, dass die gesamte Stadt so leiden muss? Ich will und werde nicht die Verantwortung für den Tod weiterer unschuldiger Menschen auf mich nehmen!«

Kaum hatte sie die Worte ausgesprochen, wurde ihr klar, wie wahr sie waren. Die Anschuldigungen des Brauers hatten mitten ins Ziel getroffen und sich tief in ihrem Kopf festgesetzt.

*Du, nicht ich, hast ihren Tod auf dem Gewissen, Rait-taui.*

»Dieser Hundesohn hatte den Tod verdient«, knurrte Omari. »Wenn du ihn nicht getötet hättest, hätte ich es getan.«

Rai runzelte die Stirn. Omari hatte recht: Der Brauer hatte ihr keine andere Wahl gelassen, als ihn zum Schweigen zu bringen. Und so böseartig, wie er sich verhalten hatte, hätte ihm eigentlich klar sein müssen, dass die Rache nicht lange auf sich würde warten lassen. Aber in Omaris Tonfall schwang mehr mit als das. Noch nie hatte sie ihn so hasserfüllt erlebt.

»Alles von Wert hat seinen Preis, Rai«, fuhr er fort. »Und die Freiheit hat den höchsten Preis von allen. Wir dürfen keine Angst haben, ihn zu zahlen.«

Es waren fast dieselben Worte, die Asim in der Weberei zu ihr gesagt hatte. Aber als Asim sie gesagt hatte, hatte sie gedacht, es gehe ihm darum, das eigene Leben für die Sache zu opfern – nicht das Leben anderer. Was Omari jetzt andeutete, ließ sie erschauern.

Sie wollte gerade antworten, als draußen vor dem Stall ein Geräusch zu hören war.

Omari legte sich einen Finger auf die Lippen und deutete anschließend auf die Tür.

Jemand kam.

Die Schafe wurden unruhig und blökten.

Rai presste die Lippen zusammen, stand auf und griff nach dem Dolch an ihrem Gürtel.

Dann sagte jemand leise: »Der Falke segelt über den Himmel.«

Rai und Omari atmeten erleichtert auf. Sie öffnete die Tür einen Spaltbreit und flüsterte: »Wir begegnen ihm am Ho...«

Das letzte Wort blieb ihr im Hals stecken, als sie sah, wer da im Widerschein des Feuers vor der Tür stand.

»... Horizont?«, brachte sie schließlich heraus.

»Friede sei mit dir, Rait-tai«, sagte Tamerit. Sie war in einen ähnlichen Umhang gehüllt wie Rai und hatte sich eine Kapuze über die dunklen Locken gestreift. Menk stand neben ihr. Sein Gesichtsausdruck war halb Lächeln, halb Grimasse.

»Ist dadrinnen noch Platz für ein paar Leutchen?«, fragte er knurrig.

Rai nickte und machte einen Schritt zur Seite, damit die beiden den Stall betreten konnten. Nur waren sie nicht allein gekommen. Hinter ihnen folgte fast ein Dutzend Personen, darunter Mamet Mut und mehrere andere Weberinnen, einige der überlebenden Mitglieder des Horizonts und ein alter Soldat, den Rai oft auf der Straße betteln gesehen hatte. Auch einige der jungen Männer, die Rai von den Straßenkämpfen kannte, waren dabei. Darunter – zu ihrer großen Überraschung – Buto.

Der Straßenkämpfer nickte Rai bei seinem Eintreten mit einem reumütigen Ausdruck in den Augen zu. Ihr war noch nie aufgefallen, wie krumm seine Nase war. Andere, die vor ihr mit ihm gekämpft hatten, mussten sie ihm gebrochen haben.

»Hallo, Rai«, sagte er.

»Buto«, antwortete Rai nun vollends verwirrt. »Was soll das alles, Menk? Ich dachte, es wäre zu gefährlich, sich zu versammeln.«

»Keine Sorge«, beruhigte Menk sie. »Die Medjau und die Män-

ner des Nomarchen sind alle unten am Flussufer und bereiten ihre Rückreise nach Norden vor. Außerdem habe ich einen Wachposten aufgestellt, der Alarm schlägt, wenn sich jemand nähert.«

Rai wechselte einen Blick mit Omari, den die Anwesenheit all der Menschen, die sich inmitten der Schafe um sie herum versammelt hatten, allerdings nicht minder zu verwirren schien als sie.

»Als ich Informationen gesammelt habe, gab es die ganzen Leute hier kostenlos dazu«, fuhr Menk fort. »Leute, die dich sehen wollten, nachdem sie gehört hatten, was heute Nacht passiert ist. Sie waren einfach nicht davon abzubringen. Eigentlich wollten sich sogar noch viel mehr anschließen, aber ich konnte sie überreden, zu Hause zu bleiben, damit wir nicht so viel Aufmerksamkeit erregen. Die meisten Leute, die jetzt mitgekommen sind, haben bei dem Hinterhalt im Garten der Toten Angehörige verloren.«

Die Versammelten murmelten zustimmend.

»Ich meinen Vater«, sagte ein Mann.

»Ich meinen Sohn«, sagte ein anderer.

»Und ich meinen Onkel«, sagte Buto. »Als ich erfahren habe, dass er von den Medjau getötet worden ist, habe ich mir geschworen, ihn zu rächen. Ich ging zum Brauer, um Rat zu suchen – schließlich hat er überall die Finger im Spiel und kennt die halbe Stadt. Ich konnte ja nicht ahnen, dass er ein Verräter ist! Wenn du das nicht herausgefunden und ihn aufgehalten hättest, Rai ... Nun, dann hätte er mich wahrscheinlich auch verraten.« Buto räusperte sich. »Schätze, ich schulde dir einen Gefallen.«

»Nicht nur einen«, brummte Rai.

»Na gut«, erwiderte Buto mit seinem üblichen selbstverliebten Grinsen. »Sagen wir, zwei.«

»Menk sagte, du hättest dich auch für uns Weberinnen eingesetzt«, warf Tam ein und trat an Rais Seite. »Deshalb ist er zu uns gekommen. Wir haben oft versucht, den Männern mitzuteilen, dass wir ihnen helfen wollen. Aber es war unmöglich, zu ihnen durch-

zudringen. Bis du gekommen bist.« Tam tastete nach ihrer Hand und drückte sie.

»Ich ... Ich verstehe das alles immer noch nicht«, stammelte Rai.  
»Was wollt ihr denn hier?«

»Es ist deutlicher als je zuvor, dass der Horizont bestehen bleiben muss«, antwortete Menk. »Was einst eine Gruppe der Ideen war, ist zu einer Gruppe der Tat geworden. Und Sakesch *braucht* jetzt Taten. So dringend wie nie zuvor.« Nach kurzem Schweigen fügte er hinzu: »Asim hätte es so gewollt.«

Als Rai den Namen des Hauptmannes hörte, bekam sie einen Kloß im Hals.

*Ich wäre stolz, eine Tochter wie dich zu haben*, hatte er gesagt.

Aber jetzt war er tot und ihr Vater verschleppt. Würde Asim immer noch stolz auf sie sein, wenn er wüsste, was sie getan hatte? Und was wohl ihr Vater jetzt über sie dachte?

Menk fuhr fort: »Ich habe diese Leute mitgebracht, weil ich dir zeigen wollte, dass es trotz des Rückschlags für unsere Gruppe immer noch viele gibt, die ihr Leben unserer Sache widmen wollen.«

»Du wolltest, dass ausgerechnet *ich* das sehe?«, wiederholte Rai ratlos. Ihr Blick huschte zu Omari. Ein schwer zu deutender Ausdruck huschte über sein Gesicht.

»Ja, du«, beharrte Menk. »Jetzt, wo Asim tot ist, brauchen wir eine neue Führung. Er hat an dich geglaubt, Rai. Du warst der Auslöser, der ihm geholfen hat, diesen Kampf ins Rollen zu bringen. Und mit etwas Glück wirst du diejenige sein, die ihn beendet.« Er deutete mit dem Kinn auf die steinerne Waffe in ihrer Hand.  
»Außerdem trägst du das Sechem-Zepter.«

Rai hob die Waffe. »Aber nur, weil ich es den Medjau gestohlen habe. Es gehört mir nicht wirklich.«

»Ihnen gehörte es aber auch nicht wirklich«, gab Menk zu bedenken. »Die Löwengöttin wandelt auf mysteriösen Wegen. Sie hat dafür gesorgt, dass es in die richtigen Hände gelangt.«

Rai spürte ein Kribbeln im Nacken, als sie das Sachmet-Amulett an ihrem Hals berührte, das sie sich aus der Schatzkiste des Schakals ausgesucht hatte. Vielleicht war ja doch mehr als Zufall im Spiel gewesen. »Also?«, fragte Menk. »Was sagst du?«

Die Menge wandte sich ihr erwartungsvoll zu.

Rai zog sich der Magen zusammen. »Aber Menk«, flüsterte sie, zog ihn näher zu sich und drehte den anderen den Rücken zu. »Ich bin doch gar keine Soldatin. Ich verstehe etwas davon, wie man Weizen anbaut, Rinder hütet und für kleine Geldsummen kämpft. Wie soll jemand wie ich eine Rebellion anführen?«

Menk schüttelte den Kopf. »Wir brauchen jemanden, der uns hilft, unsere Zahl zu vergrößern, uns auf grünere Weiden führt und im Angesicht von Widrigkeiten Mut beweist. Denk darüber nach – überleg, was du gerade gesagt hast! Dir kann all dies gelingen. Und was du jetzt noch nicht weißt, das wirst du dir eben nach und nach aneignen müssen.« Er legte seine schwere Hand auf ihre Schulter.  
»Niemand ist je bereit für die Rolle des Anführers, Rai. Was man braucht, ist der Wille, einer zu sein. Und? Willst du?«

Rai gab ein abfälliges Schnauben von sich. *Das ist doch Wahnsinn*, dachte sie. Sie wusste genau, dass sie Menks Angebot ablehnen und ihm sagen sollte, dass er die Führung übernehmen musste, oder sonst jemand, der älter und erfahrener war als sie. Schließlich hing das Überleben der Rebellion nicht davon ab, ob sie Anführerin wurde oder nicht.

Sie blickte in die in Schatten getauchten Gesichter ringsum. Sie alle warteten gespannt auf ihre Antwort.

Und da, ganz plötzlich, überkam sie das merkwürdige Gefühl, dass alles, was sie je getan hatte, jede einzelne Entscheidung, die sie in ihrem Leben getroffen hatte, sie zu diesem einen Moment geführt hatte. Die Entscheidung, Baki gegen den Nomarchen zu verteidigen. Die Entscheidung, Omari zu bitten, sie zu dem Treffen des Horizonts mitzunehmen. Die Entscheidung, ihre Meinung zu

sagen. Die Entscheidung, sich zu wehren. Hätte sie nur eine dieser Entscheidungen anders getroffen, wäre nichts so gekommen, wie es nun war.

Sie betrachtete die vier Seiten des goldenen Rings – die Schlange, die Feder, das Auge und den Skarabäus – und rief sich in Erinnerung, was der Schakal über die unerbittliche Kraft des Schicksals gesagt hatte. Wie es einen auf den vorbestimmten Weg führte. Rai fragte sich, ob das stimmte. Hatte ihr Schicksal schon lange vor ihrer Geburt in den Sternen gestanden? Oder konnte ein jeder seinen Weg beeinflussen?

Vielleicht war es ja ein bisschen von beidem.

*Vielleicht bieten uns die Götter ja nur die Möglichkeit, unser Schicksal zu wählen, aber ob wir sie ergreifen oder nicht, liegt an uns.*

Die Strömung des Flusses zog an ihr. Drängte sie, das Wort zu ergreifen.

»Nun?«, fragte Menk und stieß sie mit dem Ellbogen an.

Rai schloss die Augen, holte tief Luft – und ließ sich von der Strömung mitreißen.

Sie wandte sich an die versammelte Menge und sagte: »Wenn ihr wirklich wollt, dass ich eure Anführerin werde, dann verspreche ich, mein Bestes zu geben.«

Menk klopfte ihr auf den Rücken, und viele andere taten es ihm gleich. Einige der Männer wirkten noch unsicher, aber Rai hatte nur Augen für eine einzige Person. Tam stand mit vor der Brust gefalteten Händen inmitten des Pulks, und ihre Augen glänzten vor Stolz.

»Also kämpfen wir!«, sagte Omari. »Wir sagen den Medjau den Kampf an und zeigen ihnen, dass wir uns nicht unterwerfen werden!«

Die Männer begannen bereits zustimmend zu murmeln, als Rai das Wort ergriff. »Nein!«

Es wurde wieder still im Raum. Alle Augen richteten sich auf sie.

»Der Überfall auf die Medjau war erfolgreich, weil Asim einen

klugen Plan hatte, der ein Minimum an Gewalt erfordert und sich auf ein bestimmtes Ziel konzentriert hat. Wenn wir Sakesch zurückerobern wollen, müssen wir dasselbe tun – aber in viel größerem Umfang. Mit einem Dutzend Kämpfer schaffen wir das nicht. Der Horizont muss alles umfassen, was in Berührung mit dem Licht kommt.« Rai sah sich unsicher im Stall um. Als niemand protestierte, fuhr sie fort: »Zuerst müssen wir die Nachricht in alle Winde verbreiten. Die Weberinnen werden uns helfen, jeden Winkel dieser Stadt zu erreichen, aber wir müssen dabei still und heimlich vorgehen. Wir können es uns nicht leisten, erneut verraten zu werden.«

Sie wandte sich an Menk. »Du arbeitest mit ihnen daran, unsere Kräfte zu bündeln und die nächsten Schritte zu planen. Wenn Blut vergossen werden muss, dann sei es so – aber lasst uns versuchen, so wenig Gewalt wie möglich anzuwenden.«

Menk nickte, runzelte aber die Stirn. »Das ist ein guter Plan, Rai, aber warum ich? Solltest nicht du die Führung übernehmen?«

Rai schüttelte den Kopf. »Omari, ich und ein paar andere, die sich dazu bereit fühlen, übernehmen eine andere Mission.«

Omari hatte das Gespräch mit verschränkten Armen und gekränkter Miene verfolgt. Jetzt aber besserte sich seine Laune schlagartig. »Und was ist das für eine Mission?«

Rai packte das Zepter in ihrer Hand, dessen Gewicht sie fest mit dem Boden zu verbinden schien. Ihr Blick wanderte zum Fenster, zu den schwelenden Trümmern ihres alten Lebens, ihres alten Ichs.

»Wenn wir gewinnen wollen«, sagte sie dann, »dürfen wir unseren Kampf nicht auf Sakesch allein beschränken. Jede Stadt und jedes Dorf hier ist von der Herrschaft der Oberkhetarer betroffen, nicht nur wir. Wenn der König durch die Entführung und Hinrichtung unserer Leute eine Botschaft verkünden will, dann müssen wir ebenfalls eine Botschaft an die Menschen bereithalten.« Sie hielt inne. Was sie als Nächstes sagen würde, begeisterte und

entsetzte sie gleichermaßen. »Wir müssen dem Pharao selbst den Kampf ansagen.«

Stille senkte sich über den Stall. Sogar die Schafe schienen zu spüren, dass etwas Wichtiges im Gange war, und musterten Rai aus ihren seltsamen Augen.

»Menk, Tam – wir brauchen alle Informationen, die wir bekommen können, und zwar schnell. Der Aufbau einer Widerstandszelle in Sakesch wird uns helfen, die Schlacht zu gewinnen. Aber wenn wir den ganzen Krieg gewinnen wollen, dann müssen wir das Königreich mitten ins Herz treffen.« Ihr Griff um das Zepter wurde fester. »Sobald wir bereit sind, segeln wir nach Thonis.«

Ein Moment des Schweigens verstrich, und Rai befürchtete schon, zu weit gegangen zu sein.

Zu viel verlangt zu haben.

Doch da erklang eine Stimme. Es war Butos.

»Ich bin dabei.«

»Ich auch«, sagte Tam.

»Und ich ebenso«, sagte der alte Soldat.

Andere meldeten sich, bis alle Stimmen im Raum in den Chor mit einstimmten und dem Aufruf folgten. Und mit jeder einzelnen Stimme schlug Rais Herz ein wenig schneller.

Eine schwere Pranke legte sich auf ihre Schulter. Es war Omaris. »Auf nach Thonis«, sagte er und nickte ihr zu.

Rai erwiderte die Geste, und dann redeten auf einmal alle durcheinander, und wie durch Magie verwandelte sich das Entsetzen über die jüngsten Ereignisse in Tatendrang.

Rai schloss die Augen und sandte eine Botschaft in den Mitternachtshimmel. Hoffte, dass sie den Mann, dem sie galt, auf irgendeine Weise erreichen würde.

*Ich komme, Vater.*



## 32

# KARIM

Er hielt Wache, während die Prinzessin schlief.

In der Abenddämmerung erreichten sie ein flaches Tal und entschieden, dass dies ein guter Platz für die Nacht war. Die Felswände zu beiden Seiten schirmten sie vom Fluss ab und sorgten dafür, dass dort niemand ihr Feuer bemerken würde. Sie hatten ein karges Mahl eingenommen, und er hatte ihr angeboten, in der ersten Hälfte der Nacht wach zu bleiben, damit sie sich ausruhen konnte. Die Prinzessin hatte sich einverstanden erklärt, sich auf den sandigen Boden gelegt und war sofort eingeschlafen, eingerollt in die Decke, die er auf dem Markt von Thonis erstanden hatte. Für ein Mädchen, das vermutlich weiche Plüschbetten gewohnt war, schien ihr das harte Leben erstaunlich wenig auszumachen.

Behkai hatte seinen großen schwarzen Kopf auf ihre Beine ge-

legt und döste vor sich hin. Als würde der Hund spüren, dass ihre gemeinsame Zeit begrenzt war, und er deshalb Sitamuns Gegenwart voll und ganz ausschöpfen wollte.

Karim schürte das kleine Lagerfeuer, das sie mithilfe seines Vorrats an getrocknetem Dung entzündet hatten, bis die Flammen aufloderten.

*Morgen werde ich wieder auf mich allein gestellt sein*, dachte Karim. Er konnte es der Prinzessin nicht verdenken, dass sie von ihm Abschied nehmen wollte. Er hatte ihr geholfen, aus Thonis zu entkommen, doch war er immer noch ein Fremder für sie. Es überraschte ihn, wie sehr er sich wünschte, dass sie ihn auf seiner Reise nach Perset begleitete. Vielleicht war er allzu lange allein gewesen und sehnte sich verzweifelt nach einem Gefährten, der ihm nicht das Gesicht ableckte.

Andererseits würde er sich bei Sitamun nicht darüber beklagen.

Ein dunkler Käfer krabbelte auf Sitamuns Schulter, Karim wischte ihn fort. Sie bewegte sich leicht und stieß ein sanftes Schnauben aus, wachte jedoch nicht auf. Er beugte sich vor, zog die Decke enger um sie und schob sie unter ihr Kinn, während er darauf achtete, dass die gelbe Chrysantheme in ihrem Haar nicht verrutschte.

Er hatte nicht so offenherzig sein wollen, als sie am Kanal angehalten hatten. Schließlich hatten sie sich gerade erst kennengelernt – abgesehen davon, dass sie aus Khetara kam und eine der mächtigsten Frauen dieses Reiches war. Wie der Pharao selbst stand die gesamte Königsfamilie, der sie entstammte, für alles, was ihm an diesem Fluss-Königreich verhasst war.

Dennoch fühlte er sich zu ihr hingezogen. Als zöge ihn das unsichtbare Seil, das ihn zu vergrabenen Schätzen führte, auch zu Sitamun. Deshalb hatte er sie ins Vertrauen gezogen und ihr die Karte gezeigt, wohl wissend, dass sie alles genau betrachten würde.

Sitamun mochte eigensinnig und herrschsüchtig sein, aber sie war auch geistreich und intelligent. Wie auch immer ihr Alltag im

Palast aussah, so wusste sie auch die einfachen Dinge des Lebens zu schätzen. Eine einfache Mahlzeit. Wilde Blumen. Und es musste sie nicht wenig Mut gekostet haben, dem Palast den Rücken zu kehren, mit nichts als einem Wasserschlauch und einem Dolch im Gewand.

Auch sie hatte sich ihm anvertraut. Sie beide hatten Fehler gemacht, die zum Tod unschuldiger Menschen geführt hatten. Und sie beide suchten nach einem Weg, dies wiedergutzumachen. Zunächst hatte Karim gedacht, sie könnten diesen Weg gemeinsam gehen, doch vermutlich war das reines Wunschdenken. Sein Weg führte nach Perset, ihrer nach Bubas und darüber hinaus. Vielleicht hatte das Orakel nur vorgesehen, dass sie sich begegneten und gegenseitig halfen – wie es auch bei Rait-tai und Nefermaat geschehen war, ehe sich ihre Wege wieder trennten.

Er seufzte schwermütig und kam sich kaum anders als sein Hund vor. Er mochte die Prinzessin und wollte sie im eigenen Interesse nicht gehen lassen.

»Wenigstens habe ich noch dich, alter Junge«, murmelte er und gab Behkai einen Klaps auf den Hintern.

Behkai öffnete die Augen und setzte sich ruckartig auf. Karim dachte, der Hund wäre durch seine Berührung aus dem Schlaf geschreckt, doch dann bemerkte er, wie angespannt Behkai war. Seine Augen fixierten den Bergrücken über ihnen, seine Ohren waren gespitzt.

»Was ist los?« Karim spähte mit zusammengekniffenen Augen in dieselbe Richtung, sah aber nichts als Finsternis. »Was siehst du da?«

Ein Knurren drang aus Behkais Kehle. Karim hielt die Luft an und lauschte am knisternden Feuer.

Da war nichts.

Karim schloss die Augen und achtete ausschließlich auf die Geräusche.

Immer noch nichts.

Doch dann ...

Ein leises Rascheln, wie von groben Gewändern. Scharrende Füße im Sand.

Mit einer raschen Bewegung schob er mit den Füßen so viel Sand über das Feuer, bis nur noch die Glut vorhanden war. »Sch, Behkai!« Nachdem er den Hund zur Ruhe gebracht hatte, beugte er sich über Sita und rüttelte sanft an ihrer Schulter.

Mit einem lauten Schnauben kam sie zu sich und blinzelte ihn schaftrunken an.

»Bin ich schon dran?«

Karim hielt sich den Zeigefinger vor die Lippen und deutete auf den Bergrücken. Dann neigte er den Kopf in Richtung einer kleinen Höhle, die er gestern unter einem Felsen freigelegt hatte. Er hoffte, dass sie seine Botschaft verstand. *Sei still und versteck dich!*

Sitamun verstand. Mit angstvollem Blick erhob sie sich von ihrem Nachtlager und schlüpfte unter den Felsen.

Karim strich über den glatten Hals des Hundes und flüsterte ihm ins Ohr: »Du auch, mein Junge. Und pass gut auf sie auf, ja?«

Der Hund zögerte, offenbar nicht gewillt, seinen Herrn allein zu lassen, doch Karim gab ihm einen sanften Stoß, woraufhin Behkai sich zu Sitamun unter den Felsen gesellte.

Karim wandte sich wieder dem Grat zu und fragte sich, wer von dort kommen mochte. Die Männer des Kronprinzen würden um diese Zeit bestimmt nicht unterwegs sein, wenngleich es nicht ausgeschlossen war. Vielleicht waren es Reisende oder Stammesangehörige wie er, die nach einem Platz für die Nacht suchten. Seine Hand griff zum Dolch an seinem Gürtel.

Karim wartete angespannt. Das Tal lag in tiefster Finsternis. Vielleicht würde der Reisende weiterziehen, ohne von ihm Notiz zu nehmen.

Die schlurfenden Schritte kamen näher.

Ein kalter Schauer rieselte Karim über den Rücken. Sein Instinkt

sagt ihm, dass etwas mit diesem Geräusch nicht in Ordnung war. Es war zu leise. Ein anstrengender Marsch durch die Wüste brachte sonst jeden zum Keuchen und Schwanken.

Doch hörte er weder ein Keuchen noch schwere, unregelmäßige Schritte. Sie waren vielmehr so gleichförmig wie der Herzschlag und so unabwendbar wie ein Fluch.

*Nein!*, dachte Karim, als ihn diese Möglichkeit durchzuckte. *Das kann nicht sein.*

Der Scheitel eines Kopfes erschien über dem Bergrücken. Er war haarlos und leuchtete weiß im Mondlicht.

Karim stand wie angewurzelt da, als die Gestalt mit jedem Schritt deutlicher hervortrat.

Die glühenden Augen.

Die zerfledderte Hülle des Körpers.

Die Stellen, an denen sie nur Haut und Knochen war.

Und schließlich, wie die Wiederkehr eines Alptrahms, das klaffende Loch, das ein gezackter Baumstumpf durch ihren Körper getrieben und diesen eigentlich getötet haben sollte.

Karim zitterte am ganzen Leib, während er sich verzweifelt wünschte, die Erscheinung möge wieder verschwinden und sich als Hirngespinnst erweisen. Doch sie verschwand nicht.

*Er lebt*, dachte er, während ihn das Grauen packte.

*Setnacht ist am Leben.*

Bekhai stieß ein hohes, angstvolles Bellen aus, und Karim fürchtete schon, dass Sitamun und der Hund jeden Moment aus ihrem Versteck kommen würden, doch sie blieben im Dunkel.

Als Karim erneut in Richtung des Bergrückens spähte, war Setnacht nicht mehr zu sehen. Er runzelte die Stirn. Hatte er sich alles nur eingebildet? War es nur eine Illusion gewesen?

Erneut hörte er Schritte, und als er den Blick nach vorn richtete, sah er, dass das Monster direkt auf ihn zukam.

Nach Luft schnappend, taumelte Karim zurück und wäre fast

über die rauchenden Überreste ihres Lagerfeuers gestolpert. Wie hatte sich die Kreatur nur so lautlos und schnell bewegen können? Am Fluss hatte er sie berührt und wusste, dass sie ein Gewicht und eine Gestalt besaß – wie konnte sie dann bloß so schnell sein wie der Rauch, den der Wind vor sich hertrieb?

»Komm nicht näher«, sagte er. Zwecklos.

Setnacht entgegnete nichts. Das Monster kam einen weiteren Schritt auf ihn zu ... und noch einen.

Es war ihm nun so nahe, dass Karim die Löcher in seiner rissigen Haut sehen konnte. Seine Lippen hatten sich aufgelöst, hinter dem braunen Zahnfleisch und den fauligen Zähnen war ein beständiges Knurren zu hören. Es streckte Karim eine Hand entgegen. Ein paar Finger waren immer noch von papierdünnem Fleisch umgeben, während andere nur aus Knochen bestanden. Die Bewegung ließ seine Haut aufplatzen und abblättern.

All seine Sinne sagten ihm, dass er die Flucht ergreifen sollte! Wenn er blieb, würden er und Sitamun so enden wie Djet und Pasenhor. Und wollte er der Kreatur noch mehr Macht verleihen, indem er ihr das Skarabäus-Amulett zurückgab, das sein Herz war?

*Wer muss noch sterben, wenn ich das tue oder weglaufe?, fragte er sich. Ich habe alles ins Rollen gebracht, als ich das Grab geöffnet habe. Vielleicht sollte ich auf meinen eigenen Rat hören. Vielleicht sollte ich nicht mehr vor Dingen davonlaufen, sondern mich ihnen stellen.*

Setnacht war nun fast bei ihm. In gleichmäßigem ruhigem Tempo ging er ihm entgegen, als hätte er alle Zeit der Welt.

Karim biss die Zähne zusammen und wollte schon seinen Dolch aus der Scheide ziehen, hielt aber im letzten Moment inne. Nein, die Klinge war nutzlos. Selbst von einem Baum gepfählt zu werden, hatte die Kreatur nicht aufhalten können. Er musste sich etwas anderes überlegen. Etwas, das Setnacht ein für alle Mal vernichten würde.

Karims Blick fiel auf die rauchende Feuerstelle. Ein wenig Glut war noch vorhanden. Er hatte die Kreatur schon einmal verbrannt, und diesmal musste er seinen Job zu Ende führen.

Er schlang sich ein Stück seines Gewands um eine Hand und wartete, bis Setnachts knochige Finger in Reichweite waren. Der Körper des Monsters knackte leise, während es sich bewegte. Sein Geruch war eine Mischung aus Salz und Wein, Staub und Myrrhe.

Dann bückte sich Karim blitzschnell, nahm eine Handvoll Glut auf und schleuderte sie der Kreatur in die offene Brust.

Die Reaktion kam sofort.

Setnacht heulte auf. Sein ohrenbetäubendes Kreischen hallte von den Felswänden des Tals wider. Sein Mund war so weit aufgerissen, dass Karim glaubte, die letzten dünnen Sehnen, die den Kiefer zusammenhielten, würden jeden Moment reißen. Es warf sich heftig hin und her und versuchte, sich loszureißen, doch Karim hielt seine Schultern fest.

»Du willst mich?«, grunzte er. »Hier bin ich, *Sen!* Hier bin ich!«

In wenigen Sekunden hatte sich die Glut durch Karims Gewand gefressen und seine Haut verschmort. Der Schmerz war schier unerträglich, aber Karim hielt durch. Als die Glut mit den trockenen Tüchern und dem Harz in Berührung kam, die den Körper der Kreatur bedeckten, loderten helle Flammen auf, ergriffen von den Fetzen Besitz und färbten sie schwarz.

Setnacht stand in Flammen.

Karim, der die Schmerzen nicht länger ertragen konnte, ließ die Glut los und versuchte, sich zu entfernen. Doch die Kreatur packte ihn an den Schultern und zog ihn an sich. Karim schrie auf, als die Flammen auch an seinem Körper leckten. Rauch füllte seine Lungen, er hustete, seine Augen trännten. Alles war Hitze, Angst und Schmerz, während er und das Monster wie Liebende in einer makabren Umarmung gefangen waren.

Karim schlug mit verbrannten Händen auf die Kreatur ein, was

jedoch nur dazu führte, dass sich die Flammen noch schneller ausbreiteten. Sie verzehrten die Ärmel seines Gewands und drangen in das Fleisch darunter. Als das Feuer die Haut seiner Arme erreichte, war der Schmerz wie tausend zischende Schlangen, wie tausend Bienenstiche – scharf, heiß und beißend. Karim unterdrückte einen Schrei, weil er nicht noch mehr Rauch einatmen wollte.

Er bekam keine Luft. Von den Rändern seiner Augen drang die Dunkelheit in ihn ein.

Er dachte an das Orakel.

*Vielleicht sollte meine Geschichte von Anfang an so enden*, dachte er.

Als er allmählich das Bewusstsein verlor, überkam ihn eine Art Frieden. Zumindest hatte er die Sache zu Ende geführt und den Fluch gebrochen.

Er dachte an seine Mutter, seinen Bruder und seine Schwestern und wünschte, er hätte sich besser um sie kümmern können. Doch vermutlich dachten sie ohnehin, dass er tot sei, und würden nicht noch einmal um ihn trauern müssen.

Karim hätte schwören können, dass über Setnachts Schulter, hinter den Flammen, Djets Gesicht auftauchte und sie im Mondlicht betrachtete. Er sah so aus, wie Karim ihn in Erinnerung hatte, mit strahlenden Augen und runden Wangen, sein Lächeln von seiner persönlichen Tragödie vollkommen unberührt.

*Es tut mir so leid, was passiert ist*, sagte Karim zum Geist seines Freundes. *Es tut mir so leid, dass ich dich nicht beschützen konnte. Doch zumindest ist jetzt alles vorbei. Zumindest ist es geschafft.*

Plötzlich spürte Karim die Hand der Kreatur auf seiner Brust, als wollte Setnacht seinen Herzschlag prüfen. Doch dann begannen seine knöchigen Finger zu graben.

Karim zuckte zurück, konnte sich jedoch nicht wehren. Was tat er da? Konnte das Monster nicht einfach sterben? Es musste doch

wissen, dass sein Ende gekommen war, und trotzdem wollte es Karim in Stücke reißen, bevor es zu Asche verbrannte.

Und warum lächelte es jetzt?

Der halb verfaulte Mund verzog sich zu einem skelettartigen Grinsen, als es seine Finger tiefer in Karims Brust bohrte.

Karim hatte Wut, Hass und Verzweiflung erwartet – doch nun sah er nichts als Triumph im Gesicht der Kreatur.

Das ergab keinen Sinn. Es sei denn ...

Die Wahrheit traf Karim wie ein Blitz aus heiterem Himmel.

Sein Blut, das auf Setnachts Sarg getropft war.

Der Wortlaut des Briefes: *Ist es nicht genau das, was er verdient? Den ganzen Weg nach Westen zu reisen, um vom Gericht abgewiesen zu werden? Damit sein elender Kadaver für immer und ewig auf der Erde umherwandern muss?*

*Herzlos im Leben, herzlos im Tod.*

Das Gebet auf der Karte: *Er soll nicht gen Westen reisen, ehe seine Arbeit vollendet ist.*

Es war Karims Blut, dass die Kreatur zum Leben erweckte und sie miteinander verband, doch das Blut allein reichte nicht aus für seine Wiederkehr. Nicht ganz.

Setnacht brauchte noch mehr. Nicht das Amulett, sondern etwas anderes.

*Durch das Fleisch eines Gefolgsmanns wird er wiedergeboren werden.*

Sitamun war sich bei ihrer Übersetzung nicht sicher gewesen. Jetzt war er es. Das Wort war weder *Fleisch* noch *Blut* gewesen.

Karim schrie auf, als die Finger des Monsters seine Brust durchbohrten.

Es war *Herz*.

Die Kreatur riss die Haut weg, dann Muskeln und Rippen. Blut schoss aus Karims Wunde und verbrannte zischend in den Flammen, doch die Kreatur hörte nicht auf.

Karim schrie und schrie, verzehrt von seinen Qualen. Da war kein Feuer, kein Mond, kein Boden mehr unter ihm. Da war nur noch Schmerz.

Undeutlich nahm er wahr, dass Behkai aus der Höhle stürmte, um die Kreatur anzugreifen. Er fauchte und knurrte wie ein Dämon, doch Setnacht legte seine Hand auf die Schnauze des Hundes. Karim hörte, wie Behkai aufjaulte.

Dann verstummte er.

*Dummer Hund*, dachte Karim, während ihm Tränen über das Gesicht liefen.

Tief in seinem Inneren spürte er, wie sich Setnachts Finger wie eine Falle um ihn schlossen. Mit jedem gequälten Atemzug schoss Karim das Blut aus Brust und Mund. Er erstickte daran, röchelte, war nicht mehr in der Lage zu schreien.

Hatte das Feuer aufgehört zu brennen?

Karims Kopf fiel zurück, seine Augen weit aufgerissen. Seine Verzweiflung war so schwarz und unendlich wie der Nachthimmel. Er hätte es verhindern können. Hätte er sich in den Fluss geworfen oder die Kehle durchgeschnitten, dann hätte die Kreatur ihr Ziel nicht erreichen können. Doch stattdessen hatte er ihr genau das gegeben, was sie wollte.

Hätte Karim das Grab nicht entdeckt, wäre die Kreatur niemals erwacht, denn alle Gefolgsleute Setnachts waren schon lange tot. Hätte Karims Blut nicht den Sarg befleckt, wäre das Ritual niemals in Gang gesetzt worden. Und hätte Karim sich das Leben genommen, wäre das Monster nicht in der Lage gewesen, ihm sein schlagendes Herz zu entreißen.

All die großen und kleinen Strömungen seines Lebens hatten Karim zu diesem Moment geführt. Doch war seine Bestimmung anders als erwartet. Er hatte erwartet, als Held zu sterben.

Stattdessen war er das Opferlamm, geschlachtet im Namen eines Gottes, an den er nicht glaubte. Er hatte sich geirrt. Nichts war be-

endet. Die Weissagung des Orakels hatte gerade erst begonnen, sich zu erfüllen.

Bilder blitzten durch sein Bewusstsein, als sein Herzschlag sich verlangsamte.

Der schlafende Behkai auf dem Schiff, sein Kopf in Karims Schoß.

Sitamun, die sich zu Blumen am Wegesrand hinunterbeugte, um an ihnen zu riechen.

Djet, der ihn anlächelte, in einem fernen Tal. *Ich komme mit dir! Es tut mir leid*, dachte er. *Es tut mir leid, es tut mir ...*

Mit einem entsetzlichen Geräusch riss ihm Setnacht das Herz aus der Brust.



Karim sah nicht mehr, was als Nächstes geschah.

Er sah nicht, wie sich die Kreatur das tropfende, glitzernde Herz in ihren eigenen zerstörten Brustkorb drückte. Sah nicht den rot glühenden Schein, der aus dem Körper der Kreatur hervorbrach und ihn umgab, während Knochen, Bänder und Haut zusammengefügt und mit pulsierendem Leben erfüllt wurden.

Es dauerte nicht lange, bis alle Löcher geschlossen und alle Wunden verheilt waren. Lose Sehnen und Bänder wurden wie von einer unsichtbaren Hand geflickt und an ihren Platz gesetzt.

Karim spürte nichts, als Setnacht seinen Körper fallen ließ und nun über ihm stand, nicht gerade ein Mann aus Fleisch und Blut, doch der Gestalt, die er mal gewesen war, viel ähnlicher als zuvor. Er konnte die Stimme des alten Königs nicht hören, als dieser zu sprechen begann, mit einer unversehrten Kehle und einer Zunge, die seit tausend Jahren nicht benutzt worden war.

Was wohl auch besser gewesen war.

Denn der Klang dieser Stimme, dem unheimlichen Heulen

des Windes über den Wüstenhügeln nicht unähnlich, war wie der Untergang selbst.

»Du warst ein jämmerlicher Gefolgsmann«, sagte Setnacht und starrte in Karims weit aufgerissene blinde Augen. »Aber dein Herz ist stark.« Er blickte zu den Sternen empor und schien ihre Position am Himmel zu bestimmen. »Viele Jahre sind vergangen, doch ist es niemals zu spät, um neu anzufangen.«

Die letzte Glut erlosch, als Setnacht das Tal verließ. In der Wüste regte sich kein Laut. Nur das ferne Weinen einer Frau war zu hören.



## 33

### NEFF

Neff betrachtete ihr Spiegelbild in der blank polierten Bronzescheibe. Zum zweiten Mal seit ihrer Ankunft in Thonis hatte man sie einer vollständigen Verwandlung unterzogen.

Seit sie am Morgen in dem großen Gemach im Palast erwacht war, hatte sie keine Sekunde für sich gehabt. Sie hatte noch nicht einmal ihr Bett verlassen, da kamen bereits vier Leibdienerinnen mit Tablett voller köstlicher Speisen und einem Glas frisch gepresstem Traubensaft herein und hatten ungeduldig dabei zugesehen, wie sie das beste Mahl ihres Lebens einnahm. Danach hatten sie sie umgehend in ein herrlich warmes, nach Jasmin duftendes Bad gesteckt. Anschließend war sie abgetrocknet, von Kopf bis Fuß mit Duftöl eingerieben und angekleidet worden. Die Prozedur war um vieles angenehmer als ihr Aufnahme ritual in den Tempel durch

die Wabet, dabei aber gleichzeitig nicht minder merkwürdig. Anstatt dass ihr wie im Tempel das alte Leben ausgetrieben wurde, schien man ihr hier mithilfe von edlem Leinen, Schminke und Schmuck ein neues Leben förmlich überzustülpen.

Zu Hause in Bubas hatte sie keine Minute benötigt, um sich für den Tag zurechtzumachen. Sie hatte ihr Kalasiris-Kleid geglättet, sich mit den Fingern durch die Haare gekämmt, fertig. Ihre morgendliche Reinigung im Tempel hatte etwas länger gedauert, aber ebenfalls nicht allzu viel Zeit in Anspruch genommen.

Im Palast hingegen dauerte das Anziehen trotz der Hilfe der vier Dienerinnen Stunden.

Als sie endlich fertig waren, eilten die Frauen davon, um die nächste Aufgabe auf ihrer langen Liste für die Krönungszeremonie des Prinzen im Tempel in Angriff zu nehmen. Nun, wo Neff ihre Gemächer wieder für sich hatte, saß sie benommen auf einem Akazienholz-Hocker neben ihrem Schminktisch und starrte sich im Handspiegel an.

Sie traute ihren Augen kaum.

*Bin das wirklich ich?*

Ihre Lippen und Wangen waren rosig geschminkt, ihre großen, runden Augen mit schwarzem Kajal umrandet. Auf ihrem kahl geschorenen Kopf trug sie nun eine schwarze, kinnlange Perücke, in die glänzende goldene Röhrchen zu einem komplizierten Muster geflochten waren. Sie sah ganz anders aus als ihr natürliches Haar, das lockig und von einem stumpfen Braun war. Die Perücke war auffällig und verführerisch. Und sie schrie förmlich nach Reichtum.

Die restliche Kleidung war nicht weniger beeindruckend. Goldene Manschetten umschlossen ihre Fuß- und Handgelenke, und um den Hals trug sie ein mit Juwelen besetztes Halsband mit einem Abbild der Bastet – eine Hommage an die Göttin, die Neff nach Thonis gebracht hatte. Schließlich hatten die Dienerinnen ihr noch

ein plissiertes himmelblaues Kleid umgelegt, dessen Saum mit goldgestickten Lotusblumen verziert war.

*Ich steige auf in der Welt,* dachte sie. Es waren die Worte ihres Vaters. *Und so muss ich auch aussehen. Wenn man respektiert werden will, dann muss man sich diesen Respekt auch verschaffen.*

Die erste Stufe ihres Plans war abgeschlossen. Sie hatte sich und ihre wahren Absichten unter einem Mantel aus Juwelen, Kajal und federleichten Kleidern versteckt. Das war der einfache Teil. Der nächste Schritt bestand darin, die Position, die Meriamun ihr an seinem Hof angeboten hatte, zu nutzen, um Einfluss auf ihn zu gewinnen. Dass sie ihm mit ihrer Prophezeiung das Leben gerettet hatte, schien ihm Beweis genug zu sein, dass sie eine wichtige Bereicherung für ihn war, und zumindest im Augenblick vertraute er ihr offenbar. Aber sein Vertrauen allein reichte nicht aus. Wenn sie echten Einfluss gewinnen wollte, musste ihr der gesamte Palast vertrauen. Und dazu musste sie an die Ware glauben. An sich selbst.

Neff richtete sich auf, straffte die Schultern und probierte ein paar selbstbewusste Gesichtsausdrücke aus, während sie die Liste der Erfolgsregeln ihres Vaters durchging.

*Schaue den Kunden immer in die Augen, damit sie wissen, dass du es ernst meinst.*

*Erzähle ihnen, was sie hören wollen.*

*Sprich klar und deutlich und erkläre nichts zu ausführlich.*

*Akzeptiere niemals ein Nein als Antwort.*

Fast war es, als würde Pepi ihr ins Ohr flüstern wie ein schelmischer Gott, der ihr seine Weisheiten eingab. Sie vermisste ihn und ihre Mutter mehr denn je, vielleicht weil sie sich noch nie so weit weg angefühlt hatten. Sie dachte daran, wie einfach ihr Leben gewesen war, damals, als sie ihre Tage noch damit verbracht hatte, Spruchrollen auf dem Markt von Bubas zu verkaufen. Was ihr Vater wohl von der Art von Magie halten würde, die sie hier gesehen hatte? Sie würde nie den Anblick des Schlangenstabs in der Hand

des Heka-Priesters vergessen, der sich vor ihren Augen von Holz in Fleisch verwandelt hatte – verbotene Kräfte, die nur wenigen Ausgewählten im ganzen Königreich zugänglich waren. Jenen, denen der Pharao am meisten vertraute.

Neff kam eine Idee, und sie schnappte nach Luft.

*Nein, das kannst du unmöglich tun.*

*Der Mund mag Nein sagen, flüsterte die Stimme ihres Vaters, aber das Herz ruft Ja!*

*Hm, dachte sie. Warum eigentlich nicht?*

Sie legte den Handspiegel auf den Tisch zwischen die Kosmetiktiegel, Haarbürsten und Ölfaschen und schlüpfte in die Sandalen, die die Dienerinnen für sie bereitgestellt hatten. Nach einem Leben in Flechtsandalen, von denen man früher oder später unweigerlich Blasen an den Füßen bekam, fühlten sich die feinen Lederschuhe wie eine zarte Umarmung an. Mit einem letzten Blick auf ihr weißes Kleid aus dem Tempel, das wie eine alte Schlangenhaut in der Ecke lag, verließ sie den Raum und machte sich auf den Weg durch den Palast zu den königlichen Gemächern.

Die Hallen waren voller Diener und Höflinge, die sich auf die Krönungszeremonie vorbereiteten, die in zwei Stunden beginnen sollte. Neff schlängelte sich zwischen ihnen hindurch. Zu ihrer Erleichterung bemerkte sie niemand. In der Menge herrschte Vorfreude, aber Neff nahm auch Anspannung wahr. So manches Lächeln wirkte gezwungen, und die Gespräche waren gedämpft. Neff versuchte, im Vorbeigehen zu lauschen.

»Heute Morgen habe ich nach dem Aufwachen nach Tadia gerufen«, sagte eine Frau mittleren Alters zu einer anderen. »Aber sie war nicht da ... und die anderen Frauen auch nicht. Und Ineni! Der Liebling des Königs. Und so jung! Ich kann es mir nicht erklären, Nebet. Der Prinz sagt, sie hätten sich geschlossen entschieden, ihrem König in die Duat zu folgen, um ihm im Jenseits zu dienen. Aber ich habe gestern Abend doch noch mit Tadia gesprochen, und

sie hat nichts Ungewöhnliches gesagt. Nicht einmal verabschiedet hat sie sich ...«

Die andere Frau griff nach der Hand ihrer Freundin und drückte sie. »Du musst diese Gedanken für dich behalten, hörst du? Sonst werden sie am Ende noch gegen dich verwendet. Komm, wir sollten hier nicht herumstehen.« Mit diesen Worten zog sie ihre Freundin hastig weiter.

Neff sah ihnen nach. Es lief ihr eiskalt den Rücken hinab. Sie wusste ja bereits von dem Massaker am Königshof. Doch nun auf diese Weise davon zu hören, rief ihr schmerzlich ins Gedächtnis, wem sie da ihre Treue geschworen hatte.

*Einem kaltblütigen Mörder.*

*Sie schauderte. Wenn Meriamun jemals herausfindet, was für einen Plan ich verfolgte – wenn er jemals bemerkt, dass ich ihn belüge –, dann wird er mich töten.*

*Tja, wies sie sich streng zurecht. Dann musst du eben dafür sorgen, dass er es nicht herausfindet.*

Sie hob gebieterisch das Kinn, damit auch ja niemandem entging, was für eine wichtige Rolle sie hier am Hof spielte, und ging weiter, an einer Reihe von Wachen vorbei in einen leeren Gang, der mit prächtigen grünen Fliesenböden und schwarz-goldenen Wänden versehen war. Zwei Kohlebecken brannten zu beiden Seiten eines Durchgangs, vor dem ein durchsichtiger Vorhang hing. Neff bemühte sich, so zielstrebig zu wirken, als gehörte sie hierher.

Mit Erfolg. Denn niemand hielt sie an, und man stellte ihr keine einzige Frage, sondern nickte ihr nur im Vorbeigehen zu. Der Prinz hatte offenbar deutlich gemacht, dass sie unter seinem Schutz stand und sich frei bewegen durfte.

Vor dem durchsichtigen Vorhang blieb sie stehen. Dahinter waren Stimmen zu hören.

»Die Schiffe aus Sakesch sollten jeden Moment zurück sein«, sagte eine raue Stimme. »Wenn alles nach Plan verlaufen ist, brin-

gen sie einige hochrangige Gefangene aus Unterkhetara mit, die möglicherweise Informationen über den Aufstand liefern können.«

»Das interessiert mich nicht«, entgegnete der Prinz ungeduldig.  
»Wo ist sie?«

»Wie bitte, mein Prinz?« Der Mann klang nervös.

»Meine Schwester, du Trottel! *Wo ist sie?*« Es folgte ein lauter Knall, als hätte er mit der Faust auf den Tisch geschlagen.

»Ich habe meine besten Männer auf die Suche geschickt, das schwöre ich, und sie haben jeden Winkel von Thonis durchkämmt. Aber ich fürchte, die Prinzessin hat bei ihrer Flucht aus der Stadt Helfer gehabt.«

Meriamun gab ein gereiztes Knurren von sich. »Was ist mit diesem Wachmann – Femi? Hat er dir mehr sagen können?«

»Leider nein, mein Prinz. Er behauptet, nichts über die Flucht von Prinzessin Sitamun zu wissen, außer dass sie angeblich nach Norden gereist ist. Aber alle Schiffe, die flussabwärts gefahren sind, wurden gründlich durchsucht.«

»Und du hast ihm reichlich ... Anreiz geboten zu reden, nehme ich an?«

»Sagen wir, jeder weitere Anreiz würde dazu führen, dass er den nächsten Sonnenaufgang nicht mehr erlebt.« Nach kurzem Schweigen fügte der Mann hinzu: »Aber wir haben die Suche nicht aufgegeben. Wir werden sie finden, mein Prinz. Darauf gebe ich Euch mein Wort.«

»Dein Wort kannst du behalten«, erwiderte Meriamun herablassend.

Neff wich hastig zurück, als der Wächter durch den Vorhang stürmte. Zu ihrem Glück war er so in Gedanken, dass er sie nicht bemerkte.

Neff beobachtete die schemenhaften Gestalten, die sich hinter dem Vorhang bewegten, dann holte sie tief Luft und schob ihn beiseite.

»Prinz Meriamun, darf ich ...?«, begann sie. Der restliche Satz blieb ihr im Hals stecken.

Meriamun drehte den Kopf zu ihr. Er lag auf einer Liege aus schimmerndem Holz und war bis auf einen Lendenschurz unbekleidet.

Zwei Dienerinnen, die kaum mehr am Leib hatten als der Prinz, knieten neben ihm und massierten seine Hände und Füße. Sein Körper war glatt und geschmeidig, seine Haut von einem warmen Goldbraun.

Neff folgte mit dem Blick dem V seiner Leiste bis zum Rand des Lendenschurzes und errötete. »Oh, verzeiht bitte«, stammelte sie und wollte sich schon zurückziehen, als er ihr mit samtweicher Stimme hinterherrief: »Nun lauf doch nicht gleich weg, Nefermaat. Du bist hier stets willkommen.«

Es kostete Neff einige Überwindung, sich wieder zu ihm umzudrehen. Mit einer Geste bedeutete er den Dienerinnen zu verschwinden, und sie zogen sich wortlos in eine Nebenkammer zurück.

Dann waren Neff und der Prinz allein.

Ihr Puls ging schneller, und sie senkte den Blick.

*Schau ihm in die Augen, damit er weiß, dass du es ernst meinst.*

Sie sah auf.

Meriamun lächelte, stand auf und kam barfuß auf sie zu. »Du siehst prachtvoll aus. Bist du gekommen, um dich mir zu zeigen?«

Während er in einer Duftwolke aus Balsamholz und Gewürzen näher kam, überlegte Neff, wie sie reagieren sollte.

*Sag ihm, was er hören will.*

»Ja, mein Prinz«, antwortete sie. »Ihr ehrt mich mit diesem Kleid und dem Schmuck.«

Meriamun gab ein gönnerhaftes Lachen von sich. »Und das hier?« Er schob ihre Kleiderträger zur Seite und enthüllte die kleinen Udjat-Augen, die ihr auf beide Seiten ihrer Brust tätowiert wor-

den waren. Die umliegende Haut war noch ein wenig rosa. »Hat das wehgetan?«

Sobald sie im Palast angekommen war, hatte Meriamun einen Priester beauftragt, die Tätowierungen anzufertigen, die sie als der Krone geweihte Hohepriesterin auswiesen.

Sie hatte auf einem Tisch gelegen, während der Mann eine scharfe Nadel in eine Schale mit Ruß und Wasser getaucht und damit die Farbe in ihre Haut geritzt hatte. Nun trug sie jeweils ein Auge auf jeder Brustseite und zwei weitere auf dem Rücken – genau wie die Hohepriesterin von Bubas. Der Vorgang war qualvoll gewesen.

»Es war erträglich, mein Prinz«, sagte sie. Meriamun lachte. »Du bist eine schlechte Lügnerin.«

*Ach, bin ich das?, dachte Neff.*

Meriamun strich mit seinem Daumen über die Umrisse des Auges auf ihrer rechten Schulter, und Neff unterdrückte den Impuls, zusammenzuzucken.

»Jetzt wird jeder wissen, dass du unter dem Schutz der Götter stehst. Und unter dem meinen«, sagte er. »Was auch immer sie in deiner Gegenwart tun, die Götter werden Zeugen sein. Wusstest du, dass diese Zeichen aus der Asche heiliger Flammen gemacht sind?« Er beugte sich zu ihr hinunter. »Verstehst du? Du brauchst den Tempel nicht mehr, kleines Mädchen. Denn nun *bist* du ein Tempel.«

Neff schluckte. *Das ist deine Chance. Drück dich deutlich aus und erklär nicht zu viel.*

»Apropos Tempel«, begann sie. »Da ich meinen Unterricht bei Meister Mentuhotep nicht fortsetzen kann ...«

Meriamun gab einen abfälligen Laut von sich. »Du brauchst ihn nicht. Und ich offen gestanden auch nicht. Er war eine Zeit lang nützlich für mich, aber jetzt, wo ich dich habe, ist er überflüssig.«

*Er war eine Zeit lang nützlich für mich ...* Vielleicht hatte Mentuhotep wirklich von den Plänen des Prinzen gewusst und den

König belogen, um seine Stellung bei Meriamun zu sichern. Er musste ausgesprochen verärgert sein, dass Neff nun seinen Platz eingenommen hatte. Aber das war ein Problem, mit dem sie sich später befassen würde. »Wie Ihr meint, mein Prinz«, sagte Neff mit einem kleinen Knicks. »Ich möchte jedoch meine Ausbildung fortsetzen.«

Der Prinz musterte sie aufmerksam. »Aber du hast doch bereits eine direkte Verbindung zu den Göttern. Was könntest du da noch lernen wollen?«

»Ich möchte die Kunst des Heka erlernen.«

Meriamuns Augen verengten sich. »Magie?«

Neff nickte. »Was nützt es mir, die Zukunft zu kennen, wenn ich nicht die Macht habe, sie auch zu ändern?«

Der Ausdruck des Prinzen war schwer zu deuten. »Da hast du wohl recht«, murmelte er.

Mehrere Sekunden verstrichen, und Neff begann zu schwitzen. Hatte sie zu schnell zu viel verlangt?

*Akzeptiere niemals ein Nein als Antwort.*

»Ich frage, weil ich Euch so gut wie möglich dienen möchte«, sagte sie, um die Stille zu füllen. »Nicht nur als Stimme der Götter, sondern auch als ihre Hand. Mit der Gabe der Prophezeiung und der Macht des Heka gemeinsam gäbe es nichts, was wir nicht erreichen könnten.« Sie machte eine bedeutungsschwere Pause. »Aber wenn dieses Wissen verboten ist ...«

»Nichts ist verboten! Nicht von mir!«, rief Meriamun aus, genau wie sie es sich erhofft hatte.

Er sah sie an. Sein Blick war durchdringend, und sein Körper strahlte Hitze ab wie eine Aura. »Wenn ich dir dieses Wissen gewähre, wirst du es nutzen, um meinem Reich zu Ruhm zu verhelfen?«

Neffs Gedanken wanderten zu den *Zweiundvierzig Geboten der Maat*, der Schriftrolle, die sie im Lebenshaus immer wieder rezi-

tiert hatte. Es waren Gelübde an eine Göttin, deren Namen sie trug und deren innerste Essenz die Wahrheit war.

Sie hatte geschworen, dass sie weder einer Sünde schuldig war noch böse Magie gegen den Pharao eingesetzt hatte.

Neff holte tief Luft und schickte ein stummes Stoßgebet zum Himmel.

*Vergib mir, Göttin.*

Dann sagte sie: »Mein ganzes Handeln steht in Euren Diensten, mein Prinz.«

Der Prinz fuhr sich mit der Zunge über die Lippen. »Dann gibt es nichts, was du nicht erreichen kannst, kleine Priesterin. Was du auch begehrt – es soll dir gehören.«

»Danke, mein Prinz.« Neff verneigte sich so tief, dass Meriamun nicht sehen konnte, wie sehr sie mit ihren Gefühlen zu kämpfen hatte. Sie war eine Wahrheitsverkünderin, die eine Lüge ausgesprochen hatte. Und diese Lüge würde sich nun in ihrer Seele festsetzen, dort Früchte tragen und sich vermehren.

»Entschuldigt die Störung, Prinz Meriamun«, sagte eine Stimme hinter ihr.

Überrascht fuhr Neff herum zum Durchgang, in dem zwei Gestalten aufgetaucht waren. Die eine trug eine Falkenmaske, die andere die Maske eines langschnäbeligen Ibisses. Beide Männer hielten je einen großen Keramikkrug in den Armen.

*Die Heka-Priester, dachte sie alarmiert. Kaum spricht man von der Katze ...*

»Keine Sorge, Nefermaat«, sagte Meriamun, der ihre Beunruhigung für die naive Angst vor den bedrohlich aussehenden Männern hielt. »Die Heka-Priester sind hier, um mich vor der Zeremonie zu reinigen.« Er bedeutete ihnen, hereinzukommen.

»Frisches Wasser aus dem Iteru, mein Prinz«, sagte der Priester mit der Falkenmaske und hielt den Krug hoch. Sein Blick huschte zu Neff und sofort wieder fort. Entweder erinnerte er sich nicht

an sie, oder er wusste, dass man die Anwesenheit eines Mädchens, das unter dem Schutz des Prinzen stand, besser nicht hinterfragte.

»Sehr gut«, antwortete der Prinz und ging zu dem glänzenden Kupferbecken, das neben einem Fenster stand. Der Prinz stieg hinein und kniete sich hin. Anschließend gossen die beiden Priester den Inhalt der Krüge über ihm aus und sprachen dabei heilige Worte. Neff sah zu, wie das Wasser über seine Schultern, seinen Rücken und seine Brust lief und dabei seinen Körper und seine Seele reinigte.

*Ist es wirklich so einfach, seine Sünden zu tilgen? Ihre Lüge war nur die erste von vielen gewesen, das war ihr bewusst. Aber du musst alles tun, um ihn aufzuhalten, wies sie sich zurecht. Für Kenna. Für Bubas. Für Khetara.*

Dennoch wurde sie den Gedanken nicht los, dass sie sich niemals wieder wirklich rein fühlen würde.



Es war ein merkwürdiges Gefühl, später am Nachmittag wieder in den Tempel des Amun zurückzukehren. Obwohl es erst einen Tag her war, dass Neff ihn verlassen hatte, war auf einmal alles anders. Die Stimmung war ähnlich wie beim Bastet-Fest, nur hundertfach stärker. Festlichkeiten gab es jedes Jahr. Aber die Krönung eines Pharaos? Für die meisten Bewohner von Khetara war das ein einmaliges Erlebnis.

Bei ihrer Ankunft wurde Neff durch einen Pulk von Priesterinnen und Priestern geführt, die hektisch letzte Vorbereitungen trafen. Einige Wabet kamen vorbei. Sie trugen durchsichtige Röcke und Perlenkleider. Neff winkte ihnen zu, doch die Frauen tuschelten bei ihrem Anblick nur miteinander und eilten davon.

Auch Nehschi kreuzte ihren Weg. Der junge Priester besaß immerhin die Höflichkeit, sie zu grüßen.

»Nefermaat?«, sagte er mit großen Augen. »Bist du das?«

*Ja, bin ich es?*, dachte sie.

Sie nickte.

Eine Vielzahl an Gefühlsausdrücken huschte über Nehschis rundes Gesicht. Schließlich unterbrach er den Blickkontakt und verneigte sich, wobei er den Kopf gesenkt hielt, bis sie vorbeigegangen war.

Neffs Wangen brannten. *Ich glaube, da ziehe ich es vor, ignoriert zu werden.*

Die Begleiter führten sie zur Seite des Tempels, wo eine breite Empore für die Durchführung der Zeremonie vorbereitet worden war. Während Meriamun im Heiligtum den Segen Amuns empfing und mit heiligen Ölen gesalbt wurde, versammelten sich Neff und die übrige königliche Gefolgschaft in der Nische neben der Empore. Hier waren sie durch lange Vorhänge vor den Blicken der anderen Zuschauer geschützt. Hinter den Vorhängen konnte Neff die Geräuschkulisse einer gewaltigen Menschenmenge hören. Die Atmosphäre knisterte förmlich vor Aufregung.

Nachdem die Dienerinnen ihr Gesicht und ihre Haare aufgefrischt hatten, gingen sie weiter, um sich um weitere Mitglieder des Hofstaats zu kümmern. Neff blieb allein zurück und sah sich um. Die Spannung, die sie in den Palastgängen wahrgenommen hatte, war auch hier zu spüren, und sie schien sogar noch zugenommen zu haben. Die Konkubinen und Diener, die verschont geblieben waren, Neuzugänge und Meriamuns Vertraute drängten sich in Grüppchen zusammen und lächelten nervös. Die Stimmung unter den Höflingen und den nahen und entfernten Verwandten des Königs und der Königin wirkte angespannt. Als wären sie unsicher, wie sich die Dinge gleich entwickeln würden. Die Palastbeamten und Wesire dagegen wirkten größtenteils gelassen. Sie tranken zufrieden ihren Wein und prosteten einander unauffällig zu, als würden sie sich gegenseitig zu ihrer erfolgreichen Arbeit gra-

tulieren. Neff fragte sich, wie viele von ihnen wohl die ganze Zeit gewusst hatten, was passieren würde.

Im leeren Raum zwischen den verschiedenen Gruppen glaubte Neff, die Geister der Vermissten wahrzunehmen. Wie lange Meriamun wohl brauchen würde, um sie durch neue Gefolgsleute zu ersetzen? Sie dachte daran, wie in seinen Gemächern das gesegnete Wasser über seinen glänzenden Körper geflossen war.

*Nicht lange. Wohl eher nur kurz.*

Königin Bintanat stand mit einer der beiden Leibdienerinnen mittleren Alters, die Neff zuvor bereits gesehen hatte, in der Nähe. Das safrangelbe Kleid der Königin, zu dem sie einen mit Amethysten besetzten Kragen in Form von Geierflügeln trug, war wunderschön. Aber ihr Gesicht zeigte bei aller Schönheit keinerlei Regung. Ihre Leibdienerin reichte ihr einen bemalten Kelch, den sie entgegennahm, um einen Schluck zu trinken. Doch ihr Gesichtsausdruck blieb weiterhin starr.

Als Neff im Palast eingetroffen war und der Prinz sie seiner Mutter vorstellte, hatte diese sich ganz ähnlich verhalten. Was eigentlich nicht weiter überraschend war. Immerhin hatte sie innerhalb weniger Tage ihren Mann verloren, ihre einzige Tochter war verschwunden, und gleich würde ihr Sohn, auf dessen Geheiß der größte Teil des Königshofs massakriert worden war, den Thron besteigen.

Als Neff sie nun ansah, kam ihr der Gedanke, dass die Königin nicht anders war als der Kelch in ihrer Hand. Beide waren wunderschön – und beide waren leer.

Eigentlich gab es nur einen einzigen Menschen, den Neff sehen wollte – und endlich fand sie ihn am Rande der Menge.

Obwohl er ein Prinz war, hatte Kenna sich schlichter gekleidet als die meisten anderen Anwesenden. Zwar hatte er seine Priesterrobe gegen ein edles Gewand getauscht, dieses war aber dennoch weiß, und das Einzige, was auf die Bedeutung des Anlasses hinwies,

waren etwas Kajal um seine Augen und ein goldener Brustschild, der den Totengott Anubis zeigte. Um Kenna herum unterhielten sich die Höflinge leise, doch der Prinz stand abseits, still und ernst. Als er Neffs Blick bemerkte, sah sie kurz den Schmerz in seinen Augen aufflackern, bevor er sich abwandte.

Angesichts der Art und Weise, wie sie den Tempel verlassen hatte, dachte Kenna wahrscheinlich, dass sie das Angebot seines Bruders als Aufstieg aus dem Klosterleben einer Priesterin betrachtete und dass ihr seine Freundschaft nie etwas bedeutet hatte.

Aber Neff hatte mit dieser Begegnung gerechnet und zuvor noch einen Abstecher in den Tempelgarten gemacht, um etwas von dort zu holen. Erst danach hatte sie sich der Gruppe im Hof angeschlossen. Nun ging sie langsam auf Kenna zu und hielt den Gegenstand dabei fest umschlossen. Sie spürte Kennas Blick auf sich ruhen, vermied es aber, ihn anzusehen, sondern tat so, als wollte sie einen Becher Saft von einem Tisch hinter ihm holen. Es war sicherer, wenn sie nicht dabei gesehen wurde, wie sie mit Kenna sprach oder auch nur zu nahe bei ihm stand. Je weniger Verdacht sie erregten, desto besser.

Als sie an ihm vorbeiging, schob sie ihm den kleinen Gegenstand unauffällig in die Hand.

Erst nachdem sie sich ein Getränk vom Tisch genommen hatte und wieder auf die andere Seite des Raumes zurückgekehrt war, wagte sie es, Kenna einen Blick zuzuwerfen. Wie erwartet, betrachtete er den Gegenstand ratlos.

Es war ein winziger Granatapfel, noch grün und unreif.

Als er zu Neff aufsah, faltete sie die Hände. Hoffentlich würde er ihre Botschaft verstehen.

*Vertrau mir, Bruder, dachte sie. Ich bin immer noch bei dir.*

Kenna schien zu begreifen. Seine Ratlosigkeit löste sich auf wie Wolken in der Mittagssonne, und er schenkte ihr ein kaum merkliches Lächeln.

Auf einmal schwappte eine Welle der Aufregung durch die Menge. Es war das Zeichen, dass Meriamun gleich eintreffen würde.

Die Höflinge bildeten einen Gang und gaben den Blick auf die drei Heka-Priester frei, die sich der Empore näherten. Sie hatten alle einen nackten Oberkörper, ihre Haut war eingeeilt, und sie trugen elegante, aufwendig gefaltete Schendits. Als sie vorbeikamen, senkte sich das Stimmengewirr zu unterdrücktem Gemurmel. Jeder von ihnen hielt einen anderen heiligen Gegenstand in den Händen:

Der Priester mit der Ibis-Maske den königlichen Krummstab.

Der Priester mit der Falkenmaske die königliche Geißel.

Und als Letzter der Priester Herihor mit der Widdermaske, der die Doppelkrone von Khetara trug.

Hinter ihnen kam der Kronprinz, strahlend schön in einem blau-roten, golddurchwirkten Schendit und einer Löwenhaut über der Schulter.

Er war ein prachtvoller Anblick. Die Manschetten an seinen Hand- und Fußgelenken sowie sein geflügelter goldener Kragen waren mit Rubinen und Saphiren besetzt, die im Sonnenlicht funkelten. Sein ohnehin schon markantes Gesicht war gekonnt mit Rouge, Kajal und grünem Malachitpulver geschminkt, das die Farbe seiner Augen zum Leuchten brachte. Seine Nase war edel, seine Lippen wirkten einladend. Er war nun mehr als nur ein Mensch, glich eher einem Wesen, das vom Himmel herabgestiegen zu sein schien, um unter den gewöhnlichen Sterblichen zu wandeln und sie in sein goldenes Licht zu tauchen.

Sein Anblick schien die angespannte Atmosphäre aufzulösen. Die Männer musterten ihn voller Bewunderung, die Frauen voller Begierde. Doch sie alle schienen dabei dasselbe zu empfinden – eine berausende Mischung aus Staunen, Verehrung und Angst.

*Ehrfurcht.*

Auch Neff empfand so. Es war so verlockend, ihm einfach zu Füßen zu fallen, gute Gründe für all die schrecklichen Dinge, die

er gesagt und getan hatte, zu finden und ihn anzubeten. Es war die Versuchung in ihrer höchsten Form. Es war der lockende, hypnotisierende Tanz einer Schlange.

*Wappne dein Herz*, befahl sich Neff und ballte unauffällig die Fäuste. *Vergiss nicht, weshalb du hier bist*.

Aber als er neben ihr stehen blieb, sich zu ihr hinunterbeugte, sodass sein blendend schönes Gesicht auf gleicher Höhe mit ihrem war, und sagte: »Bist du bereit, kleine Göttin?«, fürchtete Neff um ihre Seele.

Mit zitternden Lippen antwortete sie: »Ja, mein Prinz.«

Die Menge wich zurück, als sich ein aufgebrachter, zerzauster Mann zwischen den Zuschauern hindurchdrängte.

»Prinz Meriamun!«, rief er. Neff traute ihren Augen kaum, als sie erkannte, dass es sich um Meister Mentuhotep handelte.

Was in aller Welt mochte mit ihm passiert sein?

»Ich habe den zeremoniellen Streitkolben dabei«, keuchte er und hob eine Waffe mit einem reich verzierten, birnenförmigen Kopfstück in die Höhe. »Ich wäre ja früher gekommen, aber ich wurde nicht gerufen. Es muss ein Missverständnis vorliegen. Wussten Eure Boten denn nicht, wo sie mich finden? Ich war mit der Fertigstellung der Grabstätte Eures Vaters beschäftigt.«

»Du wurdest nicht gerufen, weil du nicht gebraucht wirst, Hohepriester«, entgegnete Meriamun sanft. »Ich dachte, das hätte ich bereits bei unserer letzten Begegnung deutlich gemacht. Dennoch weiß ich es zu schätzen, dass du den Streitkolben gebracht hast. Wir werden ihn für das Vereinigungsritual benötigen.« Er nahm Mentuhotep die Waffe aus der Hand.

Mentuhotep blinzelte so heftig, als hätte ihn der zukünftige König geohrfeigt. »Nicht ... nicht gebraucht?«, wiederholte er. »Aber mein Prinz, als Hohepriester ist es meine Pflicht, an der Krönung teilzunehmen. Euer Vater –«

»Mein Vater«, unterbrach ihn der Prinz, »ist tot. Ebenso wie seine

Konventionen. Heute geht die Sonne über Amunmoses Khetara unter.« Er wandte sich vom Meister ab, drehte sich zu Neff und legte ihr den Streitkolben in die Hände. »Und über meinem geht sie morgen wieder auf.«

Mentuhotep starrte Neff sprachlos an.

Als sie den Heka-Priestern und dem Prinzen auf die Empore folgte, hatte sie noch immer das Bild des hochgewachsenen Hohepriesters vor Augen, der allein und mit vor Empörung gerötetem Gesicht in der Menge stand.

Meriamun bedeutete Neff, sich neben ihn hinter die Priester zu stellen.

»Es ist Zeit«, sagte er zu den wartenden Leibdienern, die daraufhin mit gesenkten Köpfen die Vorhänge aufzogen.

Neff schnappte nach Luft.

Nach ihren Erlebnissen beim Bastet-Fest hatte sie geglaubt, bereits alles gesehen zu haben. Aber nichts hätte sie auf den lauten Jubel vorbereiten können, der nun an ihre Ohren drang, oder auf die gewaltige Menschenmenge, die sich in alle Richtungen vor ihnen erstreckte.

Neffs Blick flatterte wie ein Schmetterling hin und her, unfähig, länger als einen Augenblick irgendwo zu verweilen.

Vor ihr wogte ein Meer von Gesichtern – Männer, Frauen, Kinder auf den Schultern ihrer Väter – mit offenen Mündern und ausgestreckten Händen.

Girlanden aus dunkelblauen Kornblumen und cremeweißem Jasmin hingen an jeder Statue weit und breit.

Topfpalmen und gewaltige brennende Kohlebecken schmückten die Empore, auf der eine Gruppe von Musikern und die Wabet spielten und tanzten. Ihre Bewegungen waren geschmeidig und voller Anmut.

Es war, als hätte sich das gesamte Königreich versammelt, um zu feiern. Und alle riefen nach ihrem glorreichen, von den Göttern

gesegneten neuen Anführer, der sie in eine strahlende Zukunft führen sollte.

Neffs Aufmerksamkeit wurde von einem Gesicht in der Menge angezogen. Eigentlich hätte es unmöglich sein müssen, in der verschwommenen Masse eine einzelne Person auszumachen. Aber aus irgendeinem Grund gelang es ihr. Vielleicht lag es ja daran, dass alle anderen den Prinzen ansahen, dieser Mann hier aber nur Augen für sie hatte. Ihr stockte der Atem.

»Yati?«, flüsterte sie.

Ihr Vater erwiderte ihren Blick, winkte ihr energisch zu und packte ihre Mutter an der Schulter. »Ahura!«, las Neff von seinen Lippen ab. »Sie sieht uns!«

Neff beobachtete, wie ihre Mutter zu strahlen begann und ebenfalls winkte.

Schüchtern hob Neff die Hand und winkte zurück. Ein wilder Wirbel an Gefühlen toste in ihrer Brust. Auf der einen Seite hatte sie sich ihr Leben lang gewünscht, ihren Vater eines Tages so stolz zu machen, wie er es in diesem Augenblick wohl war. Sie sah, wie er die Leute um ihn herum anstupste und dann auf die Empore zeigte, wobei seine Lippen immer wieder dieselben Worte formten. »Das ist meine Tochter! Seht ihr? Mein kleines Mädchen!«

Ihre Mutter dagegen wirkte weniger glücklich. Sie war so abgemagert, als hätte sie seit Wochen nicht richtig gegessen. Wie jemand, dem man den einzigen Lebensinhalt genommen hatte.

»Mamet«, flüsterte Neff und fühlte sich plötzlich wieder wie ein Kind, das sich nach den warmen Armen seiner Mutter sehnte.

*Wappne dein Herz*, dachte sie erneut und lächelte ihren Eltern zu, obwohl sie gleichzeitig mit den Tränen kämpfte. *Vergiss nicht, warum du hier bist.*

Dann trat Herihor, der Priester mit dem Widderkopf, nach vorn und hob die Arme zum Himmel.

Die Menschen verstummten.

»Gelobt sei Amun, König der Lüfte, von geheimnisvoller Form. Herr über alles Sichtbare und Unsichtbare. Wir schätzen uns glücklich, am heutigen Tag der Thronbesteigung deines demütigen Dieners und Boten in Khetara beiwohnen zu können.«

Nun trat Meriamun mit erhobenem Kinn nach vorn. Sein Körper schimmerte von den gesegneten Ölen.

Der Priester mit der Falkenmaske ergriff das Wort. »Ich nenne dich den goldenen Horus, von göttlicher Erscheinung, Herr der beiden Länder.« Er reichte Meriamun den Krummstab.

»Ich nenne dich«, sagte nun der Priester mit der Ibismaske, »mächtiger Bulle, aufgestiegen in Thonis, ausdauernd in der Königsherrschaft.« Er reichte ihm die Geißel.

Neff beobachtete die Szene genau, bis sie durch ein flackern des Licht in der Menge direkt unterhalb der Tribüne abgelenkt wurde. Dort standen drei Frauen zusammen – drei ausgesprochen *seltsame* Frauen. Sie trugen aufwendige, extravagante Gewänder, eine in Weiß, eine in Schwarz und eine in Grün. Die Frau in Weiß hatte sandfarbene Haut und helle Augen, und als sie Neffs Blick bemerkte, verneigte sie sich kaum merklich vor ihr. Die Frau in Schwarz erinnerte an ein dunkles Spiegelbild der ersten Frau, mit Augen, so schwarz wie tiefe Brunnen. Als sie Neffs Blick begegnete, legte sie sich einen Finger auf die Lippen. Die Haare beider Frauen waren dunkelblau gefärbt. Die Frau in Grün hatte fleckige, warzenübersäte Haut, eine stämmige Figur und war bereits etwas älter. Sie schenkte Neff ein übermäßig breites Lächeln und zwinkerte ihr wissend zu.

*Ob sie Künstlerinnen sind? Tänzerinnen vielleicht? Aber wenn ja, warum stehen sie nicht mit den anderen auf der Bühne?*

Sie hatte die drei Frauen noch nie zuvor gesehen, und doch kamen sie ihr seltsam bekannt vor. Neff spürte, wie ihre Gedanken an den Ort zwischen Himmel und Erde drifteten, ins Innere der Flamme, wo ihre Visionen geboren wurden.

Ihr Verstand war benebelt wie bei einem Tagtraum. Langsam wandte sie sich wieder dem Krönungsritual zu, das beinahe vollendet war.

»Ich nenne dich«, verkündete nun der Priester mit der Widdermaske, der nun größer wirkte als zuvor, »Meriamun, Sohn des Amun. Er, dessen Gesicht die Sonne ist.«

Daraufhin neigte der Prinz sein Haupt, und der Priester setzte ihm die Doppelkrone auf.

Neff sah, wie aus der bemalten Maske des Priesters ein echter Widderkopf mit langen, gewundenen Hörnern und seltsamen, waagerechten Pupillen wurde. Amun – oder war es Chnum? Schließlich waren beide Widder. Vielleicht hatte der eine zum anderen geführt, oder sie waren immer schon ein und derselbe gewesen: Götter, die sich in Göttern verbargen, Rinnsale, die alle in denselben Fluss flossen.

*Vieles ist verborgen.*

»Erhebe dich, König von Khetara«, dröhnte der Priester.

*Aber vieles wird offenbart werden.*

König Meriamun trat zu ihr. Neff, die sich noch immer in ihrem entrückten Zustand befand, zuckte zusammen. Der König strahlte so hell, dass ihr sein Anblick in den Augen brannte.

*Die Sonne wärmt*, sagte eine Stimme in ihr, *aber sie kann auch sengend sein.*

Hatte sie diese Stimme, diese Worte nicht schon einmal gehört? Sie war sich nicht sicher.

Meriamun nahm ihr den Streitkolben aus den Händen und wandte sich an Kenna, der in die Mitte der Empore getreten war. Obwohl es helllichter Tag war, schien er in Schatten gehüllt. Er strahlte ein sanftes inneres Leuchten aus, das an Mondlicht erinnerte. Zwei Brüder – der eine blendend hell, der andere in Dunkelheit gehüllt. *Aber sie sind unvollständig*, schoss es Neff auf einmal durch den Kopf. Ohne die Prinzessin waren sie aus dem Gleichgewicht geraten.

*Wo ist sie?* Neffs Gedanken waren bei dem Orakelspruch. *Wo ist Sitamun?*

»Wie es die Tradition verlangt, werden der König und sein Bruder nun die Vereinigungszeremonie durchführen«, verkündete Herihor. »Mit diesem Ritual ehren wir unsere Ahnen, indem wir die Gründung unseres Königreichs nachstellen, in deren Zuge der erste große Pharao seinen Feind besiegte und unsere beiden Länder vereinte. Möge Khetara mit diesem Ritual auf ewig über seine Feinde siegen!«

Kenna trat vor und kniete vor dem neuen König nieder. Dabei legte er die Hände wie ein Gefangener, der auf seine Hinrichtung wartet, hinter dem Rücken zusammen. Mit sichtlichem Gefallen packte Meriamun seinen Bruder bei den Haaren und zerrte daran, sodass Kenna zu ihm aufblicken musste. Dann hob er den schweren Kolben über seinen Kopf.

Kenna schloss die Augen, als würde er beten.

Neffs Herz begann zu rasen. *Es ist nur gespielt*, versicherte sie sich selbst. *Er tut ihm nichts.*

Aber als sie den genießerischen Ausdruck in Meriamuns Augen sah, bekam sie dennoch Angst und hätte beinahe aufgeschrien, als der Kolben auch schon niedersauste und – kurz bevor er Kennas Schädel zerschmetterten konnte – in der Luft verharrte und harmlos wie ein zarter Kuss Kennas Scheitel berührte.

Meriamun ließ die Haare seines Bruders los, und Kenna sank in sich zusammen und täuschte seinen Tod vor.

Die Menge brüllte vor Begeisterung.

Neff sank erleichtert in sich zusammen.

Meriamun legte den Streitkolben nieder und nahm den Krummstab und die Geißel an sich. Dann wandte er sich wieder seinem Publikum zu, hob triumphierend die Arme und badete in der Bewunderung. Als er die Arme wieder senkte, kehrte Stille ein.

»Volk von Khetara«, sagte er mit Donnerstimme. »Ich komme

heute nicht nur als Pharao zu euch, sondern als Überbringer der Wahrheit. Seid auf der Hut! Viel zu lange ist die Wahrheit diesem Land fremd gewesen, und so sind es eure Ohren vielleicht nicht mehr gewohnt, sie zu hören. Aber ich glaube an euch. Ich glaube daran, dass ihr stark genug seid, um von der sengenden Hitze der Wahrheit gestählt und nicht zerstört zu werden. Habe ich nicht recht, Khetara? Seid ihr nicht stark genug, meine Worte zu verstehen?«

Das Volk jubelte.

Neff beugte sich gespannt vor. Was der König wohl sagen würde?

»Dann hört mir nun zu! Denn dies ist die Wahrheit!«, verkündete Meriamun dramatisch. »Mein Vater, möge sein Leben im Westen unendlich währen, war ein guter Mann, und ich trauere aus tiefster Seele um ihn. Aber, ihr Menschen von Khetara, ein guter Mann ist nicht immer auch ein guter König!«

Ein schockiertes Murmeln ging durch die Menge.

»Ebenso wie ich jetzt war er ein Werkzeug des göttlichen Willens«, fuhr Meriamun fort. »Ich glaube jedoch, dass er in seinen letzten Jahren taub war für das Wort der Götter. Aus Schwäche und Faulheit ließ er dieses einst so großartige Königreich brachliegen. Warum, glaubt ihr, wächst das Korn nicht mehr so hoch wie früher? Warum, glaubt ihr, fließt der Fluss nicht mehr so schnell wie früher? Warum, glaubt ihr, erfahrt ihr dort Leid, wo ihr früher gediehen seid? Ihr gebt den Göttern nichts, und so bekommt ihr auch nichts zurück. Wir haben vergessen, dass sich dieses Königreich nur durch Stärke und Opfer zu seiner vollen Kraft entfalten kann. Khetara hat zu lange unter dieser Dürre gelitten. Aber ab morgen wird diese Dürre vorbei sein. Morgen beginnt die Zeit der Überschwemmungen.«

Neff spürte, wie sich ihr seltsam entrücktes Gefühl noch verstärkte. Plötzlich war sie wieder in Bubas, stand vor Bastets Sänfte und sah vor ihrem inneren Auge Blut, nichts als Blut.

*Hütet Euch, denn bald schon wird der große Fluss von Khetara mit Blut gefüllt sein.*

»Morgen werden die vergessenen Schleusen der Macht weit geöffnet, damit die wahre Kraft dieses Königreichs wieder ungehindert fließen kann!«

Die Menge jubelte erneut.

»Morgen wird ein jeder, der es wagt, sich unserem übergeordneten Ziel zu widersetzen, in den Stromschnellen des Krieges ertrinken!«

Über das Tosen der Menge hinweg hörte Neff die traurigen Worte des Lammes.

*Wo einst Ordnung herrschte, wird das Chaos regieren.*

»Morgen«, donnerte Meri, »wird ein neues Khetara geboren!«

Neff geriet ins Taumeln. Es war, als wäre sie in ihre Vision zurückgekehrt. Als würde sie in Worten und Blut ertrinken.

*Sei gewarnt, Thonis, großes Haus des Amun!*

*Sei gewarnt, Sakesch, großes Haus des Ra!*

*Hütet Euch! Leid und Verderben den Kindern der zwei Länder!*

Neff schnappte nach Luft, und der Traum zerbarst. Sie blinzelte, der Lärm, die Farben, die Bewegung überwältigten sie.

Die Menge begann, sich zu zerstreuen. Sie schaute zu der Stelle, an der die drei seltsamen Frauen gestanden hatten, aber sie waren verschwunden.

Die Krönung war vorbei.

Meriamun drehte sich zu ihr um und legte ihr eine mit Juwelen besetzte Hand auf die Schulter. »Geht es dir gut, Nefermaat? Du siehst blass aus.«

Sie nickte. »Es ist nur die Hitze, mein König.«

»Warst du zu lange in der Sonne?«, fragte Meriamun. Das Strahlen, das von ihm ausging, war blendend grell.

»Ich glaube schon.«

»Dann komm. Es gibt noch viel zu erleben.«

Er bedeutete ihr, mit den anderen zurück in den Tempel zu gehen. »Es gibt Festessen und Feierlichkeiten bis tief in die Nacht, Speisen, wie du sie noch nie gegessen hast, Tanz, Musik ...«

Neff folgte ihm benommen. Sie hatte Angst. All die Menschen von Khetara, die verzweifelt nach Erlösung suchten, verehrten ihren strahlenden jungen König bereits jetzt. Umso schwerer lastete die Wahrheit über seine Bösartigkeit auf ihrem Herzen. Wie ein Stein, den sie eigentlich werfen sollte, anstatt ihn zu bewahren.

Sie überlegte, was er mit »Opfer« gemeint haben mochte. Bei dem Gedanken lief es ihr eiskalt über den Rücken.

»Unseren Spaß müssen wir heute haben, kleine Seherin«, flüsterte Meriamun ihr ins Ohr. »Denn morgen früh beginnt die Arbeit.«

Neff schloss fest die Augen und hielt sich an der Wahrheit fest. Denn sie war mehr als nur Waffe – sie war auch ein Anker.

*Ja, mein König, dachte sie grimmig. Morgen früh beginnt die Arbeit.*



## 34

# SITA

Sita hatte alles mit ansehen müssen.

Als Karim sie in die Höhle geschickt hatte, war sie davon ausgegangen, dass sie von den Palastwachen entdeckt worden waren. Oder von einer Räuberbande, die den Rauch ihres Lagerfeuers im Wind gerochen hatte. Die Arme fest um Behkais Hals geschlungen, hatte sie im Dunkeln gekauert und gebetet, dass Karim die Geräusche falsch gedeutet hatte. Dass es sich nur um ein Tier handelte oder die Fantasie mit ihm durchging.

Aber ihre Gebete waren ungehört geblieben.

Die Kreatur schien aus dem Nichts aufzutauchen. Als hätte sie einen Umhang abgeworfen, der aus reiner Nacht bestand. Sie hatte einen grotesken Gang und bestand offenbar nur aus Stoff und Haut und Knochen. Und doch gelang es ihr auf irgendeine Weise, mit

langsamen, aber unaufhaltsamen Schritten auf Karim zuzugehen.

War das die Mumie, die Karim angeblich in dem Grab zum Leben erweckt hatte? War dies Setnacht?

*Amun, vergib mir, dachte sie. Ich hätte ihm glauben sollen.*

Behkai wollte sich aus ihrer Umarmung winden, aber Sita hielt ihn fest. »Nein, mein Kleiner«, flüsterte sie. »Bitte, du darfst da nicht hingehen ...«

Karim stürzte sich auf die Kreatur. Bei dem Anblick riss sich Behkai los und stürmte aus der Höhle auf die Kämpfenden zu. Einen Sekundenbruchteil später gab er ein panisches Jaulen von sich, und Sita musste sich die Hände vor den Mund schlagen, um nicht entsetzt aufzuschreien.

Danach ging alles ganz schnell.

Das Feuer.

Das Blut.

Die Schreie.

Das leuchtend rote Licht.

Sie fragte sich, ob sie sich die Dinge, die dann geschahen, nur eingebildet hatte. Denn wie sonst ließ es sich erklären? Wie sonst war es möglich, dass sich das verdorrte Fleisch der Kreatur um Karims blutiges, noch immer pochendes Herz schloss? Dass die Kreatur im verblassenden Licht ihre wiedererstarbten Glieder reckte wie jemand, der aus einem tiefen Schlaf erwachte? Wie hätte so etwas im wahren Leben je geschehen können?

Sita beobachtete, wie der in Fetzen gehüllte Mann neben Karim niederkniete. Sie hörte ihn murmeln, doch er sprach zu leise, um etwas zu verstehen.

Dann erhob er sich, und sie hätte schwören können, dass er ihre Anwesenheit spürte, denn seine leuchtenden Augen fixierten den dunklen Höhleneingang so lange, dass ihre Knie weich wurden und sie sich mit angehaltenem Atem gegen die kalte Felswand presste.

Dann wandte er sich ab, stieg das Tal empor und verschwand, ohne sich noch einmal umzusehen.



Sita blieb noch lange in der Dunkelheit sitzen und wartete. Ihr Körper war starr vor Angst, und sie befürchtete, dass dieses Monster von Mann wieder auftauchen würde, sobald sie auch nur einen Muskel rührte.

Am Horizont brach der Morgen an. Mit zusammengekniffenen Augen blinzelte Sita ins Licht. *Ich kann mich nicht für immer hier verstecken. Irgendwann muss ich die Höhle verlassen. Mir mit eigenen Augen ein Bild machen.* Also zwang sie sich auf die Beine und trat langsam aus den Schatten.

Auf zittrigen Beinen näherte sie sich dem Bild des Grauens, das sich ihr darbot. In der grauen Asche des Lagerfeuers glühten noch immer einige orangefarbene Kohlestückchen.

Direkt daneben lag jemand, der sich zu einer festen Kugel zusammengerollt hatte.

»Behkai?«

Beim Klang ihrer Stimme zuckte ein Hundeohr. Langsam hob er den Kopf.

Sita schnappte nach Luft. Auf seiner linken Kopfhälfte prangte ein Brandmal, das sein Fell knochenweiß und sein Auge trüb und blass verfärbt hatte. Es hatte den scharfen Umriss einer Männerhand.

Sita kauerte sich vor den Hund und umfasste mit beiden Händen seinen Kopf. »Was hat diese Kreatur dir nur angetan?«, fragte sie mit zitternder Stimme.

Behkai schnüffelte an ihr und leckte ihr langsam und unter Anstrengungen übers Gesicht, als wollte er sie trösten, obwohl er doch derjenige war, der Schmerzen litt.

Die Augen des Hundes – das eine schwarz, das andere weiß – wanderten von ihrem Gesicht zu dem Leichnam hinter ihr. Er schnupperte, dann erhob er sich mühsam und trottete hinüber zu seinem Herrn. Aus dem Augenwinkel sah sie, wie er sich neben Karims toten Körper setzte, seinen schweren Kopf auf dessen Stiefel legte und dann still liegen blieb.

Genauer hinsehen wollte Sita nicht. Sie war sicher, den Anblick nicht zu ertragen.

*Wie damals bei Maet, dachte sie. Nur schlimmer. So viel schlimmer.*

Das Sonnenlicht erreichte das Tal und ließ jeden Stein, jedes Blatt, jeden Faden der Decke, unter der sie sich zusammengerollt hatte, deutlich hervortreten.

Schon bald würde kein Fetzen Dunkelheit mehr übrig sein, der gnädig verbarg, was hier geschehen war.

Sita schloss fest die Augen.

*Ich werde verrückt. Ich kann das nicht. Es geht nicht. Ich kann es einfach nicht!*

Und doch tat sie es.

Sie sah hin.

Karim lag mit ausgebreiteten Armen auf dem Rücken. Sein von Bartstoppeln überzogenes, blutbespritztes Gesicht blickte aus offenen Augen, die doch nichts mehr sahen, in den Himmel. Seine Lippen waren einen Spaltbreit geöffnet.

Es war doch nur wenige Stunden her, dass dieses Gesicht von flackerndem Feuerschein beleuchtet worden war und dabei so lebendig gewirkt hatte!

»Du kannst jetzt beruhigt schlafen«, hatte er gesagt. »Keine Sorge, ich halte heute Nacht Wache.«

Ihr Blick glitt nach unten. Sein Umhang und seine Tunika waren aufgerissen, darunter kam seine nackte Brust zum Vorschein.

Sita drehte sich der Magen um, und sie musste sich auf den Knien abstützen, um nicht umzukippen.

Sie würgte und schlug sich erneut die Hand vor den Mund, um einen Aufschrei zu unterdrücken.

Da war so viel Blut.

Es bedeckte Karims gesamten Oberkörper, war in dunklen Rinnsalen über seinen Bauch und seine Hüfte und nach oben zu seinem Schlüsselbein geflossen, wo es sich in der kleinen Kuhle zwischen den Knochen sammelte. In dem nassen Loch darunter, hinter gesplitterten, gebrochenen Rippen und zerfetztem rosafarbenem Fleisch, befand sich – eine Leere. Dieses Monster ... Dieser Mann ... Er hatte Karim das Herz aus der Brust gerissen und seinen Körper einfach wie eine leere Hülle liegen lassen.

Auf einmal musste Sita wieder an den Text denken, den sie aus Karims gestohlener Karte übersetzt hatte.

*Hier ruht Setnacht, sein Geist ist unzerstörbar, gottgleich seine Macht. Er soll nicht die Reise in den Westen antreten, denn sein Werk ist unvollendet.* Als Sita die letzte Zeile einfiel, wich ihr das Blut aus dem Gesicht. »Das Fleisch eines Akolyten«, murmelte sie. »Oder vielleicht besser ... das Herz?«

Mit dem Blick folgte sie Setnachts Fußstapfen durch den Sand, die in die Wüste führten. Wenn der uralte, furchterregende König bekommen hatte, was er wollte, und wirklich wieder zum Leben erwacht war – was hatte er dann als Nächstes vor?

Sita überlegte, was Karim ihr über das Orakel des Lamms erzählt hatte. Über die düsteren Omen, die auf Niedergang, Betrug und Krieg hindeuteten. Auf einen Fluss, der sich in Blut verwandelte. Als sie auf ihre letzten Tage im Palast zurückblickte, die zu den Ereignissen der vergangenen Nacht geführt hatten, kam es ihr vor, als würde der Fluss aus Blut längst fließen.

Es war so grausam. Endlich hatte sie jemandem vertrauen können. Jemandem, der ihr ebenfalls vertraute. Der sie einfach weiterhin gut behandelt hatte, auch als sie sich geweigert hatte, ihm bei seiner Aufgabe zu helfen.

*Ich hoffe, dass deine Geschichte ein gutes Ende nimmt.*

Sita näherte sich ihm auf bloßen Füßen. Überwältigt von Trauer, Scham und Verzweiflung fiel sie schluchzend neben Karims geschundenem Körper auf die Knie.

Sie riss sich an den Haaren. All ihre Schönheit, ihr ganzer Stolz – was nutzte ihr das noch? Der Schmerz tat gut. Ihr Körper sollte genauso leiden wie ihre Seele. Sie wiegte sich vor und zurück, zählte mit dem Rhythmus die Sekunden, die Minuten, die Ewigkeit ihrer Trauer. Nicht nur um Karim, sondern um alles, was sie verloren hatte.

Die beiden Amulette schwingen mit ihren Bewegungen mit und riefen ihr Nebets Gebet ins Gedächtnis.

*Das Blut der Isis.*

*Die Zauber der Isis.*

*Die magischen Worte der Isis.*

Nebet ... Wo sie wohl stecken mochte? War sie in Sicherheit? Und Kenna? Würde Sita die beiden je wiedersehen?

Sie verfluchte die Amulette. Der Skarabäus und der Isisknoten hätten sie vor allem Übel beschützen sollen. Doch gab es denn etwas Übleres als Seelenleid? Was nutzte ihr schon ein starker Körper, wenn ihr Herz gebrochen war?

*Königin des Throns, Göttin der Magie, betete Sita. Warum hast du mich verlassen?*

Sita dachte an das Mädchen, das sie einst gewesen war. Das am Fischteich gelegen, ins Wasser gestarrt und von der Liebe geträumt hatte. Auch um dieses Mädchen trauerte Sita nun. Denn es war ebenso tot wie all die anderen.

Nach einer langen Weile ließ der Tränenstrom nach, und ihr Atem ging wieder regelmäßiger. Sie hatte keine Ahnung, was sie als Nächstes tun sollte. Aber irgendwie musste es weitergehen. Behkai brauchte sie. Das Königreich brauchte sie. Das Problem war nur – wie? Sie mochte eine Prinzessin sein, aber allein hier draußen in der

Wüste half ihr das auch nicht weiter. Was nutzte ihr das königliche Blut in ihren Adern ohne die Macht der Krone?

*Eins nach dem anderen. Das Mindeste, was ich gerade tun kann, ist eine angemessene Bestattung für Karim.*

Sie rieb sich die Augen trocken und schniefte. Dann deckte sie Karim mit seinem versengten, blutgetränkten Umhang zu. Dabei rutschte etwas aus den Falten und blieb neben Sita im Sand liegen.

Es handelte sich um ein großes Lapislazuli-Amulett in Form eines Skarabäus.

Sie hob es hoch. Ein Beutestück, wie sie annahm, gestohlen aus einem lange vergessenen Grab.

Als sie es vom Sand befreite, entdeckte sie, dass in die Seite ein Schen-Ring geschnitzt war, ein längliches Oval, in das die Namen von Pharaonen geschrieben wurden. Die Symbole darin hatte sie schon einmal gesehen. Und es war gar nicht lange her.

»Setnacht«, flüsterte sie.

Dieses Amulett stammte nicht aus irgendeinem Grab. Sondern aus seinem.

Mit zitternden Händen drehte sie das Amulett um. Auf der Rückseite befanden sich weitere Symbole.

*Dies ist das Herz des Königs, stand dort.*

Sita starrte auf den blauen Stein in ihrer Hand, als wäre er ein Stück Himmel, das sich vom Firmament gelöst hatte. Worte und Bilder wirbelten durch ihren Kopf. Erinnerungen an Dinge, die zum Zeitpunkt ihres Geschehens bedeutungslos gewirkt hatten, sich nun aber zusammenfügten und an Kraft gewannen wie Rinnale, die sich zu einem rauschenden Fluss vereinten.

Ihr Vater, gebrechlich, aber am Leben: *Wenn du bis zu den Ohren in der Scheiße steckst, dann musst du in dir selbst nach dem Unerwarteten suchen.* Meris Hand an ihrer Wange: *Die Priester müssen Papyrusrollen wälzen, um die Macht des Heka zu erlernen. Aber wir*

*nicht. Dein und mein Fleisch ist das Fleisch der Götter, und durch unsere Adern fließt Magie.*

Karim, der ihr von einem Orakel in einem verstaubten, vergessenen Tempel erzählte: *Du hast ein Herz in den Händen gehalten.*

Und dann diese alte Frau mit der fleckigen, warzigen Haut und dem viel zu breiten Lächeln in der Nachmittagssonne: *Eure Worte haben Macht. Das Wort ist die Tat. Vergesst das nicht, wenn die Zeit gekommen ist.*

*Das Wort ist die Tat.*

In Sitas gesamtem Körper prickelte es – das Rückgrat, der Bauch, die Brust, wie ein Gewitter, das vom Westwind herangetrieben wurde und sie mit einem erhabenen, überwältigenden Gefühl erfüllte.

Sie schnappte nach Luft. Die Empfindung wurde mit jedem Atemzug mächtiger, bis sie es nicht mehr auszuhalten glaubte, und wurde dennoch immer stärker.

Glühte ihre Haut, oder war das nur das Licht des Sonnenaufgangs?

Sie schrie, bäumte sich auf. Doch den Stein ließ sie nicht los.

Das Licht wurde strahlender. Wie ein gleißendes Feuer, das wärmte, ohne dass man sich daran verbrannte.

Sie liebte das Gefühl und hasste es zugleich. Wollte, dass es aufhörte und zugleich für immer währte.

Und dann ...

Die Energie in ihrem Körper kam ruckartig zum Stillstand. Kein Laut ertönte, kein Vogelgesang, kein Summen über den Dünen.

Ein unvorstellbarer innerer Frieden überkam sie. Sie fühlte sich leicht, schwerelos. Strahlend. War sie selbst und gleichzeitig so viel mehr als das.

Sie sah zu Karim, betrachtete seinen entweihten, leeren Körper, und das friedliche Gefühl zerbrach. Sein Anblick erfüllte sie mit tiefem Missfallen. Ein Teil von ihm war gestohlen worden und

verschwunden. Eine Beleidigung dieser Art musste behoben, eine Leere dieser Art gefüllt werden.

Ihr Blick glitt über das Tal, das sich vor ihr erstreckte, und aus der Erde und dem Himmel rief sie eine Stimme an. Es war die Stimme einer Mutter. Nicht ihrer eigenen, sondern der Mutter aller. Es war die erste Stimme, die sie je gehört hatte. Die Stimme jener, die ihr einen Namen geschenkt hatte.

*Das Lamm.*

*Das Lamm.*

*Das Lamm.*

*Das –*

»Ich bin den Tod so leid«, sagte sie. Die Worte kamen ihr fremd vor. Ihr Blick wanderte zu dem blauen Stein, der in ihrer Hand pulsierte, als wäre er lebendig.

Dann wandte sie sich wieder an Karim. »Du darfst nicht sterben, Grabräuber. Wie ich bereits sagte, erträgt mein Gewissen keinen weiteren Tod.« Sie sprach mit einer fast schon übernatürlichen Ruhe. »Allein schaffe ich das nicht, Karim aus dem Roten Land. Deine Geschichte ist noch nicht zu Ende erzählt. Dieses Königreich braucht dich.« Der Stein pulsierte im Takt mit ihrem Herzschlag.

*Ba-dumm. Ba-dumm. Ba-dumm.*

»Ich brauche dich.« Sita drückte das Amulett in das klaffende dunkle Loch in Karims Brust. »Komm zurück zu mir!«, befahl sie.

Ein Sonnenstrahl blitzte grell über den Horizont, und aus dem Grund des Tals schoss ein Ring aus Kraft empor, der den Sand in Wellen auffliegen ließ. Behkai jaulte verängstigt auf, und Sita wurde mit einem Aufschrei nach hinten weggeschleudert. Als sie auf den Boden aufschlug, prallte sie mit dem Kopf gegen einen Stein.

Danach gab es nichts mehr.



Sita blinzelte unter Stöhnen. Sie lag auf dem Rücken am Grund des Tals, und ihr Kopf pochte. Wie viel Zeit war vergangen? Viel konnte es nicht gewesen sein. Der Sonnenstand hatte sich kaum verändert.

Sie versuchte, sich zu erinnern, was geschehen war, aber ihre Erinnerungen waren verschwommen. Sie wusste noch, dass da ein überwältigendes Gefühl gewesen war. Worte. Bilder. Das Amulett ...

*Das Amulett!*

Sie schnappte nach Luft und stützte sich mühsam auf die Ellenbogen hoch.

Karim saß vor ihr und starrte ins zunehmende Tageslicht. Sein Körper war noch immer blutbefleckt, aber das klaffende Loch in seiner Brust war unter einer Skarabäus-förmigen Narbe zusammengewachsen.

Als Sita sich bewegte, drehte er sich zu ihr um. In seinen Augen glomm ein unheilvolles Licht.

»Sitamun«, flüsterte er verängstigt. »Was hast du nur getan?«



## EPILOG

### MAU

Im Palast ging es neuerdings ausgesprochen laut zu. Der Katze missfiel das. Sie war an die regelmäßigen Abläufe vergangener Tage gewöhnt. Aber in letzter Zeit waren ihr Schlaf, ihr Appetit und selbst ihre Morgenwäsche durcheinandergeraten. Von früh bis spät hallten Stimmen durch die Gänge, und überall liefen mit schweren Schritten große Männer durch die Gegend, ohne einen Gedanken an zarte Pfoten und empfindsame Schwänze zu verschwenden. Doch das Schlimmste war: Niemand nahm sich die Zeit, ihr den Rücken zu kraulen.

Es war durch und durch taktlos. Und zwar von sämtlichen Beteiligten.

Sie vermisste die Gesellschaft der jungen Frauen, die früher in den wohligen warmen Gemächern geschlafen hatten. Und das kleine

Mädchen, das der Katze nach dem Abendessen stets heimlich ein Tellerchen Fleisch mitgebracht hatte. Sie waren alle fort. Und nun musste sie allein in ihren kalten, leeren Betten schlafen.

Nach einer besonders unruhigen Nacht in ihren alten Gemächern beschloss die Katze, sich ein neues Zuhause zu suchen. Der Palast war groß, irgendeinen Ort musste es doch geben, der ihre Zeit wert war.

Der Thronsaal war allerdings ungeeignet. Ständig war er voller Menschen, die über den Krieg und den Handel und irgendeine Prinzessin auf Abwegen jammerten. Außerdem hielt sich dort der Mann mit den hellen Augen und den blitzweißen Zähnen auf. Die Katze war Raubtier genug, um ein anderes zu erkennen und sein Revier zu meiden.

Auch die unteren Räume eigneten sich nicht für ihre Zwecke. Im einen roch es selbst für ihren Geschmack zu stark nach Tod, die anderen waren voller schmutziger Männer und Frauen, eingepfercht und bewacht wie Vieh. Einer von ihnen *roch* sogar nach Vieh. Und nach Erde. Die Katze mochte ihn. Ihm fehlte eine Hand, aber mit der anderen kralte er sie manchmal hinter den Ohren. Schmutzig und dunkel war es dort unten dennoch, und es roch nach Angst. Wohl kaum ein angemessener Aufenthaltsort für eine Katze!

Im Lustgarten war es zu heiß.

Und in der Haupthalle gab es kein weiches Fleckchen zum Schlafen.

Als sie kurz davor war, die Hoffnung aufzugeben, stieß sie auf eine Schlafkammer, die offenbar neu bezogen worden war. Sie schob den Kopf durch den Vorhang und spähte hinein. Auf einem Bodenkissen saß ein Mädchen. Die Katze kannte es aus dem Tempel. Um das Mädchen herum lagen allerlei merkwürdige Gegenstände. Stapelweise zusammengerollter Papyrus, winzige Alabastergefäße und rosafarbene Kalksteinflaschen, Amulette in Rot, Blau und Grün, Wachsklumpen, eine Öllampe, ein Flusspferdzahn ...

In der Nase der Katze kitzelte es. Hier drinnen roch es nach Macht. Nach Rauch und Honig und Wein.

Das Mädchen hielt zwar eine Schriftrolle in den Händen, doch es sah sie nicht an. Sein Blick ruhte auf dem goldenen Horizont hinter dem offenen Fenster. Vor ihm lag der wohl einzige unansehnliche Gegenstand in der Kammer: ein kleiner, krummer Ast.

Als die Katze eintrat, knisterte eine Schriftrolle unter ihren Pfoten, und das Mädchen wurde aus seinem versunkenen Zustand gerissen.

»Oh!«, sagte es zu seiner Besucherin. »Schön, dich wiederzusehen. Ja, wer ist ein hübsches Kätzchen?«

*Nun, ich natürlich*, dachte sich die Katze. *Wer auch sonst?*

»Möchtest du vielleicht ein Weilchen bei mir bleiben?«, fragte das Mädchen. »Ich kenne hier sonst noch niemanden und könnte wirklich dringend eine Freundin gebrauchen.«

Die Katze musterte das Mädchen nachdenklich. Es war gänzlich unbehaart, was merkwürdig aussah, aber durchaus seinen Reiz hatte. Vielleicht musste es ja noch umsorgt werden. Wie ein neugeborenes Kätzchen. Zögerlich schnupperte sie an dem Mädchen. Obwohl es kahl war, hatte es etwas seltsam Katzenhaftes an sich. Eine jede Katze war von der Göttin berührt worden. Und dieses Mädchen dem Geruch nach ebenfalls.

Nach kurzem Zögern zuckte die Katze zustimmend mit dem Schwanz und rieb ihren Kopf an der ausgestreckten Hand des Mädchens.

»Darf ich dir etwas erzählen?«, fragte das Mädchen und streichelte der Katze dabei auf genau die Weise den Rücken, die sie am liebsten mochte.

Es war nur natürlich, einer Katze seine Geheimnisse anzuvertrauen. Katzen waren außerordentlich gut darin, diese zu hüten. Und die Katze hatte den Verdacht, dass auch das Mädchen auf seine Weise eine Geheimnishüterin war.

»Ich hatte heute Nacht einen wirklich seltsamen Traum«, fuhr das Mädchen fort. »Von einem geflügelten Löwen, einer Schlange, die sich häutet, und einem hell leuchtenden blauen Käfer. Was, glaubst du, könnte das bedeuten?«

Die Katze schnurrte nur.

Das Mädchen schüttelte den Kopf, als würde es schaudern, und richtete seine Aufmerksamkeit wieder auf die Schriftrolle in seiner Hand. »Aber eigentlich habe ich dafür auch gar keine Zeit. Ich habe Arbeit zu erledigen.«

Und so entzündete sie die Öllampe, nahm den Flusspferdzahn in die Hand und begann zu lesen.

»Amun«, rezitierte sie. »Eröffne mir deine verborgenen Orte. Bastet, eröffne mir deine Macht und deine Geheimnisse. Maat, eröffne mir die Wahrheit hinter allen Dingen. Isis, eröffne mir die Namen aller Dinge. Heka, eröffne mir die Worte und das Wirken der Magie. Öffnet mir die Augen, segnet mich mit eurer Weisheit, und ich will eure untertänige Dienerin auf dieser Erde sein.«

Das Mädchen las weiter und ließ dabei in komplizierten Kreisen den Zahn über dem Zweig kreisen. Hielt inne. Fuhr wieder fort.

In den Ohren der Katze prickelte es vor Interesse. *Oh, was für ein aufregender Ort!* Das Mädchen in Weiß war warm und bequem – vor allem aber war es unterhaltsam.

Und diese Ablenkung war ... nun ja. Unwiderstehlich.

Am Ende spuckte das Mädchen auf den Zweig und wartete.

Nach langem, angespanntem Warten begann der Zweig, mit seh-nigen, schlangenhaften Bewegungen zu zucken.

Dann erstarrte er.

Das Mädchen strahlte, seine Augen leuchteten vor Begeisterung, und es begann von vorn.

Die Katze schlenderte zu einem Kissen und drehte sich ein paar-mal um sich selbst, ehe sie sich darauf niederließ, um das Mädchen zu beobachten. Sie konnte kaum erwarten, wie es weitergehen würde.

## GLOSSAR

### ORTE

**KHETARA:** Die vereinten Königreiche der beiden Länder Oberkhetara und Unterkhetara. Oberkhetara besteht aus dem Deltagebiet, Unterkhetara aus einem bergigen Trockengebiet.

**DER ITERU-FLUSS:** Das Herzblut Khetaras. Der Iteru verläuft von Süden nach Norden mitten durch das Königreich und speist die Felder an seinen Ufern. Zudem dient er als Handelsweg in andere Königreiche.

**THONIS:** Hauptstadt von Oberkhetara. Heimat des Königspalastes.

**BUBAS:** Ein südöstlich von Thonis gelegenes Dorf, geheiligte Heimat der Göttin Bastet und ihres Tempels.

**SAKESCH:** Eine Stadt in Unterkhetara, die noch immer unter den Auswirkungen der Vereinigung leidet.

**DAS ROTE LAND:** An den Westen Khetaras grenzende Wüste, in der Nomadenstämme leben.

## FIGUREN

(IN REIHENFOLGE IHRES ERSCHEINENS)

### AUS THONIS:

**KÖNIGIN BINTANAT:** Erste Frau des Amunmose und Mutter der Drillinge Sita, Meri und Kenna.

**NEBET:** Leibdienerin der Königin und später der Prinzessin.

**PRINZESSIN SITAMUN – »SITA«:** Siebzehnjährige Tochter von Amunmose und Bintanat, Schwester von Meri und Kenna.

**FEMI:** ein junger Palastwächter.

**KÖNIG AMUNMOSE:** Pharao von Khetara, Ehemann der Bintanat (und zahlreicher Nebenfrauen). Vater der Drillinge.

**MAET:** Sechsjährige Tochter von Amunmose und einer Nebenfrau. Halbschwester der Drillinge.

**PRINZ MERIAMUN – »MERI«:** Siebzehnjähriger Sohn von Amunmose und Bintanat. Bruder von Sita und Kenna.

**MEISTER MENTUHOTEP:** Hohepriester Amuns und Stundenpriester.

**HERIHOR:** Oberster Heka-Priester im Tempel des Amun.

**PRINZ BAKENAMUN – »KENNA«:** Siebzehnjähriger Sohn von Amunmose und Bintanat. Bruder von Sita und Meri und Sempriester im Haus des Amun.

**TADIA:** Amunmoses Lieblingskonkubine.

**KÖNIG SEMATAUI (VERSTORBEN):** Der große Vereiniger – der oberkhetarische König, der vor Amunmose regierte. Zog während seiner Herrschaft gegen Unterkhetara in den Krieg und ermordete dessen König Rahotep, um die zwei Lande unter der Doppelkrone zu vereinigen.

**NEHSCHI:** Ein junger Priesternovize.

### AUS BUBAS:

**NEFERMAAT – »NEFF«:** Ein dreizehnjähriges Mädchen aus dem einfachen Volk.

**AHURA:** Neffs Mutter.

**PEPI:** Neffs Vater, ein Spruchrollenverkäufer.

**HENHEN und ISTARA:** Neffs Freundinnen.

**MEISTERIN KARO:** Die mächtige Hohepriesterin aus dem Tempel der Bastet.

### AUS SAKESCH:

**RAIT-TAUI – »RAI«:** Neunzehnjähriges Bauernmädchen. Tochter des Anchu und gelegentlich als Straßenkämpferin tätig.

**BUTO:** Ein Straßenkämpfer.

**OMARI:** Rais neunzehnjähriger bester Freund. Tischler und Teilzeitrebell.

**TAMERIT – »TAM«:** Zwanzigjährige Weberin.

**MAMET MUT:** Oberste Weberin und größte Klatschtante der Stadt.

**ANCHU:** Rais Vater. Ehemaliger Schreiber. Weizenbauer und Rinderzüchter.

**DER NOMARCH:** Verwalter von Sakesch, wird von König Amunmose ernannt.

**BAKI:** Schäfer mit einer jungen Familie.

**ASIM:** Anführer der Horizont-Rebellen.

**MENK:** Asims rechte Hand.

**KÖNIG RAHOTEP (VERSTORBEN):** Letzter König von Unterkhetara vor dem Vereinigungskrieg. Gemeinsam mit dem Großteil seines Hofstaats von König Semataui ermordet.

## ||||| AUS DEM ROTEN LAND: |||||

**KARIM:** Ein neunzehnjähriger Grabräuber – Mitglied der Gruppe, die sich »die Schakale« nennt.

**HAGER:** Mitglied der Schakale.

**BABU:** Einundzwanzigjähriger Anführer der Schakale.

**DJET:** Ein dreizehnjähriger Junge, neustes Mitglied der Schakale.

**PASENHOR – »PA«:** Alter Priester des Chnum.

**BEHKAI:** Erst Pas, dann Karims Hund.

**SETNACHT:** Ein alter Pharao, dessen Name aus den Geschichtsbüchern gelöscht wurde – nur um tausend Jahre nach seinem Tod wiederentdeckt zu werden.

## GÖTTER

**AMUN:** Unsichtbarer Schöpfergott der Luft und des Mysteriums, auch bekannt als »der Verborgene«. Hat blaue Haut. Wie Chnum wird er manchmal mit einem Widderkopf dargestellt.

**ANUBIS:** Schakalköpfiger Gott der Bestattungsrituale und Seelenführer in die Unterwelt.

**BASTET/SACHMET:** Die katzenköpfige Göttin der Freude und der weiblichen Geheimnisse. Tritt auch mit einem Löwenkopf als Kriegsgöttin Sachmet in Erscheinung, die ihre gefährlichere Seite als Beschützerin vor dem Bösen repräsentiert.

**CHEPRE:** Skarabäusköpfiger Gott der Schöpfung und Erneuerung. Symbolisiert den täglichen Kreislauf aus Sonnenaufgang und Sonnenuntergang.

**CHNUM:** Widderköpfiger göttlicher Töpfergott, dem nachgesagt wird, er habe auf dem großen Rad den Menschen aus Lehm geformt. Wird manchmal auch als Lamm dargestellt.

**HEKET:** Froschköpfige Göttin der Fruchtbarkeit und der Geburt. Ehefrau des Chnum.

**HORUS:** Falkenköpfiger Sohn von Isis und Osiris. Rächte den Tod seines Vaters, indem er Seth im Kampf besiegte. Das Horusauge oder Udjat-Auge gilt als Schutzsymbol.

**ISIS:** Die große Mutter, Göttin der Magie und der Königsherrschaft. Beschützerin des Königreichs. Schwester der Nephthys und Ehefrau des Osiris.

**NEPHTHYS:** Schutzgöttin der Dunkelheit, der Geburt und der Magie. Schwester der Isis, Ehefrau des Seth.

**OSIRIS:** Gott der Toten, Richter und Herrscher der Unterwelt. Ehemann der Isis, die ihn wiedererweckte, nachdem er von seinem Bruder Seth ermordet wurde. Hat grüne Haut.

**RA:** Gott der Mittagssonne, der Ordnung und der Könige. Gilt als erster Pharao von Khetara. Wird auf viele verschiedene Weisen abgebildet, unter anderem als Falke, Skarabäus, Mensch und – in der Unterwelt – als Widder.

**SETH:** Gott des Chaos, der Stürme, der Wüste und der Farbe Rot. Abgebildet mit dem Kopf eines seltsamen, hundeartigen schwarzen Wesens (»Seth-Tier«). Gilt als Bösewicht unter den Göttern, wird aber von einigen Sekten verehrt.

**SOBEK:** Kampflustiger krokodilköpfiger Gott des Iteru-Flusses.

## BEGRIFFE

**CHAMSIN:** Ein heißer, trockener Wüstenwind.

**HEQAT:** Eine khetarische Maßeinheit für Korn.

**KALASIRIS:** Einfaches, eng anliegendes Kleid.

**MAMET und YATI:** Mama und Papa.

**MEDJAU:** Polizei von Khetara.

**MUTU:** Ein Geist, der nicht in die Unterwelt übergegangen ist und nun ruhelos über die Erde streift.

**SCHEDEH:** Gegorener Granatapfelsaft.

**SCHEMSU HOR:** Reise des Pharaos durch Khetara, um das Volk zu besuchen und sich ein Bild von den Zuständen in seinem Königreich zu machen.

**SCHENDIT:** Ein kurzer Faltenrock, wie er von den Männern Khetaras getragen wird.

**SEN/SENA:** Bruder/Schwester.

**SISTRUM:** Ein rasselähnliches Instrument, das bei heiligen Zeremonien und Ritualen zum Einsatz kommt.

**UDJAT:** Das Schutzauge des Horus.

**ZEBU:** Khetarisches Buckelrind.

## ARTEN VON PRIESTERINNEN UND PRIESTERN:

**STUNDENPRIESTER:** Deuten Träume und sagen die Zukunft voraus.

**HEKA-PRIESTER:** Nutzen Zaubersprüche, Zauberstäbe und Rituale zu magischen Zwecken.

**SEM-PRIESTER:** Führen Bestattungsrituale und die Einbalsamierung der Toten durch. Auch bekannt als »Männer des Anubis«.

**WABET:** Priesterinnen und Priester von niedrigem Rang. Manchmal auch Heilerinnen bzw. Heiler.

# NACHWORT DER AUTORIN

Dieses Buch ist das Ergebnis meiner lebenslangen Leidenschaft für das alte Ägypten. Meine Eltern und drei meiner Großeltern stammen gebürtig aus Ägypten, weswegen ich mit sepiafarbenen Bildern meiner Familie in Kairo und Heliopolis groß geworden bin, ägyptisches Essen gegessen und mir ständig Geschichten über ihr dortiges Leben angehört habe. Schon als Kind wollte ich so viel wie möglich über die alte Geschichte Ägyptens lernen, die einem gewaltigen Märchen voller Glanz, Geheimnisse, beeindruckender Errungenschaften und Magie gleicht. Durch die Arbeit an diesem Buch habe ich viel gelernt – und doch ist mein Wissen nach wie vor nur ein winziger Bruchteil der Geschichte eines Königreichs, das fünf Jahrtausende umspannte – ein kleiner Tropfen in einem Meer von Wundern. Ich bin so dankbar, dass mir diese Reihe die Zeit und den Raum gegeben hat, meine Ausbildung fortzusetzen.

Das Königreich Khetara ist eine Fantasiewelt, aber seine Religion, Kultur, Geografie und Geschichte orientieren sich eng am alten Ägypten. Dazu habe ich mich von vielen Primär- und Sekundärquellen inspirieren lassen, darunter Geschichten aus dem Papyrus Westcar und dem Papyrus Ani (eines der wichtigsten bekannten ägyptischen Totenbücher). Weitere Anregungen boten mir die Amarna-Zeit, der »Ketzerpharao« Echnaton und die Anhänger des Seth in Hut-waret, vor allem aber das Orakel des Lammes, eine

alte Prophezeiung aus dem Jahr 4 n. Chr. Vielen Dank an all die großartigen Ägyptolog\*innen, deren Arbeit diese Texte über die Jahrhunderte hinweg für die Leser von heute zugänglich gemacht hat. Ich habe viele verschiedene Bücher und digitale Quellen für meine Recherchen verwendet, möchte an dieser Stelle aber zwei von ihnen besonders hervorheben: Bob Brier – sowohl für seine Vorlesungsreihe zur Geschichte des alten Ägypten als auch für sein Buch *Ancient Egyptian Magic* – und die großartige bereits verstorbene Barbara Mertz (alias Elizabeth Peters) für ihr Buch *Red Land, Black Land: Daily Life in Ancient Egypt*. Diese drei Quellen spielten für die Entstehung dieses Romans eine zentrale Rolle und haben meine Fantasie immer wieder aufs Neue beflügelt.

Es heißt ja immer, man solle das Buch schreiben, das man selbst gern lesen möchte, und genau das habe ich mit *His Face Is the Sun* getan. Aufgrund meines tiefen Interesses an Ägyptologie habe ich es auch in der Hoffnung verfasst, dass sich die Lesenden auf diesen Seiten von meiner Leidenschaft für die Geschichte des alten Ägypten anstecken lassen und vielleicht mehr über eines der größten Königreiche erfahren wollen, das jemals auf dieser Erde existiert hat.

Da Lesen und Schreiben den Heiligen und Mächtigen vorbehalten waren, betrachteten die alten Ägypter Schriftsteller\*innen als Magier\*innen. Wie die Götter schufen sie Leben aus dem Nichts – und zwar nicht irgendeine Art von Leben. Denn im Gegensatz zu Menschen leben Worte ewig.

Ich bin unglaublich dankbar, dass ich die Möglichkeit hatte, meine Worte in die Welt hinauszutragen, und ich hoffe von ganzem Herzen, dass sie noch viele Jahre lang Leser\*innen erreichen werden, damit auch sie den nach Rauch, Honig und Wein duftenden Wind riechen und – wenn auch nur für einen kurzen Moment – an Magie glauben.

*Michelle Jabès Corpora, Mai 2025*

## DANK

**T**räume können also doch wahr werden! Obwohl es schon mein zehnter Roman ist und ich jedes einzelne meiner Bücher liebe, ist *His Face Is the Sun* die anspruchsvollste und persönlichste Geschichte, die ich je geschrieben habe, und ich schulde einer ganzen Menge Leute meinen Dank, weil sie mir die Möglichkeit und den nötigen Mut gegeben haben, sie auch zu schreiben. An erster Stelle steht meine fantastische Agentin Allison Hellegers, die in dem Moment dabei war, als die Idee zu dieser Reihe geboren wurde. Alli, ohne dein unerschütterliches Vertrauen und dein Branchenwissen wäre das alles nicht möglich gewesen. Tausend Dank an dich und alle bei Stimola Literary Studio für eure unermüdliche Unterstützung.

Zudem möchte ich Annette Pollert-Morgan, Jenny Lopez, Karen Masnica, Lia Ferrone, Delaney Heisterkamp und dem gesamten Team von Sourcebooks dafür danken, dass sie von Anfang an an *Throne of Khetara* geglaubt haben. Annette, deine geniale redaktionelle Arbeit und deine ansteckende Begeisterungsfähigkeit haben mich auch in den schwierigsten Schreibphasen zum Lächeln gebracht und mir sehr dabei geholfen, eine bessere Romanautorin zu werden.

Ein großes Dankeschön auch an Lizzie Clifford und alle bei Hachette UK für ihr leidenschaftliches Engagement für die Reihe und an all die anderen Verlage auf der ganzen Welt, die sich auf *Khetara* und mich eingelassen haben. Ebenso ein großes Dankeschön an

Clementine Ahearne, Elizabeth Guess und alle bei der Intercontinental Literary Agency sowie an Friederike Belder und das gesamte Team der Agentur Schlück, die dafür gesorgt haben, dass *Khetara* auch auf dem internationalen Markt Fuß fassen kann. Und an Jason Dravis: Danke, dass du das Besondere an dieser Reihe erkannt und mich unter deine Fittiche genommen hast.

An Tom Roberts und Micaela Alcaino: Danke euch beiden, dass ihr diesem Buch zu einem so schönen, strahlenden Gesicht verholft habt – eure Cover-Designs treiben mir jedes Mal, wenn ich sie sehe, die Freudentränen in die Augen. Ich werde eure Kunstwerke bis ans Ende meiner Tage bewundern. Und den Künstlern Gerralt Landman und Bassel Elkadi danke ich dafür, dass sie die Welt und die Charaktere von *Khetara* so brillant illustriert haben!

Meiner eifrigen Testleserin Heather Allen danke ich für ihre scharfsinnigen Beobachtungen und Vorschläge und dafür, dass sie zu den Ersten zählte, die den Rohentwurf dieses Buches gelesen haben, und mir versichert hat, dass es etwas Besonderes ist.

An meine Jiu-Jitsu-Teamkollegen und Trainer bei Crazy 88 MMA, insbesondere meinen großartigen Freund und Trainer Nathan Allen: Danke, dass ihr mich davon überzeugt habt, dass ich Unmögliches schaffen kann, dass ihr mich stark gemacht habt und dass ihr mir beigebracht habt, wie es sich anfühlt, wiederholt auf der Nase zu landen. (Man soll nur über Dinge schreiben, die man aus eigener Erfahrung kennt!)

An meine Schwester Nikki: Danke, dass du nicht nur Beta-Leserin bist, sondern auch ewige Cheerleaderin – für diese Reihe und für mich. Ich liebe dich, große Schwester.

Und an den Rest meiner wunderbaren Familie auf beiden Seiten – alle Jabèses, Stones, Finkelsteins, Corporas, Mszanskis und Rihns – sowie an meine lebenslangen Freunde: Danke, dass ihr mich all die Jahre lang in meiner schriftstellerischen Karriere unterstützt habt.

An meine Mutter und meinen Vater: Danke für eure immerwährende, bedingungslose Liebe und dafür, dass ihr mich zu dieser Reihe inspiriert habt. Ich hoffe, ihr wisst, dass ihr auf jeder Seite dieses Buchs zu spüren seid. Und Ma – ich werde nie das Mittagessen vergessen, das wir im *Memories* hatten, als ich »den Anruf« bekam. Danke, dass du mich auf jedem Schritt meines Weges begleitet hast.

An meine wunderschönen Töchter Gwen und Ellie: Danke für eure Umarmungen und Küsse, für die Teekränzchen und dafür, dass ihr mir immer dann meinen Plüschalligator gebracht habt, wenn ich ihn am meisten gebraucht habe. Ich hoffe, dass ihr eines Tages auf all das zurückblicken und euch daran erinnern werdet, dass Träume wahr werden können.

Und schließlich danke ich meinem Mann Adam für die aufmunternden Worte, die Brainstormings, die Feiern. Dafür, dass du in Einkaufszentren vor Fremden mit mir prahlst, dass du in jeder Buchhandlung nach meinen Büchern suchst und mir Videos schickst, in denen du darauf zeigst. Danke, dass du staubsaugst, die Wäsche machst, die Badezimmer putzt und die Mädchen zu ihren Terminen fährst, wenn ich zu beschäftigt oder zu müde bin. Danke, dass du der beste Geschäfts- und Lebenspartner bist, den man sich wünschen kann, und dass du mir den Freiraum gibst, den ich brauche, um in unserem kleinen Arbeitszimmer unter dem Dach eine ganze Welt zu erschaffen. Elk liebt dich, mein Liebster. Wir haben es geschafft!

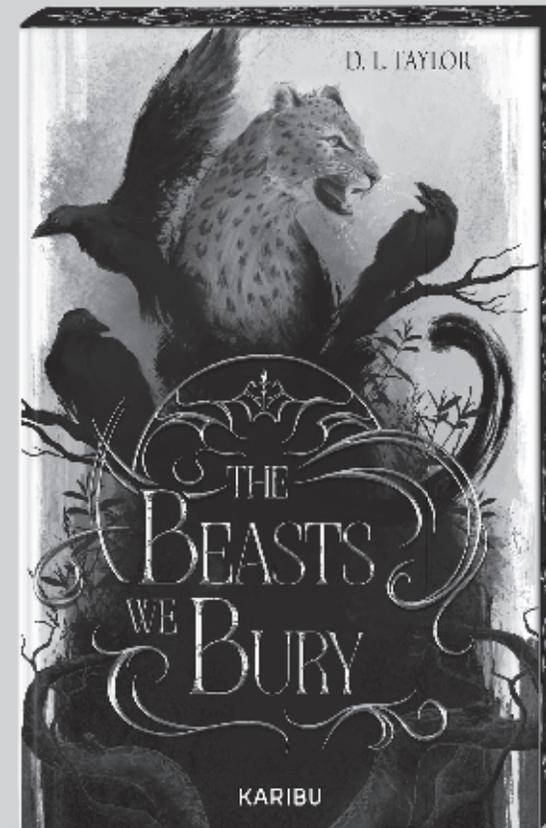
**Michelle Jabès Corpora** ist Schriftstellerin, Redakteurin und Kampfsportlerin. Sie arbeitet in der Verlagsbranche als Redakteurin und Konzeptentwicklerin und hat als Ghostwriterin fünf Romane einer Krimiserie für Jugendliche geschrieben. *American Horse Tales: The Dust Bowl* war Michelles erster Roman unter ihrem eigenen Namen. Ihr zweiter Roman, *The Fog of War: Martha Gellhorn at the D-Day Landings*, wurde 2021 veröffentlicht.

**Sarah Heidelberger**, Jahrgang 1981, studierte Philosophie und Soziologie in München, Tübingen und Hamburg. Seit 2006 übersetzt sie Bücher für Erwachsene, Jugendliche und Kinder aus dem Englischen und Spanischen.

**Knut Krüger**, geboren 1966, arbeitet als Autor und Übersetzer. Er ist Vater dreier Kinder und lebt in München.

# #ENEMIESTOLOVERS #ONEBED #SLOWBURN

EIN ABSOLUTES MUSS FÜR FANS VON  
„POWERLESS“ UND „THRONE OF GLASS“

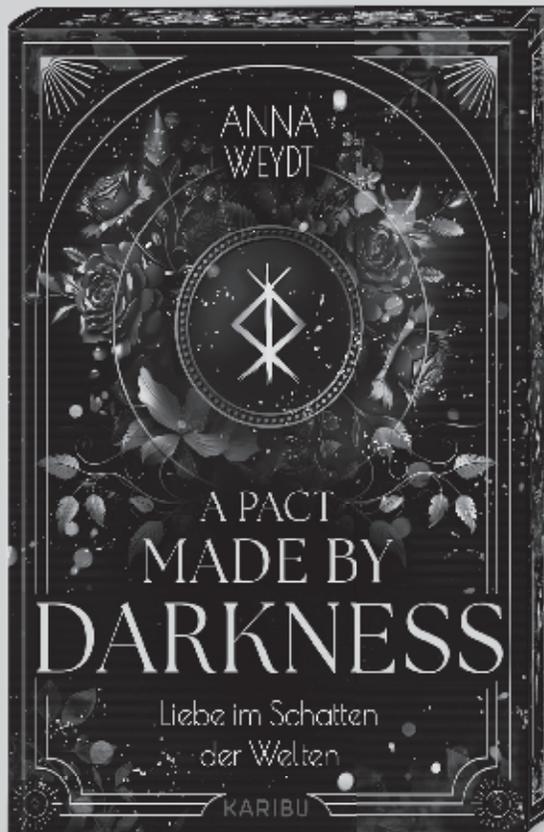


D. L. TAYLOR / **THE BEASTS WE BURY (BAND 1)**  
ISBN 978-3-96129-480-0 / AB 14 JAHREN

[WWW.KARIBUBUECHER.DE](http://WWW.KARIBUBUECHER.DE)

#STARCROSSEDLOVERS  
#SLOWBURN  
#HIDDEN TRUTHS

DER PACKENDE AUFTAKT DER ROMANTASY-DILOGIE

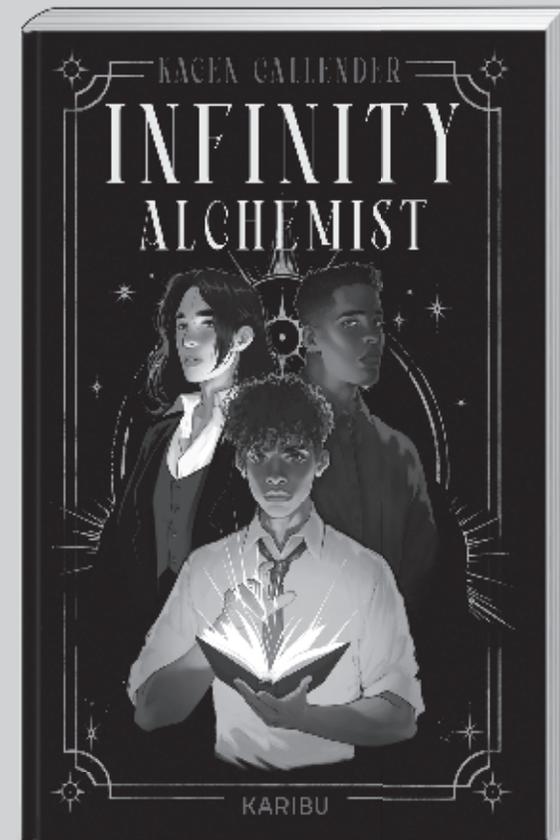


ANNA WEYDT / **A PACT MADE BY DARKNESS**  
ISBN 978-3-96129-484-8 / AB 14 JAHREN

[WWW.KARIBUBUECHER.DE](http://WWW.KARIBUBUECHER.DE)

#SLOWBURN #ONEBED  
#LOVETRIANGLE

IST IHRE LIEBE STÄRKER  
ALS DIE GIER NACH MACHT?



KACEN CALLENDER / **INFINITY ALCHEMIST**  
ISBN 978-3-96129-558-6 / AB 14 JAHREN

[WWW.KARIBUBUECHER.DE](http://WWW.KARIBUBUECHER.DE)

KARIBU – Ein Verlag der Edel Verlagsgruppe



1. Auflage 2025

© 2025 Edel Verlagsgruppe GmbH, Neumühlen 17, 22763 Hamburg

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Die automatisierte Analyse des Werkes, um daraus Informationen, insbesondere über Muster, Trends und Korrelationen gemäß § 44 b UrhG (»Text und Data Mining«), zu gewinnen, ist untersagt.

Die englischsprachige Originalausgabe erschien 2025 unter dem Titel »His Face Is The Sun – Throne of Khetara BOOK ONE« bei Sourcebooks fire

An imprint of Sourcebooks

P. O. Box 4410, Naperville, Illinois 60567-4410, USA

Copyright © 2025 by Michelle Jabès Corpora, LLC

Umschlagillustrationen: Tom Roberts unter Verwendung

von Maryna Poliashenko/Getty Images, Maksym,

Dehil/Getty Images, vkulieva/Getty Images

Landkarte und Kapitelvignetten: Gerralt Landman

Published by Arrangement with Michelle Leah Jabès Corpora

Umschlaggestaltung: Christian Keller

Übersetzung: Sarah Heidelberger und Knut Krüger

Layout & Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-96129-501-2

Printed in Germany

[www.karibubuecher.de](http://www.karibubuecher.de)

Redaktionsanschrift:

Edel Verlagsgruppe GmbH,

Kaiserstraße 14 b, 80801 München

[www.edelverlagsgruppe.de/kontakt](http://www.edelverlagsgruppe.de/kontakt)

[www.karibubuecher.de/kontakt](http://www.karibubuecher.de/kontakt)

---

---

# AUS STAUB GEFORMT, DURCH BLUT ERWECKT

Tödlich wie der heiße Wüstenwind drohen Spannungen das Königreich Khetara zu zerstören. Der verhasste Pharao siecht in seinem goldenen Palast an einer geheimnisvollen Krankheit dahin, während gleichzeitig Gerüchte über Verrat und Rebellion erblühen. Vier junge Menschen, die sich noch nie begegnet sind, werden aus ihrem Leben gerissen und mitten in den Konflikt hineingezogen. Eine Prinzessin, eine Priesterin, ein Rebell und ein Grabräuber – sie alle sind auserwählt, und nur gemeinsam können sie das Königreich retten. Doch wer wird am Ende auf dem Thron von Khetara sitzen, wenn sich der rote Staub gelegt hat?

DER EPISCHE AUFTAKT DES  
NEW YORK TIMES-BESTSELLERS

---

---

KARIBU

ISBN 978-3-96129-501-2

WG: 1220



€ 19,99 (D)

[www.karibubuecher.de](http://www.karibubuecher.de)